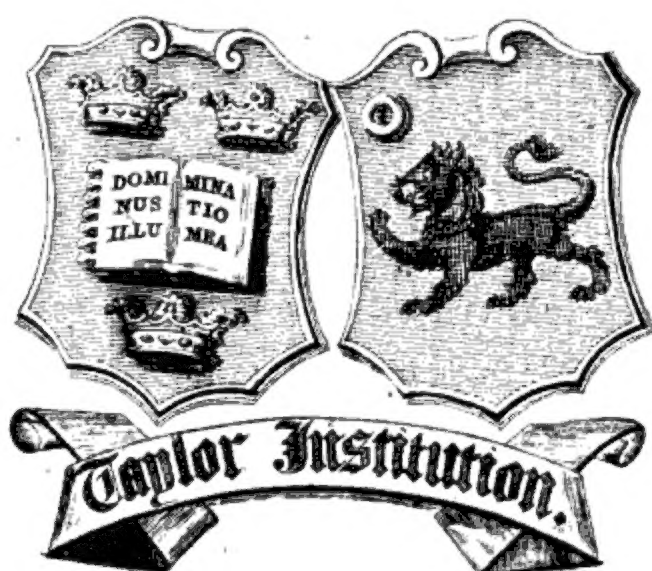
Digitized by Google


DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA
Taylor Institution.

Digitized by Google

Wilhelm von Humboldt.

Lebensbild und Charakteristik

von

R. Haym.

Berlin, 1856.
Verlag von Rudolph Gaertner.
Amelang'sche Sortiments-Buchhandlung.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
16 APR. 1932
OF OXFORD

Vorwort.

Gustav Schlesier's, bekanntlich, ist das Verdienst, zuerst eine Lebensgeschichte Wilhelm's von Humboldt versucht zu haben. Das mühsam und sorgfältig von ihm zusammengetragene Material muß einem Jeden, der sich nach ihm derselben Aufgabe unterzieht, zu Statten kommen. Für zahlreiche Nachweisungen und Notizen sind auch die Blätter der folgenden Schrift den „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt"*) verpflichtet.

Ein kaum minder reichlicher Stoff jedoch ist durch spätere Veröffentlichungen zugänglich geworden, und, was die Hauptsache ist, das Meiste davon ist so glänzend und bedeutsam, daß der Reiz, dasselbe biographisch zu verarbeiten, wächst, wie man sich näher damit vertraut macht.

Aber freilich, nun erst gewahrt man, wie unmöglich mit alledem eine lückenlose und erschöpfende Darstellung des äußeren Lebens Humboldt's auch jetzt noch bleiben muß. Noch immer sind die wichtigsten Documente zurück, und es ist wenig Aussicht, daß sie durch directe Bemühung sollten hervorgelockt werden können. Sie sind in öffentlichen und in Familienarchiven verborgen. Kleinsinn und Aengstlichkeit hält die einen, Zartsinn und Pietät die andern verschlossen. Wie Viele wären in der Lage, Rücksichten solcher Art zu besiegen? und wer wiederum hätte Lust, durch persön-

*) Zwei Theile. Stuttgart 1843 – 1845.

liches Zudringen sich lästig zu machen, zu bitten, um sich abweisen, wieder zu bitten, um sich mit einigen Blättern, ungern und zweifelnd bewilligt, abfinden zu lassen?

Und wozu auch? Wenn die zugänglichen Quellen nicht ausreichen, das äußere Leben des Mannes erschöpfend und bis in's Detail der Thatsachen zu übersehen: — unendlich wichtiger und reizender ist es, die wunderbare Individualität desselben, sein inneres Sein und den allgemeinen Gang seiner geistigen Entwickelung darzulegen. Eine Charakteristik Wilhelm's von Humboldt ist der eigentliche Zweck des vorliegenden Werkes.

Einer solchen Charakteristik, in der That, kömmt Alles entgegen, was seit dem Erscheinen der „Erinnerungen" von Schlesier an neuem Material zu Tage gekommen ist Erst durch die Veröffentlichung — um nur Einiges zu erwähnen — der früher blos fragmentarisch bekannten Erstlingsschrift Humboldt's ist ein klarer Einblick in die Ideen und Strebungen seiner Jugend möglich geworden. Die Weise seines Alters durchschaut man vollständig erst seit der Herausgabe der „Briefe an eine Freundin" und der Mittheilung einer größern Anzahl seiner Sonette. Eine Fundgrube für den Historiker ist das Leben Stein's von Pertz: — auch für die Charakteristik Humboldt's gewährt es die reichste Ausbeute. Durch die Pertzische Veröffentlichung der „Denkschrift über Preußens ständische Verfassung" ist die politische Thätigkeit des Mannes; sie ist nach einer anderen Seite durch die im 5. Bande seiner Gesammelten Werke *) abgedruckten „Amtlichen Arbeiten und Entwürfe" um Vieles verständlicher geworden. Sein Verhältniß zu Schiller hat durch den Schiller-Körner'schen Brief-

*) Bevorwortet von Alexander von Humboldt, herausgegeben von Carl Brandes erschienen die Gesammelten Werke Wilhelm's von Humboldt Berlin 1841—1852. Nur die vier ersten Bände davon lagen dem Verfasser der „Erinnerungen" vor. Mit dem 7. Bande ist die Sammlung für geschlossen erklärt worden.

wechsel, seine Stellung zu Wolf und zur Philologie durch die Briefe an Wolf an Klarheit gewonnen. Eine Reihe anderer Briefe endlich, vor Allem die an die Wolzogen und die an die Prinzessin Louise ergänzen sich mit allem Uebrigen, um das Bild Humboldt's, des Menschen, in das befriedigendste Licht zu stellen.

Auch abgesehen aber von diesen neuen Schätzen, — auch die alten verdienten es, von Neuem ausgebeutet zu werden. Denn das Verdienst Schlesier's in Ehren: für die Charakteristik Humboldt's hat er seinem Nachfolger hinreichend zu thun übrig gelassen.*) Eine so geistesmächtige, so tiefe und ideale Persönlichkeit darf an sich mehr als Ein Mal zur Ausstellung gebracht; sie verdient vor Allem dem heutigen Geschlechte gedanken- und charakterloser Staatslenker in ihrer ganzen leuchtenden Größe gezeigt und wieder gezeigt zu werden. An seinen Schriften, ebenso, besitzt unsre Nation einen Schatz, der an Reichthum dem in den Werken ihrer beiden großen Dichter enthaltenen nahe kömmt, wie er ihm innerlich wahlverwandt ist. Diesen Schatz der Nation zugänglicher zu machen lohnte gleichfalls einen zweiten Versuch. Waren doch die sprachwissenschaftlichen Arbeiten Humboldt's von unserm Vorgänger nur kurz und äußerlich abgefertigt worden. Man wird finden, daß wir einige Mühe und ein gut Theil Interesse

---

*) Völlig unerheblich vollends ist Alles, was außer der Arbeit von Schlesier und den schon von diesem benutzten Charakteristiken Varnhagen's, F. v. Müller's und Böckh's über Humboldt geschrieben und uns bekannt geworden ist. Eine bei Balde in Cassel erschienene Biographie Wilhelm's von Humboldt ist lediglich eine aus Schlesier ausgeschriebene Sudelei. Die „Lichtstrahlen“ welche eine Dame aus den Briefen Humboldt's gesammelt und mit einer biographischen Skizze begleitet hat (Dritte Auflage. Leipzig 1855), machen keinen Anspruch auf Selbständigkeit. Auch der Aufsatz endlich von K. Ohly in Noacks Jahrbb. für specul. Philos. 1848 S. 543ff. („W. v. Humboldt in der Gesammtbedeutung seines Lebens und Strebens“) will, nach der eigenen Angabe des Verfassers, nichts Anderes als eine „journalistische Skizze“ sein.

an die Darstellung von Forschungen gewandt haben, die zu den tiefsinnigsten und fruchtbarsten gehören, deren die wissenschaftliche Literatur der Deutschen sich zu rühmen hat.

Wie dem jedoch sei, wir haben keinen Begriff von einer Charakteristik, die nicht wesentlich historisch verführe. Ein Individuum stellt sich nur dar, indem es sich vor unsren Augen entwickelt. Es entwickelt sich vor Allem aus dem Kern seines eignen Wesens; es entwickelt sich zugleich mit den Schicksalen des äußeren Lebens, an den Bildungseinflüssen des Jahrhunderts, im Zusammenhang mit den allgemeinen geschichtlichen Ereignissen und Verhältnissen. Eine Charakteristik Wilhelm's von Humboldt daher konnten wir nicht versuchen, ohne zugleich ein möglichst vollständiges und genaues Bild seines Lebens zu zeichnen, und ein solches Lebensbild nicht zeichnen, ohne es in die Entwickelung des deutschen Geistes und Lebens mitten hineinzustellen.

So war der Plan dieser Schrift und so rechtfertigt sich ihr Titel. Ueber die Ausführung dieses Planes sich zu rechtfertigen ist die Sache der Schrift, nicht die Sache des Vorredners.

Halle, 20. März 1856.

R. H.

Inhalt.

Erstes Buch.

Jugendleben und frühester Bildungsgang.

(1767—1792.)

Erster Abschnitt. Bis zum Eintritt in den Staatsdienst. (1767—1790.)

Bildungsepoche von Humboldt's Jugend. — Familie und erste Erziehung. — Erste schriftstellerische Arbeit. — Fraueneinfluß. — Abgang zur Universität. — Frankfurt. Göttingen. — Ausflüge von Göttingen. — Antiaufklärerischer Bildungskreis. — Verhältniß zu Jacobi. — Verhältniß zu Forster. — Reise nach Paris. — Nach der Schweiz. — Zusammentreffen mit Lavater . . . . S. 1—31.

Zweiter Abschnitt. Staatsdienst und Muße. (1790—1792.)

Rückkehr nach Berlin. — Eintritt in den Staatsdienst. — Das Kammergericht und der Unger'sche Proceß. — Epikuräischer Zeitgeist. — Humboldt's Lebensansicht und Differenz von Forster. — Verheirathung und Austritt aus dem Staatsdienst. — Der Dalberg'sche Kreis. — Ideen über Staatsverfassung. — Versuch über die Grenzen der Wirksamkeit des Staats. — Tendenz dieser Schrift und Zusammenhang mit dem politischen Charakter der Zeit. — Verhältniß zur Kant'schen Philosophie. — Antike Anklänge. — Gedankengang des „Versuchs". — Werth und Berechtigung der darin vorgetragenen politischen Theorie. — Excurs über die Religion. — Aesthetischer Excurs. — Geschichtsphilosophische Sätze. — Rückblick und Vorblick . . . . S. 32—66.

Zweites Buch.

Fortgesetzte Selbstbildung.

(1792—1808.)

Erster Abschnitt. Alterthumsstudium. (1792—1794.)

Die neue philologische Epoche. — Heyne und F. A. Wolf. — Bekanntwerden mit Wolf. — Humboldt's Auffassung des Studiums des griechischen Alterthums. — Verhandlung darüber mit Wolf. — Skizze über die Griechen. — Rückwirkung auf Wolf. — Programm von Humboldt's philologischen Studien und schriftstellerische Pläne. — Geist und Me-

thode dieser Studien. — Persönliches Verhältniß zu Wolf und Briefwechsel mit demselben. — Quietistischer Einfluß der Beschäftigung mit dem Alterthum . . . . S. 69—87.

Zweiter Abschnitt. Philosophie und Aesthetik. (1794—1797.)

Bekanntwerden mit Schiller. — Schiller's ästhetische Untersuchungen. — Einfluß auf Humboldt. — Uebersiedelung nach Jena. — Schiller und das Horenproject. — Inneres Verhältniß Schiller's und Humboldt's. — Verwandtschaft und Verschiedenheit beider. — Ihre Gespräche. — Einfluß auf Humboldt. — Recension des Jacobi'schen Woldemar. — Kritischer Charakter und philosophischer Gehalt der Recension. — Horenaufsatz über den Geschlechtsunterschied. — Verhältniß zur Naturphilosophie. — Gedankengang und stilistischer Charakter des Aufsatzes. — Horenaufsatz über die männliche und weibliche Form. — Stil, Methode, Inhalt des Aufsatzes . . . . S. 88—121.

Von Jena nach Berlin. — Geistige Atmosphäre der Hauptstadt. — Rahel. — Gentz. — Einfluß der Berliner Existenz auf Humboldt. — Briefverkehr mit Schiller. – Kritische Theilnahme an dessen Arbeiten. — Charakter der Humboldt'schen und der Körner'schen Kritik. — Humboldt's Urtheil über Schiller's dichterische Eigenthümlichkeit. — Einseitigkeit dieses Urtheils. — Ueber Schiller's dramatischen Beruf. — Vergleichung Schiller's mit den Griechen. — Fortlaufende Alterthumsstudien. — Verbindung des ästhetischen mit dem philologischen Interesse. — Daraus hervorgehende literarische Projecte. — Project einer Charakteristik des griechischen Geistes. — Project einer Charakteristik des Zeitalters. — Project einer Einleitung zu dieser Charakteristik. — Schicksal aller dieser Pläne . . . . S. 121—146.

Zweiter Jenenser Aufenthalt. — Verhältniß zu Göthe. — Beurtheilung Göthe'scher Arbeiten. — Theilnahme an der Entstehung von Hermann und Dorothea. — Schrift über Hermann und Dorothea. — Höchste Gesichtspunkte derselben. — Darin vorgetragne ästhetische Theorie. — Verhältniß zur Hegel'schen Aesthetik. — Abhängigkeit von Kant und Fortbildung der Kant'schen Grundlagen. — Verhältniß zur Schiller'schen Aesthetik. — Charakteristik der Göthe'schen Dichtereigenthümlichkeit. — Bestimmung des Verhältnisses des Dichterwerthes Schiller's und Göthe's. — Formelle Beschaffenheit der Schrift. — Humboldt und A. W. Schlegel. — Verhältniß zu der ästhetischen Kritik der romantischen Schule . . . . S. 146—172.

Dritter Abschnitt. Reiseleben. (1797—1802.)

Reisepläne. — Reise nach Norddeutschland. — Tod von Humboldt's Mutter. — Einfluß der Reisepläne auf die wissenschaftlichen Projecte. — Vorbereitung zu einer großen Reise. — Dresden. — Verkehr mit Körner. — Wien. — Aenderung des ursprünglichen Reiseplans. — Paris. — Leben und Interessen daselbst. — Anthropologisch-ästhetischer Gesichtspunkt der Weltbetrachtung. — Das französische Theater. — Aufsatz über dasselbe. — Die Physiognomik. — Aufsatz über das Musée des petits Augustins. — Reiseeindrücke und Reisestudien. — Spanische Reise. — Zweck und Methode des Reisens. — Reiseskizzen aus Biscaya. — Beschreibung des Montserrat's. — Idee einer dichterischen Kosmogonie. — Gedicht in der Sierra Morena. — Bildungsresultate.

— Beginnendes Sprachstudium. — Das Baskische. — Rückkehr nach Deutschland. — Aufenthalt in Berlin . . . . . S. 173—202.

Vierter Abschnitt. Italien. (1802—1808.)

Bedürfniß geregelter Thätigkeit. — Ernennung zum Residenten in Rom. — Ankunft in Rom. — Die Situation und der Charakter des römischen Postens. — Humboldt's Auffassung seiner Stelle. — Bedeutung des römischen Aufenthalts. — Vollendung von Humboldt's Selbstbildung. – Heimathserinnerungen. — Tod Schiller's. — Persönliche und gesellschaftliche Beziehungen. — Familienverhältnisse. — Tod von Humboldt's Knaben. — Allgemeiner Eindruck Roms. — Rom ein Bild des Alterthums. Rom der Mittelpunkt der alten und neuen Welt. — Rom ein Spiegel der Weltgeschichte. — Rom ein vollkommen idealischer Ort. — Werth und Recht dieser Auffassung. — Daraus erwachsende elegische Stimmung. — Religiöse Stimmung. — Genußstimmung. — Römische Studien. — Pindar- und Aeschylusübersetzung. — Frühere Uebersetzerthätigkeit. — Innere Geschichte des Humboldt'schen Uebersetzens. — Die Agamemnonübersetzung. — Werth und Charakter derselben. — Zusammenhang mit der Linguistik. — Linguistische Gesichtspunkte und Studien in Rom. — Poetische Versuche. — Gedicht: „Rom." — Gedicht an Alexander v. Humboldt. — Rückkehr nach Deutschland S. 203—246.

Drittes Buch.

Staatsmännische Wirksamkeit.

(1809—1819.)

Erster Abschnitt. Leitung des Cultus und Unterrichts. (1809—1810.)

Deutsche Gesinnung Humboldt's. — Gefärbt vom Charakter der Zeit. — Die politischen Schicksale Deutschlands und Preußens. — Eindruck auf Humboldt. — Berufung in's Ministerium. — Motive zur Annahme. — Die Literaturepoche und die Praxis. — Verhältniß Humboldt's zur Praxis. — Idealistische Gesinnung und dem entsprechende Situation des preußischen Staats. — Zusammentreffen mit den Gedanken und der Wirksamkeit Stein's. — Aufklärerischer Charakter der politischen Thätigkeit Humboldt's. — Sein Individualismus und Demokratismus. — Geist seiner Unterrichts- und Erziehungsreform. — Elementarerziehung. — Pestalozzi. — Höherer Unterricht. — Gymnasien und Universitäten. — Gründung der Berliner Universität. — Humanistischer Charakter der von Humboldt gepflegten Bildung. — Gegensatz gegen utilistisches und gegen theologisches Wesen. — Stellung zur Religion. — Hellenisirende Richtung. — Metaphysische Subtilität im Formellen. — Praktische Kunst. — Benehmen gegen Wolf . S. 249—282.

Zweiter Abschnitt. Diplomatische Thätigkeit. (1810—1818.)

Schiefe Stellung im Ministerium Altenstein. — Sturz des Altenstein'schen Ministeriums. — Rücktritt Humboldt's in die Diplomatie. — Ernennung zum Gesandten in Wien. — Besuch bei Stein. — Beschaffenheit des Wiener Gesandtschaftspostens. — Muße und Studien während des Wiener Aufenthalts. — Persönliche Verhältnisse. — Die

russische Katastrophe. — Geänderte Bedeutung des Wiener Postens. — Lage Oesterreichs, Aufgabe und Verhalten Humboldt's. — Oesterreich's Abwendung von Frankreich. — Humboldt verläßt Wien. — Aufenthalt in Ratiborzitz. — Einfluß der Ereignisse auf Humboldt's Stimmung und Gesinnung . . . . S. 283—301.

Auf dem Prager Congreß. — Humboldt's Auffassung der Sachlage. — Die Situation. — Verlauf des Congresses. — Ausgang S. 302—308.

Aufenthalt im Hauptquartier. — Teplitz. — Zusammenwirken mit Stein. — Deutsche Verfassung. — Centralverwaltung. - Frankfurt. — Aufbruch nach Frankreich. — Freiburg. — Congreß zu Chatillon. — Erster Pariser Friede. — Reise nach England und der Schweiz. S. 308—318.

Der Wiener Congreß. — Humboldt's Lage. — Charakteristik seiner Wirksamkeit auf dem Congreß. — Seine diplomatische Befähigung und Methode. — Die deutsche Verfassungsangelegenheit. — Humboldt's Verfassungsentwürfe. — Note vom 10. Februar. — Frage wegen Herstellung der Kaiserwürde. — Denkschrift gegen die Kaiserwürde. — Schicksal der Kaiserfrage und schließlicher Verlauf der deutschen Verfassungssache. — Erneuerung des Bündnisses gegen Napoleon. — Schluß des Congresses. — Ueber Berlin nach Paris . . . S. 318—348.

Der zweite Pariser Friede. — Lage der Dinge und Stellung der Paciscirenden. — Humboldt, Blücher, Hardenberg. — Denkschrift von Capodistria. — Humboldt's Widerlegung derselben. — Scheitern der preußischen Ansichten. — Die heilige Allianz. — Humboldt's Unzufriedenheit. — Ende des Pariser Aufenthalts . . . . S. 348—364.

Aufenthalt in Frankfurt. — Die Territorialcommission. — Provisorische Uebernahme der Bundestagsgesandtschaft. — Auftreten gegen den österreichischen Bundestagsgesandten. — Eröffnung des Bundestags. — Ernennung zum Gesandten in London . . . . . S. 364—370.

Aufenthalt und Wirksamkeit in Berlin. — Preußische Zustände. — Ernennung zum Mitglied des Staatsraths. — Verhältniß zu Hardenberg. — Opposition gegen diesen. — Hergänge im Staatsrath. — Zerwürfniß mit dem Staatskanzler und Folgen davon. S. 370—376.

Londoner Gesandtschaft. — Gesuch um Zurückberufung. — Inneres Leben während der diplomatischen Laufbahn. — Verhandlungen wegen der Zurückberufung. — Motive des Gesuchs. — Rückkehr von London. — Der Aachner Congreß. — Wiedereintritt in die Territorialcommission in Frankfurt . . . . S. 376—386.

Dritter Abschnitt. Die Verfassungsfrage.

Errichtung des Ministeriums für ständische Angelegenheiten. — Verkehr Humboldt's mit Stein in Frankfurt. — Denkschrift über ständische Verfassung. — Motive der Verfassungsverleihung. — Allgemeiner Charakter des Humboldt'schen Verfassungsbildes. — Princip der Organisation. — Antidoctrinärer Conservatismus. — Die Adelsfrage. — Correctur der altständischen Institutionen. — Gesammtbild der Verfassung. — Deren Werth. — Gang ihrer Einführung. — Verlängerung des Frankfurter Aufenthalts. — Ankunft in Berlin. — Zustände im Ministerium. — Hindernisse der Verfassung. — Die Demagogenverfolgung und die Karlsbader

Conferenzen. — Humboldt's Oppositionsstellung. — Seine Entlassung. — Rückblick . . . . S. 387—426.

Viertes Buch.

Zurückgezogenheit.

Erste Hälfte.

Sprachwissenschaft.

Erster Abschnitt. Entwickelungsgang der linguistischen Studien und Ansichten Humboldt's.

Allmälige Fixirung des sprachwissenschaftlichen Interesse's — Perioden in der linguistischen Ansicht. — Erste Periode: Ausgehn vom Baskischen. — Zweite Periode: Einfluß des Sanskrit. — Dritte Periode: Anschluß an den malayischen Sprachstamm. — Die Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues . . S. 429—445.

Zweiter Abschnitt. Die philosophischen Voraussetzungen und Grundlagen.

Abhängigkeit von den formellen Bestimmungen der Kant'schen Philosophie. — Uebereinstimmung mit dem Geiste dieser Philosophie. — Freiheitsinteresse. — Dualistische Anschauung. — Einfluß des Aestheticismus. — Spuren der Wissenschaftslehre. — Unabhängigkeit von dem philosophischen Dogmatismus der Romantik . . . S. 446—463.

Dritter Abschnitt. Methode und Darstellungsweise.

Die wahre wissenschaftliche Methode, dargestellt in dem Aufsatz: über die Aufgabe des Geschichtschreibers. — Scheinbare Abweichungen von dieser Methode. — Praktische Anwendung der Methode. — Ihr Charakter. — Vergleich mit Lessing. — Mit Niebuhr. — Schriftstellerische Mängel. — Ursache derselben. — Stil. — Vergleich mit dem Schiller'schen Stil. — Schätzung der Muttersprache. — Behandlung fremder Sprachen . . . . S. 464—491.

Vierter Abschnitt. Die Ergebnisse.

1. Die Frage über Ursprung und Wesen der Sprache.
   Ursprung der Sprache. — Fortführung der Herder'schen Ansicht. — Das Wesen der Sprache. — Die Sprache als vermittelnde Energie. — Antinomien im Wesen der Sprache und deren Lösung. S. 492—500.
2. Nähere Analyse des Sprachverfahrens.
   Abstracte Grundlage des Sprachverfahrens. — Der concrete Inhalt desselben. — Die constitutiven Elemente der Sprache. — Proceß der Durchdringung dieser Elemente. — Analogie zwischen Gedanken und Laut. — Articulation. — Proceß der Sprache in ihrer Wirklichkeit als Wort und Rede. — Begriffs-, Kategorien- und Verhältnißbezeichnung (Wurzeln, Worte und grammatische Formen). — Nachahmende, symbolische und analogische Bezeichnung. — Schematismus der Sprache. — Die Sprache als nie vollständig gelingendes Streben . . . . . . S. 500—512.

3. Die erscheinende Sprache.
Die Sprache als Organismus. — Princip der Sprache. — Form und Charakter der Sprache . . . . S. 512—516.
4. Die Idee der Sprache und die einzelnen Sprachen. Versuch einer Classification.
Verhältniß zwischen der Idee der Sprachvollendung und den wirklichen Sprachen. — Grund der Verschiedenheit der letzteren. — Classification. — Flexion, Isolirung, Agglutination. — Flexion, Isolirung, Einverleibung. — Bedeutung des Verbum, der Conjunction und des Relativ-Pronomen. — Gegensatz der rein gesetzmäßigen und der davon abweichenden Sprachform. — Das Chinesische, das Sanskrit und die in der Mitte liegenden Sprachen. — Resultat aller dieser Classificationsversuche . S. 516—532.
5. Die Sprache und die Geschichte.
Geschichtliche Entwickelung jeder Sprache. — Perioden der Sprachentwickelung. — Erste, zweite, dritte Periode. — Entwickelungsstufen innerhalb der ersten Periode. — Erste, zweite, dritte, vierte Stufe. — Verhältniß dieser zeitlichen zu der idealen Stufenfolge. — Dargestellt als Uebergang von Einsilbigkeit zu Mehrsilbigkeit. Entwickelungsstufen in den späteren Perioden . . S. 532—548.
6. Begriff und Ziel der Sprachwissenschaft. Zusammenhang mit der Geschichtsphilosophie.
Werth und Begriff der Sprachwissenschaft. — Verschiedene Theile derselben. — Nothwendige Verbindung dieser Theile. — Zusammenhang mit der Geschichtsphilosophie. — Teleologischer und dynamischer Gesichtspunkt. — Der letztere ist der höchste für die geschichtsphilosophische Ansicht der Sprachwissenschaft. — Kritik dieses Gesichtspunkts. — Geschichtsphilosophische Sätze. — Erstes, zweites, drittes Gesetz . . . . S. 548—560.

Viertes Buch.

Zurückgezogenheit.

Zweite Hälfte.

Anderweitige Thätigkeit, Leben und Zustände bis zum Tode.

(1820—1835.)

Einrichtung in Tegel. — Reisen und Aufenthaltswechsel. — Reise nach Paris und London. — Lebensweise . . . . . S. 563—568.
Nachklänge der politischen Thätigkeit. — Ansicht der politischen Lage seit 1820. — Briefe an Stein. — Denkschrift an Vincke. — Tod Hardenberg's. — Witzleben's Bemühen um Humboldt's Wiederberufung. S. 568—574.
Wissenschaftliche Thätigkeit. — Linguistik. — Das griechische Alterthum und die neue Charakteristik der Griechen. — Das indische Alterthum. — Wahlverwandtschaft mit dem indischen Geiste. Der Aufsatz über die Bhagavad-Gita . . . . S. 568—583.
Gemüthsleben und persönliche Bezüge. — Die Frauen. — Charlotte Diede. — Briefwechsel mit Charlotte Diede. — Charakteristik der

„Briefe an eine Freundin". — Humboldt's Gattin. — Verhältniß Humboldt's zu seiner Gattin. — Krankheit und Tod der Frau von Humboldt. . . . . S. 583—594.
Neue Lebensepoche. — Einsamkeit. — Familienleben und persönliche Beziehungen. Die Julirevolution. — Zurückberufung in den Staatsrath. — Museumscommission. — Der Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate. — Berichte im Verein der Kunstfreunde. — Antikisirende Kunstrichtung. — Beschränkte Anerkennung des Modernen. — Vertiefte ästhetische Ansicht. — Neue Charakteristik Göthe's. — Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller und Vorerinnerung zu demselben. — Lobrede auf Kant. — Verhältniß zur Hegel'schen Philosophie. — Leben in Erinnerungen. — Erinnerung an Frau von Humboldt. — Ihr Denkmal, ihr Bildniß, ihre Briefe. — Die Sonette. — Form und innerer Charakter derselben . . . . S. 594—623.
Schlußcharakteristik. — Humboldt „von keinem Alter". — Das Alter als die vollendende Lebenszeit. — Frühere Zweideutigkeit und Paradoxie. — Nunmehriger Abschluß zu innerer Harmonie. — Einfluß der äußeren Lebenslage. — Antike und moderne Charaktermomente. — Ermilderung des Individualismus. — Liebe zur Natur. — Frömmigkeit. — Hoffnung auf persönliche Fortdauer . . . S. 623—638.
Die letzten Jahre. — Reisen, Krankheit, Tod. — Epilog. S. 638—641.

Zu berichtigen:

S. 21 Z. 12 v. o. lies bezeigte. — S. 23 Z. 13 v. u. streiche das Komma. — S. 26 Z. 22 v. o. lies konnte. — S. 28 Z. 13 v. u. lies allgemein. — S. 38 Z. 4 v. o. lies würden statt werde. — S. 72 Z. 6 v. u. setze ein Semikolon hinter begrüßte. — S. 85 Z. 11 v. u. lies lernbegierigen. — S. 98 Z. 17 v. o. lies verstehende. — S. 102 Z. 11 v. u. lies Individualität. — S. 108 Z. 17 v. u. lies den Formalismus statt der Formalismus. — S. 112 Z. 11 v. u. lies Paradoxien statt Paradigmen. — S. 126 Z. 9 v. u. lies knüpften. — S. 174 Z. 3 v. o. lies Von. — S. 231 Z. 8 v. u. lies ihn statt ihm. — S. 259 Z. 1 v. o. lies deren. — S. 270 Z. 1 des Textes v. u. lies selbständig. — S. 274 Z. 1 v. o. lies vermöge statt vermögen. — S. 290 Anmerk. 3 ist hinzuzufügen: Vgl. den Brief an Paulus vom 22. Mai 1812 bei Reichlin-Meldegg, Paulus und seine Zeit II. 267. — S. 327 Z. 13 v. u. lies 1823 statt 1820. — S. 331 Z. 6 v. o. lies Nachläßliche statt Nachlässige. — S. 339 Z. 3 v. o. lies in den statt in der. — S. 376 Z. 4 v. o. lies Finanzsystems statt Regierungssystems. — S. 426 Z. 18 v. u. lies entschiedensten. — S. 438 Z. 6. v. u. streiche das Komma hinter der. — S. 468 Z. 12 v. o. streiche das Komma hinter „von etwas Festem." — S. 516 Z. 1 v. o. lies verwischt. — S. 531 Z. 5 des Textes v. u. lies vollkommen statt unvollkommen. — S. 544 Z. 12 v. o. lies beeinträchtigt. — S. 586 Z. 8 des Textes v. u. lies ernste statt erste. — S. 588 Z. 7 v. o. lies einschneidendsten. — S. 597 Z. 9 u. 8 v. u. lies Kriegs- und Revolutionsperiode. — S. 604 Z. 8 v. o. lies modernen statt andern. — S. 616 Z. 1 v. o. setze das Komma vor nicht.

Erstes Buch.

Jugendleben und frühester Bildungsgang.

Erster Abschnitt.

Bis zum Eintritt in den Staatsdienst.

Es waren die letzten Regierungsjahre Friedrich's des Großen. Das geistige Leben, welches sich unter der Anregung und dem Schutze des großen Königs entfaltet hatte, stand in Preußens Hauptstadt in voller Blüthe. Denn wenn Preußen im eminenten Sinne der Staat der Aufklärung war, so war Berlin das aufklärerische Hauptquartier. Friedrich selbst hatte den Beweis geliefert, daß man mit gesundem Verstande und mit tüchtigem Willen dem Leben einen allerhöchsten Ertrag abgewinnen könne. Er hatte mit der Moral und dem Geiste der Aufklärung ein respektgebietendes Staatswesen geschaffen. Kein Wunder, daß die Aufklärung, die Religion des mit Recht angestaunten Monarchen, zur Landesreligion wurde. Ebenso natürlich freilich, daß sie im Lande etwas anders aussah als am Hofe. Sie war am Hofe überwiegend französisch, sie wurde im Lande mehr deutsch. Ihr französischer Anstrich verband sich dort mit einer gewissen aristokratischen Haltung: sie wurde hier zu schlichter Bürgerlichkeit herabgestimmt. Hauptsächlich getragen von dem zahlreichen Beamtenthum, dessen sich der aufgeklärte Despotismus bediente, modificirte sie sich nach dem Maaß der Einsichten, der Empfindungen, der Bedürfnisse, die in der Schreibstube, dem engen Berufs- und Thätigkeitskreise des Beamten, Platz haben. Für den König mochte die spöttische Weisheit Voltaire's, die fratzenhafte Theorie de la Mettrie's und der crude Materialismus des Système de la nature einen Reiz haben, wie die Gerichte französischer Köche auf seiner

Tafel — einen Reiz für seinen Verstand; denn seinen Stoicismus, seinen Glauben und vor Allem sein Genie hatte er für sich. Aber für den Hausbedarf mußte jene allzu spirituelle Philosophie ein wenig verdünnt werden. Sie brauchte nicht so consequent zugespitzt zu sein, und sie durfte nicht so rücksichtslos und so ungemüthlich sein. Wie viel mäßiger war doch die englische Moralphilosophie, wie viel solider, dem Nationalcharakter zusagender der Dogmatismus der deutschen, der Wolf'schen Philosophie. Hieran daher hielt sich der bürgerliche Verstand und das ehrliche Gemüth der Deutschen. Man hätte sich geschämt, unter Friedrich's Scepter an Gespenster oder an den Teufel zu glauben. Aber wenn man mit dem Aberglauben und der Schwärmerei fertig war — brauchte man deshalb jählings in Unglauben und Skepticismus überzugehen? Es gab eine goldene Mittelstraße. Diese Mittelweisheit, zu der es keines Genies und keiner moralischen Anstrengungen bedurfte, mit der man sich der Unkultur des Mittelalters um soviel überlegen und zugleich soviel glücklicher und besser fühlte als die Atheisten und Spötter Frankreichs — diese Mittelweisheit nahm die ganze Breite des deutschen Geisteslebens ein. In ihr fühlte man sich, für sie schwärmte man. Sie herrschte im Staat und in den Geschäften. Mit ihr kam man aus im Beamten- wie im industriellen Leben. Sie gab den Stoff des gesellschaftlichen Gesprächs her. Bei ihr schüttelte man sich in den Casino's und den Logen die Hände. Sie ertönte von den Kanzeln und Kathedern. In ihrem Geiste machte der Staat seine Gesetze, in ihrem Geiste bewegte sich die Wissenschaft. Der Religion zum Trotze war man mit ihr fromm und der Poesie zum Trotze machte man mit ihr Verse und raisonnirte man mit ihr über die Kunst. Es war eine Weisheit wie sie ganz dem Mittelmaaße geistiger Befähigung entsprach, welches von jeher das Maaß der Menge gewesen ist, die sich die Gebildeten nennen. Viele freilich standen unter diesem Durchschnittsmaaß, Einzelne über demselben. Schon hatte sich Lessing mit der unendlichen Elasticität seines Geistes hoch über das Niveau dieser Anschauungen hinausgeschwungen. Aus Eisen hatte er Stahl zu machen verstanden. Das Genie der Aufklärung, hatte er ihre Weisheit und ihren Verstand dergestalt zugespitzt, daß sie nicht wiederzuerkennen waren. Schon hatte andrerseits Kant durch die Macht seines Geistes jene Anschauungen wunderbar vertieft, hatte

durch die Schärfe und Gründlichkeit nicht seines Denkens allein, sondern auch durch die Größe seines sittlichen Charakters den Grund einer neuen Wissenschaft und einer neuen Lebensordnung gelegt. Schon regte sich aller Orten ein frischerer und tieferer Geist, unklar noch und gährend, aber mächtig und geschäftig: denn schon hatte auch Göthe's Genius sich in wunderbaren Schöpfungen der Nation angekündigt, ein Stern der Zukunft und der Führer einer neuen Generation. Aber preußisch nach ihrer Ursprungsstätte und ihrem Charakter war von allen diesen Bewegungen nur die Kant'sche Neuerung. Alle ohne Ausnahme gingen sie außerhalb Berlin's vor sich. Berlin war noch der Sitz der Aufklärung, als im übrigen Deutschland der Stern derselben bereits im Untergehen begriffen war. Es war vor Allem der Sitz der aufklärerischen Propaganda. Noch immer kunstrichterten und kritisirten Nicolai und seine Freunde in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, um „Vorurtheile und Aberglauben“ zu bekämpfen. Nur eben erst war in der Berlinischen von Gedicke und Biester redigirten Monatsschrift ein zweites Journal entstanden, das im weitesten Umfange die „Verbreitung nützlicher Aufklärung“ und die „Verbannung verderblicher Irrthümer“ sich zur Aufgabe gesetzt hatte. Von Berlinern wurden diese Journale redigirt; von Berlinern wurden sie zum größten Theile geschrieben. Berlin hatte den Ehrgeiz, eine literarische Großmacht zu sein und den Ehrennamen Preußens, als des protestantischen Staates, des Staates der Aufklärung zu vertreten. Aufklärung wurde identisch mit Berlinismus. In demselben Sande, wo die Kiefern des Thiergartens wuchsen, gedieh auch dies trockne Verstandesthum am besten. Aber hier auch nahm diese ganze Richtung am meisten von dem Geiste des preußischen Staates und ein gut Theil von dem Glanz und dem Anstand einer Residenz an. Nicolai war ein Günstling Hertzberg's, Biester stand in intimen Beziehungen zu Zedlitz. Es gab eine gewisse Continuität und Solidarität zwischen den Staats- und den literarischen Interessen. Die Staatsmänner interessirten sich für Fragen der Wissenschaft. Die Männer der Literatur interessirten sich für praktische Fragen. Jene ließen sich gelegentlich auf Debatten über die Grenzen der Toleranz oder über das Verhältniß des Skepticismus zum Aberglauben ein; diese wiederum verschmähten es nicht, sich auf Finanz-

wissenschaft und Staatsökonomie einzulassen. Die Aufklärung der Berliner zeichnete sich durch einen gewissen Universalismus und eine gewisse Tendenz auf's Praktische aus. Sie bekam andrerseits eine gewisse hauptstädtische Politur. Eine Liberalität des Umgangs, sehr entfernt von dem Pedantismus professorischer Cirkel, verbreitete einen wohlthätigen Einfluß auch auf die Literatur. Die Langweiligkeit der Berliner Kanzelredner war nicht ohne Eleganz. Von dem Verkehr in den Gesellschaftszimmern der höchsten Staatsbeamten ging etwas in den Ton der Berliner Schriftsteller über. Sie waren bestrebt, den von Friedrich parteiisch bevorzugten Franzosen in Glätte und Leichtigkeit nichts nachzugeben. Wie Ramler seine Verse, so feilte Mendelssohn seine Prosa, und Engel erwarb sich bei dem eleganten Berliner Lesepublicum den Ruf, so geistreich und so anmuthig wie Platon, so correkt und so beredt wie Cicero zu schreiben.

In diese Bildungsatmosphäre fällt die Jugend Wilhelm's von Humboldt.

In dem Hause des Major's und Kammerherrn Alexander Georg von Humboldt, altadeligen Geschlechts, war Joachim Campe Hauslehrer. Es war ihm hier die Erziehung eines älteren Sohnes der Frau von Humboldt, einer gebornen von Colomb, aus ihrer ersten Ehe mit dem Baron von Holwede, anvertraut. So kam es, daß der nachmals berühmte philanthropische Pädagog, ein Aufklärer vom echtesten Schrot und Korn, auch die Söhne zweiter Ehe, Carl Wilhelm von Humboldt, der in Potsdam am 22. Juni 1767 geboren war, und den zwei Jahre jüngern Friedrich Heinrich Alexander in den Anfangsgründen alles Wissens zu unterrichten hatte. Beide Brüder waren darauf, nachdem Campe um die Mitte der siebenziger Jahre das Haus verlassen hatte, der Leitung eines anderen Hofmeisters, des später im preußischen Staatsdienst und durch Stein's Freundschaft ausgezeichneten, damals nur erst zwanzigjährigen Kunth übergeben worden. Kunth war schon damals kenntnißreich und von wackerer Gesinnung, aber über seine Jahre ernst und nüchtern, dem regsamen Geiste seiner Zöglinge wenig gewachsen, — eine Natur von dem Stoffe, aus welchem treue Arbeiter und gute Beamte gebildet werden.[1])

---

1) Siehe den nach Pertz, Leben Stein's VI. S. 789 auf Wilhelm von Humboldt's Veranlassung von dem Staatsrath Hoffmann verfaßten Nekrolog Kunth's in der Staats-Zeitung vom 3. November 1829. Außerdem Fürst, Henriette Herz S. 148.

Frühzeitig, im Jahre 1779, starb den Söhnen der Vater. Die Mutter war leidend und durch ihr Leiden öfter verstimmt. Was ihnen nun hierdurch an Jugendfreude verkümmert werden mochte, das ersetzte doch wieder die treue Erziehersorge der Mutter und des Hofmeisters, der jener alsbald zum Freund und Berather wurde. Die Mutter zwar vertauschte nur im Winter den Aufenthalt auf ihrem Gute in Tegel mit dem Aufenthalt in dem nahen Berlin. Die Söhne jedoch blieben mit Kunth auch des Sommers hier, um gewöhnlich nur des Sonntags nach dem anmuthigen Landsitze am See hinüberzureiten.[1]) Alles was die Hauptstadt an Bildungsmitteln besaß ward für die Ausbildung der Brüder herbeigezogen. Durch mannigfachen Privatunterricht wurden sie zur Universität vorbereitet. Durch Kunth's Vermittelung wurden sie in jene Kreise hineingezogen, in denen der Geist der Aufklärung seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Aufgefordert von dem Minister von Schulenburg las vom Herbst 1785 bis Sommer 1786 Dohm für einen jungen Grafen Armin eine Reihe statistisch-politischer Vorträge. Die Humboldt's nahmen daran Theil.[2]) Auf Engel's Veranlassung hielt ihnen Klein, seit 1781 Mitarbeiter an der großen preußischen Gesetzgebungsreform, Vorlesungen über das Naturrecht[3]). Der Hauptantheil aber an unseres Humboldt Bildung gebührt, nach dessen eigenem Zeugniß,[4]) demselben Manne, der später der Erzieher des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm's III. war. Engel war es, der seinen jugendlichen Geist mit jener bescheidenen und moderaten, jener praktisch-verständigen, menschenfreundlichen und liebenswürdigen Philosophie vertraut machte, in deren Vortrag er neben Garve und Mendelssohn sich auszeichnete. Engel war es, der ihn zugleich den Geist und die Form eben dieser Philosophie in den Schriften des Xenophon und Platon, des Cicero und Seneca suchen lehrte. Es war ohne Zweifel ein Glück, von Engel gebildet zu werden. Denn in ihm, in der That, erschien die Aufklärung in den liebenswürdigsten For-

---

1) Briefe an eine Freundinn I. S. 164.

2) In Gronau's Lebensbeschreibung Dohm's S. 127 bei Schlesier. I. 19. Vergl. Briefe an eine Freundin I. 84.

3) Lowe, Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten, Selbstbiographie von Klein, S. 59.

4) Gesammelte Werke III. 108 vergl. Selbstbiographie von Klein a. a. O.

men. Nichts in dem Manne erinnerte an Genialität. Allein es war in ihm eine schöne und gleichgewogene Mischung von Verstand und Gefühl, eine wohlthuende Klarheit und ein sicherer Geschmack. Die hausbackene Weisheit der Popularphilosophie erschien bei ihm vor Allem durch einen Beisatz von Feinheit und Grazie gewürzt. Er war recht eigentlich ein „Philosoph für die Welt". Es ist unmöglich ohne die poetische Ader Platon's Platonischer und ohne die Schärfe und Kühnheit Lessing's Lessingischer zu sein als Engel. Zwar die Klarheit Engels war ein wenig wässerig und seine vielgerühmte Correktheit ein wenig trocken und langweilig. Seine Liebenswürdigkeit war etwas weichlich und die Grazie seines Stils ein wenig leer und matt. Ganz echt ist auch die vielbelobte äußere Form nicht, die diesem Manne zu Gebote stand. Denn diese Gutmüthigkeit und Urbanität ist die des Kinderfreundes und diese dialogische Form verräth mehr den Schulmeister als den Platoniker. Nur desto besser jedoch. Was der Schriftsteller und der Philosoph verliert, das gewinnt der Lehrer und Pädagog. Und ein trefflicher Lehrer war er ohne Zweifel vorzugsweise für Humboldt. Wenn in diesem nur einigermaaßen der Keim zu dem lag, was er später wurde, so mußte ihn ebenso die elegante Form, wie die correkt-logische Anschauung des Lehrers ansprechen. Jene klang an den ästhetischen Sinn und das weiche Gefühl, diese an den scharfen und feinen Verstand an, die beide die Mitgift seiner Natur waren. Gewagt zwar ist es vielleicht, in der analytischen Feinheit, in der correkten Bescheidenheit, in dem psychologischen Interesse, in der stilistischen Sorgfalt, in der unerschütterlichen Nüchternheit des späteren Humboldt noch die Spuren des Einflusses von Engel's Unterricht entdecken zu wollen. Unzweifelhaft aber ist es, daß dieser Einfluß in dem ältesten Aufsatze hervortritt, den wir überhaupt von Humboldt besitzen, einem Aufsatze, den er als neunzehnjähriger Jüngling an Zöllner zur Einrückung in dessen „Lesebuch für alle Stände" überließ[1]). Er spricht es seinen Lehrern nach, daß in den Fragen über Vorsehung und Unsterblichkeit jene wahre Philosophie enthalten sei, welche „brauchbare Resultate für das praktische Leben" liefere. Der junge Schriftsteller steht ganz auf dem Standpunkt jener maaßhaltenden deutschen Popularphilosophie, welche nichts mit gewagten Hypothesen und

1) „Sokrates und Platon über die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit". Abgedruckt in den G. W. Bd. III. S. 103 ff.

nichts mit den Spitzfindigkeiten der Dialektik zu thun haben will und welche mit dem „durch die Gründe des Herzens unterstützten Beifall des geraden und unparteiischen Menschensinnes“ zufrieden ist. Er ist ganz der Ansicht des ehrlichen Tobias Witt, der seine Geschichten zur Empfehlung der goldenen Mittelstraße immer paarweise erzählte. Er denkt genau wie der Herr von Millwitz, welcher seinem Freunde, dem Baron, das theuer erstandene Exemplar des Système de la nature in's Feuer wirft und ihm dafür am Tage darauf die „natürliche Religion“ des Reimarus zuschickt. Ganz so erklärt sich der junge Schriftsteller mit der gleichen Entschiedenheit gegen den Skepticismus und gegen die Schwärmerei für die echte Weisheit einer Kopf und Herz gleichmäßig befriedigenden Aufklärung. Zugleich jedoch ist er ein Freund der Alten. Er liebt sie, er beurtheilt sie in derselben Weise etwa wie die Ramler und Gedike, die Engel und Garve. Er ist weit entfernt von dem Aufklärungsstolz, als ob unser Jahrhundert unendlich erleuchteter als alle vorangegangenen sei. Man kann nach ihm noch heute nirgends besser Logik lernen als aus dem Gespräche des Sokrates mit Menon, und nirgends besser Moral als aus der Abhandlung welche Tullius an seinen Sohn Marcus schrieb. Ebenso kann man sich über die Fragen der natürlichen Religion bei Xenophon und Platon, bei Cicero und Seneca Raths erholen. In den Zeiten, meint er, da diese Männer lebten, war zwar die Aufklärung nicht so allgemein wie heutzutage, aber einige wenige Weisen waren im Besitz, zum Theil im geheim-gehaltenen Besitz von Wahrheiten, die noch heut Wahrheiten sind. Sokrates und seine Schüler, mit anderen Worten, würden dem 18. Jahrhundert keine Schande machen, und dieses Jahrhundert vergiebt sich nichts, wenn es den Gesprächen der Akademie und des Lyceums gelegentlich zulauscht. Der junge Freund der Philosophie, nicht unbewandert in Wolf, wohlvertraut mit den Schriften der Garve, Engel und Mendelssohn, faßt daher die Idee, „zu untersuchen, wie man in den blühendsten Zeiten Athen's und Rom's über Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit gedacht,“ er geht daran, aus den philosophischen Schriften der Griechen und Römer mehrere Stücke, welche diese Materie behandeln, zu übersetzen, um sie zuletzt wo möglich zu einem Ganzen zu ordnen. Engel hat diesem Vorsatz seinen Beifall gegeben. Nur eine Probe freilich ist fertig geworden — eine Uebersetzung zweier Stellen aus Xenophon's Memorabilien und

einer größeren aus den Platonischen Gesetzen. Sie sollen dienen, uns die Aufklärung der alten Philosophen zu zeigen, während in einzelnen Anmerkungen gelegentlich den anscheinenden Lücken dieser Aufklärung gelinde nachgeholfen wird.

Nicht blos der Unterricht Engel's indeß war unserm Humboldt an solcher Denk- und Anschauungsweise Schuld. Der junge Mann, dessen Arbeiten nicht unwerth befunden wurden, in den Sammelwerken der Berliner einen Platz zu finden, war bald ein gerngesehenes Mitglied auch in ihren geselligen Kreisen. Seine eigentlichen Lehrer waren aus dem Kreise der Freunde Mendelssohn's: in diesen Kreis selbst war ganz und gar sein Leben und seine Bildung mitten hineingestellt. Wie ein Jüngerer mit Aelteren, verkehrte er mit den Freunden seiner Lehrer, mit Männern wie Biester, Friedländer, Herz, Ramler, Moritz, Teller u. A. Und wie beschaffen immer der Geist war, welcher diese Männer beherrschte: er hatte das Gute, daß er ein bindender und tragender Geist war. Man fühlte sich in der Gemeinschaft eines Strebens, von dessen Berechtigung und Werth man unerschütterlich, ja enthusiastisch überzeugt war. Solche Ueberzeugung, die gleichsam in geschlossenen Gliedern ging, hatte etwas Imponirendes. Ein junger Mann von Verstand konnte nicht anders als sich wohl fühlen in einem Cirkel, der sich überdies durch ein jugendliches Leben, durch geistige Regsamkeit, durch Ungezwungenheit, durch wahrhafte Liberalität auszeichnete. Ein philosophisch-literarischer Klub, in welchem wissenschaftliche Abhandlungen eingeliefert und kritisirt wurden, Lesegesellschaften, in denen die neuesten Erscheinungen der Tagesliteratur vorgetragen wurden, vereinigten die Freunde. An letzteren wenigstens betheiligten sich auch die jungen Humboldt's und bald schloß sich namentlich der ältere von Beiden an einzelne jener Männer enger an. Er ward insbesondere mit Biester und David Friedländer näher verbunden. Er war, als er Berlin verließ, ein Engelianer und Biesterianer, ein Apostel der Berliner Monatsschrift, erfüllt mit den Tendenzen der Berliner Aufklärung.

Allein seine Natur, wie willig sie sich auch nach ihrer verständigen Seite, in die „logische Erziehung“ fügte und sich in dem trockenen und nüchternen, aber ehrlichen und gesunden Berliner Wesen festsetzte, hatte noch ganz andere Bedürfnisse. Er hatte sinnliche Bedürfnisse. Er hatte Herzensbedürfnisse. Und die Wahrheit ist:

auch die Berliner Aufklärungshelden gingen nicht ganz in ihrem Verstandesenthusiasmus auf. Nicht alle waren sie so stoische Weisen wie Mendelssohn, nicht alle so hölzern-trockene Gesellen wie Nicolai. Am liebsten machte sich ihr analytischer Scharfsinn mit den Problemen der Psychologie zu schaffen. Diese, die Zergliederung der Empfindungen, die Beobachtung des eigenen Ich, war die eigentliche Delicatesse der Popularphilosophie. Die stereotype Verbindung von Kopf und Herz war nicht blos eine Phrase. Die Moral und Aesthetik jener Männer beruhte vorzugsweise auf ihrem Interesse für das menschliche Herz. Mit einem Sprung in die Empfindungen des Herzens retteten sie sich vor der Kälte sowohl, wie vor der Oberflächlichkeit ihres Raisonnements. Hier fanden sie Absolution von den Trivialitäten ihres Glaubens, von dem Pelagianismus ihrer Moral. Mit ihrem Haß gegen alles Excentrische und Schwärmerische, schämten sie sich der Thränen nicht, die sie bei den rührenden Scenen eines Iffland'schen oder Kotzebue'schen Stückes nicht zurückhalten konnten, ja sie sympathisirten, nach vorausgeschickter Verwahrung gegen die Consequenz des Selbstmordes, mit den Empfindungen und Leiden des Göthe'schen Werther. Der Reiz endlich, welchen sie in ihrem geselligen Verkehr fanden, beruhte mindestens ebenso sehr auf der Gemeinschaft ihrer Ueberzeugungen wie auf dem Vergnügen, das ihnen das gegenseitige Auskramen ihrer Gefühle und Stimmungen bereitete. Ueberwog aber freilich bei dem männlichen Theil der Gesellschaft die Verstandesrichtung, so waren dagegen die Frauen die eigentlichen Conductoren des empfindsamen Fluidums. Bei den Frauen, den ohnehin Empfänglicheren, mußte sich wohl zuerst die Langeweile gegen die altkluge Vernünftigkeit und das philiströse Einerlei einstellen. Hier zuerst zündete die junge, süddeutsche Literatur der überschwenglichen Empfindung und der pathetischen Leidenschaft. Es störte den Hausfrieden wenig, wenn der ehrliche Marcus Herz die Produkte der neuen Schule für Unsinn erklärte, an denen das Auge seiner Gattin mit schwärmerischem Entzücken hing. Die Weiber machten Propaganda, soviel sie konnten. Und da sie zugleich verständig und schön waren, so konnten die Jüngeren nicht wohl widerstehen. Die Sehnsucht nach einer romantischen Oase inmitten der rationalistischen Wüste machte sich geltend. Hatte doch

die Aufklärung selbst in dem Humanitätsbunde der Freimaurerei ihre Mysterien und den ganzen Apparat romantischer Schwärmerei. Die Orden und Verbindungen überhaupt waren an der Tagesordnung. Man begann also auch in Berlin gelinde zu schwärmen. Auf der einen Seite angeschlossen an die Verständigkeit der Männer und treu den Lessing-Mendelssohn'schen Traditionen, gab man sich andrerseits dem Gefühlsleben, den Reizen des Geheimnisses und der Schwärmerei hin. Einer der zuerst Angesteckten, einer der gelehrigsten Jünger war Wilhelm von Humboldt. Denn es war eine mächtige Sinnlichkeit und ein reiches Empfindungsleben in ihm. Er hatte nicht nöthig, wie so viele Andere, die Sentimentalität sich anzulügen und Komödie damit zu spielen. Eine Frau nun besaß das damalige Berlin, in welcher neben unvergleichlicher Schönheit Geist und Empfindung in reichem Maaße war. Durch Kunth war der junge Mann in dem Hause von Marcus Herz eingeführt. Wie sehr er Profession von der Aufklärung machte: es hinderte nicht, daß sein Gefühl für die schöne Frau, für Henriette Herz, zur Leidenschaft aufwallte. Diese dafür gewann eine sichere Superiorität über ihn. Sie führte ihn in die Welt ein. Sie machte ihn bekannt mit ihren Freundinnen. Im Kreise dieser Freundinnen und ihrer Freunde kam es darauf zur Stiftung eines Bundes, in dem sich der Moralismus der Männer mit der Empfindsamkeit der Weiber amalgamirte. Es war eine Art Tugendbund, dessen Zweck gegenseitige sittliche und geistige Bildung, sowie Uebung werkthätiger Liebe war. Natürlich hatte der Bund seine ordentlichen Statuten und seine eigenen Chiffern. Das vertraute Du verband alle Mitglieder. Auch Auswärtige zählten zu diesen. War es doch besonders reizend, in Geheimschrift mit diesen zu correspondiren, um in gegenseitigem Herzenserguß sich zu genießen. Ohne Zweifel waren das Spielereien und kindische Dinge: heutzutage, vermuthen wir, würde sich ein zwölfjähriges Mädchen zu alt dafür halten. Es war den Damaligen mit diesen Spielen bitterer Ernst. Man hatte im Bundesrath beschlossen, auch Wilhelm von Humboldt in den Bund aufzunehmen. Der gute Junge mochte sich nicht allzu stoisch in der letzten Zeit gehalten haben. Mit zerknirschtem Gemüthe daher stürzte er zu seiner Vertrauten und erklärte ihr, daß er sich leider der ihm zugedachten Ehre nicht wür-

dig fühle. Aber solche Reuescenen waren eben recht im Geschmack der Weiber. Er empfing Absolution. Er ward feierlich initiirt.[1])

Inzwischen war die Zeit gekommen, wo die Brüder Humboldt Berlin verlassen sollten. Das Herz voll empfindsamer Aufregung, schwärmend in Gefühlen der Liebe und Freundschaft, dabei auf der anderen Seite fest in den Anschauungen und Begriffen der Berliner Aufklärung ging Wilhelm, begleitet von seinem Bruder und dem Hofmeister, im Herbst 1787 auf die Universität nach Frankfurt a. O., schon durch die Vorlesungen von Dohm und Klein auf das Studium der Jurisprudenz vorbereitet. Bereits Ostern des folgenden Jahres indeß vertauschte Wilhelm Frankfurt mit Göttingen. Er war zum ersten Male allein und sich selbst überlassen. Das „steife, ungesellige Göttingen", wie Forster es nennt, bildete einen ziemlichen Contrast zu dem social-lebendigen Berlin, und selbst zu Frankfurt, wo er überdies in dem Hause eines seiner ehemaligen Lehrer, des Professor Löffler, gewohnt hatte. In wissenschaftlicher Beziehung dagegen bot das damalige Göttingen dem Studirenden eine reiche Ausbeute. Neben den Juristen, einem Pütter, Runde, Martens u. A, war insbesondere die philosophische Fakultät reich besetzt. Hier lehrte Michaelis, Blumenberg, Kästner und Lichtenberg; hier die Historiker Schlözer, Gatterer und Spittler. Gegen die eigentliche Philosophie zwar verhielt sich die Georgia Augusta spröde. Von dem eklektischen Feder war für das Verständniß Kant's wenig mehr zu gewinnen, als was schon in Berlin an den Jüngling gekommen sein mochte. Kant also mußte in seinen Schriften studirt werden. Aber desto glänzender vertrat Heyne die Philologie. Er erklärte den Horaz, den Homer und Pindar; er las zugleich über Literaturgeschichte und Antiquitäten. Und wichtiger noch als Heyne's Vorlesungen wurde dem Jüngling Heyne's Haus. Denn obgleich Therese, die Tochter des großen Philologen, bereits die Gattin Georg Forster's war, so schrieb er doch so leidenschaftlich über sie an seine Freundin Henriette Herz, als ob sie noch für ihn zu erwerben gewesen wäre. Mit ihr durfte er jenes Empfindungsleben fortsetzen, das ihn in Berlin so gereizt hatte. Tief, in der That, war er in dasselbe verwickelt. „Tage seliger Erinnerung" werden auch für ihn jene drei Julitage gewesen sein, die er auf einem

1) Erzählung von Henriette Herz in der Schrift von Fürst.

Ausflug von Göttingen mit einer wenige Jahre jüngeren Pastorstochter in den Alleen und Thälern von Pyrmont zubrachte. Das Stammbuchblatt, welches er dieser Freundin zurückließ, läßt uns einen Blick in die Stimmungen und Empfindungen dieser Zeit thun. Er ist voll von jenem Idealismus, dem die Ideen des „Wahren, Guten und Schönen“ noch keine Trivialitäten geworden sind und zugleich voll von jener weichen Jugendlichkeit, der es eine größere Seligkeit ist, jenes Gefühl mit einer mitempfindenden, weiblichen Seele zu theilen.[1]) Auch die ersten Männerfreundschaften erblühten in dieser Universitätszeit. Die mit dem Grafen Dohna-Schlobitten, mit dem er später in staatsmännischer Thätigkeit zusammenwirken sollte, hatte sich schon in Frankfurt angeknüpft und wurde in Göttingen fortgesetzt. Ein anderer seiner Göttinger Freunde war der nachmalige hannöver'sche Arzt Johann Stieglitz. Dieser rettete ihn einst, wie Varnhagen erzählt,[2]) als er bei einem Bade in der Leine in Gefahr war zu ertrinken. Der Vorfall läßt uns erkennen, wie sich Empfindsamkeit bei ihm in die kühlste Verständigkeit tief versteckte. „Humboldt“, so berichtet Varnhagen, „erzählte späterhin seine Empfindungen; sie waren die der zartesten und edelsten Freundschaft für den anwesenden Freund, des innigsten Andenkens an die ferne Geliebte; aber in den unmittelbaren Aeußerungen fand sich nichts davon; er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht spazieren.“

Epoche machend aber für Humboldt's Bildungsgang war eine Bekanntschaft, die er gleichfalls in Heyne's Hause machte. Aus Wilna zurückgekehrt, hielt sich der Gatte von Therese Heyne vor seiner Niederlassung in Mainz während des Sommers 1788 in Göttingen auf. Der ältere Mann mochte während dieser Zeit nur wenig auf den Jüngling geachtet haben. Er überließ ihn seiner Therese. Erst als Forster Göttingen verließ, verwandelte sich die Bekanntschaft in Freundschaft. Humboldt hatte die Herbstferien zu einer Rheinreise bestimmt, Forster war gleichzeitig in Begriff nach Mainz überzusiedeln. Ein Forster'scher Empfehlungsbrief sollte Humboldt bei Johannes Mül-

---

1) Charlotte Diede war der Name der Freundin, und an sie sind die schon öfters angezogenen „Briefe an eine Freundin“ gerichtet, denen wir auch diese Notiz entnehmen.

2) Denkwürdigkeiten V. 129 (zweite Aufl.)

ler einführen. Alles Menschliche, so lautete die Empfehlung, interessire denselben. Sein Wahlspruch sei das Terenzische homo sum, humani nihil a me alienum puto. Geschichte und Politik beschäftige ihn am meisten, nicht minder der Charakter berühmter und ausgezeichneter Zeitgenossen.[1]) Das Signalement, denken wir, wird zugetroffen haben. Denn in dem anthropologischen Interesse berührte sich in jener Zeit überhaupt der nüchterne Beobachtungssinn und der psychologische Pragmatismus der Aufklärung mit jenem aus dem Bedürfniß des empfindsamen Herzens hervorgegangenen Cultus der Individualitäten. Deshalb trieb der kritische Lichtenberg in seiner Weise so gut Physiognomik, wie der begeisterte Lavater, deshalb machte Nicolai und Consorten eben so gut wie Jacobi und Consorten auf Menschenkenntniß Jagd. Diese Menschenkenntniß und dies Kennen von Menschen war durchweg an der Tagesordnung. Ein Drittheil des Lebens verging mit Briefschreiben, ein anderes Drittheil mit dem Empfangen durchreisender Fremder oder Freunde. In diesem Interesse daher war auch Wilhelm von Humboldt auf's Tiefste befangen und wir werden finden, daß es bei ihm eine Wurzel hatte, tiefer und kräftiger als bei allen seinen Zeitgenossen. Er, in der That, trieb dieses Menschenstudium mit mehr Verstand und mehr Systematik, gründlicher und erfolgreicher als irgend ein Andrer. „Ich hatte damals", so spricht er fast vierzig Jahre später selbst davon,[2]) „eine Art von Leidenschaft, interessanten Menschen nahe zu kommen, viele zu sehen und diese genau, und mir in der Seele ein Bild ihrer Art und Weise zu machen. Die Hauptsache lag mir an der Kenntniß. Ich benutzte sie zu allgemeinen Ideen, klassificirte mir die Menschen, verglich sie, studirte ihre Physiognomien, kurz, machte daraus, soviel es gehen wollte, ein eigenes Studium." So wollte er also auf dieser Rheinreise den Rhein, vor Allem aber die am Rhein wohnenden Notabilitäten sehen. Er wollte Müller und Heinse sehen; er sah in Offenbach Frau La Roche[3]). Bei Forster, der sich inzwischen seit wenigen Tagen in Mainz etablirt hatte, machte er sofort eine mehrtägige Rast.

---

1) G. Forster's sämmtliche Schriften VIII. 22. Auch die folgende Darstellung beruht größtentheils auf dem Forster'schen Briefwechsel.

2) Briefe a. e. F. I. 167.

3) Ebendas. I. 276.

Den Rhein abwärts reisend, verweilte er in Aachen zehn Tage bei seinem ehemaligen Lehrer Dohm, der jetzt als Gesandter Preußens am niederrheinisch-westphälischen Kreise angestellt und mit der Aachener Verfassungsangelegenheit beschäftigt war. Abermals mit einem Forster'schen Empfehlungsbrief führte er sich sodann bei Jacobi in Pempelfort ein. Er mußte Jacobi's Gast sein und die liebenswürdige Gastfreundschaft desselben hielt ihn so lange, daß er den Plan, seine Pyrmonter Bekanntschaft in ihrem elterlichen Hause aufzusuchen, aufgab. Der Wiederbeginn der Collegia rief ihn nach Göttingen zurück.

So sehen wir Humboldt auf einmal mit einer Anzahl Menschen in Berührung kommen, deren Ansichten und Treiben mehr oder weniger in einem Gegensatz zu dem seiner Berliner Freunde und Lehrer stand. Ja, zum Theil in einem parteiischen Gegensatz. Die Männer des Gefühls und des Glaubens, die Geistreichen und Ueberschwenglichen waren eben damals mit den Berlinern in einen Krieg voll leidenschaftlicher Aufregung verwickelt. Der nüchterne Nicolai hatte in seiner Reisebeschreibung zuerst auf die Gefahren hingewiesen, welche dem Protestantismus und der Aufklärung von der unermüdlichen Thätigkeit des Papismus und von den Umtrieben der Jesuiten drohten. Die Berliner Monatsschrift hatte alsbald in diesen Ton eingestimmt. In Biester verband sich der ganze Eifer für die Aufklärung und die Interessen der Vernunft mit der ganzen Betriebsamkeit des Bibliothekars und Statistikers. Er war ein zu warmer Freund von Licht und Recht, ein zu guter Protestant, als daß er nicht einen herzlichen und ehrlichen Widerwillen gegen Alles hätte haben sollen, was Vorurtheil und Aberglauben hieß. Er war zu brav, ehrlich und rechtschaffen, als daß er nicht voll Zorn gegen Alles hätte sein sollen was nach Betrug und Täuschung aussah, ein unerbittlicher Feind aller Intrigue und aller geheimen Machinationen. Er war endlich ein zu praktischer und realistischer Mann, als daß er sich hätte Illusionen über die gesicherte Stellung des Protestantismus, über die Unschädlichkeit der Anstrengungen der Obscuranten hingeben sollen. Die weltunerfahrene Gutmüthigkeit und der gutmüthige Idealismus Garve's verstimmte und ärgerte ihn. Es war ein gouvernementaler Instinkt in ihm, den seine Stellung als Sekretär bei dem Minister von Zedlitz vermehrt haben mußte. Die Aufklärung und ihr Gegentheil waren ihm nicht blos geistige, sondern es waren

ihm praktische und Staatsfragen. Er fühlte sich berufen, sie literarisch zu fördern, wie Friedrich's Politik sie durch Staatsmaaßregeln gefördert hatte. Die allgemeine Monatsschrift wurde daher zu einem polizeilichen Aufklärungsbüreau, in welchem alles Verdächtige und Verbrecherische angemeldet wurde. Durch Lectüre, Bekanntschaften und Correspondenzen stets vielfach unterrichtet, war Biester und seine Freunde unermüdlich in der Mittheilung von Thatsachen und Actenstücken zur Enthüllung jesuitischer Umtriebe und katholischer Bekehrungsversuche, zur Aufdeckung der Gefahren, die von der um sich greifenden Geheimbündelei, von Mysticismus und Aberglauben drohten. Alles das waren keineswegs blos Gespenster. Einzelne der beigebrachten Zeugnisse waren unwiderleglich, einzelne Aergerlichkeiten, welche aufgedeckt wurden, waren eclatant; andere, die minder zweifellos schienen, empfingen später eine glänzende Rechtfertigung. Es war freilich auf der anderen Seite in alle dem Manches, was nicht unbedingte Billigung finden konnte. Die gemachten Mittheilungen waren nicht immer discret. Die daraus gezogenen Schlüsse waren nicht immer bündig. Die literarische Aufklärungspolizei täuschte sich zuweilen in ihren Vermuthungen, sie witterte jesuitische Umtriebe, wo keine waren. Die Uebereifrigen bekamen das Ansehen, selbst zu intriguiren, indem sie in Alles Intriguen hinein pragmatisirten. Sie hatten ihr eignes, etwas knappes Maaß für das was vernünftig und aufgeklärt sei. Sie glaubten, wie Jacobi ihnen sagte, daß „ihre Meinung die Vernunft und die Vernunft ihre Meinung sei.“ Ihr Aufklärungseifer bekam einen Anstrich von Fanatismus und ihre Wachsamkeit einen Anstrich von Inquisitions- und Verfolgungssucht.

Kein Wunder, daß die offizielle Miene, mit der die Berliner ihr rationalistisches Zion bewachten und mit der sie auf ihre Aufklärung pochten, in den Kreisen der Männer übel vermerkt ward, die ohnehin diesem trocknen Verstandesthum sich abneigten und in ihrem überwallenden Gemüthe ein ganz neues und höheres geistiges Leben zu umfassen meinten. Schon in dem um den Schatten Lessing's geführten Jacobi-Mendelssohn'schen Streite war der Gegensatz dieser Richtungen schneidend genug an den Tag gekommen. Nun aber hatten die Berliner auch die Thorheiten und Absurditäten Lavater's vor ihr Forum gezogen, sie hatten auch an ihm, dem Narren jeder albernsten Schwärmerei und Mystification, an ihm, dem Haupttheiligen und Propheten des

neuen Genialitätswesens, die Gefahren illustrirt, die dem Protestantismus von Seiten des lauernden Jesuitismus und Katholicismus drohten. Das war ihnen nicht zu verzeihen. Nun brach in den Reihen des Gefühls- und Geniemenschen ein Sturm gegen die Nicolaiten und Biesterianer los. Hatten diese den Ueber- und Aberglauben in allen Gestalten gezüchtigt, so wurde ihnen nun von den Schlosser, Jacobi und Lavater mit dem Vorwurf des Unglaubens und des Naturalismus gedient. Sie hießen diesen „Spione und Spionengenossen, Hierarchen und Inquisitoren", es ward ihnen „philosophischer Papismus und Hyperkryptojesuitismus" vorgeworfen. Jacobi vor Allen erhitzte sich. Erhitzte sich so sehr, daß ihm selbst Hamann zurufen mußte, die Feder niederzulegen und durch seine Polemik gegen die feindseligen Berliner nicht deren „orthodoxen und zelotypischen Gegnern in die Arme zu sinken". Er sowohl wie Schlosser hätte so gern mit dem Geiste Lessing's gegen die gestritten, die sich par excellence die Freunde Lessing's nannten. Allein vergebens stopfte er seine Declamationen gegen die Berliner mit Stellen aus den Antigötzischen Schriften voll, wenn er sie doch gleichzeitig mit Hamann'schem und Lavater'schem Schwulst verbrämte. Sein Gefühl, seine Natur, sein Temperament ging mit seinem Verstande, seinem Edelsinn, seinem Lessingianismus durch. Ehe er es sich versah, war er intoleranter, ungerechter und mehr im Unrecht als seine Gegner. Er wollte die Vernunft vertheidigen, und er vertheidigte einen Narren wie Lavater und einen Elenden wie Stark. Er entrüstete sich über das Spioniren, Verdächtigen und Anklagen, und gleichzeitig war sein edles Herz überzeugt, daß der ehrliche Biester zum mindesten „ein Schurke" sei.

Mit diesem Manne nun, dem bedeutendsten ohne Widerrede des ganzen Genialitätskreises war für Humboldt eine Bekanntschaft durch Forster vermittelt worden. Es hätte dieser Vermittelung für den Freund Biester's und der übrigen Antijacobiten nicht bedurft. Der liebenswürdige Wirth von Pempelfort, der sich sogar bei Nicolai dafür verbürgte, daß er an seinem Tische nicht ein Lapithenmahl finden werde, nahm den jungen Mann mit einer Freundschaft auf, die diesen ebenso überraschte, wie sie ihm wohl that. Ein Gentleman war zu einem Gentleman gekommen, ein Mann von Geist zu einem anderen Manne von Geist. Der Jüngere ward durch die Zu-

vorkommenheit, Offenheit und Mittheilsamkeit des Aelteren, dieser durch die eingehende und verstehende Empfänglichkeit jenes, die ihm an den Berlinern neu war, — nicht wenig auch durch die Hoffnung, sich einen Jünger und Anhänger zu gewinnen, bestochen. Beide fanden sich angezogen und geschmeichelt. Beide waren Einer voll von dem Lobe des Andern. Humboldt fand seinen Wirth so reich an neuen, großen und tiefen Ideen und war entzückt von der lebhaften und schönen Sprache, in der dieselben vorgetragen wurden. Er bewunderte den edlen Charakter Jacobi's und wußte nicht zu sagen, ob er eher seinen Kopf oder sein Herz erobert habe.[1]) Jacobi seinerseits hatte einen speculativen Kopf von außerordentlichem Scharfsinn in ihm gefunden, wie es wenige gebe und freute sich, mit dem jungen Manne so nach Herzenslust philosophiren zu können, wie er sonst mit seinem Freunde Wizenmann gekonnt habe.[2]) Sechs Tage philosophirten sie so fort, während deren Humboldt Jacobi's Gast war. Ein Briefwechsel wurde verabredet und ein Wiedersehen für den nächsten Herbst, wo nicht früher, in Aussicht genommen.

Nur natürlich war jene erste Freude, welche Humboldt an Jacobi's Erscheinung gehabt hatte; bewundernswürdig dagegen, mit wie richtigem und feinem Urtheil er trotzdem Geist und Charakter Jacobi's durchschaute, nicht minder bewunderswürdig, mit welcher Selbständigkeit er sich dem hinreißenden Wesen desselben gegenüber zu halten wußte. Die angeknüpfte Verbindung bestand fort. Im fortgesetzten Briefwechsel wurden dieselben Themata schriftlich weiter besprochen, die man mündlich durchgesprochen hatte. Um Jacobi bei dessen Reise nach Pyrmont zu sehen, machte Humboldt im Sommer des nächsten Jahres einen Abstecher nach Hannover. Fünf Tage verlebte er daselbst, fast beständig mit Jacobi und gemeinschaftlich mit diesem im Kreise der Rehberg, Brandes und Zimmermann. Hier wieder trat ihm die persönliche Liebenswürdigkeit des Freundes entgegen; er empfand, wie sehr Jacobi's Werth gerade in seiner Persönlichkeit beruhe. Dabei jedoch übersah er keineswegs die Schwächen des Mannes, — seine Reizbarkeit und jene sublime Eitelkeit, die durch das Gefühl des

---

1) Humboldt an Forster, G. W. I. 272. Auch für das Folgende bilden die Briefe an Forster eine unserer Quellen.

2) Jacobi an Forster, Werke Jacobi's III. 513.

Werthes seiner Ideen geadelt werde. Noch weniger ließ er sich, bei der immer gleichbleibenden Hochschätzung für Jacobi's Geistesgaben und Charakter, von dessen Schiefheiten und Excentricitäten fassen. Wie einseitig derselbe oft urtheile, hatte er bald inne. Es war ein Punkt seiner Correspondenz mit ihm, daß man nicht, wie Jacobi behauptete, das Uebersinnliche anschauen könne, und daß eine solche Behauptung zur Schwärmerei führe. Er sah in der Jacobi'schen Philosophie eine bedenkliche Vernachlässigung des Formellen der Erkenntniß. In allen diesen Stücken wehrte sich sein reiner und scharfer, nüchterner und unbestechlicher Verstand gegen des Freundes Gefühlsweisheit und ging unangesteckt aus dem Contact mit den Ideen und dem Pathos desselben hervor. So weit hielt er zu Berlin, und offen, auf die Gefahr, sein Verhältniß zu Jacobi zu alteriren, erklärte er demselben bei gegebenem Anlaß, wie ganz anders er über Biester's moralischen Charakter denke als jener.

Aber anders, ganz anders war sein Verhältniß zu Forster. Durchaus verschieden war die äußere wie die innere Lebensentwickelung des Einen und des Anderen gewesen. In der Bequemlichkeit und Sorglosigkeit des Reichthums war Humboldt aufgewachsen. Von früher Jugend auf hatte Forster die Bitterkeit des Mangels, den Zwang der Arbeit um Brod empfunden. In der Einsamkeit des väterlichen Landsitzes und in den geistreichen Gesellschaftskreisen der Hauptstadt hatte jener seine erste Bildung empfangen. Dieser hatte aufgehört, Kind zu sein, wo Andere es erst recht zu sein anfangen. Das Lernen seiner Kinderjahre schon war ähnlich wie das Studiren des Mannes gewesen. Er hatte aus der Hand in den Mund nicht blos gelebt, sondern auch gelernt. Zu einer Zeit, wo Humboldt noch einen Hofmeister neben sich hatte, hatte er selbst bereits geschulmeistert und geschriftstellert. Als ein Siebzehnjähriger hatte er seinen Vater auf der Weltreise begleitet, als ein Zwanzigjähriger diese Reise beschrieben. Er hatte leben, handeln, arbeiten müssen, ehe er erzogen war: die Welt war seine Schule, das Leben seine Erziehung gewesen. Und wie er nun aus dieser bewegten Schule, aus dem praktischen in das Ideenleben hinübertrat: wie war er da wieder durch den Zufall den ganz entgegengesetzten Weg als Humboldt geführt worden! Es ist der Jacobi'sche Kreis, in den er hineingeräth. Gerade die Gefühls- und Glaubensrichtung nimmt ihn zuerst in Be-

schlag und erfüllt ihn mit herzlicher Abneigung gegen die Männer, denen Humboldt seine erste Bildung verdankt. Er ist vollkommen bereit, sich in die Abenteuer der deutschen Mystik und der Schwärmerei zu stürzen. Den als Knaben schon die Wunder des Oceans und ferner Welttheile gelockt haben, den reizen jetzt die Geheimnisse der Rosenkreuzerei. Aber seine gesunde Natur, sein guter, an etwas Besserem als an Speculation geübter Verstand entfesselt ihn bald wieder und führt ihn von asketischer und schwärmerischer Gläubigkeit zu frischer Lebensfreude und rationalistischen Ansichten zurück. So fand ihn Humboldt in Göttingen und Mainz. Ihm imponirte zuerst die ganze Erscheinung und das Auftreten Forster's; er fand sich alsbald beglückt durch die Freundschaft und das Vertrauen, das dieser ihm bezeugte. Die Liebenswürdigkeit des jungen Weltumseglers war bezaubernd. Aus dem offenen Gesicht mit den großen hellen Augen leuchtete das Feuer seiner Seele und die Kindlichkeit seines Herzens. Seine warme und strömende Rede ging in's Gemüth. Ein eigenthümlicher jugendlicher Schwung lag in seinem Wesen, um so ergreifender, da hinter seinen dreißig Jahren schon ein ganzes reiches Leben von Noth, Arbeit und Erfahrung lag. Vor dem älteren und erfahreneren Manne fühlte Humboldt Respekt: aber an der hellen Flamme seiner Jugendlichkeit entzündete sich Alles, was auch in ihm jung war. Beides zog ihn an, in Beidem fühlte er ein Stück seiner eigenen Natur. Denn auch an ihm schätzte der Andere das „jugendlich warme Gefühl bei so männlichem Geiste, so reifer und vorurtheilsfreier Vernunft." Dies Doppelte gerade, die weiche Empfindsamkeit, der männlich kalte und starke Verstand machte ja wirklich die Eigenthümlichkeit von Humboldt's Wesen aus, und Beides war damals mit der natürlichen Lebhaftigkeit und Frische der Jugend verbunden, war damals noch nicht durch die Uebung diplomatischer Praxis verdeckt, versteckt und abgeglättet. Alles das aber trat ihm an dem Freunde ebenso entgegen. Er bewunderte die fruchtbare Fülle von Ideen, die sich diesem bei jeder Gelegenheit aufdränge, die lebendige Klarheit, mit der er sie darstelle. Er fand sich mit ihm in dem gleichen Eifer und der gleichen Begeisterung für das Wahre und Gute zusammen, und ganz seinem eigenen sanften, milden und rücksichtsvollen Charakter entsprach die Schonung jenes für Alles, was Andere für wahr und gut halten. Das zärtliche und gefühlvolle Herz Hum-

boldt's entzündete sich an dem Herzen, das sich so bereitwillig anschloß und so gern durch Liebe beglückte. Er liebte damals Forster, er schwärmte für ihn, wie junge Leute für einen Dichter schwärmen, der mit dem Vorzugsrechte der Poesie ihre eigne Gemüthswelt ihnen glänzend und durch das Feuer der Phantasie vergoldet entgegenbringt. Die Schwächen des Lieblingsdichters werden übersehen: denn der Geliebte ist ein Dichter und sie selbst sind jung. Genau dies war Humboldt's Fall mit Forster. Forster's Schwächen waren von der Art, daß sie dem jugendlichen Humboldt entgehen mußten, aber auch nur dem jugendlichen entgehen konnten. Was in Humboldt Jugend war, das war in Forster ausgereifte Charaktereigenthümlichkeit; was dieser vor ihm voraus hatte, wodurch er ihm imponiren konnte, das war gerade von der Art, daß ihm nur der Jüngling nicht widerstehen konnte. Der Mann pflegt einen anderen Lieblingsdichter zu haben als der Knabe. Ebenso ging es Humboldt mit dem Freunde, dem er in den Jahren 1788 und 1789 sich näher fühlte als irgend einem Anderen, mit dem er sich damals „so ganz und wie sonst mit Niemand“ zu verstehen bekannte. Forster lag längst in seinem Grabe und ruhte von den Leiden, die ihn frühzeitig in dasselbe hinab gerissen hatten; mehr als Eine Generation war über die Erde gegangen; Napoleon hatte Europa und Europa hatte wieder Napoleon besiegt: da, am Ende seines Lebens, schrieb Humboldt ein Urtheil über Forster nieder, welches in seiner leidenschaftslosen Härte grell gegen den begeisterten Ton der Briefe absticht, die er einst von Göttingen aus mit Forster gewechselt hatte. Der ganze Gegensatz des beiderseitigen Lebensganges, die ganze Differenz ihres beiderseitigen Charakters lag diesem späten Urtheil zu Grunde. Jenes Feuer der Empfindung, an dem er sich einst erwärmt hatte, nannte er nun ein scheinbares Feuer. Tiefe der Empfindung sprach er nun ihm ab; überall habe „der Rückblick auf sich“ durchgeleuchtet; selbst seine Aufopferungsfähigkeit habe im letzten Grunde Selbstgefälligkeit und das Bedürfniß, sich zu fühlen, zum Motiv gehabt.[1]) Wie es sich mit diesem Urtheil verhalte: es war nicht das Urtheil des damaligen Humboldt. Das Verhältniß Humboldt's, des Jünglings, zu Forster war so innig, wie später das Verhältniß Hum-

1) Briefe a. e. F. II. 19.

boldt's, des Mannes, zu Schiller. Mit Recht hat man auch sonst schon beide Verhältnisse parallelisirt, so wie man mit Recht Forster mit Schiller verglichen hat. Als Menschen wie als Schriftsteller hatten diese Beiden so Manches gemein. Der idealistische Schwung ihres Geistes, ihr Sinn für das Freie und Humane, ihre Abneigung gegen die abstrakte Speculation neben so viel Neigung zum Philosophiren, jene mit männlichem Ernst gepaarte Jugendlichkeit, jene Richtung auf das Rhetorische und Pathetische, jenes Geschick und jene Geläufigkeit in phantasiegeschmückter Diction, das Alles erinnert in dem Einen fortwährend an den Andern. Aber sie waren sich ähnlicher noch in dem was sie für Humboldt waren. Gerade die genannten Eigenschaften zogen diesen hier wie dort an. In beiden Fällen fand er eben das, was er stets am meisten bedurft hat. Sein Geist war ein bescheidener und schüchterner, ein stiller und empfänglicher Geist. Selten war derselbe geneigt, die Initiative zu ergreifen. Der Ideenstoff, der in ihm schlummerte, wollte durch das Gespräch geweckt und in Bewegung gebracht werden. Gerade jene lebhaften Schwingungen des geistigen Lebens, in denen sich die Forster und Schiller fast immer befanden, waren nöthig, um ihn anzustoßen und warm zu machen. Beide besaßen sie die prompte Productivität, die ihm abging. Beide jenes Entgegenkommen des Gedankens und der Empfindung, vor welchem dann sein schüchterner Geist, begeistert durch die empfangene Anregung, nicht zögerte sich aufzuschließen und mitzutheilen.

Wenn aber schon das Wesen Forster's dem Humboldt's, so homogen war, wenn ihm die Art des Freundes so anregend wohlthuend war, so waren sie sich vor Allem auch in ihren Ansichten, in dem Standpunkte ihrer Lebens- und Weltanschauung gleich. Von entgegengesetzten Einseitigkeiten ausgegangen, trafen sie gegenwärtig auf einem gemeinsamen mittleren Orte zusammen. Forster hatte den Mysticismus hinter sich gelassen, aber er war darum nicht in das Lager der Aufklärer übergegangen. Humboldt hatte frühzeitig in seinem Gemüthsleben die Ergänzung zu der rationalistischen Einseitigkeit der Berliner gefunden, aber er hatte darum nicht aufgehört, den Kopf hoch über dem Herzen zu tragen und der Vernunft in allen Stücken den Vortritt zu lassen. Beide begegneten sich in der schönen Klarheit, womit sie alle Dinge übersahen, in der unpartei-

schen und echt humanen Schätzung alles Menschlichen. Sie liebten beide die Helle und mieden beide nur die Dürre des Verstandes. Die Tiefen des menschlichen Gemüthes waren ihnen wohl bekannt, aber ohne ihnen gefährlich zu werden. Ihr gesundes Auge war gleich frei von der Kurzsichtigkeit der Nicolaiten wie von der Uebersichtigkeit der Jacobiten. Sie waren vor Allem erhaben über die Parteilichkeit und über den Fanatismus des einen wie des andern Lagers. Sie waren endlich überhaupt nicht Männer der Schule: Forster eingestandnermaaßen ein Dilettant in philosophischen Dingen, und Humboldt nur erst ein Neuling in dem Studium der Kant'schen Schriften. Sie verstanden sich folglich über alles Menschliche miteinander, sowohl was ihre theoretischen Ansichten als was ihre praktische Haltung dazu angeht. Sie hatten die gleiche wissenschaftliche und die gleiche menschliche Gesinnung. Sie fühlten sich darin um so mehr einig, je weniger nach den Interessen, welche damals das deutsche Geistesleben bewegten, von etwas Anderem als dem Allgemeinsten und wiederum dem Individuellsten unter ihnen die Rede war. Man war damals einig, wenn man in literarischen Dingen den gleichen Geschmack hatte und wenn man in Beziehung auf die höchsten Fragen, in Beziehung auf die Religion, überein dachte. Und Humboldt und Forster dachten insbesondere über die Letztere ganz überein. Der Standpunkt Forster's war der der absoluten Humanität, oder, um es anders zu sagen, der Standpunkt Lessing's. Er besaß jene echte, jene unbedingt tolerante Toleranz, die Toleranz, die ebendamit Religion ist. In dieser Gesinnung wies er, der Protestant in einem katholischen Staate, der Freund Lichtenberg's und der Freund Jacobi's, auf das Beispiel England's hin, wo freier als irgendwo sonst das Recht geübt werde, jede Religionsmeinung zu bekennen und für jede zu werben und wo darum nichts desto weniger echte Religiosität zu Hause sei, ja frommer und blinder Glaube unerschüttert fortbestehe. So schrieb Forster, und Humboldt fand das ganz in dem Geiste geschrieben, in welchem er eben damals recht Vieles geschrieben wünschte. Er selbst schrieb um diese Zeit den ersten Entwurf eines Aufsatzes über Religion, den er später seiner ersten Schrift einverleibte — einen Aufsatz, in welchem er — in vollkommener Uebereinstimmung mit den Lessing und Forster — ausführte, daß Religion durchaus subjektiv, beruhend auf der Eigenthümlichkeit der Vorstel-

lungsart jedes Menschen sei, daß der Mensch in alle Wege Achtung vor der Denkungs- und Empfindungsweise des Menschen haben müsse, daß folglich die absoluteste Toleranz die einzig vernünftige Haltung sei, die der Staat wie der Einzelne dem religiösen Glauben und Bekenntniß gegenüber einnehmen können. Die Uebereinstimmung der beiden Männer aber kam auf noch schlagendere Weise zum Vorschein. Im Augustheft des Jahres 1789 hatte die Berliner Monatsschrift ein neues Document zur Warnung vor den der protestantischen Religion drohenden Gefahren gebracht. Sie hatte den Brief eines Beamten im Rheingau an die katholische Wittwe eines Protestanten veröffentlicht, worin der Briefschreiber der ihm befreundeten Frau mißrieth, ihre Söhne protestantisch erziehen zu lassen. Dieser Brief, natürlich, sollte den Proselytenmacher öffentlich an den Pranger stellen und als abschreckendes Beispiel von der Perfidie der im Geheimen für ihre Confession werbenden Katholiken dienen. Man hatte aus einer Mücke einen Elephanten gemacht. Man hatte mit voreiliger Indiscretion einen unbescholtenen Mann vor das Publicum gebracht. Dieses Verfahren indignirte Forster. Es schien ihm weder human, noch tolerant, noch anständig, noch ehrenhaft. Er stellte sich also diesmal auf die Seite der Garve, Jacobi und Schlosser. Anders doch als diese: mit stichhaltigeren Gründen als Garve, mit edlerer Leidenschaftlichkeit als Jacobi. Der Intoleranz der Aufgeklärten gegenüber verfocht er in dem Aufsatze „Ueber Proselytenmacherei" das Recht der echten Toleranz. Er sprach für jenen Lessing'schen Protestantismus der absoluten Geistesfreiheit und der Liebe. Er kämpfte mit praktischen, wie mit philosophischen Argumenten gegen das Nul n'aura d'esprit hors nous et nos amis und gegen das Pfäffische in dem Gebahren der Berliner. Er sprach sich auf's Bestimmteste gegen ihren Verdächtigungseifer und ihr indiscretes Zufahren aus, und er schloß mit Worten Lessing's aus der Nathansfabel von den drei Ringen. Der Mitverfasser dieses Aufsatzes aber war Humboldt, welcher eben jetzt, im September 1789, auf einem zweiten, vierzehntägigen Besuche bei seinem Freunde in Mainz war. Unter seiner und Sömmering's kritischer Assistenz entstand dieses Manifest der freieren Religions- und Lebensansicht gegen die kleinlich-beschränkte des Berliner Journalisten. Täglich las Forster den beiden Freunden vor, was er geschrieben, und änderte was Humboldt nicht be-

stimmt genug oder Sömmering nicht hinreichend verclausulirt fand. Täglich philosophirten die beiden Männer über das Thema dieses Aufsatzes. Als er fertig war, da hätte ihn auch Humboldt unterschreiben können. Es war auch sein Glaubensbekenntniß, welches ebenso gegen rechts wie gegen links abschnitt. Denn Jacobi fand sich heftig durch die ursprüngliche Einleitung des Aufsatzes verstimmt, und Biester, an welchen derselbe zur Aufnahme in die Monatsschrift eingeschickt ward, druckte ihn erst nach längerem Zögern und auch dann nicht ohne verwahrende Zusätze ab.

Seltsam fürwahr! Ueber Gewissensfreiheit und Bekehrungseifer, über Aufklärung und Toleranz disputiren diese Männer unermüdlich — Forster, der nachmalige Revolutionair und Humboldt, der nachmalige Staatsmann, — disputiren sie unermüdlich in demselben Augenblicke, wo in Frankreich die große Staatsumwälzung im Gange war, die ein Menschenalter hindurch den ganzen Welttheil mit den gewaltsamsten Erschütterungen heimsuchen sollte. Seltsamer noch, in der That, als es auf den ersten Anblick erscheint. Denn nicht von Göttingen war Humboldt diesmal nach Mainz gekommen, sondern direkt von dem Schauplatze der Revolution. Das Menschlich-Große und Interessante von Hergängen, wie sie seit dem Juni 1789 von Paris her durch die Zeitungen berichtet wurden, konnten ihm nicht wohl entgehen. Seine Studienzeit ging mit dem Herbst dieses Jahres zu Ende. Da bot sich ihm die Gelegenheit, in bester Gesellschaft Paris zu sehen. Sein ehemaliger Hofmeister Campe, der jetzt in Braunschweig den Vertrieb der pädagogischen Aufklärung literarisch und buchhändlerisch besorgte, hatte, im vollen Jubel über jene Zeitungsnachrichten, den Beschluß gefaßt, der „Leichenfeier des französischen Despotismus“ in eigner Person an Ort und Stelle beizuwohnen. Mit Campe und einem dritten Begleiter gab sich daher Humboldt in Holzminden ein Rendezvous, und von hier aus reisten sie am 19. Juli durch Westphalen und Brabant nach Paris[1]). Die Nachricht von der Erstürmung der Bastille und Schaaren französischer Flüchtlinge kamen ihnen schon in Aachen entgegen. Nur um so mehr eilten sie durch das aufgeregte Brabant, „um wenigstens den zweiten Akt der großen Weltbegebenheit mit

1) Briefe a. e. F. II. 189.

anzusehen". Sie erreichten ihre Absicht. In Aachen und Lüttich mit französischen und preußischen Pässen, in Valenciennes mit der neuen Nationalkokarde versehen, kamen sie am 3. August in Paris an. Eben recht, um Zeugen des Enthusiasmus zu sein, in welchen die Hergänge der folgenden Nacht ganz Paris versetzten. Und in jeder Weise nutzten sie nun die wenigen Wochen, die sie für ihren Pariser Aufenthalt angesetzt hatten. Weder die Merkwürdigkeiten des alten Paris noch die Wunder des neuen Frankreich ließen sie sich entgehen. Mit zwiefachem Interesse sahen sie das Palais Royal, die Tuilerien und den Schauplatz des Kampfes vom 14. Juli. Sie nahmen die Herrlichkeiten von Versailles in Augenschein. Sie waren Zuschauer und Zuhörer bei den Debatten der Nationalversammlung. Ein Zufall gestattete ihnen, sich unter die Deputirten zu mischen, als diese am 13. August Ludwig XVI. die Adresse überreichten, welche den König als Wiederhersteller der französischen Freiheit begrüßte. Einer Sitzung der französischen Akademie durften sie am Tage des heiligen Ludwig beiwohnen, und um nichts zu versäumen was mit Paris und mit der Revolution in Zusammenhang stand, so hatten sie bereits vorher eine Wallfahrt nach Ermenonville zum Grabe Rousseau's gemacht.

Leider besitzen wir über diese Pariser Reise nur den Bericht von Campe[1]) und in diesem Bericht ist, wie billig, Campe die Hauptperson. Unzweifelhaft ist nur soviel, daß Humboldt die Dinge so nicht gesehen haben wird, wie sie der gute Canonicus sah. Dieser, in der That, sah sie mit der Urtheilslosigkeit eines Kindes. Was er in Deutschland gelernt hatte, waren die Worte: Licht und Wahrheit, Aufklärung und Vernunft. Was er in Frankreich fand, galt ihm als die Wirklichkeit jener Worte. Er erblickte in der Revolution den Triumph der Vernunft, das unhintertreibliche und unzerstörbare Werk der „Cultur und Aufklärung", die, wie er meinte, in Frankreich weiter gediehen sei als irgendwo sonst in der Welt. Denn für Cultur und Aufklärung nahm er Alles, was ihm hier entgegen kam, die Höflichkeit des Postmeisters, die Politesse des Steuerbeamten, den Leichtsinn des Volkes und den Witz des Gamins. Noch in der furchtba-

1) In dessen „Reise von Braunschweig nach Paris" und vor Allem den „Briefen aus Paris, zur Zeit der Revolution geschrieben".

ren Frivolität und Grausamkeit des Pöbels fand er Spuren von Geist und Verstand und die Bestätigung seines Refrains, daß „alle Anstalten des Despotismus zur Unterdrückung der Vernunft fortan vergeblich sein würden“. Ganz närrisch aber wurde der ehrliche Philanthrop, als er im Sterbezimmer Rousseau's, als er jener Pappelinsel gegenüberstand, auf welcher sich das Grab des Verfassers des Emile befindet. Auch in seinem jungen Begleiter war ein gut Theil Empfindsamkeit und ohne Zweifel ein gut Theil Sympathie mit den Ideen, den Leiden, dem Ruhme von Jean Jacques. Aber er urtheilte zu scharf und er fühlte zu tief als daß ihn nicht der Zopf der Sentimentalität und die Begeisterung aus Nüchternheit, wie sie Campe zeigte, um alle Andacht an der Stätte hätte bringen müssen, die sonst wohl auch ihm eine Thräne gekostet hätte. Er wird, seiner Aufklärungsbildung zum Trotz, eben so wenig die Anschauungsweise und die Urtheile seines Lehrers in Beziehung auf die Zustände und Hergänge der Revolution getheilt haben. Er war schwerlich reif oder vorschnell genug, er war, was mehr ist, nicht einmal geneigt und interessirt genug an dem Staatlichen, um über Fortgang, Folgen und Ausgang der Bewegung ein pragmatisches Urtheil zu wagen. Eine so kurz angebundene Ueberzeugung, einen so scrupellosen Enthusiasmus erzeugten bei ihm die Pariser Dinge nicht: er schilderte die Pariser Freiheit seinem Forster so, daß sie auch diesem keinesweges paradiesisch erschien. Er sah sie aber überhaupt, wie wir denken, viel mehr mit dem Auge des Philosophen als mit dem des Politikers. Weniger das Politische als das allgemeine Menschliche interessirte ihn daran. Was er sonst mit Leidenschaft im Einzelnen studirte, das studirte er hier im Ganzen und Großen. Wie das Menschentreiben im Palais Royal, so beschaute und beobachtete er was ihm von der Revolution unter die Augen kam, — das Eine und Andre als Scenen und Bilder des menschlichen Lebens in größerem und größtem Formate. Und wahrscheinlich, daß ihm auch dabei noch das Einzelne interessanter war als das Ganze, daß ihn mehr als die Debatten der Nationalversammlung die Figur und Physiognomie Mirabeau's, mehr als der Pomp der Akademie die Rede des Abbé Barthelemy anzog. Er hatte reichlich Gelegenheit, die ganze Nation in ihrer interessantesten Situation zu beobachten. Er schätzte es wahrscheinlich nicht minder, die Mercier und Berquin, die Lalande

und Villoison, soviel politisch und soviel literarisch bedeutende Männer von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt zu haben.

Am 5. September war Humboldt mit Campe in Mainz wieder eingetroffen. Sie hatten am 27. August Paris verlassen und ihre Rückreise durch die Champagne über Metz gemacht. Ehe indeß Humboldt sich jetzt, nach dem Ablauf seiner Universitätszeit, zur Ableistung seines juristischen Probecursus nach Berlin begab, wollte er noch ein anderes Stück Welt und Natur sehen. Er wollte nach der Schweiz. Seine Reisebriefe an Forster, der ihm am 22. September das Geleit bis Oppenheim gegeben, lassen uns seinen Weg sowie die Methode seines Reisens verfolgen. Es ist ihm um große und schöne Natur, es ist ihm mindestens eben so sehr um erweiterte Menschenkenntniß zu thun. Für die Schönheiten der Natur hat er einen tief empfänglichen Sinn. Die ausgesuchte Lage von Heidelberg, die wechselnden Landschaftsbilder des Neckarthals faßt er mit einem Blicke voll sinniger Empfindung auf. Die großartigen Bilder vollends der Schweizerischen Natur setzen sein Empfindungsleben und seine Phantasie in Bewegung, so zwar daß sich diese Eindrücke ihm sogleich in's Geistige und Menschliche übersetzen. Die thürmenden Gebirge, die schneebedeckten Felsmassen wecken in seiner Seele ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft. In der Enge von unersteiglichen Gipfeln umschlossener Thäler fühlt er alles Nahe, Gegenwärtige und Gewisse in seiner Seele verschwinden und sich von Träumen des Vergangenen, Zukünftigen und Entfernten umschwebt. Er wünscht nichts sehnlicher als einmal mit seinem Forster zusammen eine Gebirgsreise machen zu können.

Besser als von diesen Empfindungen ließ sich über die Menschen berichten, die er aller Orten aufzusuchen als einen zweiten Hauptzweck seiner Reise betrachtete. Ueber die Menschen: das heißt über die gelehrten und literarischen Celebritäten, nicht über die Menschen wie sie im Ganzen und in der Masse sind, nicht über Landes-, Stammes und Nationalcharakter. Es ist das Individuum und es sind die individuellen Ansichten der Menschen, ihre Art zu sein und sich zu geben, was ihn interessirt. Ein Register aller Notabilitäten und eine ganze Mappe von Empfehlungsbriefen wird ihn begleitet haben. Er verfehlt Iffland in Mannheim, aber gleich mit Mieg in Heidelberg werden die Mainzer Discurse über die „Intoleranz

der Vernunft" fortgeführt. In Stuttgart philosophirt er mit Abel; er sieht den Dichter Schubart; er zeichnet mit ein paar Strichen den Eindruck, welchen die Reuß, Schwab, Drük auf ihn gemacht haben. Ueber Tübingen geht sodann die Reise nach Constanz und Schaffhausen. In den ersten Tagen des October ist er in Zürich. Der Freund Biester's muß natürlich vor Allem die Bekanntschaft des seltsamen Mannes machen, in welchem die Geniesüchtigen und die Empfindsamen ihren Apostel verehrten, diesen wunderlichen Heiligen, der den Anderen ein Narr, wo nicht ein Betrüger ist. Ein Brief Jacobi's führt ihn bei dem Physiognomen ein. Ihm selbst hinwiederum ist dieser durch Jacobi's freundschaftlichen Enthusiasmus auf's Beste empfohlen: auch nach dem, was er selbst von ihm gelesen, erwartet er sich einen Mann, der zwar ein Schwärmer, aber doch ein Schwärmer von Geist sei. Aber so geübt in Menschenbeurtheilung und von so untadliger Verstandesgesundheit ist der junge Reisende, daß alles gute Vorurtheil, das er mitgebracht und aller Flitter, womit Lavater umgeben ist, ihn über dessen innere Hohlheit nicht zu täuschen vermag. Für Göthe hatte der Lavater'sche Enthusiasmus etwas Verzauberndes: für Humboldt's klaren Geist existirte dieser Zauber nicht. Stellen wir uns vor, daß er jetzt über Nicolai zu urtheilen gehabt hätte. Wir sind gewiß, daß er die Einseitigkeit und Beschränktheit des Aufklärers par excellence ebenso sicher getroffen hätte, wie die Leerheit und Armseligkeit des Genialitätshelden. Aus lauter Einbildung, ein Genie zu sein und aus lauter Prätension, für geistreich und tiefsinnig zu gelten, war Lavater zum Strohkopf geworden. Was er für Geist verkaufte war so trivial wie die Trivialitäten Nicolai's. Aber es ging ihm wie dem Don Ranudo in der Komödie. Je heruntergekommener, desto prätentiöser, je ärmer, desto aufgeblasener. Er umhing sich mit den Lumpen der Genialität, um seine Blöße zu bedecken; er trieb Charlatanerie mit Geist, und es gelang ihm damit, nicht blos Andre, sondern auch sich selbst zu täuschen. Diesen Besucher jedoch täuschte er nicht. Ganze vierzehn Tage blieb unser Reisender in Zürich und versäumte keinen davon, dem Propheten und dem prophetischen Genieapparat beizukommen. Als er abreiste wußte er vollkommen Bescheid. Er fand einen kleinlichen Geist, — so berichtet er an Forster —, dem ewiger Rückblick auf sich, Eitelkeit, Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle

und Spielerei in Worten alle Kraft rauben. Wahre Spielereien fand er die Beschäftigungen des großen Mannes. Die pappenen Futterale auf den Bücherbrettern, die eingerahmten Spruchtäfelchen an den Wänden und all' die andern Merkwürdigkeiten des Lavater'schen Studirzimmers werden uns enthüllt. Mit Recht fragte sich Humboldt, wann der Mann an die Materie komme, da ihm die Form so viel Zeit koste? Schonender urtheilte er über die Physiognomik. Er lieh ihr eine Idee und konnte es interessant finden, sich recht in dieselbe hineinzuträumen. Alles in Allem, so war Lavater für ihn keine Größe mehr. Immer bestimmter sehen wir ihn eine mittlere Haltung zwischen dem Verstandes-, und dem Gefühlsextrem einnehmen, gleich bereit die Berechtigung beider Seiten anzuerkennen, gleich befähigt, die Schwächen beider zu durchschauen, gleich abhold dem Fanatismus und den Ungerechtigkeiten beider, gleich weit hinaus über die ideenleere und trockne Verständigkeit der Einen und über die fade Empfindelei und den unwahren Genieprunk der Andern.

Von Zürich aus besuchte er Zug und Luzern, durchwanderte zu Fuß einen Theil des Berner Oberlandes. Ueber Bern und Neufchatel führt ihn sein Weg sodann nach Basel. In Freiburg darf er Jacobi's Bruder nicht vorbeigehn. In Colmar wird Pfeffel, in Straßburg Brunk, Herrmann und Oberlin aufgesucht. Anfang December endlich, nachdem er in Karlsruhe noch Schlosser's Bekanntschaft gemacht, fand er sich wieder bei seinem Forster in Mainz. Wir dürfen uns vorstellen, daß dem schriftlichen ein mündlicher Reisebericht folgte. Aber Forster, gewiß, lenkte diesmal das Gespräch auch, und lebhafter als früher, auf die Politik. Die Verhältnisse des deutschen Reichs, der Türkenkrieg und vor Allem die inzwischen soviel weiter vorgerückte Revolution in Frankreich werden die Dinge gewesen sein, die zwischen den Freunden zur Sprache kamen. Sie trennten sich nach wenigen Tagen des Wiedersehens am 8. December, um sich nie wiederzusehen.

Zweiter Abschnitt.

Staatsdienst und Muße.

Von Neuem trat nunmehr Humboldt zurück in jene Berliner Kreise, aus denen er hervorgegangen war. Ihre Stellung und Geltung jedoch war inzwischen eine andre geworden. Das Berlin des Jahres 1790 war nicht mehr ganz wie das Berlin um die Mitte der achtziger Jahre. Die Erwartungen, welche Engel in seiner berühmten Lobrede auf Friedrich den Großen in Beziehung auf das Regiment seines Nachfolgers ausgesprochen hatte, sollten in keiner Beziehung in Erfüllung gehn. Am wenigsten in Beziehung auf das religiöse und wissenschaftliche Leben. Den freisinnigen Anfängen der Regierung Friedrich Wilhelm's II. folgte die Enttäuschung auf dem Fuße. Die Aufklärung, welche unter dem großen König ihr goldnes Zeitalter gehabt hatte, sah sich nun auf einmal geächtet und verfolgt. Die ecclesia triumphans der Vernunft war nun auf einmal zur ecclesia pressa geworden. Die beängstigenden Träume der Biester und Genossen von dem Wiedereinbrechen des Obscurantismus schienen sich in vollem Maaße verwirklichen zu wollen. Auf Unglauben folgte Ueberglauben. Wenn Friedrich II. an dem frivolen Spott Voltaire's und an den frechen Paradoxien La Mettrie's seine Unterhaltung gefunden hatte, so trieben jetzt Rosenkreuzer und Geisterbanner mit der leichtgläubigen Schwäche Friedrich Wilhelm's ihr Spiel. Gegen forcirte Freigeisterei tauschte man erheuchelte Frömmigkeit ein. Der Name der Aufklärung hatte zum Deckmantel nicht blos der gesunden, sondern auch der frivolen Vernunft gedient.

Jetzt ward der ehrwürdigere Name der Religion gemißbraucht, um mehr als die Frechheit die Freiheit zu treffen, und, statt der Meinungen und Gewissen, die sich nicht kommandiren lassen, die Worte und Mienen, die äußere Haltung und die Handlungen der Menschen zu beherrschen. An die Stelle des hochgebildeten und aufklärungseifrigen Ministers von Zedlitz war ein Abenteurer und Pfuscher, war jener Wöllner getreten, der seinen Ehrgeiz ganz in die Unterdrückung der Freigeisterei und in die Schnellfabrikation von Religion und Frömmigkeit setzte. Es erschien das unvergeßene Religionsedict. Es erschien, um die „Zügellosigkeit der jetzt sogenannten Aufklärer" zu dämpfen, das nicht minder famose Censuredict. Die Monatsschrift gehörte zu den mißliebigsten Erscheinungen der Presse; sie zumeist hatte die Härte der Instructionen an den Censor und die Unbilligkeit des Censors selbst zu empfinden. Unter Belästigungen jeder Art hielten die Biester und Genossen zu ihrer Fahne. Mit ihnen stand Humboldt. Und Humboldt stand an der Stelle, wo der freie und aufgeklärte Geist der Regierung Friedrich's noch immer ein sicheres Asyl, wo die Opposition gegen die neue Richtung einen legalen Stützpunkt hatte. Er arbeitete jetzt als Referendarius am Kammergericht, und das Kammergericht stand über der Depravation wie sie von oben ausging, in unerschütterlichem Rechtssinn und Freimuth. Es bildete den letzten Schutz aller begründeten Rechte, auch der Rechte der Vernunft und der Gewissensfreiheit, gegen welche der Strom eben jetzt so stark anging. Es hatte bei Gelegenheit eines Erkenntnisses gegen den Verfasser einer Kritik des Religionsedictes ausdrücklich den Grundsatz ausgesprochen, daß es in Preußen erlaubt sein müsse, Gesetze zum Gegenstande gelehrter Untersuchungen zu machen. Und wieder gab ein Censurvorfall dem Kammergericht Anlaß, gegen die Maximen Wöllners lauten Protest zu erheben, und eben Humboldt war es, welchem dabei als Deputirten des Kammergerichts und als Protokollführer eine Rolle neben seinem ehemaligen Lehrer Klein zufiel.

Es war zu Anfang des Jahres 1791, als einer von dem Buchhändler Unger angekündigten Schrift, welche gegen die beabsichtigte Einführung eines allgemeinen Landeskatechismus polemisirte, durch ein Rescript des Ministers, trotz des Imprimatur, welches dem Manuscript in Folge der Censur des Oberconsistorialrath Zöllner zu Theil

geworden war, der Debit versagt wurde. Der wegen Schadenersatz an Verfasser und Censor gewiesene Buchhändler wurde gegen den Letzteren klagbar. Das Kammergericht hatte zu entscheiden. Indem es für Zöllner gegen Unger entschied, entschied es zugleich gegen den Minister. Das freisprechende Urtheil beruhte auf der Anerkennung, daß der Beklagte bei Ertheilung der Druckerlaubniß sich keinerlei Versehen habe zu Schulden kommen lassen. „Vielmehr“, so hieß es weiter in den von Klein verfaßten Erkenntnißgründen, „verdient Beklagter öffentlichen Dank, daß er ohne Nebenabsichten, als ein gewissenhafter und verständiger Staatsdiener seine Stimme gegeben und soviel an ihm ist, die Rechte der Vernunft und die mit ihnen verbundene Ehre der preußischen Regierung aufrecht erhalten hat.“ Humboldt freute sich der bescheidenen Rolle, die er bei dieser Angelegenheit gespielt hatte und freute sich des schönen Urtheils. Hätte er es abzufassen gehabt, er würde es nur weniger buchmäßig gemacht, er würde es noch objectiver gehalten und jede aufklärerische Ostentation sorgfältig vermieden haben. Und man muß ihm zugeben, daß seine Protokolle, wie er sich gegen Forster rühmt, von diesen Dingen frei sind. Wohl war es, wie er sagt, eine sonderbare Schriftstellerarbeit. Unger selbst hatte die Acten des Processes veröffentlicht.[1])

Ohne Zweifel war unter einer Regierung, wie die damalige, die richterliche Stellung diejenige im Staate, die für einen liberal gesinnten Menschen den größten Reiz haben mußte. Sie allein gewährte Unabhängigkeit. Sie allein gewährte, wie in dem eben berichteten Falle, die Möglichkeit, der Willkür das Recht entgegen zu setzen und auf diese Weise in mannigfacher Hinsicht Nutzen zu stiften. Wer eine solche Stellung inne hatte, auf dem ruhte die Pflicht, sie in diesem Sinne aufzufassen und zu behaupten. Der Mann von Talent und Charakter, von Geist und Fähigkeit hatte diese Pflicht doppelt. Des Beispiels, wie des Erfolges wegen, konnte man von ihm mit Recht verlangen, daß er auf seinem Posten bleibe. Eben dieser Ansicht waren auch die Freunde Humboldt's, als er ihnen plötzlich erklärte, daß er beschlossen habe, sich von den Geschäften

---

1) „Proceß des Buchdruckers Unger gegen den Ober-Consistorialrath Zöllner in Censurangelegenheiten wegen eines verbotenen Buches.“ Berlin bei J. F. Unger 1791. Die von Humboldt herrührenden Nummern daselbst S. 14ff., 31ff. und 41ff. Vgl. Brief an Forster a. a. O. S. 291.

zurückzuziehen. Mancherlei Motive werden zu diesem Entschlusse zusammengewirkt haben. Die Menschen in Berlin sagten ihm schwerlich noch ebenso zu, wie ehemals: er sah die, welche er einst am meisten verehrt hatte, jetzt bereits mit anderen Augen an. Es konnte nicht fehlen, daß die öffentlichen Zustände auch auf die socialen einen Einfluß übten. Was aber die Hauptsache war: es war das keine Zeit, Gemeinsinn und Eifer für den Staat zu erzeugen. Auf die Anspannung und Aufregung der vorangegangenen Generation war lässige Abspannung und Sorglosigkeit in der gegenwärtigen gefolgt. Glaubte doch selbst der Nachfolger Friedrich's des Großen, daß ein König von Preußen berechtigt sei, die Geschäfte als das Zweite, die Genüsse des Lebens als das Erste zu behandeln. Epikuräismus, in Wahrheit, war die durchgehende Stimmung der Zeitgenossen, und nirgends mehr grassirte dieser Epikuräismus in allen Formen und allen Schattirungen als in der Hauptstadt. Humboldt auch war an seinem Theil von diesem Geiste angesteckt, und er war es um so mehr, als er mit feinen Sinnen für den Genuß organisirt, mit einer intensiven Empfindungskraft ausgerüstet war. Es ist überreichliches Zeugniß da, daß er auch den Sinnengenuß nicht verschmähte. Hatte er doch eine Bekanntschaft gemacht oder erneut, die in dieser Beziehung klassisch ist. Er war in Berlin der Freund des jungen Gentz geworden. Nur freilich, daß er vor der Wüstheit dieses durch die Ruhe seines Temperaments, durch die leidenschaftslose Kühle seines Wesens geschützt war. Und geschützt war er vor der Gemeinheit und Frivolität des Berliner Lebens überdies durch den Adel seiner Natur, durch die überwiegende Richtung auf die Gegenstände des höheren intellectuellen und Empfindungslebens. Jener Epikuräismus des hauptstädtischen Lebens nahm daher in ihm die edelste Form an, die er überhaupt haben kann. Begütert wie er war, beschloß er, nicht dem Staate, sondern sich selbst zu leben. Das war jener auf das Privatleben und auf die Einzelexistenz sich hinrichtende Egoismus, wie er in Zeiten der Erschlaffung und des Verfalls der öffentlichen Dinge so häufig selbst die Besten ergreift. Aber er ergriff ihn, wie er nur die Besten ergreifen kann. Er beschloß, sich zu leben, indem er seiner Bildung zu leben beschloß. Jene von dem Oeffentlichen und Gemeinnützigen sich abwendende Gesinnung war geadelt durch die Liebe zu den höchsten ideellen Interessen. Sie beruhte auf, oder

sie übersetzte sich vielmehr in eine förmliche Theorie, in eine principielle Lebensanschauung, deren Wurzeln ebensowohl in dem Charakter der ganzen Zeit, wie in der individuellen Art des Mannes lagen. Es war gegen Forster, daß er sich zuerst über diese Denkweise äußerte, wenige Wochen nachdem sie von einander geschieden waren. Gegen Forster, der sich eben, ihm gegenüber, in einer Weise geäußert hatte, die so recht den Punkt der bisher versteckten Differenz ihrer beiderseitigen Natur und Ansicht zu enthüllen geeignet war. In Forster's unruhig lebendigem Geiste nämlich regte sich, je mächtiger in dem Nachbarlande die Schwingungen der Revolution wurden, die alte Lust an Bewegung und Veränderung. Das Blut lief rascher in seinen Adern um und ungeduldiger saß er an dem Pulte, an dem er sich schon oft wie ein Gefangener gefühlt hatte. Seine Seele lechzte nach Thätigkeit, sein enthusiastisches Wesen sehnte sich danach „in's Große und Ganze zu wirken.“ Auf wissenschaftlich-literarische Wirksamkeit angewiesen und in einen engen Wirkungskreis gebannt, machte er aus dieser Noth ein Princip. In's „Große und Ganze“ gehe doch auch dies, und sicherer vielleicht, als dasjenige, was mehr in's Auge falle. Auch wer ein Buch für viele Leser schreibe und dadurch auf deren Denkart einen Einfluß übe, auch der am Ende wirke „in's Ganze und Große.“ Dieser schlechtverhehlten Sehnsucht über die Enge seines Thätigkeitskreises hinaus, stellte Humboldt einen ganz anderen Satz entgegen, eben den Satz, den er ein Jahr später, des Widerspruchs und des Kopfschüttelns seiner Freunde ungeachtet, durch seinen Rücktritt aus aller öffentlichen und Berufsthätigkeit praktisch bestätigte. „Mir heißt“, schrieb er an Forster, „in's Große und Ganze wirken: auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt Jeder, sobald er auf sich und blos auf sich wirkt.“ „Man sei nur groß und viel, so werden die Menschen es sehen und nutzen.“ „Wenn unter uns so wenig geschieht, so ist es nicht, weil unsere Lagen und Verhältnisse uns hinderten zu wirken, sondern weil sie uns hindern zu werden und zu sein.“ Denn „der wahrhaft große, d. i. wahrhaft intellectuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle anderen, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist, oder gewesen ist.“ Mit solchen Ansichten trat er in seine Berufslaufbahn ein, und dieselben Ansichten waren es, mit denen er seinen Austritt recht-

fertigte. Denn wichtiger sei es, schrieb er nun an seinen Freund Friedländer, seinen Kreis, wie groß oder klein er immer sei, auszufüllen, als gerade diesen oder jenen Kreis zu haben. Wichtiger als die extensive sei die intensive Größe. Das Forteilen von Zweck zu Zweck zerstreue den Geist; das Verweilen bei Einem Zwecke lasse ihn Stärke und Tiefe gewinnen, und für diesen Gewinn allein habe er Sinn. Als Streben nach eigener „höchster und vielseitiger Bildung" formulirt er nun gegen Forster sein Ideal. „Die Sätze", schreibt er, „daß nichts auf Erden so wichtig ist, als die höchste Kraft und die vielseitigste Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erstes Gesetz ist: bilde Dich selbst, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was Du bist; — diese Maximen sind mir zu eigen, als daß ich mich von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geist und mein Herz beschäftigte, auch nur mit langsamen Schritten zu nähern, wie konnte mir selbst der Nutzen Ersatz sein, den ich freilich stiftete und künftig in unendlich höherem Maaße gestiftet haben würde? Ich zog also das bescheidnere Loos vor, ein stilles häusliches Dasein, einen kleineren Wirkungskreis. In diesem kann ich mir selbst leben, den Personen, die mir am nächsten sind, ein heiteres und zufriedenes Leben schaffen, und vielleicht — wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt — auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben in der Welt, selbst wider seinen Willen, nur als Mittel dient: zur Bereicherung oder Berichtigung unserer Ideen."

Es war die liebenswürdige Verbindung vorurtheilsfreier Vernunft mit warmem Gefühl und frischer Phantasie, was Humboldt zu Forster hingezogen und ihn diesem zur Seite in die Mitte zwischen Männer wie Biester und Männer wie Lavater gestellt hatte. Das echt und schön Menschliche war es. Der magere Schulpedant, wie er sich einmal ausdrückt, war ihm gleich zuwider, wie der Schwärmer. Er mochte die Philosophie nicht, die sich blos mit der trockenen Analysirung selbstconstruirter Begriffe, also recht eigentlich mit blos formellen Ideen beschäftige. Er gab eben so wenig auf die Philosophie, die sich mit einem phantastischen Ruck von dem Zügel des formellen Verstandes und der Logik losmacht. Er verlangte, daß

dem analytischen Geschäft in aller Wissenschaft das synthetische zur Seite gehen müsse, daß die Trennungen, die sich die Abstraction freilich nicht ersparen könne, durch die Rücksicht auf die Coexistenz des Getrennten in allem concreten Sein corrigirt werde. Als die Aufgabe der wahren Wissenschaft galt ihm, die Natur zu beobachten, und die gemachten Beobachtungen auf eine fruchtbare Art durch Ideen mit einander zu verbinden. Diese Tendenz war es, die er noch in der Lavater'schen Physiognomik achtete, und den ästhetischen Sinn hatte er bei dieser Gelegenheit als das eigentliche Organ der Wissenschaft, als „den wahren Mittler zwischen dem sterblichen Blick und der unsterblichen Uridee“ bezeichnet. Mit diesem ästhetischen Sinn hatte er Forster's Persönlichkeit selbst aufgefaßt, hatte in ihm das gleiche Gleichgewicht der mehr ideellen und der mehr sinnlichen, der Verstandes- und der Gefühls- und Phantasierichtung gefunden. Eben darum waren ihm noch später des Freundes „Ansichten vom Niederrhein“ so werth; denn auch in ihnen hatte er wieder gefunden, was immer seine Bewunderung so heftig anziehe, „strenge Richtigkeit der Ideen mitten im glühendsten Feuer der Begeisterung.“ Aber wie sehr er in diesem Werke den ganzen Forster und in seiner Sakontalaübersetzung das schöne Gefühl des Freundes wiederfinden durfte: — der Gegensatz, den wir nur eben dargestellt haben, war mächtiger als jene Verwandtschaft, an der ihre Freundschaft sich ursprünglich entzündet hatte. Sie waren im letzten Grunde doch verschieden organisirt. Sie waren, zum Ueberfluß, auch äußerlich verschieden situirt. Humboldt verweigerte dem Freunde einen Aufsatz, um welchen dieser ihn ersucht hatte, weil er die Stimmung abwarten müsse, in denen die zur Vollendung des Aufsatzes nöthigen Ideen allein ihre Reife erhalten könnten. Er hatte gut reden, von der Reife im Treibhause, „die man den Ideen so giebt, indem man sich hinsetzt und nachdenkt!“ Wäre sein Freund ebenso scrupulös gewesen, so würden sein Weib und seine Kinder ohne Brot gewesen sein. Nur derjenige konnte sein Leben ausschließlich dem Zwecke der individuellen höchsten und vielseitigsten Bildung widmen, dem durch die Gunst des Glückes jede Sorge um die Noth des Lebens erspart war. Auch wenn Forster nicht Forster gewesen wäre, so würde seine finanzielle Lage ihm verwehrt haben, die Maximen seines Freundes über das „höchste Gesetz der wahren Moral“ zu theilen. Dieses Moralgesetz war in der That — so

sehr sind die Ansichten der Menschen durch äußere Verhältnisse bestimmt — ein sehr aristokratisches oder, eigentlicher zu reden, ein sehr timokratisches Gesetz. Jener war arm, und dieser war reich. Dieser Umstand würde allein nicht entschieden haben, aber er wirkte mit, um jenen zum Lobredner des Wirkens auf Andere, diesen zum Lobredner des Wirkens auf sich selbst zu machen. Aus Temperaments- und Charakterunterschied, aus Unterschied des Schauplatzes, auf dem sie standen, aus Unterschied endlich ihrer äußerlichen Lage, — aus allen diesen Gründen begannen sie zu divergiren. Immer noch wechselten sie Briefe, und es war ein schöner, auch später nie verleugneter Zug der Treue und Consistenz in Humboldt, der ihm, so oft er an Forster schrieb, die Erinnerungen seiner Studentenzeit alsbald wieder auffrischte und ihm Worte der innigsten und dankbarsten Liebe und Freundschaft in die Feder gab. Allein dennoch trat das Verhältniß zu Forster entschieden in den Hintergrund. Eine kleine Zeit, und sie waren so weit auseinander, daß sich ihre Augen und ihre Stimmen nicht mehr erreicht hätten. Beide legten sie in ihrer ganz entgegengesetzten Richtung ein Zeugniß von der Ungesundheit unserer vaterländischen Zustände ab. In der vollen Frische der Jugend zog sich der Eine von einer Stelle, die ihm die segensreichste praktische Wirksamkeit gestattet hätte, in idealistischem Quietismus, zum Behufe der Selbstbildung, in die Einsamkeit zurück. Das Vaterland war ihm nichts. Die Ideen waren ihm Alles. Nur das „Individuum“ kannte er und „die Menschheit.“ Mit dem Sanguinismus eines Knaben stürzte sich im reifsten Mannesalter der Andere in den Strudel der französischen Revolution. Das Vaterland war auch ihm nichts. Auch er war ein Kosmopolit. Auch er schwärmte für die Republik, weil er für die Idee der Freiheit der Menschheit schwärmte. Und nun entschied zwischen ihnen das Glück und der Erfolg. Forster ward rasch von den Wellen der Revolution verschlungen. Ebenso rasch warf ihn die Revolution wieder aus. Gestrandet fand er sich in namenloser Vereinsamung. Er starb, geächtet und enttäuscht, aber noch mit wundem Herzen den Glauben an die Menschheit und die Begeisterung für die höchsten Ideen bekennend. Mit dem Anderen war die Gunst aller Götter. Es war ihm verstattet, in der Muße und Einsamkeit der Selbstbildung seine Individualität zu retten. Auf's Wunderbarste gelang ihm sein Plan. Denn in-

dem er sich für sich zu bilden vorhatte, bildete er sich in der That für seine Nation. Als die Stunde kam, wo der Cultus der Individualität ein Verbrechen gewesen wäre, da trat er mit reichgebildetem Geist und Charakter für den Staat ein, der seiner bedurfte, da wirkte er mit einem von dem höchsten Idealismus durchdrungenen Gemeingeiste, mit einer durch die Muße nicht erschlafften, sondern gestärkten Thatkraft, — ein „Staatsmann von Perikleischer Hoheit des Sinnes" in's „Große und Ganze".

Jener „kleine Wirkungskreis" aber, in den er sich jetzt zurückgezogen hatte, erschloß sich ihm zugleich mit dem Himmel ehelicher Liebe. Dürfen wir der Erzählung der Herz trauen, so war es jener sentimentale Freundschafts- und Veredlungsbund in Berlin, der sich um sein Glück verdient machte. Enthusiastisch hatte er seinen Berliner Freundinnen von Therese Forster geschrieben. Diese Freundinnen nun kannten ein weibliches Wesen, dieser nicht unähnlich, und wie geschaffen für ihren Freund. So hatte sich ihnen Caroline von Dacheröden, die Tochter des Kammerpräsidenten von Dacheröden, der, ein Verwandter des Coadjutors Dalberg, in Erfurt lebte, in ihren geist- und gemüthreichen Briefen gezeigt. Sie riethen ihrem jungen Freunde ihre Bekanntschaft zu machen. Humboldt ging auf die Pläne der Frauen ein und war bald ein Gefangener in dem von zarten Händen gesponnenen Netze. Denn nun übernahm es Caroline von Lengefeld, damals noch die Gattin des Legationsraths von Beulwitz, die Angelegenheit weiter zu führen. Sie gehörte gleichfalls dem sentimentalen Berliner Kreise zu; sie und ihre Schwester Charlotte, die Braut Schillers, waren mit Caroline von Dacheröden auf's Innigste befreundet. Hin und her besuchten sich die Freundinnen in Weimar und in Erfurt. Sie lebten namentlich an dem letzteren Orte mit Dalberg, der hier als Statthalter residirte, ein gesellig höchst angeregtes und heiteres Leben, in dem es weder an Geist noch an Empfindsamkeit fehlte. Hieher kam im December 1789 Humboldt von Mainz. Bald lebte er sich in den Dalberg'schen Kreis ein. Er fand in Caroline Dacheröden mehr als er erwartet hatte. Selbst bei flüchtiger Bekanntschaft hatte Schiller sie für eine ungewöhnliche und idealische Erscheinung voll Adel und Feinheit erklärt; ein gewisser Glanz an ihr hatte ihn geblendet. In Weimar, wohin die Schwestern von Lengefeld mit ihrer Freundin und in Hum-

boldt's Begleitung zur Weihnachtszeit eine Reise machten, entschied sich die Verbindung, die für diesen das ganze Leben hindurch eine Quelle des seltensten Glücks sein sollte. Noch im Februar 1790 finden wir Humboldt in Erfurt. Mancherlei Pläne gingen damals mit seiner Verlobung Hand in Hand. Sie knüpften sich an Mainz und an Dalberg an. Inzwischen mußte er in Berlin seine juristische Laufbahn beginnen. Endlich war sein Probejahr zu Ende gegangen. Mit dem Titel eines Legationsraths verließ er den öffentlichen Dienst, um sich und seiner jungen Liebe zu leben. Die im Juli 1791 Verbundenen zogen sich auf ein Gut der Frau, nach Burgörner, in der Nähe von Mansfeld, zurück[1]).

In einen neuen Kreis von Menschen war Humboldt durch seine Brautwerbung eingeführt worden. Er war der Vertrauten seiner Braut, der Stifterin seines Ehebundes vertraut geworden, und durch das Leben dauerte diese Freundschaft mit Caroline von Wolzogen. Er war durch sie und ihre Schwester mit Schiller bekannt geworden. Denn in Weimar besuchte dieser die Schwestern und von Weimar aus suchte gleich darauf Humboldt den jungen Dichter in Jena auf. Er war endlich vor Allem mit dem Coadjutor in ein überaus herzliches und nahes Verhältniß gekommen, und gerade dies Verhältniß war für jetzt das fruchtbarste. Von hier aus empfingen die Beschäftigungen Humboldt's in seiner nunmehrigen Zurückgezogenheit ihre Richtung. Dalberg war es, der den Anstoß zu der Entstehung von Humboldt's erster Schrift gab, einer Schrift, in der er gleichsam die Summe seiner bisherigen Jugendbildung, die Summe seiner nunmehrigen Denk- und Anschauungsweise gezogen hat und mit welcher eben deshalb diese ganze erste Bildungsepoche einen Abschluß erhielt.

In der Stimmung nämlich, welche Humboldt in die idyllische Einsamkeit von Burgörner geführt hatte, erregten die großen Begebenheiten in Frankreich, die von Tage zu Tage zu größeren Dimensionen anwachsende Revolution nur die Betrachtung vor Allem in ihm, wie wandelbar die irdischen Dinge seien, wie thöricht es sei,

1) Außer auf der Erzählung von Henriette Herz, beruht die obige Darstellung auf dem Briefwechsel Schiller's mit den Schwestern von Lengefeld in dem „literarischen Nachlaß von Caroline von Wolzogen.“ Vergl. daselbst, auch für das Nächstfolgende: I. 202, 295, 329, 353, 362, 365, 372.

auf „Begebenheiten" zu vertrauen. Die Moral, die er aus dem großen Umschwung aller Dinge zog, war die, daß man jede Begebenheit und jedes Zeitalter wie eine nützliche und erbauliche Geschichte ansehen, im Uebrigen aber nur dem unwandelbaren, inneren Ideengesetze vertrauen müsse. Er wandte sich übrigens denjenigen Studien zu, die ihm immer die liebsten gewesen waren. Er war nun ganz in einer Lage wie Jacobi und wie sie Jacobi auch ihm gewünscht hatte. Er warf sich überwiegend in das Studium der Philosophie. Kant und Platon bildeten seine Lectüre. Aber dennoch war der Einfluß der Zeit unabweisbar. Die französische Revolution war ein zu wunderbares Phänomen, als daß sie nicht immer wieder die Aufmerksamkeit auch Solcher hätte auf sich ziehen sollen, die an der Zeitgeschichte und an politischen Dingen an sich ein geringes Interesse haben. Die wachsende Tollheit der Jacobiner und die Flucht und Wiedereinziehung des Königs waren für die am wenigsten politisch gestimmten Menschen Erscheinungen, wie es die Erscheinung eines Nordlichts oder eines Kometen für denjenigen ist, dem die Astronomie die gleichgültigste aller Wissenschaften ist. Die Begebenheiten in Frankreich hatten zudem einen Charakter, ganz verschieden von dem gewöhnlichen Charakter politischer Hergänge. Die Philosophie — eine wie immer beschaffene Philosophie — hatte an ihrem Theile zum Ausbruch der ganzen Bewegung mitgewirkt, und wenn eben jetzt die Nationalversammlung über die allgemeinen Menschenrechte debattirte, so glichen ihre Debatten mehr denen einer philosophischen Akademie als denen einer gesetzgebenden politischen Körperschaft. Gerade dieser philosophische Charakter der Revolution mußte daher einem Manne Interesse abgewinnen, der für die Facta als solche und für den Pragmatismus derselben so wenig wie möglich hatte. In dieser Hinsicht daher fand sich Humboldt durch die französischen Angelegenheiten gereizt. Sie wurden ihm zum Thema politischer Philosophie, und in Briefen an seine Berliner Freunde theilte er gelegentlich seine Ideen darüber denselben mit. Es gab unter diesen Freunden Mehrere, welche so rüstige Vertheidiger der Vernunft waren, daß sie dem Apriorismus voll Begeisterung zujauchzten, womit die französische Nation ein ganz neues Rechtsgebäude an die Stelle des in Trümmer gestürzten alten Staates zu setzen im Begriff war. An einen dieser Freunde richtete im August 1791 Hum-

boldt ein Schreiben ganz anderer Ansicht[1]). Er nannte sein Urtheil im Voraus paradox. Diese Paradoxie war dieselbe, die ihn schon in der Religions- und der Toleranzfrage ebensoweit von Biester wie von Lavater entfernt gestellt hatte, die ihn die Jacobi'sche Philosophie des Schauens mit Mißtrauen, den logischen Formalismus der Popularphilosophen mit Verachtung hatte ansehen lassen. Was ihm als die höchste Formel alles echt wissenschaftlichen Verfahrens gegolten hatte, Naturbeobachtung, geleitet und befruchtet durch Ideen, eben das galt ihm als höchstes Gesetz für die politische Praxis. Ebenso jetzt, ebenso angesichts des politischen Experiments der französischen Nation. Er wahrlich war nicht von politischen Vorurtheilen befangen; er wahrlich war frei von „kleingeistigem Schauder vor allem Neuen und Ungewöhnlichen“; er wahrlich übernahm nicht die Vertheidigung des Despotismus der Ludwige oder die Verurtheilung des gegen die Leiden dieses Despotismus in Entrüstung aufgestandenen französischen Volkes. Er sprach die bestimmte Ueberzeugung von den segensreichen Folgen der französischen Revolution aus. Gewiß werde sie die Ideen auf's Neue aufklären und auf's Neue jede thätige Tugend anfachen, und so ihren Segen mit der Zeit weit über Frankreichs Grenzen verbreiten. Aber doch sah er nur ein Extrem in ihr, hervorgerufen durch das Extrem des vorausgegangenen Despotismus. Doch sagte er ebenso bestimmt die Unhaltbarkeit der jetzt von der Nationalversammlung berathenen Verfassung voraus. Denn „nach bloßen Grundsätzen der Vernunft“, vollkommen aprioristisch, soll diese Verfassung gegründet werden. Und gegründet werden kann sie ja gewiß. Aber gedeihen gewiß nicht. Gedeihen kann nur eine solche, welche aus dem Kampfe des mächtigeren Zufalls mit der entgegenstrebenden Vernunft hervorgeht. Und es liegt das im Wesen der Vernunft, in der Natur alles Erkennens. Die Vernunft ist, wo es sich um praktische Schöpfungen handelt, für sich allein unzulänglich und impotent aus einem doppelten Grunde. Sie ist unzulänglich zum Erkennen der Zustände der Gegenwart, sie ist vollends unzulänglich zur Erzeugung und Bestimmung der Zukunft. Alles unser Wissen und Erkennen beruht auf allgemeinen,

---

1) „Ideen über Staatsverfassung durch die neue französische Constitution veranlaßt“ G. W. I. 301 ff.

das ist, wenn wir von Gegenständen der Erfahrung reden, unvollständigen und halbwahren Ideen; von dem Individuellen vermögen wir nur wenig aufzufassen, und doch kömmt, wenn ein neuer politischer Zustand auf einen alten aufgepfropft werden soll, „auf individuelle Kräfte, auf individuelles Wirken, Leiden und Genießen Alles an.“ Die Vernunft ebenso hat wohl Fähigkeit, „vorhandenen Stoff zu bilden, aber nicht Kraft, neuen zu erzeugen.“ Diese Kraft ruht allein im Wesen der Dinge; diese sind es, welche wirken. So ergiebt sich von selbst das Gesetz politischen Handelns. Man muß den Zufall wirken lassen; den Zufall, das ist „die gesammte individuelle Beschaffenheit der Gegenwart, die vorhandene Summe individueller menschlicher Kräfte.“ Der Vernunft bleibt nur das zwiefache Geschäft, jene Kräfte „zur Thätigkeit zu reizen und sie zu lenken.“ Sie verzichtet auf Alleinherrschaft: das wahre Werk des Gesetzgebers ist nicht revolutionärer, sondern reformatorischer Art.

Durch einen Zufall war dieser Humboldt'sche Brief im Januarheft der Berliner Monatsschrift vom Jahr 1792 abgedruckt worden und war so ungefähr um dieselbe Zeit von dem Coadjutor gelesen worden, als Humboldt, der erwarteten Niederkunft seiner Frau wegen, von Burgörner nach Erfurt gezogen war. Man kennt die ehrenwerthe Rolle, welche Dalberg, als Förderer der Kunst und Literatur, als Gönner aufstrebender Talente, in der deutschen Literaturgeschichte spielte. Man kennt auch die klägliche Rolle, die er während und nach der Napoleonischen Zeit in der Politik spielte. Er war überall der Mann des guten Willens. Sein Bildungseifer, seine Herzensgüte, seine leicht enthusiasmirte Natur mußten ihn für den ersten Moment der Begegnung liebenswürdig erscheinen lassen: seine Oberflächlichkeit, Weichheit und Charakterschwäche mußte gediegnere Naturen auf die Dauer anwidern und abstoßen. Er wäre aus Wohlwollen und Eitelkeit so gern der Mäcen aller großen Schriftsteller, er wäre am liebsten selbst ein großer Schriftsteller geworden: — hätte er zu jenem nur die Macht, zu diesem nur das Genie gehabt. Er hätte so gern durch wissenschaftliche, ästhetische und moralische Cultur einen Mustermenschen aus sich gemacht: — hätten nur die Götter nicht vor die Tugend den Schweiß gesetzt, und wäre Vorsätze fassen und sich selbst bespiegeln nicht soviel leichter als Vorsätze ausführen und handelnd sich selbst vergessen. Er wäre so gern,

vor allen Dingen, ein Musterfürst geworden, nur halb so genial wie Friedrich der Große, aber doppelt so liberal, so wohlwollend, so human wie Joseph II.: — wäre nur seine Zeit nicht in die Tage Napoleon's und des Rheinbund's, in die Tage gefallen, in denen Vaterlandsliebe, Muth und Treue der deutschen Fürsten geprüft und zu leicht befunden wurde. Noch ahnte der Coadjutor nicht, daß solche Tage bevorstünden, und daß der Kurstaat der erste sein würde, das Elend der deutschen Reichsverhältnisse, die mit Ohnmacht gepaarte Würdelosigkeit der deutschen Regierungen an den Tag zu stellen. Einstweilen sah er mit den Sympathien der deutschen Aufklärung auf das Experiment der Franzosen, in ihrem neuen Staate das Ideal der Vernunft zu realisiren. Gegenstände der praktischen und politischen Philosophie beschäftigten ihn auf's Lebhafteste. Er träumte sich bereits als den Vater seines Volkes. Wie freigebig wollte er Kunst und Wissenschaft befördern! Wie sollte die Welt erstaunen, wenn ein deutscher Kirchenfürst vom Throne herab der Aufklärung Bahn brechen und Reformen betreiben würde, die den Schüler Rousseau's verriethen! Wie wollte er überall helfend eingreifen, überall das Wohl seiner Unterthanen sich angelegen sein lassen! Was hatte er für Erziehungs-, für Gesetzgebungspläne! Wie würde er in vielgeschäftiger Regentensorge sich stolz, und wie würde Kurmainz unter seinem wohlwollenden und aufgeklärten Krummstabe sich glücklich fühlen! Von solchen Träumen bewegt, in solchen Ideen lebend, las er die „Paradoxien" seines jungen Freundes. Die bescheidene Rolle, welche hier der Gesetzgebung zugewiesen, die Kälte, mit welcher hier von der Unmöglichkeit des reinen Vernunftstaats gesprochen war, paßte ganz und gar nicht in sein System. Es gab Stellen in diesem Aufsatz, die ihn noch mehr stutzen machten. Das Princip, daß die Regierung für das Glück und Wohl, das physische sowohl als moralische, der Nation sorgen müsse, hatte der Verfasser als die Formel des „drückendsten und ärgsten Despotismus" bezeichnet. Was blieb für eine Regierung zu thun, wenn sie sich nicht der Sorge für das Wohl ihrer Unterthanen widmen sollte? Wo war dann noch ein Ort für die Wirksamkeit des Staates überhaupt? — das waren die Fragen, mit denen der Coadjutor dem Schreiber jenes Briefes zusetzte. Er bat ihn, seine Ideen über die eigentlichen Grenzen der Wirksamkeit des Staates aufzu-

setzen. Humboldt interessirte sich für das Thema an sich. Er interessirte sich doppelt dafür, da er seiner Arbeit einen Einfluß auf die Grundsätze, auf die Regierung des künftigen Regenten von Mainz versprechen durfte. Er mußte sich gestehen, daß theoretische Principien doch einen stärkern Reiz haben, wo ihre Anwendung in der Nähe liegt. Durch Ideen zu wirken gehörte ja zu seinen schönsten Hoffnungen. Er ergriff also ein Thema, welches schon lange und oft der Gegenstand seines Nachdenkens gewesen war, über das er gelegentlich schon von Göttingen aus mit Forster correspondirt hatte. Unter den Händen wuchs ihm die Arbeit. Sie war, als er damit zu Ende war, im Mai 1792, zu einem mäßigen Bändchen geworden, welches unter dem Titel: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen" gedruckt werden sollte. In Berlin jedoch erwiesen sich die Censoren schwierig; selbst Schiller, an den sich Humboldt deshalb gewendet, hatte einen Verleger erst dann ausfindig gemacht, als dem Verfasser bereits Scrupel über den Werth seiner Arbeit gekommen waren. Indeß die Publication erst auf äußere, dann auf innere Hindernisse stieß, ward sie erst vertagt, dann aufgegeben. Einzelne Bruchstücke aus dem Manuscript inzwischen hatte Biester in seiner Monatsschrift, ein anderes Schiller in der Thalia abdrucken lassen. Sie waren lange das Einzige, was von dieser Humboldt'schen Jugendarbeit bekannt war. Erst seit wenigen Jahren ist aus Humboldt's Nachlasse das Ganze veröffentlicht worden, und wir sind dadurch in den Stand gesetzt, uns von der Denk- und Anschauungsweise des Verfassers, wie sie aus dem Ganzen seiner Bildung sich ebendamals gesetzt hatte, einen klaren und vollständigen Begriff zu verschaffen[1]).

Der politische Gedanke, welchen die kleine Schrift durchführt, ist einfach. Er ist bezeichnet durch das Wort des älteren Mirabeau, das sie als Motto auf dem Titel trägt, das echte Verfassungsprincip bestehe darin, daß man sich wehre contre la fureur de gouverner, la plus funeste maladie des gouvernements modernes. Von dieser Krankheit war die Regierung Friedrich Wilhelm's II. auf's Hef-

1) Ausführlicheres über die Geschichte des Werks s. in der Einleitung, mit welcher Cauer seine Herausgabe desselben (Breslau 1851) begleitete; dazu Humboldt an F. A. Wolf in den G. W. V. 46.

tigste besessen, sie, die mit Edicten selbst das Gewissen und die religiösen Ueberzeugungen des Volkes glaubte lenken zu können. Von dieser Krankheit zeigten sich die bedenklichsten Symptome bei dem Coadjutor, der aus Eifer, gut zu regieren, so viel wie möglich zu regieren im Sinne hatte. Humboldt hatte das Mißliche des zudringlichen preußischen Edictenwesens, sowie die ganze complicirte Maschinerie des preußischen Beamtenthums in der Nähe kennen und hassen gelernt. Er fühlte sich verpflichtet, den künftigen Regenten des Erzbisthums vor dem Fehler der Vielregiererei zu warnen und ihm das Bild eines, sich in den engsten Grenzen der Wirksamkeit bescheidenden Staates entgegen zu halten. Durch praktische Erfahrungen bedingt, auf praktische Wirkungen berechnet erscheint demnach auf den ersten Blick das ganze Humboldt'sche System. Denn für die Schilderung des entgegengesetzten Systems hatten sichtlich die Einrichtungen des preußischen Staates die Farben geliehen. Aus lebendiger Anschauung waren die Schattenseiten des aufgeklärten Despotismus mit dem Motto: Alles für das Volk, nichts durch das Volk, von dem Verfasser dargestellt. In dem Staate Friedrich's des Großen war dieser büreaukratische Mechanismus, welcher „aus Menschen Maschinen macht“ und „den Geist durch leere Geschäfte abstumpft,“ während er so viele Kräfte der wirklichen Arbeit entzieht; hier war jene Vielgeschäftigkeit, jener immer wachsende Formalismus und Pedantismus, jene Endlosigkeit der Controle, jenes Schreiber- und Registraturenwesen recht eigentlich zu Hause, wie Humboldt es charakterisirte. Ganz ähnlich wie später Stein, urtheilte er schon jetzt über die nachtheiligen Folgen eines Verwaltungssystems, welches ein halbes Menschenalter später den ersten Stoß erlitt, — wie es die Staatsbeamten zum Servilismus erziehe, wie es in den Regierten den Sinn für Selbständigkeit und die praktische Fähigkeit erstickе, wie es „die Gesichtspunkte des Wichtigen und Unwichtigen, des Ehrenvollen und Verächtlichen verrücke“ und mit allem dem die ganze Nation moralisch und geistig herunterbringe[1]). Es war kein Wunder, daß die Berliner Censoren bedenklich waren, einer

1) Siehe besonders S. 34 ff. der Cauer'schen Ausgabe. Wir citiren nach dieser, und nicht nach den G. W., wo sich die früher allein bekannten Fragmente zerstreut und in verkehrter Folge im ersten und zweiten, das Ganze im siebenten Bande befindet.

Schrift das Imprimatur zu ertheilen, welche ebenso wie gegen den büreaukratischen auch gegen den militairischen Zopf polemisirte, welche vor allen Dingen mehr als Eine Stelle enthielt, die direkt gegen des Minister Wöllner Religionsmacherei gedeutet werden konnte, und „Begünstigung des freien Untersuchungsgeistes“ als das einzige Mittel zur Beförderung von Religiosität pries. Nicht unabsichtlich, auf der andern Seite, pries die Schrift den Fürsten, welcher Freiheit, echte Freiheit zu gewähren als seine erste, unerläßlichste Pflicht erkenne. Ganz nur auf Dalberg war das Schlußcapitel über die Anwendung der vorgetragenen Theorie auf die Wirklichkeit, nur auf Dalberg's josephinischen Eifer der Rath berechnet, daß nur nach und nach und zwar genau in der Folge die Fesseln eines Volkes zu lösen seien, wie in ihm das Gefühl der Freiheit erwache. Es war die Denkschrift eines philosophischen Politikers an einen philosophischen Regenten. Satz für Satz ging Dalberg dieselbe mit Humboldt durch; aus seinen eignen und den Humboldt'schen Ideen bildete er sich in Folge dessen ein eklektisches System. „Von den wahren Grenzen der Wirksamkeit des Staats“ war eine 1793 in Leipzig erschienene Schrift betitelt. Es war Dalberg's Antwort auf die Ansichten und Vorschläge Humboldt's, das Programm, nach welchem der Coadjutor dereinst zu regieren gedachte.[1])

Ein seltsames Programm; aber, genauer besehen, eine noch seltsamere Denkschrift! Denn, bei aller praktischen Beziehung nach rückwärts und vorwärts: — wie durchaus, wie rein und rücksichtslos theoretisch! Der Verfasser stellt sich zu dem Staate ähnlich wie ehemals Platon in seiner Republik, vielmehr aber wie sich die stoische und epikuräische Philosophie dazu stellte. Die Ursache ist klar. Wie diese Philosophien, so ist die Anschauung Humboldt's das Resultat einer Zeit, in welcher der lebendige sittliche Zusammenhang des Einzelnen mit der Staats- und Volksgemeinschaft erloschen ist. Der absolutistisch-büreaukratische Staat hatte sich zu einer einsamen und abstracten Macht ausgebildet, die der freien Betheiligung des Volkes entbehren zu können glaubte und darum auch der Liebe und Anhänglichkeit des Volkes entbehrte. In Deutschland war mit dem Staatsgefühl zugleich das Nationalgefühl erstorben. Das Beste, was der Mensch

---

1) Cauer in der Einleitung seiner Ausgabe S. IV.

besitzt, seine Freiheit, sein intellectuelles wie sein moralisches Leben, fühlte der Einzelne durch den Staat mehr gehemmt als gefördert. Von praktischer Thätigkeit ausgeschlossen flüchtete er sich in das Ideen- und Empfindungsgebiet. Er löste sich innerlich von dem Staate los, der sich von ihm losgelöst hatte. Er suchte Befriedigung in dem Einzelleben, in der Beziehung von Individuum zu Individuum, in der idealen Gemeinschaft, welche, über den Staat übergreifend, das ganze Geschlecht umfasse. Der Gemeingeist verkümmerte zum Geiste der Geselligkeit und des freundschaftlichen Umgangs. Der Mensch gewann es über und gegen den Bürger, und in weltbürgerlichen Gesinnungen verflüchtigte sich der Patriotismus. Mit dieser in Deutschland auf's Höchste gestiegenen Stimmung hatte der Geist, welcher in Frankreich die große Staatsumwälzung hervorgebracht hatte, manches Verwandte. Die französische Nation hatte den Druck absolutistischer Regierung noch stärker empfunden. Sie war gegen den Staat, wie er war, nicht gleichgültig, sondern erbittert geworden. Sie hatte auf der andern Seite, früh geeinigt, wenigstens das Gefühl der nationalen Gemeinsamkeit niemals eingebüßt. Sie war endlich an dem Staate als solchem wenigstens durch den Glanz und den Ruhm interessirt, der an dem Namen der französischen Monarchie und an den französischen Adlern haftete. Sie war überdies, ihrem eigensten Charakter nach, mehr auf das Aeußere, auf das Handeln, auf Erfolg und Effect gestellt. Der Idealismus der sich auch hier über dem Mangel an politischer Gemeinthätigkeit entwickelt hatte, war weniger innerlich, und er ließ überdies dem praktischen Streben neben sich Raum. So geschah es, daß man hier dem Nothstaate den Vernunftstaat, dem Staate wie er war den Staat der Idee entgegensetzte. So geschah es, daß man den alten Staat mit praktischem Pathos, mit revolutionärer Leidenschaft angriff und dafür einen neuen nach dem Riß der Vernunft zu errichten, den kecken Versuch machte. Ebensowohl ein Seiten- wie ein Gegenstück hiezu ist die Humboldt'sche Theorie. Sie ist nichts anderes, als eine möglichst reine Formulirung des Geistes der in Deutschland dem revolutionären französischen Geiste parallel gegenüberlag. Wenn Humboldt in so ganz entgegengesetzter Richtung als Forster ging, so berührten sich doch diese Extreme in einer wesentlich gemeinschaftlichen Grundlage. Auch jener deutsche

Geist war ein revolutionärer und radicaler Geist. Er stürzt nicht um, aber er löst auf. Der bestehende Staat soll nach der Humboldt'schen Theorie nicht niedergerissen, aber er soll beseitigt, er soll auf ein Minimum reducirt werden. Nicht ein abstracter Vernunftstaat soll an die Stelle des Nothstaats gesetzt werden, aber auch der beste Staat ist nur ein Nothstaat, nur ein nothwendiges Uebel. Nicht gegen den bestimmten Staat wird ein praktischer Angriff gemacht, dafür aber verhält sich diese Ansicht negativ gegen den Staat überhaupt. Dort handelt es sich wesentlich darum, den schlechten durch den guten Staat zu ersetzen, hier dagegen um den Staat ganz und gar nicht, sondern lediglich darum, welches „im Staate die vortheilhafteste Lage für den Menschen" ist. So steht diese Theorie durchaus im wahlverwandten Gegensatze zu der Praxis der französischen Revolution. Indem sie dieselbe bekämpft, sympathisirt sie mit ihr; indem sie mit ihr sympathisirt, predigt sie ganz entgegengesetzte Ziele und ganz verschiedene Wege.

Dem Staat gegenüber mithin befindet sich Humboldt in einer ganz ähnlichen Lage und Stimmung, wie Rousseau gegenüber der Gesellschaft und der modernen Cultur. Verstimmt wendet er sich davon ab; er zieht sich für seine Person in die Muße des Privatlebens zurück, und er macht sofort diese Verstimmung und diesen Rückzug zum System. „Wann", ruft er aus[1]), „wird der Mann aufstehen, der für die Gesetzgebung ist, was Rousseau der Erziehung war?" Und dem Princip nach ist er selbst dieser zweite Rousseau, er selbst der Theoretiker, der den Gesichtspunkt von den äußeren physischen Erfolgen hinweg „auf die innere Bildung des Menschen" zurückzieht. Wie aber mit Rousseau's Emile, so hätte er seine politische Theorie auch mit Kant's Kritik der Vernunft zusammenstellen können. In der That, von der Vertrautheit mit den Kant'schen Schriften legt jede Seite der Abhandlung Zeugniß ab. Nicht, daß er dadurch zum Kantianer geworden wäre. Vielleicht ist nichts so bezeichnend für den fünfundzwanzigjährigen Mann, als die vollkommene Originalität seiner Anschauungs-, Ansichts- und Ausdrucksweise. Originalität zwar ist nicht genau der richtige Name, sofern damit mehr Ursprünglichkeit als Selbständigkeit und Eigenartigkeit der Bildung bezeichnet

---

1) A. a. O. S. 80.

werden soll. Denn überall sind die Einflüsse alter und neuer Schriftsteller zu spüren. Aber überall sind dieselben so vollständig verarbeitet, so eigenthümlich gegeneinander ausgeglichen, daß sie alle vor dem Eindruck dieser individuellen Humboldt'schen Bildung in den Hintergrund treten. Niemand ist bereiter zu lernen, Niemand weniger ein Mann der Schule. Niemand ordnet sich anerkennender und bescheidener den Einsichten eines Mannes wie Kant unter. Niemand ist gesicherter vor der Gefahr, sich durch Autorität bestimmen, durch geistige Bedeutenheit in einseitiger Richtung fortreißen zu lassen. Auch die Schärfe und die Systematik des großen Philosophen hat keine Gewalt über ihn. Aber er sympathisirt mit ihm von ganzer Seele. Er wird von dem Kern seiner Denkweise ergriffen, weil dies, auch ohne Kant, seine eigene Denkweise gewesen sein würde. Eben die Richtung auf den inneren Menschen, die Wegwendung von der äußeren Erscheinung nach den Tiefen des menschlichen Wesens — diesen transscendentalen Zug theilt er mit Kant. Kant folgt diesem Zuge im Gegensatz gegen die metaphysischen Systembauten seiner Vorgänger. Humboldt folgt ihm im Gegensatz gegen die äußerlichen und prunkenden Regierungs- und Gesetzgebungssysteme seines Jahrhunderts. Es ist beide Male derselbe Subjectivismus. Sie suchen beide den Menschen, den eine verkünstelte Speculation ebenso wie ein unnatürliches Staatswesen verdunkelt und versteckt hat. Es ist der alte protestantisch-germanische Zug nach Innerlichkeit und nach Selbstheit, der erneute Protest der Reformation gegen Unfreiheit und Aeußerlichkeit, was bei der allgemeinen Kümmerlichkeit unserer Lebenszustände dort eine abstracte philosophische Lehre, hier eine überspannte Theorie von den Grenzen der Staatswirksamkeit hervorbringt.

Auf den Menschen also geht diese letztere Theorie zurück. Schon auf seiner Pariser Reise hatte es ihm ja als das Wichtigste gegolten, zu beobachten, was die Revolution aus den Franzosen gemacht habe, nicht was die Franzosen aus ihrem Staate gemacht hatten. Und wie ihn die Nation mehr als der Staat, so interessirte ihn der Mensch mehr als die Nation. Der Mensch im Singularis war sein Hauptstudium: das Individuelle sein Hauptaugenmerk. Eben hierin lag zugleich das, was ihn von Kant unterschied. Nicht der abstracte, sondern der concrete Mensch, der Mensch nicht als Subject des Erkennens, sondern der ganze Mensch, der Mensch in der Harmonie

aller seiner Kräfte zog ihn an. Und hier sofort griff eine andre Sympathie ein. Je weniger er dies Ideal vollendeter Menschheit in der Gegenwart fand, wo er überall, bald auf Verstandes- bald auf Gefühlseinseitigkeit gestoßen war, desto mehr lockte ihn das Bild, das sich im Alterthum zeigte. Sein Schwelgen in der Vorstellung vollendeter harmonischer Menschlichkeit, sein eignes Streben nach allseitiger echt menschlicher Bildung, fand sich unterstützt durch die Eindrücke, welche die Geschichte des Alterthums, die Werke Homer's, Pindar's und Platon's auf ihn gemacht hatten. Mit echtem und hohem Entzücken, mit einem Enthusiasmus, der ihm von Herzen kam, und in der That mehr aus dem Herzen als aus umfassender Kenntniß, pries er „das unnennbar reizende Alterthum.“ Er verfiel dabei einer eigenthümlichen Täuschung. Ein zwiefaches Ideal nämlich stritt sich um den Vorrang in seiner Seele. Ihm war die vielseitigste Bildung Bedürfniß. Er fühlte ebenso, daß alle Bildung nichts sei ohne die intensivste Kraft. Er fand jetzt den höchsten Zweck des Menschen in der höchsten und proportionirlichsten Bildung aller seiner Kräfte zu einem Ganzen. Er nannte dann wieder die Energie die erste aller Tugenden, die Tugend, mit welcher jede andre dahinschwinde. Dies Zwiefache nun, das sich zu widerstreiten schien, verschmolz durch die Hülfe der Phantasie in seiner Vorstellung unter dem Bilde des Alterthums in Eins. Die moderne Zeit mußte diese Täuschung entgelten. Denn diese richte sich auf Glückseligkeit, wenn es den Alten um Tugend zu thun gewesen sei; über die Sachen würden bei uns die Menschen, über die Werke die lebendige menschliche Kraft vernachlässigt[1]). Es waren — man sieht es — die Gebrechen der Bildung und insbesondere des Staates des achtzehnten Jahrhunderts, die er dabei im Auge hatte. Er übersah, daß seine eigne Anschauung von der höchsten Form des menschlichen Lebens, das Gesetz, „daß Jeder nur aus sich selbst und um seiner selbst willen sich entwickle“[2]), der Accent, den er auf die „Eigenthümlichkeit“ und die Achtung fremder Eigenthümlichkeit legte, er übersah, daß alles dies dem Bewußtsein moderner Bildung entstamme. Er verwechselte mit Einem Worte die sinnliche Kraft und Originalität der alten Zeit mit

1) A. a. O. S. 13.
2) Ebendas. S. 7.

der bewußten Werthschätzung des Individuellen, die ausschließlich eine Frucht der modernen Zeit ist. Aber er lenkte ebendeshalb auch wieder ein. Wohl erkannte er, daß seine Lehre vom Individualismus weder in Sparta noch auch nur in Athen verstanden oder gebilligt worden wäre. Er mischt daher endlich antike und moderne Farben und entwirft aus Beiden das ausgeführte Bild eines Volkes, wie es vollständig seinem Ideale entsprechen würde. Ein solches Volk würde in der ungebundensten Freiheit und zugleich in der größten Mannigfaltigkeit der Verfassung sich ausleben. Mit der Feinheit wäre in ihm die Kraft und der Reichthum des Charakters gewachsen. Welche Stärke müßte in einem solchen Volke erblühen, wenn jedes Wesen sich aus sich selbst organisirte, und wenn es, ewig von den schönsten Gestalten umgeben, mit uneingeschränkter Selbstthätigkeit diese Gestalten in sich verwandelte! Wie zart und fein müßte hier das innere Dasein des Menschen sich ausbilden, welche mannigfaltigeren und feineren Nüancen des schönen menschlichen Charakters müßten entstehen, wie müßte in diesem Volke keine Kraft und keine Hand für die Erhöhung und den Genuß des Menschendaseins verloren gehen und wie unter den wohlthätigen Folgen freier Entwickelung und freier Wechselwirkung sogar dem unvermeidlichen Elende unseres Geschlechtes ein großer Theil seiner Schrecklichkeit genommen werden[1])!

Die jugendliche Begeisterung indeß, mit welcher dieses Bild entworfen ist, nimmt dem Raisonnement des Verfassers nichts von seiner Schärfe und Folgerichtigkeit. Der Mensch, wie gesagt, und zwar der innere Mensch in der vollen Kraft und Harmonie seines Wesens bildet den Ausgangspunkt desselben Diesen Gesichtspunkt vorangestellt, ergiebt sich Beruf und Wirkungsweite des Staates mit Nothwendigkeit. Dies Ziel zu erreichen ist Freiheit die erste, unerläßlichste Bedingung. Alle Zwecke, die sich die Staatskunst in der Regel vorsetzt, Macht, Blüthe, Wohlstand, fallen demjenigen Staate von selbst zu, der durch Gewährung der höchsten Freiheit die eigentlich schöpferische Kraft, den Menschen, sich entwickeln, erhöhen und veredeln läßt. Gerade diese Kraft dagegen, das Einzige was unbedingten Werth hat, der Endzweck, um dessen willen erst alle jene Lebensgüter wünschenswerth erscheinen,

1) A. a. O. S. 37. 38.

gerade der lebendige Mensch wird verletzt, wo Wohlstand und Aufklärung unmittelbar hervorgebracht und von der allein thätigen Regierung den Bürgern aufgedrungen werden. Der Staat ist des Menschen wegen, nicht der Mensch des Staates wegen. Die Staatseinrichtung ist an sich nicht Zweck, sondern nur Mittel zur Bildung des Menschen. Hinweg daher mit aller positiven Sorge für das Wohl der Nation! Alles was der Staat für den Menschen und damit mittelbar für sich thun kann, ist, daß er nichts thue. Das Positivste was er leisten kann, ist Enthaltung von aller Einwirkung auf die selbständige Thätigkeit seiner Bürger. Er wäre in Wahrheit überflüssig, wenn es nicht Eins sofort gäbe, was ihn unentbehrlich machte. Wie nämlich Freiheit die Bedingung der Menschenbildung, so ist Sicherheit die Bedingung der Freiheit. Sicherheit ist zugleich das Einzige, was der Mensch sich selbst allein nicht verschaffen kann. Sicherheit zu gewähren, sowohl gegen auswärtige Feinde wie gegen innere Zwistigkeiten, ist daher die einzige Aufgabe des Staates. Dies ist sein Begriff: er ist eine Sicherheitsanstalt. Auch diese seine Aufgabe jedoch hat er so zu erfüllen, daß sie dem letzten Zweck, der Freiheit, nicht hinderlich werde. Nur zum Behufe, nicht auf Kosten der Freiheit hat er diese Sicherheit gewährende Wirksamkeit zu entfalten. Er benutze im Gegentheil auch für diese ihm specifisch-zustehende Sphäre soviel wie möglich die auf dem Wege der Freiheit sich entfaltenden individuellen Kräfte. Seine Kriege z. B. führe er wo möglich nicht blos mit stehenden Armeen; seine Wehrkraft werde nicht blos in dem Geiste soldatischer Subordination, sondern vor Allem in dem Opfermuth freier Bürger gesucht. Für die Erhaltung der inneren Sicherheit bediene er sich keines Mittels, welches unmittelbar auf die Sitten und den Charakter der Nation einzuwirken berechnet ist. Keine Sorge für das Erziehungswesen, keine Aufsicht über die Religion, keine Sitten- und Luxusgesetze! Einzig und allein auf solche Handlungen hat der Staat sich auszubreiten, welche unmittelbar und geradezu in fremdes Recht eingreifen; er wird das streitige Recht entscheiden, das verletzte wieder herstellen und die Verletzer bestrafen müssen. Aber auf allen diesen Gebieten, dem Gebiete der Polizei-, Civil- und Criminalgesetzgebung, muß immer wieder jenes Grundprincip die Grenzen seiner Wirksamkeit bestimmen, daß der Mensch

nicht dem Bürger geopfert und die Sicherheit nicht durch Mittel erzielt werde, welche die Freiheit mehr, als schlechterdings nothwendig, beschränken. Ziemlich ausführlich geht sofort von diesem Gesichtspunkt aus der junge Jurist auf das Detail der Gesetzgebung ein. Man wird daran erinnert, daß er der Schüler Klein's, des thätigsten Gehülfen Carmer's gewesen und daß seine Jugend in die Zeit der Entstehung des Preußischen Landrechts gefallen. Nur daß sein Landrecht sich von dem Preußischen kaum weniger entfernen würde, als der Staat, welchen er concipirt, von dem Staate Friedrich's des Großen. Es giebt in seinem Codex, um nur Einiges zu erwähnen, keinerlei Beschränkungen der Ehescheidung; es giebt schlechterdings kein Testatrecht; sein Strafgesetzbuch empfiehlt die möglich gelindesten Strafen und will die der Ehrlosigkeit gänzlich ausgeschlossen wissen; noch der überwiesene Verbrecher — mit so rücksichtsloser Consequenz wird die Theorie der Freiheit und des Individualismus durchgeführt — soll mit der zartesten Schonung seiner Menschen- und Bürgerrechte behandelt werden, und auch dem Sträfling darf Belehrung und Besserung nicht aufgedrungen werden; denn es ist das „Recht des Verbrechers", nicht mehr als die gesetzmäßige Strafe zu leiden.

Wenn aber Freiheit die Eine und wesentlichste Bedingung der höchstmöglichen Bildung des Menschen ist, so ist eine zweite obgleich mit der Freiheit verbundene die Mannigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieste und unabhängigste Mensch, in einförmige Lagen versetzt, vermag sich nur unvollkommen zu bilden. Freiheit ist nicht Isolirung; der Individualismus soll nicht zum Atomismus werden. Es gilt, den Menschen durch so viele Bande als möglich mit seinen Mitbürgern zu verschlingen. Die Fesseln des Staates sind nur zerschlagen, um dafür die Bande freier Gesellung zu vervielfältigen. Aus dem lästigen Zwang des Staates flüchtet Humboldt in die Kreise, in denen seine eigene Jugend soviel Glück und Genuß gefunden, in die Kreise der Familie, der Freundschaft und des geselligen Umgangs. Unter dem Bilde einer edlen Gesellschaft stellt sich ihm die ganze in einem Staate lebende Nation dar. An die Stelle des Staatsvereins tritt, seinem Ideal nach, der „Nationalverein"; es ist, wie er sagt, „das freie Wirken der Nation unter einander, welches alle Güter bewahrt, deren Sehnsucht die Menschen

in eine Gesellschaft führt." [1]) Und wie zum Genießen, so erweist sich die freie Gesellung auch zum Handeln tauglich. Der Kunst des Umgangs tritt die Gewöhnung an freiwillige Verträge zur Seite. Der Individualismus befriedigt sich nicht blos in der Societät, sondern, so oft es praktische Zwecke gilt, in der Bildung freier Associationen. Jede Erreichung eines großen Endzwecks erfordert Einheit der Anordnung. Ebenso jede Verhütung oder Abwehrung großer Unglücksfälle. Allein nicht blos durch Staatsanstalten, auch durch Nationalanstalten läßt sich diese Einheit hervorbringen. Es werde einzelnen Theilen der Nation und ihr selbst im Ganzen nur Freiheit gegeben, sich durch Verträge zu verbinden. Selbst Sicherheitsmaaßregeln, so weit sie vorbeugender Natur sind, mögen durch freiwillige Verträge statt durch Verordnungen des Staates begründet werden. Die würdigste Aufgabe des Letzteren ist auch in dieser Beziehung, daß er daran arbeite, „sich selbst entbehrlich zu machen." Er hat dahin zu streben, „die Menschen durch Freiheit dahin zu führen, daß leichter Gemeinheiten entstehen, deren Wirksamkeit an die Stelle des Staates treten könne." [2])

Sicherlich sind das gesunde und richtige Principien, das Princip der Freiheit gegenüber der Praxis des Absolutismus, der Gedanke der Selbstregierung gegenüber dem System büreaukratischer und polizeilicher Bevormundung, Volksthätigkeit statt Fürsten- und Beamtenthätigkeit, Regierung von unten statt Regierung von oben, das Recht freier Association statt der omnipotenten Einmischung und Alleinthätigkeit des Staates. [3]) Aber das ist ebenso sicherlich eine überspannte und unrichtige Anwendung guter Principien. Es war ein schlechter Staat und eine schlechte Praxis, wogegen diese Theorie anging. Dasjenige was sie an die Stelle setzte, war überhaupt kein Staat und

---

1) A. a. O. S. 176.

2) Ebendas. S. 114.

3) In England, dem Lande, welches in der Praxis der Selbstregierung die älteste Erfahrung gemacht hat, ist ebendeshalb die Humboldt'sche Jugendschrift, nach ihrer vollständigen Bekanntmachung, einer Uebersetzung gewürdigt worden. Vergleiche die radicalisirende Besprechung dieser von Joseph Coulthard besorgten Uebersetzung (London, 1854) in der Westminster-Review, New Series Nr. 12, Octob. 1854 S. 473ff.

war eine praktische Unmöglichkeit. Es war freilich nicht die Meinung, dasjenige, was hier als die Forderung der Vernunft hingestellt war, ohne Weiteres und mit Eins in die Wirklichkeit zu übersetzen: — der Individualismus ist seiner Natur nach nicht revolutionär. Aber wohl waren diese Forderungen, in ihrer radicalen Consequenz, unverträglich mit der Existenz irgend welches Staates, unfruchtbar zur Erzeugung irgend welcher Organisation, — sie waren lediglich auflösender und negativer Natur. Was anhangsweise in einem Schlußcapitel auszuführen versucht wird, das hätte billig das Thema der ganzen Schrift bilden sollen. Es wäre die Aufgabe gewesen, die Rechte der individuellen Freiheit im Staate zur Geltung zu bringen, dem Staate selbst aus den Kräften des individuellen Lebens eine neue Lebenskraft zuzuführen. Statt dessen wird hier die Freiheit nur neben dem Staate gefunden; der Staat selbst bleibt unverbessert wie er war, der Feind der Freiheit, der ebendeshalb nur in einen Winkel gedrängt und soviel wie möglich unschädlich gemacht werden müsse. Freiheit ist nach Humboldt nur möglich, wo Sicherheit ist, Sicherheit ist nur, wo eine letztentscheidende Macht, wo ein Staat ist. So scheint durch die eignen Grundlagen der Theorie ein positives Verhältniß zwischen der Einzelfreiheit und der Staatsmacht postulirt zu sein. Dennoch kömmt die Theorie zu einem solchen positiven Verhältniß mit Nichten. Der unentbehrliche Staat und der absolute Endzweck, der freie Mensch, schließen nicht einen Bund, sondern sie setzen sich wie zwei feindliche Parteien in einem Rechtshandel auseinander. Sie begrenzen sich, sie schließen sich gegenseitig aus, sie stoßen sich ab. Soviel der Staat Macht besitzt, soviel hat die Nation an Freiheit eingebüßt. Der Freiheit, deren die Regierten genießen, ist so viel, als die Regierenden, die im Besitz der Macht sind, ihnen übrig gelassen haben. Volksfreiheit und Staatsmacht ist nicht identisch, sondern es sind entgegengesetzte Correlata. Der Absolutismus scheint auf den Kopf gestellt: die Wahrheit ist, daß der Staat noch immer absolutistisch, die Beherrschten, soweit sie beherrscht sind, noch immer unfrei sind. Nicht das Wesen, nur der Umfang der Regierung ist anders geworden; sie nahm früher die ganze Fläche des nationalen Lebens, sie nimmt jetzt nur einen einzelnen Punkt dieser Fläche ein. Schön wäre es, nach Humboldt, freilich, wenn die Verhältnisse des Menschen und des Bürgers soviel als möglich zusam-

menfielen, aber doch nur alsdann und doch nur soweit als das letztere so wenig eigenthümliche Eigenschaften fordert, daß sich die natürliche Gestalt des Menschen, ohne etwas aufzuopfern erhalten kann. Beides soll wohl verbunden sein. Er fühlt, daß es darauf ankomme, „den Zweck des Staates im Ganzen und die Summe aller Zwecke der einzelnen Bürger durch ein festes und dauerndes Band freundlich mit einander zu verknüpfen.“ Allein das Mittel, welches er vorschlägt, ist die Verweisung des Staats auf das Departement der Sicherheitsbeschaffung. Das Band, welches er herstellt, ist ein lediglich negatives, nicht sowohl ein Band, als eine Barriere. Nicht von der Staatswirksamkeit als einer durch Freiheit getragenen, sondern von den „Grenzen“ jener und dieser handelt die ganze Schrift.

Es lag in der That so nahe, jenes positive Band ausfindig zu machen. Je mehr den Verfasser Alles darauf hinzuleiten scheint, um so charakteristischer für seine Eigenthümlichkeit und für den Charakter der Zeit ist es, daß er dennoch daran vorbeiging. Er empfiehlt so lebhaft für alle Zwecke des Gemeinlebens, selbst für einzelne in das Gebiet der Sicherheit gehörige, freie Verbündung und Selbstregierung: in dem Augenblick, wo er diese Forderung des Self-Government auf die Sphäre der Staatsanstalt ausdehnen sollte, weicht er zurück vor der Vorstellung des Staates, von der er nicht loskommen kann, als einer Schranke der Freiheit. Nun wehrt er jeder Verwechselung zwischen Staatsverfassung und Nationalverein, — als ob diese Verwechselung nicht gerade das Wesen der von ihm so hochgepriesenen Staaten des Alterthums gewesen wäre, als ob, für untergeordnete Zwecke nicht noch immer Raum genug und Bedürfniß genug zu privater Geselligkeit und freier Association übrig bliebe! Nun ist er so gut Rousseau'sch, nun hängt er einem so abstracten Individualismus an, daß er gegen die Identificirung der Staats- und der Nationalverbindung aus dem Grunde protestirt, weil er Repräsentation und Majoritätenentscheidung nicht gelten lassen mag, — als ob auch nur kleinere Societäten sich auf die Dauer dieser Einrichtungen entschlagen könnten! Ja, er ist, aus eben diesem Grunde, ängstlich besorgt vor jeder größeren Vereinigung; nur in kleineren Associirungen sieht er keine Gefahr für den „Menschen.“ Sein Individualismus hat eine weichliche Scheu vor jeder auf breiterer Basis

errichteten Organisation. Vollkommen klar erkennt er die eigentliche Aufgabe. Die originellste Selbständigkeit soll mit der mannigfaltigsten und innigsten Vereinigung der Menschen zusammen bestehen. Das Privatinteresse der Bürger soll verstärkt und doch das öffentliche dadurch nicht geschwächt werden. Die Lösung dieser Aufgabe liegt offenbar, sie liegt handgreiflich in einer Verfassungsform, die auf dem Princip der Selbstregierung, der Mitbetheiligung Aller am Staate, der politischen Organisation des Volkes bis in die kleinsten Kreise hinein zu errichten wäre. Gerade bei diesem Punkte jedoch hört das Interesse und hört die Erfindungskraft des Verfassers vollständig auf. In einer Zeit, wo die Frage nach der besten Verfassung in der französischen Nationalversammlung verhandelt worden war und in Folge dessen alle Welt beschäftigte, läßt Humboldt dieselbe vollkommen in der Luft schweben. Es genügt ihm, den Staat „unschädlich" gemacht zu haben. Sein Interesse ist erschöpft, nachdem er „den Menschen" gerettet hat. Die Verfassung des Staates sei welche sie wolle, wenn nur der Mensch in diesem Staate so vortheilhaft wie möglich gestellt, wenn er nur menschlich zu leben und sich zu bilden so wenig wie möglich gehindert ist.

Ist aber der Mensch und nicht der Staat sein positives Interesse, so liegt auch der Schwerpunkt der ganzen Abhandlung in denjenigen Partien, die das humanistische Ideal Humboldt's zu entwickeln versuchen. Von dieser Theorie des Humanismus sind die politischen Auseinandersetzungen zwar nach dem nächsten Zwecke der Schrift die ausgeführtesten, aber sie sind nichtsdestoweniger nur ein Theil, ein angewandter Theil derselben. Wir lernen den Kern der Schrift, den Mittelpunkt der Humboldt'schen Denkweise, die Eigenthümlichkeit seiner eigenen Persönlichkeit vollständiger erst aus denjenigen Abschnitten kennen, die positivere und innerlichere Seiten des menschlichen Wesens entwickeln als die, mit welcher dasselbe dem Staate zugekehrt ist. Es ist das religiöse und das ästhetische Verhalten des Menschen.

Der Abschnitt sogleich, welcher von der Religion handelt, — nur die weitere Ausführung eines schon früher entworfenen Aufsatzes — gehört ohne Frage zu den schönsten Stücken der Humboldt'schen Abhandlung. Nie ist dies Thema in einem freieren und größeren Sinne behandelt worden. Nur Lessing hätte ebenso dar-

über schreiben können. Nur die „Reden über die Religion“ sind in verwandtem Geiste geschrieben. Auch Schleiermacher's Anschauung indeß ist einseitig und utrirt, wie es nach einer andern Richtung die Kant'sche ist, im Vergleich zu der hier sich darstellenden. Denn in das Innerste des Menschen wird hier die Religion zurückverlegt. Sie ist „ein Bedürfniß der Seele.“ Alle Formen, welche im Laufe der Geschichte die Religion angenommen hat, alle Vorstellungen, an die sie sich heftet, alle Cultusweisen, mit denen sie sich umgiebt, sind aus jenem Bedürfniß hervorgetrieben, dies Bedürfniß durch keine einzelne von ihnen vorzugsweise bedingt. Der Kampf, in welchem Lessing sich aufrieb, der Kampf gegen die Unterwerfung der Religion unter die Autorität des Buchstabens und unter den Glauben an zufällige Geschichtswahrheiten, der Protest, welchen Kant gegen den statutarischen Kirchenglauben erhob, die Beseitigung alles Dogmatismus und aller Mythologie von dem inneren Wesen der Religion, womit Schleiermacher auftrat — das Alles liegt der Humboldt'schen Ansicht im Rücken. Was immer von äußerlichen Beziehungen an das fromme Gefühl sich ansetze: nur in diesem letzteren sucht er das Wesen und die Berechtigung der Religion. Er ist gleich entfernt davon, die religiöse Empfindung mit dem Alten vom Königsberge dem Imperativ der Pflicht unterthan zu machen, wie davon, sie mit dogmatistischer Härte wie der Redner über die Religion zum „Grundverhältniß des menschlichen Daseins“ zu stempeln. Er läßt sie gelten als eine wichtige Seite des inneren Menschen und freut sich, mit liebevollem Eingehen auf die Zustände religiös gestimmter Gemüther, des Einflusses, der aus solcher Stimmung auf die Ideenform, wie auf die Handlungsweise der Menschen übergeht. Aber damit nicht genug. Nicht blos, daß er in allen Religionen die Religion zu finden und zu achten weiß: er fordert gleiche Berechtigung auch für diejenige Gemüthsverfassung, die sich religiöser Ideen gänzlich glaubt entschlagen zu können. Er emancipirt die Religion von aller äußerlichen Form: er erhebt zu einem Analogon von Religion auch die moralische Gesinnung, die ohne die Vorstellung von Gott und Unsterblichkeit nach einem Ideal von Vollkommenheit ringt. Sein Standpunkt ist der des absoluten Humanismus. Seine Achtung vor dem ewig Menschlichen in der unendlichen Mannigfaltigkeit der menschlichen Eigenthümlichkeit umfaßt so gut den Vielgläubigen, wie den

Ungläubigen, so gut den Götter- und Götzenverehrer, wie den Atheisten, so gut die gläubig fromme, wie die männlich prometheische Gesinnung. Gleich theilnehmend und verstehend schildert er die erstere und schildert er die letztere. Soweit ist sein Humanismus von der Philosophie Kant's inficirt, daß er den Kern der Menschennatur in dem Moralismus erblickt und die Reinheit der Moralität in ihrer unbedingten Unabhängigkeit und Autonomie sieht. Aber jener Kern scheint ihm nicht verloren, wo er von religiösen Ideen und Empfindungen umhüllt ist, diese Reinheit scheint ihm nicht gefährdet, wenn der sittliche Wille sich in Gefühl und Begeisterung umsetzt. Zu dem ersteren Bilde, scheint es, haben ihm Männer wie Jacobi gesessen, zu dem letzteren entnimmt er einzelne Farben dem Göthe'schen Prometheus-Gedichte, bei Weitem das Meiste der Stimmung seiner eigenen Seele. In der That: er zeichnet sein eigenes Bild. Er selbst ist es, der sich an der „Idee der Vollkommenheit" genügen läßt, ohne „die Summe alles moralisch Guten in ein Ideal der Gottheit zusammenzufassen." Er selbst, der, in der Kraft der Jugend, „durch die Fülle seiner Ideen und das Bewußtsein seiner inneren Stärke, sich über den Wandel der Dinge erhoben fühlt." Er selbst fühlt sich, ohne Gott und Unsterblichkeit, als einen der Gottheit vollen Mann, dessen Herz auch ohne die Vorstellungen der Religion, ein „heilig glühendes Herz" ist. Denn jene Idee der Vollkommenheit ist ihm „nicht blos kalte Idee des Verstandes", sondern „warmes Gefühl des Herzens." Er läßt diejenigen gewähren und weiß sie zu verstehen, „die es unwiderstehlich von der durch Sinne und Phantasie dem Menschen erreichbaren Welt zum Ahnden eines übermenschlichen Wesens, zum Hoffen unvermittelter Anschauung in anderen Perioden des Daseins fortreißt." Aber er selbst „findet einen wollustvolleren Reiz in dem Bestreben, eingeschränkt auf die Welt, für die ihm Empfänglichkeit gewährt ist, die sinnliche und unsinnliche Natur reger zu verweben, dem Zeichen einen reicheren Sinn und der Wahrheit ein verständlicheres, ideenfruchtbareres Zeichen zu leihen;" er selbst entschädigt sich „für das Entbehren jener trunkenen Begeisterung hoffender Erwartung durch das ihn immer begleitende Bewußtsein des Gelingens seines Bestrebens." Er weiß wohl, was so Viele zu der Vorstellung eines allweisen Schöpfers und Ordners der Welt führt: es ist die dem Geiste des Men-

schen so natürliche Neigung, „weisheitsvolle Ordnung in einer zahllosen Menge mannigfaltiger, vielleicht mit einander streitender Individuen zu bewundern.“ „Allein Andern“, so fährt er fort, und jeder Zweifel, daß er seine eigene Denkweise darlegt, muß schwinden, — „Andern ist gleichsam die Kraft des Individuums heiliger, Andere fesselt diese mehr, als die Allgemeinheit der Anordnung“, und diesen daher stellt sich natürlicher der andre Weg dar, der Weg, „auf welchem das Wesen der Individuen selbst, indem es sich in sich entwickelt und durch Einwirkung sich gegenseitig modificirt, sich selbst zu der Harmonie stimmt, in welcher allein der Geist wie das Herz des Menschen zu ruhen vermag“[1]).

Dergestalt setzt er dem Göttlichen das Menschliche, dem Aeußeren das Innere, dem Allgemeinen und Ganzen das Einzelne und Individuelle entgegen. In dem Letzteren, und zwar in dem Bilde der schönen menschlichen Individualität fassen sich alle seine Sympathien und seine idealen Vorstellungen zu einem letzten Ideal und wie in einem Focus zusammen. Ob er die fromme oder unfromme Gemüthsweise schildert: er hat dabei immer das in sich harmonisch gestimmte Gemüth, das „wahrhaft schöne, von Kälte und Schwärmerei gleich ferne Dasein“ im Auge. Es kömmt von dem wohlwollenden Geist seiner Denkweise, wenn er dabei den Einwand nicht gelten lassen will, als treffe seine Darstellung nur auf den von der Natur und den Umständen begünstigten Menschen zu. Der Einwand ist nichts desto weniger begründet. Sein Humanismus ist wesentlich aristokratisch gefärbt; nur daß diese aristokratische Färbung ganz mit seinem Idealismus und sein Idealismus ganz mit seinem Aestheticismus zusammenfällt. Seine Auseinandersetzungen über die Religion finden ebendeshalb ihre Ergänzung in den Excursen über das Wesen der Kunst und die Bedeutung des Schönen. Durchaus vom Standpunkte des Menschen natürlich, faßt er auch den Begriff der Kunst, und er steht insofern abermals zu Kant. Durchaus vom Standpunkte der Aesthetik aber faßt er auch umgekehrt den Begriff des Menschen, und dies abermals entfernt ihn von Kant. Im Anschluß an die Kritik der Urtheilskraft zunächst versinnlicht er die Kunst ganz so wie er die Religion versinnlichte. Es ist „das Bild der menschlichen

---

1) A. a. O. S. 65 — 73.

Empfindung" was der Mensch in allen schönen Künsten aufsucht. Das ästhetische Gefühl, wonach „die Sinnlichkeit Hülle des Geistigen und das Geistige belebendes Princip der Sinnenwelt ist", macht das wahre Gepräge der Menschennatur aus. „Das ewige Studium dieser Physiognomik der Natur bildet den eigentlichen Menschen." Sein Wesen liegt in dieser ästhetischen Verbindung der „Sehnsucht nach der unsichtbaren und des Gefühls der süßen Unentbehrlichkeit der sichtbaren Welt." Hierin wurzelt sowohl das Schöne wie das Erhabene. Hier ebenso ist der Ursprung aller philosophischen Systeme zu suchen. Mit dieser Ansicht von der ästhetischen Natur des Menschen geräth nun aber Humboldt in Collision gegen den Kant'schen Moralismus. In eine ähnliche Collision wie sie später Schiller erfuhr und dadurch zu lösen suchte, daß er die Tyrannis der „Pflicht" gegen die „Neigung" in ein isopolitisches Verhältniß beider verwandelte. Auf eine andere der Kant'schen Anschauung näher bleibende Weise löst für jetzt Humboldt die Aufgabe. Die Idee des Erhabenen findet er ohnehin nicht im Widerstreit mit dem „unbedingt gebietenden Gesetze." Sie allein macht es dem Menschen allererst möglich, diesem Gesetze auf eine menschliche, durch das Gefühl vermittelte Weise zu gehorchen. Aber auch das Schönheitsgefühl thut der Reinheit des moralischen Willens keinen Abbruch. Denn es soll nicht etwa als Antrieb zur Moralität dienen. Es soll nur zwischen dem abstracten Gesetz und der concreten Anwendung desselben vermitteln; nur mannigfaltigere Anwendungen für jenes Gesetz soll es ausfindig machen als dem kalten und darum minder feinen Verstande zu entdecken gelingen würde. So weit geht die Humboldt'sche Entwickelung kaum über die Ausführung Kant's von dem Schönen als „Symbol des Sittlichguten" hinaus. Allein er beruhigt sich dabei nicht. Aesthetischer als Kant, sinnlicher als Schiller, vindicirt er sofort der Sinnlichkeit eine viel tiefer gehende Berechtigung, eine viel eingreifendere Bedeutung für die Sittlichkeit als Beide. Ausgerüstet selbst mit jenem ästhetischen Gefühle, in welchem er die Quelle aller echt menschlichen Erzeugungen erblickt, macht er geradezu die sinnliche Natur zum Träger der moralischen Kraft. Er vermittelt nicht Pflicht und Neigung in einem Dritten, sondern die strengste Ausübung der Pflicht scheint ihm verträglich, vielmehr sie scheint ihm bedingt durch das vollste Gewähren-

lassen, durch die eifrigste Pflege der Sinnlichkeit. Aus dem Boden der Sinnlichkeit sieht er die schönsten Früchte des intellectuellen Strebens erspriеßen, ja er spricht hier zuerst einen später weiter verfolgten Lieblingsgedanken aus: die Analogie des geistigen Schaffens und des körperlichen Erzeugens. Aus dem Boden der Sinnlichkeit aber sieht er ebenso die praktische Thätigkeit in ihrer höchsten Vollendung hervorgehn. Für dasjenige, was Kant in abstracter Weise als den Gipfel der geistigen Natur des Menschen hingestellt, erblickt er in der sinnlichen Natur die tragende Basis, die nährende Wurzel. Es ist die Platonische Lehre vom ἔρως, die sich mit der Kant'schen vom kategorischen Imperativ verbindet. „Alle Stärke“, so läßt sich dieser Platonisirte Kantianismus vernehmen, „stammt aus der Sinnlichkeit, und, wie weit entfernt von dem Stamme, ist sie doch noch immer, wenn ich so sagen darf, auf ihm ruhend. Wer seine Kräfte unaufhörlich zu erhöhen und durch häufigen Genuß zu verjüngen sucht, wer die Stärke seines Charakters oft braucht, seine Unabhängigkeit vor der Sinnlichkeit zu behaupten, wer so diese Unabhängigkeit mit der größten Reizbarkeit zu vereinen bemüht ist, wessen gerader und tiefer Sinn der Wahrheit unermüdet nachforscht, wessen richtiges und feines Schönheitsgefühl keine reizende Gestalt unbemerkt läßt, wessen Drang, das außer sich Empfundene in sich aufzunehmen und das in sich Aufgenommene zu neuen Geburten zu befruchten, jede Schönheit in seine Individualität zu verwandeln, und, mit jeder sein ganzes Wesen gattend, neue Schönheit zu erzeugen strebt: — der kann das befriedigende Bewußtsein nähren, auf dem richtigen Wege zu sein, dem Ideale sich zu nahen, das selbst die kühnste Phantasie der Menschheit vorzuzeichnen wagt.“ [1]) So spricht, sagten wir, der Platonisirte Kantianismus sich aus. Die Wahrheit ist: nicht eigentlich eine Theorie wird uns vorgetragen, sondern die Humboldt'sche Individualität selbst giebt sich in dieser Schilderung des Menschheitsideals preis, — ebenso wie wir nur eben nicht eine Theorie über die Religion, sondern das individuelle religiöse Bekenntniß Humboldt's zu hören bekamen.

Es ist dasselbe Bild der Humboldt'schen Individualität, eben das Bild, um dessen Ausstellung es uns zu thun ist, welches schließ-

1) A. a. O. S. 90—96.

lich, wie in seiner Staats-, seiner Religions- und seiner ästhetischen Theorie, so auch in den wenigen Sätzen sich widerspiegelt, die man seine Geschichtsphilosophie nennen könnte. Auch hier wieder dieser ästhetisirte Kantianismus, diese zugleich so durchaus moderne und zugleich so durchaus antik-heidnische Denkweise — ein virtualistischer Humanismus, ein individualistischer Harmonismus. Es ist die innere Kraft des Menschen, die in der Kette der Generationen sich auslebt, um in wunderbarer Vielseitigkeit das Wesen des ewig Menschlichen an den Tag zu bringen. Humboldt spricht den Gedanken einer humanistisch gewendeten Theodicee aus. „Alles was auf der Erde geschieht, ist gut und heilsam, weil die innere Kraft des Menschen es ist, welche sich Alles, wie seine Natur auch sein möge, bemeistert, und diese innere Kraft in keiner ihrer Aeußerungen je anders als wohlthätig wirken kann.“ Dies in der Kraft der Individualität wirkende Menschliche ist die die Geschichte erzeugende Macht. Aus ihm heraus muß die Geschichte verstanden und bearbeitet werden. Die Wendepunkte der Geschichte sind aus den periodischen Revolutionen des menschlichen Geistes zu erklären; die ganze Geschichte unseres Geschlechts ist als eine natürliche Folge der Richtungsänderungen der menschlichen Kraft zu begreifen.[1])

Wir haben uns lange, mit Absicht lange bei Humboldt's Jugendschrift verweilt. Er hat nie wieder etwas von gleicher Abgeschlossenheit, in gleich strengem und gleich übersichtlichem Gange geschrieben. Von allen seinen Schriften ist diese am wenigsten Fragment. Auch sie enthält nicht eigentlich ein wissenschaftliches System; wohl aber enthält sie das System der Humboldt'schen Individualität. Alle Züge seines geistigen Charakters haben wir in diesem ersten jugendlichen Erguß, wie in noch geschlossener Knospe beisammen. Die stark ausgeprägte Neigung für individuelle Eigenthümlichkeit, die hohe Achtung für die Freiheit und für die innere Würde des Menschen, die Tendenz zur Stärke und Festigkeit des Charakters, verbunden mit der Tendenz zu universalistischer Bildung, die gleichgewogene Hinneigung zu dem Alterthum in der Schönheit und plastischen Vollendung seiner Bildungen, und zu dem Geiste der neuen Zeit in seiner

1) A. a. O. S. 178. 179, womit zu vergl. „Ideen über Staatsverf.“ a. a. O. S. 310. 311.

Vielseitigkeit, seiner Bewußtheit und seinem Subjectivismus, die stark hervortretende Sinnlichkeit, auf deren Spitze sich der sublimste Spiritualismus erhebt, die Empfindungstiefe neben der Gedankenklarheit, der Geschmack für den Epikuräismus neben einer stoischen Ader, die Beschäftigung mit politisch-praktischen Fragen neben einer ganz in's Innerliche zurückgewandten, in Ideen lebenden Gesinnung. So erscheint uns in dieser Schrift Humboldt, der Jüngling. Dem Jüngling aber blieb im Wesentlichen auch der Mann und der Greis treu. Noch in den Sonetten seines Alters oder in den Briefen, welche er am Abend seines Lebens an jene Freundin schrieb, die ihm zuerst in Pyrmont begegnet war, finden sich Stimmungen und Ansichten ausgedrückt, die nur wie eine leise Schattirung der Sätze aussehen, die seine Jugendschrift aufstellte. Dennoch erfuhren alle Züge dieses vielseitigen Wesens eine Vertiefung, und die Gunst des Schicksals war es, die ihm in verschiedenen Lebensperioden bald diese bald jene Richtung in aller Breite und Ausführlichkeit zu verfolgen gestattete. In dem Cultus des Schönen und in der bewundernden Liebe des Alterthums sahen wir sein jugendliches Wesen sich für jetzt am meisten zusammennehmen. Eben dies waren die Richtungen und Bahnen, in denen am Ende des Jahrhunderts der deutsche Geist überhaupt, in der Flucht vor den praktischen Interessen einer kümmerlichen Gegenwart sich erging. Auch Humboldt war in selbstgewählter Muße von diesen Interessen hinweggewandt. Er folgte seiner eigenen Individualität und er folgte zugleich dem Zuge des deutschen Geisteslebens, wenn er dem Alterthum und der Dichtung die Studien dieser Muße widmete. Es bedurfte nur eines persönlichen Anstoßes durch verwandte Individualitäten, um ihn ganz in diese Dinge hineinzuziehen. Und schon hatte er in dem Dalberg'schen Kreise den Meister der Alterthumswissenschaft und ebenda den jungen Dichter kennen lernen, der zur Meisterschaft im poetischen Handwerke aufstrebte. Friedrich August Wolf und Schiller wurden für Humboldt die Vermittler für das philologische und für das ästhetische Studium. Von ihnen gelockt und geleitet vertiefte er sich erst in das eine, dann in das andere. Wir folgen ihm in die neue Bildungs- und Lebensepoche, an deren Schwelle er angelangt war.

Zweites Buch.

Fortgesetzte Selbstbildung.

Erster Abschnitt.

Alterthumsstudium.

Schon in die „Ideen von den Grenzen der Staatswirksamkeit“ sahen wir Bilder von dem republikanischen Staatsleben der Alten sich einmischen. Jene Ideen waren gefärbt von dem Enthusiasmus für antike Lebens- und Geistesformen. Platon's Republik und Aristoteles' Politik, Citate aus anderen alten Schriftstellern erschienen neben denen aus Göthe und Kant, aus Rousseau und Mirabeau. Unmittelbar von dieser politischen Arbeit wandte sich Humboldt zur Beschäftigung mit dem Pindar. Ergriffen von dem Geiste des alten Lyrikers, brachte er eine Uebersetzung der zweiten olympischen Ode zu Papier. Er war voll Lust, mehrere solche Versuche zu machen. Schiller's Urtheil sollte entscheiden, und ohne Zweifel auf dieses Urtheil hin erfolgte die Veröffentlichung der Uebersetzung.[1])

Wenig zufrieden mit diesem Specimen seines ehemaligen Zuhörers war Heyne.[2]) Nichts desto weniger irren wir schwerlich, wenn wir dieses Interesse für das Alterthum und das für den thebanischen Sänger insbesondere zum großen Theil auf die Rechnung eben dieses Mannes bringen, zu welchem Humboldt in Göttingen in noch anderem als einem bloßen Schülerverhältnisse gestanden hatte.

---

1) Berlin 1792. 8., jetzt G. W. II. 349 ff. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt, S. 89 ff.

2) Humboldt an Wolf. G. W. V. 11. Die ganze folgende Darstellung beruht auf den Briefen Humboldt's an Wolf, welche — unvollständig freilich und vielfach beschnitten — im V. Bande der G. W. mitgetheilt sind.

Heyne's war das Verdienst, diejenige Ansicht und Benutzung des Alterthums, welche durch Lessing und Winckelmann aufgestellt worden war, in die philologische Wissenschaft als solche einzuführen. Er zuerst setzte die Philologie in eine lebendigere Beziehung zur Aesthetik. Vom Universitätskatheder herab kam er den Bestrebungen jener philologisch geschulten Aesthetiker entgegen, und forderte in diesem Sinne die Errichtung einer besonderen Facultät für die Doppelwissenschaft der Philologie und der Aesthetik. Mit einer Beweglichkeit und einem Geschmack, wie sie unter deutschen Gelehrten nicht häufig waren, erhob er sich über den bisherigen philologischen Scholasticismus. Er hob die Grenzsperre zwischen der alten und der modernen Zeit auf. Er verschmähte es nicht, die Literatur der Griechen und Römer mit der Literatur der neueren Sprachen in Beziehung und Vergleichung zu bringen. Er erläuterte den Homer und Virgil durch den Ariost und Tasso. Er vergaß über der griechischen und lateinischen Sprache der alten Dichter nicht, daß sie Dichter, und Dichter in einer ehemals lebenden Sprache gewesen. Er war unter den Philologen ein Belletrist und unter den Belletristen ein Philolog. Als Docent wie als Schriftsteller, in zahlreichen Ausgaben, Reden und Gelegenheitsschriften trug er mehr als irgend ein Anderer vor ihm zur Ausbreitung und Popularisirung der humanistischen Studien bei. Er gab der Wissenschaft des Alterthums eine mehr moderne Politur; er humanisirte den Humanismus; er erleichterte und verannuthigte in jeder Weise den Weg nach Hellas und Latium.

Wie fruchtbringend indeß diese Wendung der Philologie war, so mannigfachen Bedenken unterlag sie zugleich. Die überwiegende Aufmerksamkeit auf den Geist und den ästhetischen Gehalt der Alten konnte die Rücksicht mehr als billig zurückdrängen, die wir ihrem Buchstaben schuldig sind. Die Gefahr lag nahe, daß man die Kritik auf Kosten der Aesthetik vernachlässigte, daß man aufhörte, gründlich zu sein, um geistreich, populär und gefällig zu werden, und daß man sich von dem echten Geiste des Alterthums um so mehr entfernte, je mehr man ihn auszubreiten und dem modernen Verständniß zu nähern versuchte. Die deutsche Wissenschaft jedoch verstand es, diese Gefahren zu vermeiden. Während die von Heyne gegebenen Anregungen ihre wohlthätigen Wirkungen entfalteten, war es Friedrich August Wolf, welcher allen bedenklichen Consequenzen derselben zu-

vorkam. Dem Namen nach ein Schüler Heyne's, war er in Wahrheit nur in der Schule der Alten gebildet, verdankte er das Meiste den Anstrengungen seines eigenen Fleißes und den Eingebungen seines eigenen Genius. Er ging nicht hinter Heyne zurück. Auch ihm war das Alterthum keine bloße Antiquität. Auch er war beflissen, unser heutiges mit jenem altklassischen Geistesleben in lebendigem Wechselverkehr zu erhalten. Aber in aller Weise ging er über Heyne hinaus. Was dieser mit oberflächlichem Geschick gethan hatte, das that Er mit einem in die Tiefe gehenden Sinne. Auf das philologische Talent folgte ein philologisches Genie. Dem Geiste Lessing's und Winckelmann's war Heyne nur entgegen gekommen: in F. A. Wolf war Lessing und Winckelmann selbst wieder lebendig geworden. Für das Verständniß des Geistes und des Schönheitsgehaltes der Alten machte Wolf die gewissenhafteste Feststellung ihres Buchstabens wieder zur unerläßlichen Vorbedingung. Für die Vermittelung der alten und der neuen Geisteswelt forderte er die hingebendste Vertiefung in jene als allein haltbare Grundlage. Angerührt von dem Geiste sichtender Gewissenhaftigkeit, zu dem sich in Lessing und Kant die Verstandesrichtung des achtzehnten Jahrhunderts zugespitzt hatte, war er zugleich der Lobredner und der Meister philologischer Kritik. Begabt mit demselben Sinn für die Auffassung des Wirklichen, aus welchem heraus die deutsche Dichtung einen neuen Aufschwung nahm, führte er die Philologie auf den Boden der Geschichte zurück. Es war etwas von dem in ihm, wodurch Kant, und etwas von dem, wodurch Göthe so groß war. Er selbst war so groß durch eine geistige Organisation, die gleichsam das umgekehrte Bild der Lessing'schen ist. Denn wenn sich in Lessing der virtuose Verstand zur Genialität steigerte, so manifestirte sich in Wolf die Genialität in der Form des Verstandes und des kritischen Urtheils. Kritische Sichtung und Feststellung und eingehendes historisches Verständniß ging bei ihm Hand in Hand. Die Alten interpretiren hieß ihm, sich einleben in ihr Zeitalter und ihre Individualität, und erst hieraus entsprang ihm die kritische Fähigkeit, das Alte in seiner ursprünglichen Gestalt und seiner originalen Richtigkeit darzustellen. Das congeniale Verständniß des Alterthums war die Basis, eine wahrhaft genialische Geistesanlage das Medium seiner kritischen Thätigkeit. Mit divinatorischem Instincte begann er: mit klaren Gründen und

mit haarscharfer Demonstration hörte er auf. Er faßte eben deshalb, so begabt und so verfahrend, alle Einseitigkeiten, in die sich bisher die Philologie verirrt hatte, zusammen und wurde der Schöpfer der echten und wahren Philologie. Unverloren war die Berechtigung jener Heyne'schen Richtung, die in der Interpretation ihren Schwerpunkt hatte. Von Neuem gerechtfertigt war die Einseitigkeit der holländischen Gelehrten, jener durch Hemsterhuis und Ruhnken fixirte Begriff der Philologie als Kritik par excellence. Innerhalb der Schranken des Alterthums ward die philologische Wissenschaft sogar wieder in gewissem Sinne Polyhistorie, wie sie es nach älterer Fassung gewesen war. In der Weise der Theorie und der Wissenschaft kehrte sie endlich zu der Tendenz ihrer ersten Jugend, zu dem einst praktisch verfolgten Zwecke der Humanisten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zurück: sich ganz zurückzuleben in Griechen- und Römerzeiten.

In diesen Umschwung der Philologie nun, wie er durch Wolf herbeigeführt wurde, war Wilhelm von Humboldt in mehr als Einer Weise bestimmt mit einzugreifen. In der der Selbstbildung gewidmeten Muße, in welcher wir ihn verlassen haben, sollte er Theil nehmen an den Studien und Arbeiten Wolf's. Seine ganze Individualität sollte ihn gleichsam zu einer lebendigen Darstellung und Verkörperung des neuen Geistes der Wolf'schen Philologie machen. Seine philosophische Gedankenrichtung endlich, in Verbindung mit dieser Individualität, sollte Wolf zum bestimmteren Aussprechen auch des wissenschaftlichen Begriffs seiner philologischen Tendenzen behüflich werden.

Wahrscheinlich schon im Jahre 1790, im Dacheröden'schen Hause, hatte Humboldt die Bekanntschaft des großen Philologen gemacht, welcher seit dem Jahre 1783 an der Universität Halle docirte. Erst ein Besuch jedoch, den ihm Humboldt im Sommer 1792 in Halle abstattete, begründete das Verhältniß zwischen Beiden, wie es bis zu Wolf's Tode im Wesentlichen fortbestand. Es war ein Besuch von nur wenig Stunden. Humboldt bekannte sich als einen Jünger derselben Studien, deren Meister er in Wolf begrüßte Wolf, der ebendamals in lebendiger akademischer Lehrthätigkeit seinen höchsten Genuß fand, erblickte gern in Humboldt einen Schüler, der ihm ein Freund und Genosse zu werden versprach. Wie er sich aus den Studenten seines Hallischen Seminars seine Mitarbeiter heranzog, so mochte es ihm reizend erscheinen, auch über diesen Kreis

hinaus in ähnlicher Weise anregend wirken zu können. Ein Theil seiner Aufgabe bestand darin, die Philologie auch praktisch von den übrigen Wissenschaften zu emancipiren, und ihr aus dem Lager der Theologie und Jurisprudenz Proselyten zu gewinnen. Er fand in Humboldt einen unabhängigen Mann, der seine öffentliche Laufbahn unterbrochen hatte, entschlossen, seiner Selbstbildung zu leben und bereit, seine Muße mit philologischen Studien auszufüllen. Man kam auf Platon zu sprechen. Schon als Lehrer in Ilfeld hatte sich Wolf vielfach mit den Platonischen Dialogen beschäftigt, er trug sich mit dem Gedanken einer neuen kritischen und erklärenden Ausgabe einzelner dieser Dialoge. Im Platon gerade war auch Humboldt am meisten belesen. Es war daher wie die Aufgabe einer Seminararbeit, wenn jener ihn bat, den Phädrus zu lesen und dabei die Stellen aufzuzeichnen, bei denen er Schwierigkeiten fände. Und er hielt darauf, daß die Arbeit auch eingeliefert werde. Von Wolf gemahnt, schickte Humboldt am 22. October dieselbe an den Meister ab, und zwar mit der Schüchternheit eines Schülers, mit dem Bekenntniß, „daß er nie eines methodischen Unterrichts im Griechischen genossen habe."

Ununterbrochen blieben seitdem Lehrer und Schüler in Verkehr. Die durch Wolf erhaltene Anregung wirkte fort. Die klassischen Studien, welche vorher die philosophisch-politischen nur begleitet hatten, wurden in Folge dessen die ausschließlichen. In der Einsamkeit von Auleben, einem zweiten, in der Nähe von Nordhausen gelegenen Gute seiner Frau, wohin sich Humboldt nach dem Erfurter Aufenthalte zurückgezogen hatte, waren bald die Alten seine einzigen Gefährten. Die Erscheinung eines Philologen wie Wolf hatte die Wahl einer Beschäftigung entschieden, zu welcher längst ein innerer Trieb ihn hinzog. Doch so entscheidend wirkte jene Erscheinung offenbar nur deshalb, weil in diesen Studien zugleich Humboldt's ganzes Wesen sich befriedigt fand, weil er durch sie den letzten Zweck seiner Selbstbildung, die Idee vollendeter und allseitiger Menschenbildung am meisten erfüllt fand. Diese Idee verschmolz mit dem Bilde, welches er vom Alterthum bereits in der Seele trug. Aus diesem Grunde faßte und erklärte er den Plan, „daß das Alterthum und vorzüglich das Griechische seine ausschließende Beschäftigung sein solle," und in diesem Sinne steckte er sich selbst das Ziel, entwarf er das Programm seiner Studien, entwickelte er den Begriff und Gesichts-

punkt derselben. Als Philolog von Fach zu studiren glaubte er verzichten zu müssen. Seine einmalige Erziehung und Bildung verwehre ihm das. Wie wir indeß seine Individualität bereits kennen: er war überhaupt nicht auf dies oder jenes specielle Studium, auf diesen oder jenen Wissenszweig gerichtet; er erstrebte statt dessen eine allseitige, gleichmäßige und harmonische Bildung, jene Bildung, „welche gleichsam den ganzen Menschen zusammenknüpft, ihn nicht nur fähiger, stärker, besser an dieser oder jener Seite, sondern überhaupt zum größeren und edleren Menschen macht.“ Mit diesem Gesichtspunkt seiner Selbstbildung nun coincidirte durchaus die begeisterte Vorstellung, die er von den Alten und insbesondere von den Griechen gefaßt hatte. Diese eben waren ihm ein Volk von solcher Bildungsform, wie er sie selbst erstrebte. Man kann sich, meinte er, dieselbe nicht besser aneignen, als durch das Studium harmonisch-gebildeter Menschheit, nicht besser, mit Einem Worte, als durch das Studium der Griechen.

Solche Anschauungen, wie sie Humboldt in einem am 1. December 1792 an Wolf geschriebenen Briefe aussprach, mußten aber nothwendig auch diesen mächtig anregen. Auch Wolf, in je eminenterem Sinne er Philolog war, er, der schon bei seinem Eintritt auf die Universität gegen allen Gebrauch darauf bestanden hatte, daß er als „Studiosus der Philologie“ immatriculirt werde — auch Wolf war nicht Philolog von Metier. Sein ganzes Streben ging darauf hinaus, das Metier zur Wissenschaft, das Handwerk zur Kunst zu erheben. In einer langjährigen Docententhätigkeit hatte er den Kreis der auf das Studium der Alten bezüglichen Doctrinen immer vollständiger durchmessen, sich selbst und seinen Schülern immer mehr das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der selbständigen Einheit aller dieser Disciplinen verschafft. Zu wiederholten Malen hatte er unter dem Namen einer Encyklopädie und Methodologie der Studien des Alterthums Vorlesungen gehalten, welche in ähnlicher Weise einen Ueberblick über das Ganze der Philologie geben sollten, wie dies für andere Facultätswissenschaften längst der Brauch war. Auch dies indeß genügte ihm nicht. Ohne Unterlaß — um seine eigenen Worte anzuführen — fühlte er sich beunruhigt von dem Wunsche, sich selbst und seinen Zuhörern bestimmtere Rechenschaft zu geben über den allgemeinen Begriff, Gehalt, Zusammenhang und Haupt-

zweck jener Studien, und keine der bis dahin cursirenden Erklärungen über diesen Punkt war im Stande ihn zu befriedigen; dieselben waren alle theils zu einseitig, theils geradezu unwürdig; sie beschränkten entweder die Philologie auf bestimmte einzelne Wissenszwecke oder wollten sie gar zur Dienerinn praktischer, utilistischer Zwecke herabgesetzt wissen. Offenbar sein eigenster Sinn, sein eignes Gefühl von einer universelleren Bestimmung und von der höheren Würde der Alterthumswissenschaft war getroffen, wenn dem gegenüber Wilhelm von Humboldt diese Wissenschaft, wie ein freier Mann, ausschließlich um ihrer selbst willen, treiben zu wollen bekannte, wenn er das Leben in derselben mit dem Begriffe der Bildung schlechthin identificirte, wenn er den Menschen in der Harmonie seiner Kräfte für das Object und ebendeshalb für den Zweck dieser Studien erklärte. Offenbar war der Gesichtspunkt, welchen Humboldt als einen eigenen und aparten für seine Beschäftigung mit den Alten aufgestellt hatte, der höchste, der wahrste und der, welcher zum allgemeinen zu werden verdiente. Es kam auf weitere Verständigung an, Beiden gleich erwünscht und gleich interessant. In den Weihnachtsferien von 1792 auf 1793 ist Wolf zum Besuch bei seinem philologischen Freunde in Auleben. Man spricht über Homer und Platon, über die Metrik des Pindar und über den Text der Theogonie; von allen diesen Punkten aber kömmt man immer wieder auf das Hauptcapitel, auf die Bedeutung der alten Griechen für unsere heutige Bildung und auf die Frage zurück: zu welchem Ende studiren wir ihre Sprache, ihre Werke, ihre Geschichte? Und doch hat man lange nicht genug davon gesprochen. Wolf ist es, welcher brieflich das Thema von Neuem anregt. Dem tiefen und gründlichen Kenner des Alterthums gegenüber, nimmt Humboldt keinen Anstand, seine Gedanken über den Charakter der Griechen und den Zweck ihres Studiums in einer rasch entworfenen Skizze zu Papiere zu bringen. Es ist die Begeisterung des ersten Anblicks jenes weiten wissenschaftlichen Feldes, was ihm die Feder führt. Nur erst mit den besten und edelsten der griechischen Schriftsteller vertraut, ist seine Vorstellung von griechischem Geiste — er verhehlt es sich selbst nicht — vielleicht zu idealisch gefärbt. Dafür aber ist sein Blick nicht durch das Einzelne gehemmt, beschränkt und zerstreut. Er weiß, daß er über Vieles nur nach einem dunklen Gefühle urtheilt. Desto bestimm-

ter sind seine Gedanken über den Zweck der Bildung überhaupt; seine Beschäftigung mit Philosophie, sein Nachdenken über sich selbst geben nach dieser Seite hin seinen Betrachtungen eine Schärfe und Klarheit, wie sie Wolf noch vergebens erstrebt hatte. Ueber Eins zwar sind Beide bereits einig geworden. Daß die „Kenntniß der alterthümlichen Menschheit“ das letzte Ziel der Alterthumsstudien sei, das waren schon damals Wolf's Worte. Daß diese Kenntniß ihren höchsten Nutzen in der „Bildung des schönen menschlichen Charakters“ habe, das durfte von Humboldt nur ausgesprochen werden, um von Wolf verstanden und gebilligt zu werden. Aber die Aphorismen, welche der Erstere jetzt aufsetzte, griffen noch höher hinauf, führten diese Gesichtspunkte noch tiefer und reicher aus. Die allgemeinere Kategorie nämlich, unter welche die Kenntniß des Alterthums fällt, ist nach Humboldt, „philosophische Kenntniß des Menschen überhaupt.“ Jedem Menschen als Menschen ist diese Kenntniß unentbehrlich, sowohl dem handelnden wie dem mit Ideen beschäftigten, — dem Historiker, dem Philosophen, dem Künstler, dem blos Genießenden. Dem Handelnden; denn sein Streben muß auf wachsende moralische Veredlung gehn; alle Unvollkommenheiten des Menschen aber lassen sich auf Mißverhältnisse seiner Kräfte zurückführen. Jenes höhere Studium des Menschen nun zeigt ihm die Totalität: es zeigt ihm ebendeshalb wie jene Mißverhältnisse ausgeglichen, jene Unvollkommenheiten aufgehoben werden können. Aber ebenso dem blos Genießenden. Genießend sind die Menschen in ihren edelsten Momenten. In diesen nun — und wer sähe nicht auch hier wieder, daß Humboldt sich selbst charakterisirt? — sind die vollkommensten Freuden diejenigen, welche man „durch Selbstbetrachtung und durch Umgang in seinen mannigfachen Abstufungen empfängt“. Erhalten aber kann man diese Freuden nur durch ein scharfes Auffassen des Seins unsrer selbst und Anderer, und dies wieder ist nicht möglich ohne jenes eindringende Studium des Menschen überhaupt. Eben dieses Studium ist sofort Mittel, um andere gleich edle Genüsse —, den ästhetischen Genuß der Werke der Natur und der Kunst —, zu steigern und zu vermannigfachen. Es ist das Mittel endlich, selbst das Gefühl des Unglücks zu mindern; denn „das Leiden wie das Laster, ist, näher betrachtet, immer nur partiell: wer das Ganze der Menschheit vor Augen hat, sieht, wie es dort erhebt, wenn es hier niederschlägt.“ — Durch Be-

trachtungen von so allgemeiner Natur, Betrachtungen, die doch zugleich ganz seiner individuellen Eigenthümlichkeit und Stimmung entsprangen, lenkte Humboldt dann erst in späteren Paragraphen auf die Griechen hin. Jenes philosophische Studium des Menschen nämlich fällt mit dem Studium der griechischen Welt in Eins zusammen. Denn der Mensch, den uns die griechischen Schriftsteller darstellen, ist aus lauter einfachen, großen und schönen Zügen zusammengesetzt. Und eben der Mensch — schon in dem Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit war dieser Gedanke aufgetreten — der Mensch tritt uns überall bei den Griechen entgegen, während die moderne Zeit die Aufmerksamkeit vielmehr auf Sachen als auf Menschen, mehr auf Massen von Menschen als auf Individuen hinrichtet. Der individuelle Mensch: denn individualisirt erscheint Alles bei ihnen, ihre Sprache, ihre Geschichte, ihre Dichtung und selbst ihre Philosophie. Der individuelle, und eben deshalb der ganze, zu harmonischer Totalität gestimmte Mensch. Die Griechen waren wesentlich ein ästhetisches Volk. Frühzeitig besaßen sie ein feines Gefühl für jedes Schöne der Natur und der Kunst. Stets blieb bei ihnen die Sorgfalt für die geistige Bildung ungetrennt von der für die körperliche, und stets von Ideen der Schönheit geleitet. Gerade diese ästhetische Cultur aber faßt das ganze Wesen des Menschen zusammen, und gerade sie ist somit im Stande, zu einem Correctiv für unsere heutige Bildung zu werden, die durch die Menge ihrer Richtungen von allem Geschmack und Schönheitsgefühl zu entfernen droht.

Leider nur Fragmente der Humboldt'schen „Skizze über die Griechen“ sind es, aus denen wir diese seine Gesichtspunkte zusammenstellen durften. Sie genügen jedoch, um den Geist zu verstehen, in welchem er damals die Alterthumsstudien ergriff, und um das Bild zu zeigen, welches er, bald nach dem Beginne einer eingehenderen Lectüre der Klassiker, von den Griechen mit sich herumtrug. Sie genügen insbesondere, um den Einfluß klar zu legen, welchen Humboldt auf die von Wolf ausgehende Reform der Philologie und vor Allem auf den von diesem aufgestellten Begriff der Alterthumswissenschaft ausübte. Aus Wolf's Händen ging jene Skizze in Dalberg's und Schiller's Hände über. Beide bedeckten die Ränder des Manuscripts mit Glossen. Wolf aber verwandelte die Anschauungen des Freundes ganz in sein freies Eigenthum und benutzte dessen

Winke zur Vertiefung und zur Klärung seiner eigenen. Ihm verdanken wir die Mittheilung jener wenigen Fragmente aus den Humboldt'schen Paragraphen. Vierzehn Jahre später schrieb er seine „Darstellung der Alterthumswissenschaft." Hier bekannte er, wie viel er den mündlichen und schriftlichen Unterredungen des „edlen und trefflichen Genossen seiner philologischen Studien" (συμφιλολογοῦντός τινός ποϑ᾽ ἡμῖν καλοῦ κἀγαϑοῦ) verdanke; hier gab er einen ausgeführten Text zu einer Anzahl von Stellen aus dem Humboldt'schen Aufsatz, die er als Anmerkungen seine eigene Arbeit begleiten ließ.[1]) Die Humboldt'schen Gedanken sind in dieser Arbeit ununterscheidbar mit denen des großen Philologen zusammengewachsen. Die mehr encyklopädische Tendenz des Letzteren hat sich augenscheinlich durch Humboldt's Einfluß zu dem Bestreben geläutert, die philologischen Doctrinen zu einem „organischen Ganzen" zu vereinigen. Die mehr historische Richtung jenes hat sich durch die Gesichtspunkte dieses mit philosophischen Motiven durchdrungen, so daß es nun gilt, die Kenntniß des Alterthums zu der Würde einer „philosophisch-historischen Wissenschaft" emporzuheben. In Beidem zwar hat Wolf sein Ziel vielleicht nicht erreicht: der Organismus seiner „Alterthumswissenschaft" fällt zuletzt wieder zur Tabelle auseinander, und die Schärfe begrifflicher Auffassung geht in den Theilen über der Fülle concreterer Gesichtspunkte wieder verloren. Allein jenes Ziel wenigstens bleibt ausgesprochen und ist ein für allemal hingestellt. Da wenigstens, wo Wolf an den höchsten Punkt seiner Darstellung gelangt, schließt er sich auf's Engste an die „Skizze über die Griechen" an, macht er mit höchster Bestimmtheit jenen universellen, echt philosophischen Gesichtspunkt geltend. Da, wo er den Leser das letzte Ziel der Alterthumswissenschaft sehen lassen will, die „Epoptie gleichsam des Heiligsten, wie es die Priester von Eleusis nannten", da definirt er die Alterthumswissenschaft als „Studium der alterthümlichen Menschheit" und findet den Zweck dieses Studiums in der zu erstrebenden „Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt." Um diese möglichst vollständig zu erreichen, „muß unser Blick anhaltend auf eine große Nation und auf deren Bildungsgang

---

1) Museum der Alterthumswissenschaft von Wolf und Buttmann Bd. I, daselbst S. 126—129 und 133—137.

gerichtet sein.“ Man muß eine solche Nation wie ein Individuum studiren, und was für Letzteres eine biographische Darstellung leistet, das muß für jene durch ein „Gemälde des ganzen Nationalseins“ geleistet werden. Es versteht sich, daß er sofort im vollsten Einverständniß mit Humboldt eben die Griechen als das rechte Mustervolk für die Kenntniß echter Menschlichkeit hinstellt. Auch da aber, wo er von der Art und Weise eines auf solche Ziele hingerichteten Alterthumsstudiums redet, drängt sich ihm sichtlich das Bild des ehemaligen Genossen vor die Erinnerung. Er beschreibt das Alterthumsstudium wie Aristoteles die Philosophie beschrieb. Sie ist weniger als die meisten anderen Kenntnisse mittheilbar; sie fördert und belohnt, wie die Philosophie, nur diejenigen, die mit ihrer fortgesetzten Erweckung beschäftigt sind, die sie nicht als Amtsbeschwerde oder Zeitverkürzung, sondern um ihrer selbst wegen betreiben. So betrieben dient sie dann zur Erringung der schönsten Stufe geistiger Bildung: sie nöthigt dazu, unsere Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufzubieten; ihre Frucht ist Vielseitigkeit des Denkens und Empfindens. Es ist das Selbstgefühl und der Aristokratismus der eigenen Genialität, was sich in diesen Anschauungen ausspricht: es ist mindestens ebenso sehr die Erinnerung wie an die Worte, so an das wahlverwandte Wesen und die Weise des Freundes.

War aber so die Idee, welche Humboldt unter lebhafter Zustimmung Wolf's von dem Alterthumsstudium gefaßt hatte, so mußte eben sie auch das Programm seiner Beschäftigung mit demselben bilden. Es war ihm zunächst um eine reine und vollständige Kenntniß der Quellen zu thun. Sein Plan war, vor allen Dingen die sämmtlichen Hauptschriftsteller der Alten zu lesen, und mehr als das, sie in succum et sanguinem zu vertiren. Mit diesem Streben des Eindringens und Sich-Hineinlebens in die Alten, verband sich sodann unmittelbar der immer wiederholte Versuch des Uebersetzens. Mit dem Pindarübersetzen hatte sich überhaupt die Lust am griechischen Alterthum zuerst gemeldet. Je mehr er jetzt unter den Alten lebte, desto häufiger riß ihn der Enthusiasmus für das Gelesene zu Nachbildungsversuchen hin. In allen solchen Versuchen brach nur der Eine Sinn, mit dem er diese Studien betrieb, in gesteigerter Weise hervor. So übersetzte er in den nächsten Jahren mehr als Eine pindarische Ode, so mehrere Chöre aus den Eume-

niden des Aeschylus, so gelegentlich ein Stück des Simonides. Ergriffen von der erhabenen Schönheit des Aeschyleischen Agamemnon hätte er schon jetzt, mit der Gunst der Musen, gern die Chöre der Tragödie übersetzt. Er trug sich mit einer Uebersetzung des Platonischen Menexenus, mit einer Uebersetzung des Herodot und des Thukydides. Seine Pläne gingen noch weiter. Im ersten Feuer für seine Idee des Alterthumsstudiums wollte er eine fortlaufende Schrift, welche allein der griechischen Literatur gewidmet wäre, herausgeben. Unter dem Titel Hellas etwa, wollte er in ihr eine treue Darstellung des griechischen Alterthums geben. Uebersetzungen und Charakteristiken sollten den Inhalt ausmachen: ihr Zweck sollte die Beförderung eben jener von ihm selbst ergriffenen Weise des Alterthumsstudiums sein. Kenntniß des Griechenthums vom Gesichtspunkte der Kenntniß des Menschen überhaupt war ebenso das Ziel anderer Projecte, welche bald jenes erste verdrängten. Er dachte von weitem an eine Darstellung der griechischen Philosophie, an ein Gemälde der griechischen Denkart und Sitten, er begleitete die Veröffentlichung seiner Uebersetzung eines Eumenidenchors in der Berlinischen Monatsschrift [1]) mit Winken zur Charakteristik der griechischen Lyrik und der griechischen Religionsideen. Alle diese Pläne jedoch und Ansätze wurden für jetzt durch das Studium als solches zurückgedrängt. Die reine im höchsten Sinne genießende Vertiefung in den Gehalt und die Form griechischer Menschheit war an sich nicht auf Production und Mittheilung gerichtet. Humboldt's Natur war es noch weniger. Nur das Uebersetzen poetischer Stücke, eine Arbeit, in welcher jene Vertiefung und jener Genuß positiv und doppelt sich empfinden ließ, überraschte ihn zuweilen: im Uebrigen gestand er bald, daß ihm „wenig am eigenen Arbeiten, das meiste nur am Studiren“ liege.

Man ist nun vielleicht geneigt, aus alle dem sich die Vorstellung eines ganz und gar dilettantischen Treibens zu bilden. Humboldt's eigne Geständnisse seines nur erst unmethodischen und lückenhaften Wissens führen darauf. Mehr als das. Aus dem Gefühl gerade dieses Mangels, aus Dilettantismus im Grunde, war er auf jenen hohen Gesichtspunkt für das Alterthumsstudium geführt worden, den

---

1) 1793 Bd. 22. S. 149 ff.; jetzt in den G. W. III. 97 ff.

die zunftmäßige Philologie für sich schwerlich ergriffen haben würde. Die Wahrheit jedoch ist, daß dieser Gesichtspunkt und der Ernst, mit dem er ihn realisirte, ihn vom Dilettantismus alsbald zur gründlichsten und gewissenhaftesten Behandlung seines Thema's fortzog. Wenn Wolf's genaue Gelehrsamkeit sich unter der Anregung Humboldt'scher Ideen zu einem freieren Umblick und zu einem größeren Begriffe der Alterthumswissenschaft erhob, so sah sich Humboldt durch Wolf's Vorbild und Hülfe bald in alles Detail und in alle Mühsal philologischer Specialitäten verwickelt. Strebte er doch überall nach Individualisirung des Allgemeinen, nach Erfüllung des Begriffs durch die ganze, bis in ihre Tiefe erschöpfte Wirklichkeit! War es doch unmöglich, sich in die ächten Formen des Alterthums zu vertiefen und den reinen Geschmack desselben zu schmecken, ohne bis auf seine letzten Elemente zurückzugehen und an diesen die Probe der Aechtheit zu machen! Gab doch Wolf ein bewunderungswürdiges Beispiel, wie sich mit einer bis zur Mikrologie getriebenen kritischen und grammatischen Sorgfalt eine an Verwegenheit grenzende Genialität und die geistvollste Freiheit der Ansicht verknüpfen lasse! Gleich von Anfang an, als sich Humboldt einen aparteren Standpunkt für seine Beschäftigung mit den Alten ausgesonnen haben wollte, war er doch darum nicht weniger gemeint, „aus allen seinen Kräften nach Gründlichkeit auch in grammatischen Kleinigkeiten, Metrum, Accenten u. s. w. zu streben.“ Wer hätte, an Wolf's Seite arbeitend, diesen Forderungen sich entziehen können oder mögen? Bald sehen wir den Schüler mit dem Meister um die Wette und ganz in der Manier desselben sich um einen richtig interpungirten und echten Text des Hesiod, um die Emendation Aeschyleischer oder Herodotischer Stellen bemühn. Die Idee des Wolf'schen Homer erfüllt ihn ganz, und voll Erwartung sieht er denselben zu einem „Kanon alles Edirens“ werden. Er wirft sich in das Studium der alten Grammatiker, aber freilich, selbst ein so nüchternes Studium regt ihn zu Ideen über den Gang der sprachlichen und der literarischen Entwickelung an. Am tiefsten haftet die Liebe zum Pindar. Es ist die „mit Grazie verbundene Tiefe“ dieser Lyrik, was ihn ergriffen und gefesselt hat. Aber er fühlt, daß dieser Geist unzertrennbar an die Gruppirung der Silbenlängen und Silbenkürzen gebunden ist, daß der volle Genuß des Dichters nur mit der Empfindung der Musik seiner Verse zu haben

ist. So vertieft er sich mit unermüdlichem Fleiße in die Metrik. Auf dem noch wenig geebneten Felde bricht er sich seine eigene Bahn und überwindet die Dornen dieses Studiums mit jener Geduld, die er sich glücklich preist, durch seine juristischen Arbeiten frühzeitig geübt zu haben. Aber die Räthsel der Metrik sind nicht zu lösen ohne einen Begriff von griechischer Musik. Ein Laie in allen musikalischen Dingen muß er sich hier erst mit den Elementen bekannt machen. Er benutzt einen Aufenthalt in Erfurt im März und April 1793, um sich von einem dortigen Organisten im Generalbaß unterweisen zu lassen. Neben den alten Metrikern liest er die alten Musiker. Die Trockenheit dieser Dinge schreckt ihn nicht ab, ihre Feinheit reizt ihn. Je verwickelter die Fragen, desto hartnäckiger und gründlicher geht er ihnen zu Leibe. Er macht es sich zum Gesetz, wie er einmal schreibt, ihnen wenigstens „bis zu der Unwissenheit, die sich mit deutlichen Gründen rechtfertigen läßt," nachzugehn. Seine Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit kömmt mit seiner Geduld und seiner Feinheit zusammen, um echte philologische Gründlichkeit zu erzeugen. Denn dem Falschen zieht er das Wissen des Nichtwissens und der Keckheit der Ungenauigkeit die Bescheidenheit eines οὐκ οἶδα vor.

Es war Wolf'sche Philologie, was Humboldt trieb. Es war das persönliche Verhältniß zu Wolf, was diesem Treiben einen erhöhten Reiz gab. In mehrfacher Hinsicht zwar waren die Beiden verschiedene Naturen. In Wolf's Charakter lag etwas tief Leidenschaftliches, das den älteren Mann jugendlicher erscheinen ließ als den jugendlichen Humboldt, dessen ganzes Wesen ruhige Sanftheit war. Diese Temperamentsverschiedenheit gab auch den intellectuellen Eigenschaften Wolf's eine andere Farbe als denen seines jüngeren Freundes. Man hatte bei jenem mehr als bei diesem den Eindruck der Genialität. Mit göttlicher Sicherheit schien jener die verwegensten Griffe zu thun, während dieser vor aller Verwegenheit zurückscheute und mit gemessener Bedächtigkeit Schritt vor Schritt setzte. Man hätte nicht glauben sollen, daß so viel Heftigkeit und Reizbarkeit in dem Einen sich mit so viel Milde und Weichheit in dem Andern vertrüge, so viel Vermessenheit mit so viel Blödigkeit, so viel zuversichtlicher Stolz mit so viel zurückhaltender Bescheidenheit. Und in der That sollte die Zeit kommen, wo es der ganzen

maaßhaltenden Ruhe Humboldt's bedurfte, um das Uebermaaß der Wolf'schen Natur zu ertragen und den hochfahrenden, krankhaft gereizten Sinn des Mannes zu beschwichtigen. Aber noch war Wolf, in der Kraft der Jahre und in der Lust der rüstigsten, gelingendsten Thätigkeit, ganz im Besitz und in der Herrschaft seines besseren Selbst. Noch begünstigte überdies das Verhältniß des Schülers zum Lehrer die Verträglichkeit so gegeneinandergestellter Charaktere. So viel hatten Beide wieder mit einander gemein. Beide waren auf eine starke Sinnlichkeit und auf das Bedürfniß des Genusses gestellt. Beide verstanden sich auf den Reiz geistiger Genüsse mit einem realistisch geübten Sinne. Sie hatten Beide den gebildetsten Geschmack für das Schöne. Im Suchen nach diesem begegneten sie sich auf dem Boden des griechischen Lebens. Eine reine Liebe zu den edlen Bildungen des Alterthums spannte ihre geistigen Kräfte auf dasselbe Ziel hin. Ihre wissenschaftlichen Bestrebungen fielen mit ihren persönlichen in Eins zusammen. Auf Leben und individuelle Realität richteten sich ihre Studien: in lebendigem und individuellem Verkehr bewegte sich eben deshalb die Gemeinsamkeit dieser Studien. Hier, in der Muße von Humboldt's Landsitz, verlor die Gelehrsamkeit all' ihr finsteres und mühseliges Aussehn. Sie umkleidete sich mit allen Reizen des Lebens und färbte sich mit den frischen Farben der Gegenwart. An der Seite einer unendlich anmuthigen und zärtlich geliebten Frau vertieft sich Humboldt in die Gedanken und Empfindungen, in die Formen und Klänge der schönsten Vergangenheit, welche die Geschichte kennt. Die Lebensgefährtin wird ihm zur Studiengefährtin. Sie begleitet ihn überall hin, wo die Wege gebahnter und wo die Aussichten am reizendsten sind. Er liest mit ihr den Homer und den Herodot. Sie wird durch ihn vertrauter mit der Sprache Joniens, und er meint, daß die Geschichte von der Penelope oder Nausikaa aus ihrem Munde doppelt lieblich klinge, und daß er nun erst die kluge Naivetät des alten Geschichtenerzählers recht verstehe. Indeß er sich den Pindar und den Thukydides zur Aufgabe stellt, mag ihr vielleicht später ein deutscher Herodot gelingen. Vom Griechischen will sie alsbald auch an's Lateinische, und Humboldt mag ihr nicht wehren, wenn sie nichts Schlechteres als Ovid's Metamorphosen zu ihrem Elementarbuch wählt. Für den Hallischen Freund gar, wenn er nur seinen Besuch wiederholen wollte, macht sie sich anheischig, Stellen

im Homer aufzusuchen, wie er es nur irgend verlange.[1]) Welch' ein Zusammenleben giebt das, wenn Wolf sein Museum und Auditorium nach Auleben verlegt! Caroline von Dacheröden kannte er längst aus ihrem väterlichen Hause, ehe er in ihrem Manne einen so treuen Freund und Studiengenossen fand. Wenn er mit den Beiden über Homer und die Griechen schwatzte, mochte er gern seine Studenten vergessen. Auch arbeiten konnte er in Auleben, und wenn er auch nicht alle seine Bücher da um sich hatte, so gab es doch eine kleine auserlesene Bibliothek, die er selbst zur „Tafelbibliothek" getauft hatte. Für gewöhnlich freilich mußte der schriftliche Verkehr den mündlichen ersetzen. Einmal oder gar zweimal wöchentlich schrieben sich die Freunde. Es ist das Gefühl der innigsten und dankbarsten Freundschaft, welches im stets gleichgehaltenen Tone in den Briefen Humboldt's sich ausspricht. Man kann nicht anerkennender, bescheidener, unterordnender reden. Man kann nicht reiner mit dem Verhältniß der Schülerschaft das Verhältniß der Freundschaft verbinden, die sich des eigenen Werthes und der Gleichberechtigung bewußt ist. So aufrichtig und wahr ist die Empfindung der Ergebenheit und Anhänglichkeit, daß sie sich Aufrichtigkeit und Wahrheit zur unverbrüchlichen Pflicht macht. Auf dieser Wahrhaftigkeit beruht von Humboldt's Seite das ganze Verhältniß. Schlechterdings entscheidend, so schreibt er einmal, sei ihm Wolf's Urtheil „nicht eigentlich entscheidend" — fügt er hinzu — „in Absicht der Sache; denn Sie selbst würden mich am wenigsten einen Nachbeter sein lassen wollen, aber entscheidend als das Resultat des Eindrucks, den meine Arbeiten auf Sie machen, weil ich fest überzeugt bin, daß Sie mir schlechterdings nichts als die nackte und simple Wahrheit sagen. Auf gleiche Aufrichtigkeit können Sie ganz sicher auch auf meiner Seite rechnen." Und mit dieser Wahrhaftigkeit hängt das rein objective Interesse an den wissenschaftlichen Dingen zusammen, um welche ihr Briefwechsel sich dreht. Er selbst ist ausschließlich von diesem Interesse erfüllt. Die gleiche von aller Rücksicht auf Ruhm und Gewinn entfernte Gesinnung, die gleiche Liebe zur Wissenschaft um der Wissenschaft willen glaubt er bei Wolf gefunden zu haben. Darum

---

1) Vergl. außer den Stellen in den Briefen an Wolf: Humboldt an Caroline von Wolzogen in deren literarischem Nachlaß II. 4.

vor Allem ist er so glücklich, demselben so nahe gekommen zu sein, und darum wird er nicht müde, ihn des Genusses zu versichern, den dieser wissenschaftliche Briefwechsel ihm gewähre. Eben darin, in der That, liegt der Reiz dieser Briefe auch für jeden Dritten. Etwas anderes scheint eine Discussion über gelehrte Fragen, auch unter Freunden, und etwas anderes wieder ein freundschaftliches Geplauder, auch unter Gelehrten, zu sein. Beides vielmehr geht hier durchaus nebeneinander, ja Beides ist Eins und dasselbe. Der Ausdruck persönlicher Empfindungen, der Bericht über familiäre Ereignisse und Zustände wechselt sich ab mit Erörterungen über Lesarten, mit Anfragen über den Sinn oder die Construction einer schwierigen Stelle. So bezeichnend nennt sich Humboldt Wolf's „griechischen Freund," so im eigensten Sinne ist dies eine philologische Freundschaft, daß Worte und Accente in derselben Weise den Gegenstand der Unterhaltung bilden, wie sonst nur Gefühle und Interessen der allerpersönlichsten Art. Die gelehrtesten Themata werden zum Stoff des bequemsten Geplauders. Humboldt berichtet über seine Studien und seine Fortschritte wie über häusliche Angelegenheiten. Er erbittet sich die Meinung des Freundes bald über einen Verbesserungs-, bald über einen Erklärungsversuch. Es beglückt ihn, wenn dieser ihm aus der Fülle seines Wissens, je nach dem Wechsel seiner Beschäftigungen, eine philologische Notiz, einen Wink, eine kritische oder grammatische Glosse zukommen läßt. Möchte ihm Wolf nur recht viele solche „quodlibetarische Briefe" schreiben! Eben recht, wenn er ihm die momentanen Abfälle seiner Studien mittheilt, damit er so gleichsam unmittelbar an denselben Theil nehmen dürfte! Alles so Mitgetheilte wird von dem lernbegierigem Manne sorgfältig aufbewahrt. Er trägt es in ein eignes Buch ein, welches den Titel „Wolfiana" führt, und er versieht dieses Buch, auf gut philologische Art, zu seinem und des Freundes Gebrauch mit einem Index.

Anderthalb Jahre fast lebte Humboldt in dieser Weise seinem philologischen Studien-, seinem neuen Bildungs- und Lebensplan, im Verkehr mit Wolf und mit den Alten. Ganz ausschließlich und ununterbrochen während seines Aufenthalts in Auleben bis Anfang März 1793. Um diese Zeit begab er sich zu einem längeren Aufenthalt bei seinen Schwiegereltern nach Erfurt, und hier freilich ließen es die Störungen in seiner Familie und die Anwesenheit des Kur-

fürsten nur wenig zu griechischer Lectüre kommen. Nur der Pindar ward auch unter den „unseligen Erfurter Zerstreuungen" nicht vergessen, um des Pindars willen alte und neue Musik studirt. Um so dankbarer war er für Wolf's fortgesetzte philologische Mittheilungen, um so mehr freute er sich der größeren Muße, die er zu deren Beantwortung seit dem Mai in Tegel wiederfand. Auch hier gab es unvorhergesehene Abhaltungen und Zerstreuungen, aber den ganzen Vormittag wenigstens durfte er meist „den Graeculis" widmen. Ueber Dresden reiste er endlich im Herbst nach Auleben und von Auleben nach Burgörner zurück. Ein Weihnachtsbesuch bei Wolf in Halle entschädigte ihn vollends, und die Griechen kamen nun während des Burgörner Winters fast ganz wieder wie in Auleben zu ihrem Rechte. Selbst während aller dazwischen getretener Ablenkungen und Unterbrechungen aber hatte es ihm festgestanden, daß er den Alten und nur den Alten angehören wolle. Ferner und ferner rückte ihm das Interesse an den politischen Dingen. Kaum daß die Lectüre der Gentzischen Bearbeitung von Burke's „Betrachtungen" oder die Hinrichtung des französischen Königs ihm eine flüchtige Erwähnung ablockte. Nun erst schmeckte er die Muße, die er sich selbst geschaffen. Im Genuß des griechischen Geistes spann er sich tiefer und tiefer in den Genuß geschäftsloser Zurückgezogenheit, in den Quietismus des Privatlebens ein. „Mit jedem Tage," schrieb er von Erfurt aus an Wolf, „fesselt mich das Studium der Griechen mehr. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins diese Befriedigung gegeben hat, und ich muß hinzusetzen, daß auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin." In der Contemplation des schönsten vergangenen Lebens ward aller Sinn für das thätige Leben in der Gegenwart wie von einem Zauber befangen, ward selbst alle theoretische Theilnahme an den praktischen Fragen in Schlummer gewiegt. Er hatte Wolf sein Manuscript über die Grenzen der Staatswirksamkeit mitgetheilt; dieser hatte darauf von dem Druck desselben gesprochen und ein Wort über die Rückkehr Humboldt's zur Politik fallen lassen. Humboldt wies Beides in eine ungewisse Zukunft. Denn das — so schrieb er von Tegel aus — „sei keine Zeit, in welcher der ruhige und namentlich der so

blos theoretische Schriftsteller auf Verständniß rechnen dürfe. Die Frage aber, ob er je zur Politik zurückkehren werde, möge er nicht bejahen. Die Griechen absorbirten ihn ganz." Ja, über dem Studium und der Contemplation versiegte selbst die Lust und der Trieb zu schriftstellerischer Production. Schon dies führte ihn zu sehr an die Oeffentlichkeit, die er scheute, und nöthigte sein beschauliches Wesen zu einer Spannung, die ihn störte. Ein Project nach dem anderen, wie wir bereits hörten, ward zurückgenommen. Endlich alle bis auf das Pindarübersetzen. „Ueberhaupt" — so wiederholt er noch am Ende dieser Periode — „bin ich nicht productiv jetzt, und alle meine Pläne sind von der Art, daß ich froh bin, wenn meine Lebenszeit sie zu vollenden hinreicht. Indeß aber vergeht doch das Leben schön und leicht, und mir war's nie um die Werke sonderlich zu thun." 1)

1) An Caroline von Wolzogen, in deren literarischen Nachlaß II. 4.

Zweiter Abschnitt.

Philosophie und Aesthetik.

Wie ganz nun aber Humboldt sich hineingelegt hatte in das Alterthumsstudium, wie ganz diese Welt der Form seines Geistes, die Beschäftigung mit ihr seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprach: es gab dennoch eine Seite in seinem Wesen, die ihn gelegentlich über diesen Kreis hinauslocken konnte. Es war eine ganz moderne Ader in ihm, und diese Ader war ebensowohl durch die „logische Erziehung der Berliner“ wie durch Studium und Umgang in ihm genährt worden. Weder in seiner Natur noch in seiner Bildung verleugnete sich das Reflexions- und Empfindungsleben des Jahrhunderts der Aufklärung und der Philosophie. Er glich den Griechen durch die Richtung auf die Harmonie und die Totalität des Menschlichen. Er unterschied sich von ihnen durch den Trieb und das Talent, diesen Gehalt seiner eignen Natur sich stets in Gefühl und Bewußtsein gegenwärtig zu halten. Es war ihm natürlich und geläufig, über seine Empfindungen zu reflectiren und an seinen Reflexionen einen neuen Gegenstand des Empfindens und Genießens zu haben. Mit Philosophie war er an das Studium der Griechen herangegangen; mit Ideen wieder erfüllte das philologische Studium seinen Kopf. Seine Lieblinge unter den Alten waren diejenigen, bei denen die Schönheit der Form sich mit Tiefsinn und Weisheit am wunderbarsten verbindet. Die bilderreiche auf den Wegen des Rhythmus sich wiegende Gedankenfülle Pindar's hatte einen größeren Reiz für ihn als die wunderbar einfachen Naturlaute Homer's;

stärker als die sanfte Anmuth des Sophokles zog ihn die gedankenschwere Erhabenheit des Aeschylus an; unter den Prosaikern waren ihm Platon und Thukydides vor Xenophon und Herodot lieb. So suchte er nach Gedankengehalt in den Alten, so trieb ihn das Bedürfniß danach über ihren Kreis hinaus. Bei Wolf überdies fand er für das Verständniß und die Würdigung alles Speculativen nur eine geringe Befähigung. Ein kleiner Anstoß, und die Ausschließlichkeit der Beschäftigung mit dem Alterthum mußte aufhören, um Interessen einen Platz zu gestatten, die ihm innerlich niemals fremd geworden und die sich willig an die bisherigen anschlossen. Weder sein Streben nach voller rein menschlicher Ausbildung, noch irgend eine Seite seines reichen Wesens war im Grunde bei der Beschränkung und Concentration auf die Griechen zu kurz gekommen. Die Beschäftigung ebenso mit den Griechen konnte nach wie vor sein geistiges Leben begleiten, wenn er auch von Neuem jetzt in anderen Stoffen und nach mannigfaltigeren Richtungen sich fortbewegte.

Er empfing aber solch' einen Anstoß, als er in den ersten Tagen des April 1793 von Erfurt aus Schiller in Jena besuchte. Ihre Herzensangelegenheiten hatten ursprünglich die Beiden aneinandergeführt. Man hatte sich zuerst 1789 und 1790 in Weimar und Jena, vielleicht auch im Sommer 1792 gesehen, wo Humboldt's eine Zeitlang zum Besuch in Rudolstadt waren.[1]) Von Humboldt waren sodann, dem spröderen Schiller gegenüber,[2]) die Bemühungen ausgegangen, dem Verhältniß Dauer und Innigkeit zu geben. Denn er hatte den Dichter des Don Carlos, der Künstler und der Götter Griechenlands bewundert, ehe er ihm persönlich nahegekommen. Er fand nun, daß derselbe Glanz, der auf jenen Dichtungen ruht, auch die persönliche Erscheinung des Dichters umgebe. Er fand, daß sein Gespräch von demselben Geiste sprühe, der in den Briefen von Julius und Raphael athmet. Er hörte ihn mündlich über Werke der Dichtung und Literatur ganz ebenso urtheilen, wie er öffentlich über Bürger's Gedichte geurtheilt, — ganz mit derselben strengen Gerechtigkeit, ganz

1) Caroline v. Wolzogen an ihren nachherigen zweiten Gemahl, Nachlaß II. 168. Der betreffende Brief kann nicht nach der Angabe des Herausgebers 1793, sondern muß ein Jahr früher geschrieben sein.

2) C. v. Wolzogen, Nachlaß I. 362.

von demselben idealen Standpunkte aus, ganz mit demselben das Ganze zusammenfassenden Blicke. Ihm daher hatte er jenen ersten Versuch im Pindarübersetzen vorgelegt, bereit, sich seinem Urtheil auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Ihm ebenso hatte er sein Manuscript über die Grenzen der Staatswirksamkeit mitgetheilt. So gern hätte er diesen Aufsatz, begleitet von einer Schiller'schen Auslassung über dasselbe Thema, in die Welt eingeführt gesehen! So zustimmend und dankbar nahm er die Schiller'schen Aenderungen hin, als dieser ein Bruchstück daraus in seiner Neuen Thalia hatte abdrucken lassen! Von ihm endlich hatte er sich Glossen auch zu seiner „Skizze über die Griechen“ erbeten, und er freute sich einzelner dieser Schiller'schen Glossen um so mehr, als ihn die unfruchtbaren und mißverstehenden Bemerkungen Dalberg's kopfschütteln machten.

Nicht die Griechen indeß waren es, mit denen sich Schiller eben jetzt vorzugsweise beschäftigte. Er hatte sich mit diesen in den letztverflossenen Jahren in seiner Weise bekannt gemacht. Der Aufenthalt in Weimar hatte ihm hierzu, der neue Aufenthalt in Jena gab ihm zu einer ganz anderen Beschäftigung die Anregung. Diese Universität hatte die Hauptpflegestätte der neuen Philosophie zu sein begonnen, und Reinhold war daselbst der Hauptapostel des Kantianismus geworden. Schiller wandte sich gleichfalls dem Studium der Kant'schen Schriften zu. Zuerst zwar nur wenig und nur versuchsweise gleichsam. Aber die Geschichte des dreißigjährigen Krieges war endlich, im Herbst des Jahres 1792, beendet. Von der Dichtung, der er eigentlich nun wieder hätte angehören müssen, drängte ihn die Pflicht seines akademischen Berufs ab. Der Wiederanfang der Vorlesungen stand vor der Thür. Schiller, der Professor, hatte ein Collegium über Aesthetik angekündigt. Die äußerlich auferlegte Nothwendigkeit verwandelte sich alsbald in ein freies und leidenschaftliches Interesse. Ausgehend von der Kant'schen Kritik der Urtheilskraft dringt er tiefer und tiefer in seinen Gegenstand ein. So sehr denkt er sich in die Ideen des Kriticismus hinein, daß selbst seine poetischen Projecte sich auf das System beziehen. Sein nächster schriftstellerischer Plan aber geht auf einen Dialog, der unter dem Titel Kallias den Begriff und die Natur des Schönen erörtern soll. Schon ist er diesem Begriff hart auf der Fährte. Es gilt ihm, denselben ganz objectiv zu machen und ihn „aus der

Natur der Vernunft völlig a priori zu legitimiren." Es gelingt ihm endlich damit. Der Begriff des Schönen fällt in das Gebiet der praktischen Vernunft, sofern diese ihre Form in der Welt der Erscheinungen widerspiegelt. Diese Form der praktischen Vernunft nämlich ist reine Selbstbestimmung. Das Selbst eines Naturwesens aber ist Natur. Diese Analogie der Freiheit, so oft sie von der praktischen Vernunft an einem Naturwesen entdeckt wird, läßt dasselbe als schön erscheinen. Schönheit ist nichts anderes als „Freiheit oder Autonomie in der Erscheinung."

Diesen Begriff nun des Schönen hatte Schiller während des Winters nicht blos seinen Studenten, sondern auch seinem Freunde Körner in immer eingehenderen Ausführungen entwickelt und die Einwürfe und Mißverständnisse des Freundes beseitigt. Er lebte nur in diesen Gedanken und bewegte sich mit immer wachsender Freiheit und Sicherheit darin. Auch das Gespräch mit Humboldt bei jenem Aprilbesuch konnte auf nichts Anderes führen. Wie Körner, so wurde auch er in den Schiller'schen Gedankenkreis hineingezogen. Lag doch die Erforschung des Begriffs des Schönen der Beschäftigung mit den ewigen Mustern der Dichtung so nah, war es doch so natürlich, an diesen jenen Begriff zu erproben! Humboldt wurde diese Ideen nicht wieder los. Sie begleiteten ihn nach Dresden, und in Dresden lebte Körner. Auf's Neue mußten die Unterredungen mit diesem das philosophisch-ästhetische Interesse in ihm auffrischen. Er kam nach Burgörner, und sofort fand er neben Pindar und Homer soviel Zeit, um Alles, was Kant seit der Kritik der reinen Vernunft geschrieben, noch einmal durchzustudiren. Es sollte eine Vorbereitung auf seine Arbeiten über die Griechen sein, — eine Vorbereitung aber zugleich auf die Discussion mit Schiller, von dem er wußte, daß er seine Untersuchungen über das Schöne weiterverfolgt und sie öffentlich darzustellen begonnen habe.[1]) Denn er hatte beschlossen, eine Zeitlang mit Schiller zu leben. Schiller selbst hatte ihn im vergangenen April dazu eingeladen. Jena, der stille und doch wissenschaftlich so belebte Musensitz lockte ihn auch sonst. Er empfand am Ende, daß die Einsamkeit in Burgörner — seinem Askra, wie er es jetzt nannte, — doch mit mannigfachen litera-

1) An C. v. Wolzogen, Nachlaß II. 3. 4.

rischen und persönlichen Entbehrungen verbunden sei. Die Einsamkeit nun und gewiß die Studienmuße hoffte er in Jena behaupten zu können. Auf Bücher und auf Umgang, soweit er ihn suchen würde, durfte er sich sichere Rechnung machen. Schon Weihnachten war der Umzug beschlossen. Ende Februar 1794 endlich, nach einem unfreiwillig verlängerten abermaligen Aufenthalt in Erfurt, langte die Familie in Jena an, um sich vorläufig in der Stille und Enge einer anmuthig gelegenen Gartenwohnung einzurichten.

Mit dem Zeitpunkt zwar dieser Umsiedelung traf es sich nicht glücklich. Schiller gerade, der Hauptmagnet, welcher Humboldt nach Jena gezogen hatte, war abwesend. Erst auf Ostern war seine Rückkunft aus Schwaben angesagt, wo er nun schon im siebenten Monat weilte. Nichts desto weniger entschied sich die Wendung in den Studien Humboldt's gleich in den ersten Tagen des neuen Aufenthalts. Die akademische Atmosphäre übte ihren Einfluß. Die Griechen, das verstand sich von selbst, sollten nicht vernachlässigt werden. Die Beschäftigung mit Pindar und dessen Metrik sollte fortgehn; auf die Lectüre des Aeschylus sollte die des Sophokles folgen. Aber Wolf selbst hatte seinem Freunde den Rath gegeben, etwas weniger pedantisch zu arbeiten und der Gründlichkeit nicht die Freiheit des Studiums zum Opfer zu bringen. So ließen sich manche unnütze und weitläuftige Arbeiten wegschneiden, so ließ sich für manche nicht-philologische Studien Zeit gewinnen. Für eben die Studien, die ihn vor der Bekanntschaft mit Wolf beschäftigt hatten, auf die er neuerdings durch Schiller und Körner war zurückgeführt worden. „Ich habe mir vorgenommen,“ schrieb er an den Philologen, „hier, wo ich mannigfaltigern Umgang und Bücher aus mehr Fächern habe, einige ältere Studien mehr wieder aufzunehmen, einige Ideen, die ich lange habe, auszuarbeiten. So komme ich auf Philosophie, Politik, Aesthetik ernsthafter zurück.“ Ein späterer Brief wiederholt das Geständniß. Und wer hätte auch damals in Jena leben können, ohne irgendwie in die philosophische Strömung des Tages hineinzugerathen? Die Philosophie war das eine, die Allgemeine Literaturzeitung das andere Unvermeidliche des damaligen Jena. Ehe er es sich versah, war er ganz aus der Enge seines bisherigen Studiencirkels herausgedrängt, er war zum officiellen Mitarbeiter der großen Recensiranstalt geworden, und ein Dutzend Bücher der verschiedensten Art, von

Schütz ihm in's Haus geschickt, wollte gelesen und abgethan sein. Viel weniger unvermeidlich und zudringlich waren die Menschen. Es war damals in Jena wie es noch heut ist. Man konnte sich eben so leicht finden, wie aus dem Wege gehen; man konnte sich vornehm zurückhalten, und doch wieder den zwanglosen Verkehr der Uebrigen sich zu nutze machen. So lebte Schiller, so Fichte, so Humboldt in Jena. Da war Schütz, mit dem er schon längst über Philologica gelegentlich correspondirt hatte, da war Hufeland, mit dem er über Jurisprudenz und Politik verhandeln konnte, da war der wackere Paulus mit seiner liebenswürdigen Frau. Mit allen diesen stand Humboldt bald auf dem besten Fuße und in mannigfach anregender Berührung. Manche jüngere Männer, wie Große, David Veit und ein Sohn des alten Freundes Jacobi fanden gleichfalls Zutritt in dem Hause. Von Bayreuth endlich war der Bruder Alexander zum Besuche anwesend, und wenn derselbe den philologischen Studien Wilhelm's nicht fremd war, so gab er diesem dafür eine Anregung, selbst in das naturwissenschaftliche Gebiet hinüberzublicken.

Ganz lieb aber ward ihm dies Jena erst und Alles fand er erfüllt, was er gesucht hatte, als endlich am 15. Mai Schiller aus seinem Heimathlande zurückkehrte. Ein Verhältniß, welches für Humboldt schon früher so unendlich reizend gewesen war, entwickelte sich nun erst in der erfreulichsten Weise. Nun erst lernte Schiller die geistige Art und das ganze Wesen des Freundes von Tage zu Tage richtiger erkennen, nun erst gab er sich demselben hin und machte es für seine eigne Entwickelung fruchtbar. Nur wenige Tage, und er war gewonnen von der „seltenen Totalität," die er in Humboldt's Wesen entdeckte. Nicht mehr, wie früher, in übereiltem Urtheil, vermißte er an ihm, „die Stille der Seele, die ihren Gegenstand mit Liebe pflegt." Er fand, daß sich im Gespräch mit ihm alle seine Ideen glücklicher und schneller entwickelten. Er war bereit, ihm wenigstens den zweiten Platz neben seinem Körner einzuräumen, von dessen Lobe auch Humboldt überströmte. Er sprach schon jetzt von der schönen Dreieinigkeit, die es geben würde, wenn Körner von Dresden herüberkäme, und es währte nicht lange, so galten ihm die Beiden als völlig gleich liebe und ebenbürtige Genossen. Aber auch Humboldt fand nicht blos den Alten in Schiller, sondern etwas mehr und etwas Besseres wieder. Noch immer war er derselbe feurige

und glänzende Geist, derselbe hohe, von dem Adel des Charakters getragene Genius. Das Alles war da, und war in erhöhter Weise da, aber eine wunderbare Ruhe und Milde hatte sich darüber ausgebreitet. In seinem innersten Wesen war Schiller seinem Freunde nähergerückt: in Gespräch und Umgang machte sich diese Aenderung auf's Wohlthätigste fühlbar.

Und wie reich war Schiller zurückgekehrt! Er hatte seinen ganzen Ideenvorrath über die Begriffe der Aesthetik während des Aufenthalts in Ludwigsburg und Stuttgart noch einmal revidirt und bei der Revision geordnet und bereichert. Aus dem ehemals projectirten Kallias waren Briefe an den Herzog von Augustenburg geworden, und diese Briefe, eine vollständige Theorie des Schönen, sollten nun für die Oeffentlichkeit noch einmal überarbeitet und zum völligen Abschluß gebracht werden. Hand in Hand ging damit ein großes literarisches Project, mit dem er sich längst getragen hatte und für das jetzt in Stuttgart ein Verleger gewonnen war. Es galt die Verwirklichung dessen, was dem deutschen Dichter am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts als höchstes schriftstellerisches Ideal erschien. Dasselbe, wonach Humboldt für sich persönlich gestrebt hatte, sollte hier zum Oeffentlichen und Allgemeinen werden. Das Geräusch des Krieges und der Kampf politischer Meinungen sollte geflohen und vergessen werden. Gegenüber dem spannenden, beängstigenden und doch vergänglichen Interresse des Tages sollte der Blick auf das rein und ewig Menschliche gelenkt, sollte die Welt auf dem Wege der Wahrheit und Schönheit zur echten Humanität gebildet werden. Eine Zeitschrift sollte zu diesem Zweck gestiftet werden, welche für das gesammte Publicum wäre, was das klassische Alterthum für Humboldt gewesen. Und um wirklich das gesammte lesende Publicum heranzuziehn, so sollte jene Zeitschrift von der verbündeten Elite der deutschen Schriftsteller geschrieben werden. Das Beste sollte von den Besten beigesteuert werden und ein kritischer Gerichtshof über die Aufnahme der einzelnen Aufsätze sein Urtheil sprechen. Im Geiste des schönen Alterthums war die Bildung verstanden, welche hier vertreten und propagirt werden sollte. An die griechische Götterfabel und deren Sinn erinnerte schon der Name, den das neue Journal an der Stirne trug. Die Göttinnen, die im Gefolge der Grazien sind, die schwesterlichen Horen, welche die welterhaltende Ordnung

bedeuten: sie sollten den Geist und die Regel der Zeitschrift ankündigen. Mit vollen Händen demnach kam Schiller allem demjenigen entgegen, was Humboldt in seiner stilleren Weise in sich trug. Ihr Bildungsideal, ihre Stellung zu dem, was sonst die Welt bewegte, war wesentlich übereinstimmend. Wenn Schiller in lebendigem Schöpfungs- und Wirkungsdrange sich nicht mit der eignen individuellen Bildung begnügte, sondern in weite Kreise damit hinausdrängte, so geschah es in Kraft des Genius, welchen Humboldt bewundernd anerkannte. Wenn Schiller statt der bloßen Vertiefung in die vergangene Welt des hellenischen Lebens ein verwandtes Leben in der Gegenwart zu erwecken strebte, so konnte Humboldt jenes nicht vermissen, indem sich dieses vor seinen Augen erhob. Wie er einst den Gegensätzen gegenüber, die in einer früheren Zeit an ihn herangetreten waren, an Forster den Mann gefunden hatte, in dessen reicherer und freierer Geistesform dieselben sich ausgeglichen zu haben schienen, so sah er jetzt in Schiller in persönlicher Erscheinung die schöne menschliche Bildung vor sich, die ihm seitdem aus Homer und Pindar entgegengeklungen war. Wie Forster durch die stets bereite Gewalt der Rede und durch das Feuer der Production sein empfänglicheres Wesen gefesselt hatte, so wieder ergriff ihn jetzt Schiller, der eine noch reinere und höhere Bildung durch eine noch größere rednerische und schöpferische Gewalt repräsentirte. Ganz ähnlich wieder stand er zu Schiller wie damals zu Forster: der reifere Mann zu dem reiferen Geiste, wie einst der Jüngling zu dem jugendlich gebliebenen Freunde. Es lief für diesmal keine Täuschung mit unter, und es war für diesmal kein Wechsel des Verhältnisses denkbar. Der Charakter von Schiller's wie von Humboldt's Geist war im Wesentlichen fertig. Auch ihr Bildungsideal war nicht mehr im Werden und im Schwanken. Es glich sich, weil und wie ihre Naturen sich glichen. Wenn Humboldt dankbar das Wort seines Freundes acceptirte, daß sie Beide sich verstünden, wo sonst Niemand sie verstehe, wenn er sich später wiederholt seiner innigen und herzlichen Freundschaft zu Schiller rühmte und nur Körner zugestehen mochte, daß er demselben gleich nahe gestanden, so gründete sich dieses Verhältniß darauf, daß er mit seinem eignen individuellen Sein dicht an die Höhe hinanreichte, in welcher Schiller sich — nach Humboldt's eigenen Worten — „über jeder einzelnen Bestrebung in

ihm, selbst über seinem Dichtergenie befand." Es war der Mensch, der in Beiden sich so ähnlich sah; deshalb begegneten sich Beide in dem Streben, welches allem ihren Wirken und Sich-Aeußern vorausging. Selbstbildung, einheitliche, gleichmäßige Bildung „zum größeren und edleren Menschen" hatte bis dahin alle Thätigkeit Humboldt's gefesselt, ihn vor allem Wirken „in's Ganze und Große" zurückgehalten. Von dieser Selbstbildung ebenso war aller Schöpfungsdrang, der in Schiller arbeitete, fortwährend begleitet gewesen, und wenn irgend wer, so hatte Er ein Recht gehabt, gegen einen Dichter wie Bürger die Forderung auszusprechen, daß der Dichter allererst „seine Individualität selbst zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufläutern müsse." Es lag aber in diesem Hinaufblicken zu einem Ideal vollendeter Menschheit unmittelbar noch eine andere Eigenthümlichkeit, welche den Freunden gemein war. Beide waren so auf's Ganze gestellt und auf das Vollendete hingerichtet, weil sie — wie später Beide in wechselseitigem Geständniß es aussprachen — „Idealisten" waren. Es ist unmöglich, von dem Idealismus Schiller's schöner zu sprechen, als es von Humboldt geschehen ist, und man sollte es, wenn es nur die reine Veranschaulichung desselben gilt, niemals mit anderen als mit seinen Worten thun. Wie „der Gedanke das eigentliche Element seines Lebens gewesen, wie er nicht anders als umgeben von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern gelebt habe, wie er in rastlosem geistigen Fortbewegen sein Leben und Streben stets als etwas Unendliches betrachtet, wie er mit tiefer Liebe, mit echter und steter Leidenschaft in seinem Schaffen und dessen Gegenstand versenkt gewesen, wie alles Gemeine tief unter ihm gelegen, und wie selbst das Gewöhnliche durch die Größe der Ansicht und der Behandlung durch ihn geadelt worden." Allein so von Schiller reden konnte eben nur Der, der aus verwandtem Wesen heraus das Wesen jenes auf's Tiefste zu fühlen im Stande war. Die Aeußerung Humboldt's, daß ihm „die Ideen" das Höchste in der Welt seien, und daß er „jeden, auch den umfassendsten äußeren Wirkungskreis dennoch immer nur als etwas jenem Höchsten Untergeordnetes ansehen würde," — diese Aeußerung stammt aus einer Zeit, wo er bereits seit Jahren von Schiller entfernt war. Niemals hat ihn diese Gesinnung verlassen. Reiner und unverhüllter aber machte sich dieselbe kaum in den späteren Tagen seines zurückgezogenen

Alters geltend, als jetzt, in den Tagen des Verkehrs mit Schiller. In der Zeit des jugendlichen Strebens, strebte er mit Zurücklassung aller Ziele des Ehrgeizes und des äußeren Erfolges ausschließlich nach der Vollendung seines inneren Sein's. In der Unendlichkeit und Totalität des Ideals bewegte sich auch sein Leben ganz auf geistigem Boden. Auch sein Element war der Gedanke und die Empfindung, die den Gedanken begleitet. Auch sein Horizont umspannte keine andere als die ideale Welt, in der die glänzenden Bilder und Formen der Schiller'schen Dichtung wuchsen. Auch sein Geist war jener rastlosen Anspannung und jener intensiven Vertiefung in das Gebiet der Ideen im allerhöchsten Grade fähig.

Und doch waren es vielleicht, mehr noch als diese Aehnlichkeiten, die Verschiedenheiten ihres Geistescharakters, welche die beiden Männer so wunderbar zusammenstimmen machten. Die von Schiller gerühmte Totalität des Humboldt'schen Wesens war in der That bei diesem viel außerordentlicher, viel entschiedener als bei Schiller. Die Fülle und die gleichgewogene Temperatur seiner sinnlichen und geistigen Fähigkeiten machte so sehr seine Größe aus, daß eben hierin seine Schwäche lag. Sinn und Kraft war so gleichmäßig in ihm vertheilt, daß sie sich selten zu einer vorragenden Aeußerung verdichten und zusammenfassen mochten. Darin war es begründet, daß Schiller anfangs „mehr Fläche als Tiefe" in ihm zu erkennen glaubte, und daß Körner nichts von eigentlicher Genialität in ihm entdeckt haben wollte. Die Tiefe seines Geistes war eine breite Tiefe, und blaß, wenn auch nicht minder echt, war die Farbe seines Genie's. Wenn sein Wesen nach irgend einer Seite hin stärker gravitirte, so war es nach der Seite der Sinnlichkeit und des sinnlich reizbaren Empfindens, und dann wieder nach der Seite des reinen, von der Empfindung leise gestimmten und gelenkten Gedankens. In dieser Bereitschaft und Behendigkeit des Denkens nun, in dieser feinfühligen Schärfe des Urtheilens berührte er sich nahe mit Schiller. Es hat dagegen allen Anschein, daß dieser an der Zartheit und Erregbarkeit von Humboldt's Empfindungsleben viel weniger Antheil genommen, ja daß er, in der Strenge und Hoheit seiner geistigen Thätigkeit, für die übergroße Genußliebe seines Freundes kaum ein Auge gehabt hat. Selbst da, wo er, überaus treffend, die Stärke

des Freundes in Genuß- und Urtheilsfähigkeit erblickt und diese der Productionsfähigkeit gegenüberstellt, versteht er die Erstere mehr im Sinne des bewußten kritischen als des sinnlich instinctiven Genießens. Er stand eben dieser, mehr weiblichen Seite des Freundes durchaus fern, und gerade daher war es für diesen ein „unaussprechliches Gefühl", als er in der „Würde der Frauen" Gedanken und Empfindungen poetisch ausgedrückt fand, die — so schrieb er an den Dichter — „vielleicht noch mehr als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem ganzen Wesen verwebt sind". Humboldt überhaupt empfand Schiller's Geist und Eigenthümlichkeit tiefer und richtiger als dieser ihn erkannte. Jene durch die Energie des Willens geweihte schöpferische Kraft, jenes rastlos arbeitende Ringen, das Ideale zur lebendigen Gestaltung aus sich heraus zu setzen, verdrängte bei Schiller alles Uebrige. Die Totalität seines Wesens concentrirte sich in der fruchtbaren Durchdringung der Intellectualität und der Phantasie. Diese wunderbare Erscheinung gerade fesselte vorzugsweise die vorstehende und bewundernde Aufmerksamkeit Humboldt's, — fesselte ihn deshalb, weil hier der Mangel und das Unzureichende seiner eigenen Befähigung lag. Es war so, wie Schiller sagte: die individuelle Vollkommenheit des Freundes lag im Genießen und Urtheilen, die seinige im freien Schaffen, Bilden und Erfinden. Jener war eine vorzugsweise receptive, dieser eine vorzugsweise productive Natur. Immer von Neuem war jener von der unbegreiflichen Thätigkeit des Dichters überrascht, immer von Neuem pries er die Freiwilligkeit seines Genie's, den nie versiegenden Reichthum, der ihm aus unsichtbaren Quellen zuströme und das Glück eines Geistes, welcher „blos aus sich selbst soviel schöpfen könne, als genug ist, ein ganzes Leben mit schöner Mannigfaltigkeit auszustatten". Es ist offenbar, daß sich diesem Lob und dieser Bewunderung das Bewußtsein von dem Gegensatze beimischt, in welchem er selbst solcher Kraft gegenüberstand. Er spricht ein andermal von dem unendlichen Reiz des bloßen, lediglich von dem Zweck des Wissens geleiteten Studirens, einem Reiz, der so groß sei, daß man sich verwahren müsse, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden. Von sich selbst und aus eigener Erfahrung spricht er so; sein eignes Wesen wird ihm zur Folie für die Charakteristik des Dichters, wenn

er hinzufügt, daß dieser jenen Reiz nicht gekannt und jenes Wissen als zu stoffartig verachtet habe. Ein totaler Gegensatz, ohne Zweifel; aber noch in dem Gegensatz spiegelt sich der verwandte Gehalt beider Geister. Denn der gleiche Drang nach Idealität und Totalität erfüllt die productive Tendenz des Einen und die receptive Tendenz des Andern. Man kennt die begeisterungsvolle Stelle, in welcher Schiller von dem Project einer Idylle redet, in welcher „lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen, kein Schatten und keine Schranke“ sein dürfe, und wie er, um diese Aufgabe zu lösen, „seine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil seiner Natur noch auf einmal zusammennehmen wolle — wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden.“ Diese Stelle enthält den reinen Ausdruck des Gefühls des freien schöpferischen Vermögens und der dasselbe begleitenden Seligkeit. Aber eine andere Stelle giebt es, in welcher die entgegengesetzte Stimmung des empfänglichen, nach sinnlichem Leben gleichsam dürstenden Geistes sich mit verwandter Begeisterung ausspricht. Ein großer Durst des Wissens, schreibt Humboldt an Schiller, sei plötzlich, wie von Neuem, in ihm erwacht. „Kaum kann ich der Begierde widerstehen, so viel als nur immer und irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal dazu da zu sein, Alles, was ihn umgiebt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln, — und das Leben ist kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte.“

So standen diese Naturen gegeneinander: die eine ganz auf's Schaffen, die andre ganz auf genießendes und verstehendes Empfinden gerichtet, ein Dichter, dessen mächtige Phantasie am liebsten hoch oben im Aether des Gedankens ihre Flügel schlug, und ein Denker, dessen scharfer Verstand seine Wurzeln tastend nach unten bis tief in den Boden der Sinnlichkeit sandte. Ueberaus glücklich für die Möglichkeit gegenseitiger Berührung und Befruchtung traf es sich, daß der Dichter eben jetzt des Denkers bedurfte. Er war selbst zum Philosophen und zum Kritiker geworden. Er hatte sich selbst forschend hinter seine eigene Kunst und hinter seinen eigenen Genius gestellt. Er philosophirte, und der Gegenstand seiner Speculation

war das Wesen und der Ursprung des Schönen. Er zweifelte, und der Gegenstand seiner Scrupel war sein eigener Beruf zum Dichten. So beschäftigt und so gestimmt war er, als sich Humboldt ihm zur Seite gesellte. Eben darauf war auch dieser gefaßt und vorbereitet. Er hatte für sich dem Begriff des Schönen nachgedacht, er hatte sich ganz wieder in die kritische Philosophie hineingearbeitet, er hatte über jenen wie über diese mit Körner gebriefwechselt. Vor Allem aber: er war so ganz ein Mann des Gesprächs und der Discussion. So reich an Wissen und Gedanken und doch so begierig nach mehrerem Wissen und helleren Gedanken, so mittheilungsfähig und so mittheilungsbedürftig, so ganz sich vertiefend in die Sachen und und doch so gern die Empfindung des Persönlichen damit verbindend: so war er nirgends productiver als in der brieflichen und mündlichen Conversation. Das „gesellschaftliche Denken," wie er selbst es nennt, war das eigentliche Element seines Geistes. Er war der Meinung wie Addison, daß nichts über wirkliche Conversation, d. h. über das Gespräch zu Zweien gehe. So hatte ihn das wissenschaftliche Zwiegespräch mit Wolf beglückt. So beglückte ihn nun das lebendigere Gespräch mit Schiller. Auch Schiller war ein Virtuose des Gesprächs. Es kann uns dünken, daß die Hälfte seiner Gedichte kein zu theurer Preis um eine mit ihm durchredete Nacht wäre, und wir bedauern mit Körner, daß jener Dialog „Kallias" ungeschrieben blieb, der sich, wie wir wenig Zweifel haben, ebenbürtig neben „Ernst und Falk" würde gestellt haben. Denn Schiller's Gesprächsweise, wie sie uns Humboldt beschrieben hat, war verschieden von der der meisten Menschen. Es war nicht Rede und es war nicht Katechisation: es war echtes Gespräch. Es war lebendiges Geben und Nehmen und war befruchtende, Verständniß suchende und weckende Gegenseitigkeit. Es trug das ganze Gepräge des Momentanen an sich und es strebte doch nach der Unendlichkeit des Gedankens. Es schien sich in freier Bewegung hin und her zu schaukeln, und es bewegte sich dennoch stetig um einen festen Punkt, nach einem sicher in's Auge gefaßten Ziel. Es bestand nicht im Herumwenden alten Stoffes und Besitzes, sondern im Auffinden und Erzeugen eines neuen. Die Begeisterung der Production sprühte in den Worten seines Mundes und aus den Flammen seines Auges. Sein ganzes

Wesen war dabei; mit seiner Liebenswürdigkeit verschmolz seine Größe; er war in den glücklichsten Momenten seines Gesprächs mit keinem unter allen Menschen zu vergleichen.[1])

In solchem Gespräch nun erging sich, ja erfüllte sich recht eigentlich das Verhältniß der beiden Freunde. Es ruhte auf dem Grunde der alten persönlichen Vertraulichkeit. Vertraut wie die Männer waren die Frauen. Beide Familien lebten wie Eine; selbst ihre Wohnungen hatten sie mit dem Eintritt des Winters näher aneinander gerückt.[2]) Meist zweimal des Tages, ganz regelmäßig des Abends sah man sich. Sich sehen hieß: sich sprechen, und oftmals zog sich das Gespräch bis tief in die Nacht. Es galt zunächst den Horen. Man durchsprach den Plan, die Mitarbeiter, die Stoffe, das Aeußere wie das Innere des Unternehmens. Auch Körner, natürlich, mußte zur Theilnahme an der Zeitschrift herangezogen werden. Man erörterte, welche Aufgaben ihm nach seiner besonderen Art zugewiesen werden dürften, was von Göthe zu erwarten sei, ob der alte Kant der auch an ihn ergangenen Aufforderung Folge leisten würde, womit Humboldt selbst zu debütiren gedenke? Und nun liefen die ersten Aufsätze ein und wollten gelesen und beurtheilt werden. Nun hatte sich endlich Humboldt sein Thema gewählt, nun arbeitete Schiller mit verdoppeltem Eifer an den ästhetischen Briefen. Man kam damit direct auf die Kant'sche Philosophie; mit ihr mußte Schiller durchaus erst im Reinen sein, ehe er seine ästhetischen Untersuchungen zum Abschluß bringen konnte: Humboldt's Hülfe ward nicht vergebens in Anspruch genommen. Für Beide ferner war Fichte, welcher Ostern 1794 an Reinhold's Stelle nach Jena gekommen, eine neue Erscheinung; die veränderte Ansicht, welche er dem Kriticismus gab, mußte geprüft und mit den bereits gewonnenen ästhetischen Einsichten zusammengehalten werden. Eben die Theorie der Aesthetik aber mußte der Mittelpunkt der Gespräche werden. Zu den Einwendungen Körner's kamen nun die Bedenken Humboldt's; was Körner darüber und über das Verhältniß der Kant'schen Kategorien zu

1) S. außer in dem Vorwort des Schiller-Humboldt'schen Briefwechsels, den Brief Humboldt's an Körner in der Schrift: Aus Weimars Glanzzeit.

2) Humboldt an Wolf; G. W. V. 115; Schiller an Jacobi, Jacobi's Briefwechsel II. 196.

Ideenmasse sich hob und löste. **Humboldt wurde durch Schiller zur Productivität erweckt;** er lernte durch ihn in etwas, seinen inneren Reichthum zu verwerthen. Durch die Berührung mit dem durch und durch productiven Geist des Dichters entwickelte sich der Eifer und der Muth zu eigenem Bilden und Darstellen. Er sah dem Freunde die Methode des Schaffens ab, und er ward von diesem und von dem kritischen Körner förmlich in die Schule der Schriftstellerei genommen. Seit jener ersten Pindar-Ode hatte er nichts öffentlich erscheinen lassen; das einzige größere Werk, das er zu Stande gebracht, hatte er im Pulte zurückgehalten; ein unbesiegbares Mißtrauen gegen sich, eine ungemessene Blödigkeit gegenüber dem Publicum hatte sich seiner bemächtigt. Schiller und Körner, die Literaturzeitung und die Horen öffneten ihm den Mund. Eine Reihe von Aufsätzen entstand während der Zeit seines Jenenser Aufenthalts.

Die erste zwar dieser Arbeiten wäre vielleicht auch ohne Schiller entstanden, und die Spuren des Schiller'schen Einflusses in ihr sind nicht entscheidend. Schütz und Hufeland hatten ihn für die Literaturzeitung gewonnen, und er hatte sich ausbedungen, nur solche Sachen zu recensiren, die ihn ohnehin interessirten. In hohem Grade war dies der Fall mit dem seltsamen Buche, welches ihm Jacobi selbst überschickt hatte. Weder ein Roman noch ein philosophisches Werk, war der „Woldemar“ nur um so mehr ein reiner Ausdruck von Jacobi's eigner Individualität. Humboldt, wenn er es las, konnte sich dünken, den Freund an seiner Seite reden zu hören, er konnte sich bei dem geistreichen Geschwätz in Dorenburg's Villa an seinen eigenen Aufenthalt in dem gastlichen Pempelfort, bei den Tischgesprächen zwischen Woldemar und Sidney an seine eigenen Verhandlungen mit dem liebenswürdigen Philosophen erinnern. Das Buch wirkte nicht wie ein Buch, sondern wie Gesicht, Gestalt und Rede eines Freundes auf ihn. So reizte es ihn und so gefiel es ihm. Mit jener ihm so eigenen und so geläufigen Weise des Eingehens in fremde Individualitäten versuchte er sich an einer raisonnirenden Paraphrase des Werkes, und wie man mit einem Brief auf einen Brief erwidert, so erwiderte er die Uebersendung des Woldemar durch Uebersendung des Manuscripts einer Recension, die dann später erst dem Publicum der Literaturzeitung vorgesetzt wurde.[1]) Es war eine Be-

1) Jenaische Literatur-Zeitung 1794 Nr. 315—317; jetzt G. W. I. 185 ff.

sprechung des Buches, um die Wahrheit zu sagen, die so wenig eine Recension war, als der Woldemar ein Roman ist. Dieser war ganz und nur Jacobi: jene war ganz und nur Humboldt. Mit so Vielem in Jacobi's Wesen, wie es nun in diesem wunderlichen Producte sich breit darlegte, sympathisirte unser Recensent. Jene aristokratische Genußweise, jenes Leben in Ideen und Reden, jenes Empfinden von Gesinnungen, jenes Raisonniren über Empfindungen, jene Schwelgerei in den Freuden des Umgangs und des Gesprächs, jenes Studium und jene Bewunderung der weiblichen Natur in ihrem Verhältniß zur männlichen, — das Alles waren Dinge, die bei ihm einen vollen Anklang fanden. In so vielem Anderen wiederum entfernte er sich von Jacobi. Er übersah ihn, wie er ihn ja schon bei dem ersten persönlichen Zusammentreffen übersehn hatte. Er war zu nüchtern, zu kalt verständig, zu kritisch, als daß ihm jemals Jacobi's Philosophie als Philosophie hätte genügen können. Seine Anforderungen an die Dichtung wie an die Speculation waren zu hoch und zu ideal, als daß ihm Jacobi's Dilettantismus hätte entgehen können. Es war gar nicht nach seinem Geschmack, die Lücken des verständigen Erkennens, wie der Verfasser des Allwill und Woldemar that, durch Schwärmerei auszufüllen. Er hatte zu sehr das Bedürfniß nach Consequenz, als daß er sich lieber als Lessing Jacobi's gepriesenen Salto mortale hätte gefallen lassen. In ihm selbst endlich lag Gefühl und Verstand zu klar aus- und gegeneinander, als daß er sich durch Jacobi's warme Ueberredsamkeit zur Billigung eines laxen Compromisses zwischen beiden hätte verstehen sollen. Es lag aber weiter in seiner Natur, da, wo er sympathisirte, ganz und warm zu sympathisiren, wo er abwich, es nur in der Form von leisen und feinen Einwendungen, von vorsichtigen und bescheidenen Zweifeln kundzugeben. Auch seine kritische Befähigung, stark wie sie war, sollte das positive Capital des Genusses vermehren. Er wäre schnöde abweisend und kalt ironisch gewesen, wo er nichts als Antipathie empfunden hätte. Er war in der Negation gutmüthig und gelind, er verlegte den Schwerpunkt seines Urtheils ganz nach der positiven Seite, wo er sich im Ganzen wohlthätig berührt fand. So entstand diese Recension des Woldemar, eine so überwiegend positiv gehaltene Abhandlung, daß sie Rahel in ihrem aphoristischem Enthusiasmus für ein viel genialeres Werk erklärte, als das Buch, über das sie geschrieben sei.

Der Recensent schrieb wie aus der Seele, ja wie aus der Person des Verfassers heraus. Er identificirte die Schrift ganz mit ihrem Urheber, und dann wieder sich selbst mit dem Letzteren. Die Absicht desselben: „Menschheit, wie sie ist, auf das Gewissenhafteste vor Augen zu legen," konnte er nicht anders als billigen; aber er fand auch, daß diese Absicht erreicht sei, und daß „jede Zeile das reinste, ächteste, sittlichste Gefühl, mit dem zartesten und beweglichsten Schönheitssinn auf das innigste verbunden, athme." Er gab sodann eine eingehende und liebevolle Analyse des Inhalts, und eine ebensolche Darstellung der in Allwill und Woldemar enthaltenen praktischen Philosophie Jacobi's. Vermuthlich wird es wenige Leser des Jacobi'schen Roman's geben, welche nicht durch die gequälte Unnatürlichkeit des Verhältnisses zwischen Woldemar und Henriette sich gepeinigt und gelangweilt fühlten: die Humboldt'sche Recension findet das trauliche Zusammenleben dieser Menschen „entzückend schön geschildert." Jedermann gewiß wird mit Rahel den Hauptmangel des Romans darin erblicken, daß derselbe, statt Charaktere und Begebenheiten darzustellen, um ein Nichts von Begebenheit endlose Reden und Reflexionen herumwindet: die Humboldt'sche Recension ist anderer Ansicht, sie lobt gerade dies an dem Buche, daß man darin nicht blos „über Menschen raisonniren" höre, „sondern Menschen in interessanten Situationen selbstthätig" erblicke. Die Charaktere des Romans sind nach Humboldt „aus dem stärksten und zugleich feinsten Stoffe gebildet, den die Menschheit ertragen, und in die edelste Form gegossen, die sie annehmen kann." Die Schrift verräth durchweg eine „tiefe philosophische Einsicht," aber nicht minder eine „feine poetische Kunst;" die Reihe der Begebenheiten „geht, nur durch sich selbst bestimmt, mit ungezwungener Leichtigkeit fort, und das Raisonnement scheint wie von selbst und ohne Absicht hineinverwebt." Um es kurz zu sagen: das unglückliche Mittelding zwischen einem Roman und einem System wird nicht nur mit Lob überhäuft, sondern dieses Lob auch durchweg in den Superlativ erhoben.

Seltsam, in der That; aber viel seltsamer noch, daß soviel Lob nur aufgewendet scheint, um eine ebenso große Portion Tadel zu verdecken und zu überstreicheln! Von allen den Mängeln, welche das beurtheilte Werk drücken — wenn wir nur genauer zusehen — ist kein einziger dem Recensenten entgangen. Selbst da, wo der-

selbe blos referirend auftritt, zeigt er sich als einen viel feineren Menschenkenner als der Verfasser. Es ist unmöglich richtiger zu urtheilen und feiner alle Schwächen des Plans, alle Mißgriffe der Ausführung aufzuspüren. Alles Lob, im Grunde, wird immer wieder zurückgenommen. Wir lesen mitten in dieser Recension der superlativen Lobesprädicate das, wenn auch umwundene Zugeständniß, daß alle in dem Roman gezeichneten Charaktere, alle diese ausschließlich in der Mitte ihrer Empfindungen lebenden Menschen — „etwas Unnatürliches“ haben. Sie spannen — so wird mit vollkommener Wahrheit gesagt — „das Interesse auf eine beunruhigende Weise,“ denn man sieht sie mit Leiden sich herumquälen, „die man in Versuchung kommen möchte, selbstgeschaffen zu nennen.“ Es steht nicht besser endlich, als mit den gepriesenen Charakteren, mit den absichtslos in die Begebenheiten eingewobenen Reden. Denn die Gespräche der Weiber wenigstens, sagt Humboldt, sind „länger, raisonnirender und belehrender, als wir sie von der Anspruchslosigkeit der Frauen erwarten.“ Es nimmt uns Wunder beinah, daß noch Niemand eine so beschaffene Recension für ein Meisterstück von Ironie zu nehmen den Einfall gehabt hat. Denn, absurd wie diese Annahme wäre, ist es doch gewiß, daß wenige geschickte Striche hinreichen würden, den ganzen Aufsatz in die feinste und glänzendste Ironie zu verwandeln. Wir haben aber, wie wir meinen, die Erklärung bereits gegeben, woher diese Beschaffenheit rührt. Nicht die Befähigung zum schärfsten und treffendsten Urtheil, sondern der Muth und die Neigung, der animus vituperandi fehlt dem Recensenten. Er schätzt und versteht von Grund aus die Jacobi’sche Individualität. Er fühlt sich wahlverwandt mit diesen „in der Mitte ihrer Empfindungen lebenden“ Menschen. Darum verbirgt er seine Kritik in eine Fülle von Anerkennung. Darum sehen seine Ausstellungen in den Zeilen wie Ausstellungen zwischen den Zeilen aus. Er sagt alle Fehler des Romans rein heraus; allein er sagt sie heraus, wie man die Schwächen von Personen rügt, die man sich nicht entbrechen kann, von Herzen zu achten und zu lieben.

Nicht anders als mit der Kritik des Romans verhält es sich mit dem Urtheil über die Jacobi’sche Philosophie. Diese Philosophie läßt sich, nach Humboldt, nur verstehen und schätzen als die Philosophie eben dieses Philosophen; ihr Inhalt steht mit der Indivi-

dualität ihres Urhebers im engsten Zusammenhang. Mit dieser für den Beurtheiler wie für den Beurtheilten gleich bezeichnenden Wendung scheint nun freilich jede Entscheidung über den objectiven Wahrheitswerth der in Woldemar entwickelten Ansichten abgelehnt. Die eigne Ansicht des Recensenten kann sich nichts desto weniger nicht ganz verbergen, und es ist daher möglich, hier bereits eine ungefähre Anschauung von Humboldt's philosophischer Denkweise zu gewinnen. Sie ist wie wir sie von dem Verfasser des „Versuchs" und nach einem erneuten Studium der großen Kant'schen Werke erwarten. Die letzte Aufgabe aller Philosophie faßt er durchaus wie erst Kant sie bestimmt hatte. Er faßt sie kritisch und transscendental. Die wahre Philosophie hat „die vollständige Abmessung aller menschlichen Vermögen zum Grunde zu legen, um darnach die Möglichkeit objectiver Erkenntniß zu bestimmen, und die allgemeinen Gesetze der Thätigkeit jener Vermögen zu entdecken." Er lenkt dagegen von den Resultaten der Kant'schen Untersuchung in etwas ab. Er nähert sich um ebensoviel den Jacobi'schen Anschauungen. So wenigstens in Beziehung auf die praktische Philosophie, die allein hier in Frage steht. Die blutlose praktische Vernunft und den unlieblichen kategorischen Imperativ, den Gegensatz von Pflicht und Neigung, die Härte und der Formalismus der Kant'schen Moral mochte Jacobi nicht gelten lassen. Sein Gefühl protestirte dagegen. Er suchte Hülfe bei'm Aristoteles. Auf's Stärkste accentuirte er das pathologische Element der Tugend. In der sinnlichen Natur des Menschen suchte er die breite Basis, auf welcher das abstracte Pflichtgebot sich nur als letzte Spitze erhebe. Alle Tugend beruhte ihm auf einem unerklärlichen „Triebe," auf einem „Instincte" unseres sinnlich-vernünftigen Wesens, der den Menschen zwinge, die Tugend aus sich hervorzuschaffen. Eben das nun war auch Humboldt's Ansicht, wie er sie schon in seiner Erstlingsschrift im Wesentlichen ausgesprochen hatte. Allein von hier aus ging er zu Kant wiederum zurück. Es ist diese Ansicht nach ihm nichts Anderes als das „rechtverstandene" Moralsystem der kritischen Philosophie selbst. Es käme nur darauf an, dasselbe in seinem eigenen Geiste zu vertiefen. Ihm genügt nicht der bloße Protest des Gefühls. Ihm genügt nicht der bloße Hinweis auf einen solchen Instinct. Als einen Wink nur läßt er es gelten, wenn diesem Instinct wieder ein

Grundtrieb im Menschen nach innerer und äußerer Uebereinstimmung untergebaut wird. Es gilt eben hier „durch das vereinte Streben aller menschlichen Kräfte" noch tiefer in das Wesen des Menschen als ein Ganzes einzudringen. Nur so erst, vermittelst einer Correctur der abstracten Scheidekunst der Transscendentalphilosophie durch die den Menschen als Ganzes anschauende Philosophie der Alten, dürfte die „endliche, von allen Seiten genügende Philosophie" zu Stande kommen. Diese Philosophie also und mit ihr das wahre Moralsystem ist für Humboldt nur erst ein Ideal. Aber es ist klar, worin ihm dasselbe besteht. Diese künftige Philosophie dürfte nicht, wie die Jacobi'sche, strenge Folgerichtigkeit und durchgängige Begriffsbestimmtheit vermissen lassen. Sie dürfte nicht, wie die Kant'sche, über der analytischen Genauigkeit und der Begriffsstrenge den Sinn für den vollen Gehalt der concreten Totalität der menschlichen Natur einbüßen. Das philosophische Ideal Humboldt's ist die Vollendung des Kantianismus, eine auf dem Grunde der Kant'schen Kritiken mit dem ästhetischen Geiste der Alten durchgeführte Ergründung des Menschen nach der Einheit und Totalität seines Wesens.

Auf dem Wege zu eben diesem Ideal, nach demselben Ziele hin bewegten sich aber offenbar die philosophischen Anstrengungen Schiller's. Ungefähr gleichzeitig hatten die Beiden, der Eine seine Recension des Woldemar, der Andere die Recension über Matthisson's Gedichte geschrieben. Selbständig hatte jener seinem Verhältniß zu Jacobi einen Ausdruck gegeben und Zeugniß von seiner Beschäftigung mit der kritischen Philosophie abgelegt. Selbständig hatte dieser, wie er schon in „Anmuth und Würde" gethan, Einzelnes aus seinen ästhetischen Resultaten dem Publicum vorweggegeben. Aber ein lebendigeres Eingreifen, ein regererer wechselseitiger Einfluß Beider griff jetzt Platz. Humboldt zog das Thema, dessen Bearbeitung für die Horen er sich vorgesetzt hatte, recht eigentlich aus den geheimsten Falten seines Busens. Während Schiller sein bestes und eigenstes Wesen in die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen hineinarbeitete, ging Humboldt an eine Abhandlung „über die Weiber." Unter diesem Namen figurirt das Humboldt'sche Motiv in dem Schiller-Körner'schen Briefwechsel. Es war das Verhältniß der Geschlechter zu einander, was

zum Ausgangs- und Mittelpunkt seiner Vertiefung in das Wesen der menschlichen Natur wurde. Ein Symbol seines eigenen Wesens und ein Symbol seiner Philosophie! In dem Manne des kalten kritischen Verstandes, in dem Lobredner der Energie war zugleich soviel Weibliches und soviel Bedürfniß nach Weiblichkeit. Er hatte frühzeitig alle Reize des Umgangs mit dem anderen Geschlecht gekostet. Er wußte, was Weiber dem Manne gewähren können und hatte die Empfindung davon in seine geistigsten und in seine sinnlichsten Stimmungen tief verwebt. Er hatte eine Gattin an seiner Seite, von deren Lippen und aus deren Augen ihn das innigste Verständniß seines eigenen Gemüthslebens ansprach, der er in Geist und Empfindung sich täglich enger verbunden fand. Wenn sich alle seine Gedanken um die Totalität der Menschennatur drehten, so genoß und fühlte er dieselbe am sinnlichsten und innigsten in der Liebe. „Ein Individuum Einer Art erschöpft, selbst in der Folge aller Zustände, nicht alle Gefühle.“ Nicht der Mann für sich und nicht das Weib für sich. Um daher „die volle Schönheit des ganzen Menschen zu fühlen, muß es ein Mittel geben, das beide Vorzüge, wenn auch nur auf Momente, und in verschiedenen Graden vereint, fühlen läßt; und dies Mittel muß des schönsten Lebens schönsten Genuß bewahren.“ So schrieb Humboldt in den ersten Wochen seiner Ehe.[1]) Diese Worte bilden den Text der Aufsätze „Ueber den Geschlechtsunterschied“ und „Ueber männliche und weibliche Form.“ Ihr Sinn bildete den Schlüssel, durch den sich für Humboldt's Individualität die gesammte innere und äußere Welt, der Mensch und die Natur, dem Erkennen erschloß.

Denn in der That, nicht blos um die Schilderung des männlichen und weiblichen Charakters im Menschengeschlecht handelt es sich für Humboldt. „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur,“ lautet der vollständige Titel des ersten jener Aufsätze.[2]) Das moralische und anthropologische Interesse hat sich zum naturhistorischen erweitert. Ohne Zweifel,

---

1) In den „Ideen über Staatsverfassung,“ G. W. I. 311.

2) In den G. W. sind die beiden Aufsätze auseinander gerissen, und findet sich der erstere (Horen I. 2. S. 99 ff.) im vierten, der zweite (Horen I. 3. S. 80 ff. u. I. 4. S. 14 ff.) im ersten Bande.

daß die mehrmalige Anwesenheit des Bruders in Jena ihm in dieser Richtung eine Anregung gab. Hörte er doch den ganzen Winter über bei Loder ein anatomisches Collegium. Verhandelte doch der Bruder, auch abwesend, physikalische Themata mit ihm. Aber sofort freilich weiß er diesen Dingen die geistigste Bedeutung abzugewinnen. Er führt die Natur in seine allgemeine philosophische Anschauung ein; von seinem anthropologischen Standpunkte aus tritt er in das Gebiet der Naturphilosophie ein. Stets auf Universalität und Totalität gerichtet, hatte er schon ehemals von einer „Physiognomik der Natur“ geredet, und hatte ein andermal das ästhetische Gefühl als den Vermittler bezeichnet, wodurch uns die Sinnlichkeit Hülle des Geistigen und das Geistige belebendes Princip der Sinnenwelt werde. Diesen zusammenfassenden Blick auf das Ganze fordert er auch jetzt. Er leitet diese Forderung ab aus seiner Anschauung von der Natur des Menschen. Denn „schon in dem körperlichen Theil seines Wesens findet der Mensch mit unverkennbarer Schrift dasjenige ausgedrückt, was er in seinem moralischen zum Dasein zu bringen streben soll.“ Ueberall daher muß bei Untersuchung der Körperwelt zugleich die moralische in's Auge gefaßt werden: zur Ergründung seiner moralischen Natur, umgekehrt, bedarf der Mensch einer anhaltenden und ernsten Betrachtung der ihn umgebenden physischen. Beide, die physische und die moralische Welt, machen doch zuletzt nur Ein großes Ganze aus, und „die Erscheinungen in Beiden gehorchen nur einerlei Gesetzen.“ Nach der Erforschung Beider daher „bleibt endlich noch ein Blick auf das gegenseitige Verhältniß dieser beiden völlig ungleichartigen Reiche übrig, um diejenigen Gesetze aufzufinden, welche, in beiden herrschend, die höchste Verknüpfung des Naturganzen vollenden.“ Erst von diesem höchsten Gesichtspunkte aus wird alsdann der Naturforscher und der Erforscher der moralischen Natur, jeder „sein eigenes Gebiet in einer neuen, und nun erst in der wahren Gestalt erblicken.“

Es liegt nahe, in Ideen wie diese eine Anticipation der Schelling'schen Natur- und Identitätsphilosophie zu erblicken. Wir unsrerseits halten sie für mehr und für etwas Besseres. Die Behauptung eines lebendigen Zusammenhangs und einer tief begründeten Analogie zwischen dem geistigen und dem Naturgebiete hat ein größeres Recht als die Schelling'sche Formel von der „Identität des Sub-

jectiven und des Objectiven." Die Forderung, nach den gemeinsamen Gesetzen beider großen Welten zu forschen und, eingedenk der beide umfassenden Totalität, auf dem einen Gebiete stets das andre, auf beiden die zu Grunde liegende Einheit unverrückt im Auge zu behalten, — diese Forderung ist unverfänglicher und fruchtbarer als das kühne Unternehmen, aus der Idee jener Identität aprioristisch und durch phantasirende Construction die correspondirenden Potenzen der ideellen und der reellen Welt abzuleiten. Man verstehe uns nicht falsch. Auch die metaphysische Formel hat ihren Werth; auch der speculativen Kühnheit bleibt ihre Ehre. Etwas Anderes ist es, geistvolle Winke hinwerfen, und etwas Anderes, ein philosophisches System erfinden. Geschliffene Gläser sind ein vortreffliches Hülfsmittel für schwache Augen: philosophische Formeln und Schemata sind ein vortreffliches Hülfsmittel für die Geister. Sie machen Geist und Genie nicht überflüssig, aber sie dienen in der Förderung der Wissenschaft als Surrogat dafür. Die Forderung, welche Humboldt an den Naturforscher wie an den Erforscher des moralischen Reichs stellt, zu verstehen, ist nicht leicht; sie recht zu erfüllen, ist die Sache des Genie's. Das Schema des Identitätssystems prägt sich ohne Mühe auch einem Schwachkopf ein. Das Kategorische und Abstracte hat, zumal unter Deutschen und in einer metaphysisch so vielfach angeregten Generation, eine wunderbare Gewalt. Jene Humboldt'schen Sätze von der lebendigen, einheitlichen Beziehung des Geistigen und des Natürlichen und von der Nothwendigkeit einer darauf eingehenden wissenschaftlichen Methode sind spurlos verhallt. Die hohlen Formeln, die abstracten Sätze, die verwegenen Constructionen und die tollkühnen Paradigmen des Schelling'schen Systems haben jene Anschauungen allgemein in Curs und etwas wie jene Methode erst in Ruf und dann wieder in Verruf gebracht. Begreiflich auch dies Letztere und in der Ordnung. Denn das Eine große Ganze, auf welches Humboldt den Blick will gerichtet wissen, ist eine Realität und ein ewiger Vorwurf der wissenschaftlichen Forschung: das Absolute der Schelling'schen Schule ist ein metaphysisches Nichts, eine Phantasie des Verstandes, deren man gerade deshalb überdrüssig wird, weil sie nicht ein gelingendes Forschen, sondern den Besitz der Wahrheit verbürgen soll. Und dieser Unterschied hat seine Wurzel in dem verschiedenen Ursprung der einen und der anderen Anschauungs-

weise. Auch Schelling wurde durch die Naturwissenschaft aus der einseitigen Abstractionsreihe des blos subjectiven Idealismus herausgeworfen. Vom Ich erweiterte er seinen Blick über die Natur. Aber das Ich war ihm nicht der volle, lebendige Mensch, sondern der Mechanismus des Bewußtseins. Diesen nun übertrug er schematisirend auf die Natur: auch diese ward zum Abstractum. Er concipirte endlich die Idee des Absoluten als der Identität des Subjectiven und des Objectiven und forderte von der wahren Erkenntniß, daß sie sich in den Indifferenzpunkt des Ideellen und Reellen stelle. Nämlich zu diesem Abstractum schrumpfte ihm nunmehr der Geist zusammen, der in den Werken unserer großen Dichter Geistiges und Sinnliches zur Erscheinung des Schönen zusammenschmolz. Angeweht von Außen von diesem Geiste, ein gelehriger Schüler der neuen Aesthetik, ahmte er mit combinatorischem Verstande die schöpferische Phantasie der Dichter nach, formulirte er das Gesetz der Dichtung zum trockenen und uniformen Schema alles Seins. Aber völlig anders Humboldt. Von dem Drange, den Menschen in der Fülle und dem Einklang seines Wesens zu ergreifen, führte es ihn hinüber in die Natur. Er schaute auch in diese hinein mit dem lebendigen Gefühl von ihrer unerforschlichen Tiefe und Mächtigkeit. Aus dem Grunde seiner eigenen Individualität endlich, mit jenem Sinn, den er nicht den Dichtern erst ablernte, sondern den er von Hause aus mit ihnen gemein hatte, mit dem Sinn für Totalität und Zusammenstimmung tastete er nach dem Punkte, schaute er auf zu der Höhe, von welcher ein- und dasselbe Licht die physische wie die moralische Welt erhelle. Ein Genoß und Geistesverwandter unserer Dichter begnügte er sich, denselben Geist, aus dessen Kraft heraus die Letzteren schaffen, auch als belebendes Princip der Wissenschaft in Anspruch zu nehmen. Ein Epigon nur unseres Klassicismus verfälschte dagegen der Erfinder der Naturphilosophie den Genius der Dichtung zur todten Formel des Weltalls.

Wie dem sei: eben dieser Gesichtspunkt, von dem aus mit ästhetischem Sinne die geistige und die physische Welt in einander geschaut werden, der Gesichtspunkt der Harmonie und Totalität ist sofort derjenige, von dem aus der in Rede stehende Aufsatz insbesondere die Erscheinung des Geschlechtsunterschiedes zu fassen versucht. Das Streben der Natur nämlich ist auf das Unendliche hingerichtet. Sie

realisirt es aber innerhalb der Schranken der Endlichkeit und mit endlichen Mitteln. Dies nun ist nur auf die Weise möglich, daß die Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte durch den Drang eines Bedürfnisses aufgehoben wird. Eben dies macht den Begriff des Geschlechts aus. Derselbe bezeichnet „nichts Anderes als eine so eigenthümliche Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte, daß sie nur verbunden ein Ganzes ausmachen, und ein gegenseitiges Bedürfniß, dies Ganze durch Wechselwirkung in der That herzustellen." Im Acte der Zeugung tritt dies energisch in die Erscheinung. Zeugung, verschieden von bloßer Bildung, ist Erweckung neuen Daseins. Jedes zeugende Wesen fühlt seine eigenen Kräfte zur höchsten Harmonie gestimmt; jede Zeugung ist überdies eine Verbindung zweier verschiedener, ungleichartiger Principien. So in der Körperwelt, so in der Geisterwelt. Schon gelegentlich in jener früheren politischen Schrift hatte Humboldt darauf hingedeutet, wie sich das geistige Schaffen „gleichsam als eine feinere Blüthe des körperlichen Erzeugens" auffassen lasse. Die Zeit ist jetzt gekommen, in der er seinen ganzen Ideenvorrath umzusetzen Anstalt macht. Die geistige Zeugungskraft, so führt er nun aus, ist das Genie. Denn „was das echte Gepräge des Genie's an der Stirn trägt, gleicht einem eigenen Wesen für sich mit eigenem organischen Leben;" es „ist wiederum begeisternd für das Genie und pflanzt so sein eignes Geschlecht fort." Die geniale Erzeugung besteht in der Wechselwirkung von Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit: nur dadurch gelingt es dem Genie, „sich aus sich selbst herauszustellen." Und dieser Parallelismus des Geistigen und des Physischen bleibt nun sofort in Sicht. Der Aufsatz wendet sich von dem Moment der Zeugung selbst zur Beobachtung des Zustandes, der demselben vorausgeht. Er schildert denselben vorzugsweise in Rücksicht auf die geistige Production. In diesem Zustande „ist das Gefühl einer überfließenden Fülle mit dem eines bedürftigen Mangels verbunden." Aus der in sich selbst gesammelten Kraft bricht eine unruhvolle Sehnsucht aus, die zur Hervorbringung reizt. Sie ahndet etwas Anderes, mit dem sie sich zu vereinigen strebt. Es entsteht „ein Wogen, ein Hin- und Herwanken, und jene Sehnsucht erreicht eine schmerzliche Höhe" — es ist der Moment, wo aus der höchsten Spannung des Daseins ein neues Dasein hervorspringt. Aber woher nun und weshalb die Duplicität des Geschlechts?

warum geht nicht unmittelbar aus dem Leben das Leben, aus einer Kraft die andre hervor? Daher, weil die lebendige Kraft jedes organischen Wesens einen Körper fordert. So ist in jedem organischen Wesen Wirkung und Rückwirkung verbunden, und auch die Erzeugung organischer Wesen erfordert mithin eine doppelte, eine auf Wirkung und eine andere auf Rückwirkung gerichtete Stimmung. Hiermit wird übergegangen zur Charakteristik der geschlechtlichen Eigenthümlichkeiten. Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit, so zwar daß dieser Unterschied nicht sowohl ein Unterschied im Vermögen als in der Richtung ist. Es macht sich aber derselbe bemerkbar auch in dem Zustande, welcher in beiden Geschlechtern der Hervorbringung unmittelbar voraufgeht, und Humboldt weiß die Differenz der männlichen und weiblichen Stimmung in dieser Situation zugleich zart, und zugleich sinnlich, mit lebendigster Wahrheit darzustellen. Und auf's Neue überträgt er diese Anschauungen auf die geistige Zeugung. „Ganz anders ist es in Gemüthern beschaffen, die zu zeugen; anders in solchen, die zu empfangen bestimmt sind." Deutlicher noch als im intellectuellen, markirt sich dieser Unterschied im praktischen Leben. Bald ist es die Achtung des Gesetzes, welche den moralischen Sinn zur kräftigen, männlichen That treibt. Bald reizt die Tugend mehr durch ihre Anmuth: das moralische Gefühl ist mehr empfangend als zeugend. Dieselbe Eigenthümlichkeit der empfangenden und zeugenden Kräfte offenbart sich aber endlich auch in anderen als in den Momenten ihrer höchsten Thätigkeit. Denn nicht blos die Erzeugung, sondern auch die Erhaltung, die beständige Wiedererzeugung ist das Werk jener zwiefachen Kräfte. Ein neuer Ansatz zu ihrer volleren Charakteristik ist durch diese Bemerkung eröffnet. Ebendamit aber lenkt die Betrachtung zu ihrem ursprünglichen Ausgangspunkt zurück. Alles was die eine und die andere Kraft charakterisirt, dient nämlich, zusammenwirkend, zur Realisirung des letzten Endzwecks der Natur als eines Ganzen, Unendlichen. „Indem alles Männliche angestrengte Energie, alles Weibliche beharrliches Ausdauern besitzt, bildet die unaufhörliche Wechselwirkung von beiden die unbeschränkte Kraft der Natur." Aus dem einen Geschlecht schöpft die in ihrer Totalität unveränderliche Natur Rastlosigkeit, indeß ihr das andre die Stätigkeit verbürgt. Aus der Wechselwirkung von

Form und Stoff, aus dem Gegensatz der auf Energie und der auf Dasein gerichteten Kräfte erzeugt sich das ewige Leben der Natur. Denn Dasein, von Energie beseelt, ist Leben, und das höchste Leben das letzte Ziel der Natur. Die Neigung aber, welche die Geschlechter diesem Ziel dienen macht, indem sie das eine dem andern sehnsuchtsvoll nähert, ist die Liebe. Die Natur — so schließt Humboldt — „gehorcht derselben Gottheit, deren Sorgfalt schon der ahnende Weisheitssinn der Griechen die Anordnung des Chaos übertrug."

Dies war der Aufsatz, von welchem Kant an Schiller schrieb, daß er ihn „sich nicht enträthseln könne, ein so guter Kopf ihm auch der Verfasser zu sein scheine." Ihm selbst, fügte er hinzu, sei jene Natureinrichtung, alle Fortpflanzung an die Duplicität des Geschlechts zu knüpfen „jederzeit als erstaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen." Zum Theil nun kömmt diese von Kant gefühlte und gerügte Schwierigkeit des Verständnisses ohne Zweifel auf Rechnung der Darstellung und des Stils. Darin erblickten wenigstens Schiller und Körner den Hauptfehler der Arbeit. Mit jenem treffenden kritischen Blick für Fehler und Flecken an den Producten Anderer, welcher Körner auszeichnete, hatte dieser gleich an den ersten Aufsätzen, die ihm Humboldt in Dresden mitgetheilt hatte, die schriftstellerischen Schwächen desselben erkannt. „Er fehlt," schrieb er damals an Schiller, „in der Anordnung, spannt die Erwartung nicht, ermüdet durch unnöthige Ausführlichkeit, fällt in's Schleppende, weiß nicht Licht und Schatten zu vertheilen." Er fügte später — vollkommen mit demselben Rechte — den Vorwurf einer zu großen Weichheit hinzu, wie der Fichte'sche Stil, umgekehrt, an zu großer Härte leide. Schiller, der im Ganzen fast noch schlimmer von dem Schriftstellertalent des Freundes dachte, sah es sehr gern, daß Körner ihm diese seine Meinung offen geschrieben hatte. Ja, so sehr lag ihm Humboldt und lagen ihm die Horen am Herzen, daß er, als das Manuscript „Ueber den Geschlechtsunterschied" endlich fertig geworden war, ausdrücklich eine recht scharfe Kritik desselben bei Körner bestellte. Sie traf wirklich ein, und man muß sie, dünkt uns, wie Schiller, in allen Punkten unterschreiben. Abermals trafen die Körner'schen Einwendungen den Vortrag. Für den bequemeren Leser sei die abstracte Haltung des Aufsatzes ermüdend: der schulgerechte Denker würde hie und da die

Bestimmtheit vermissen. Ruhe und Einfachheit seien allerdings die schönste Manier, aber doch nur dann, wenn man, was hier nicht der Fall sei, vollständige Belehrung über einen Gegenstand geben könne. Wäre dennoch die Absicht didaktisch, so wäre ein anderer Gang vielleicht zweckmäßiger gewesen. Dem Periodenbau endlich fehle es zwar nicht an Wohlklang, aber durch mehr Contrast in der Länge und Kürze der Perioden würde er gewonnen haben. Aber Körner erkannte zugleich richtig, daß diese Fehler des Vortrags größtentheils in der Schwierigkeit der Materie lagen. Zuviel Deutlichkeit vertrage der Gegenstand nicht. Es seien weder allgemeine Begriffe, noch Erfahrungen allein, wovon man ausgehe. Nur der feinste Duft der Erfahrungen sei hier zu brauchen, und diesem müssen die Begriffe der höchsten Abstraction in einer Art von Anschauung begegnen. Wir haben nur Eins diesem Urtheil hinzuzufügen. In diesem Zwielicht zwischen sinnlicher Anschauung und begrifflicher Abstraction bewegt sich das Humboldt'sche Philosophiren durchweg. Es bewegt sich unvermeidlich darin: es ist der Humboldt'schen Individualität schlechthin gemäß und natürlich. Jener Gegenstand, welcher „zu viel Deutlichkeit nicht verträgt,“ ist gerade der Gegenstand, welcher ihn am meisten interessirt und ihn völlig einnimmt. Wenn das Geheimniß der Uebereinstimmung von Geist und Natur blos geahndet werden kann, wenn ebendeshalb Kant am Rande dieser Tiefe schwindelte, so ist doch Humboldt's Wesen gerade darauf und nur darauf hingerichtet. Die Form seines Philosophirens entspricht genau ihrem Ziel und Gehalt. Auf die Totalität gerichtet, soll und darf diese Totalität auch keinen Augenblick verloren gehn. Was die höchste Idee seiner Philosophie ist, eben das ist auch das Ideal seines Philosophirens. Hatte er es nicht bereits in jenem Briefe an Forster ausgesprochen, wie er verlange, daß die Abstractionen der bisherigen Philosophie sich durch die lebendige Wirklichkeit verdichteten, daß der synthesirende Sinn zur Correctur der logischen Analyse würde? Deutlicher noch und nachdrücklicher spricht er dieselbe Forderung jetzt aus. Der Charakter der Dinge und der wirkenden Kräfte kann nicht durch „rhapsodistische Aufzählung der einzelnen Merkmale“ erschöpft werden, sondern in seiner ganzen Einheit muß er von der „inneren Anschauung“ aufgefaßt werden. Das einheitliche Ganze kann wieder nur „mit vereinigten Kräften“ verstanden werden. „In harmoni-

schem Bunde muß das Gefühl mit dem Gedanken gemeinschaftlich thätig sein. Hat der Verstand die Natur und Wirkungsart des Wesens nach Begriffen untersucht, so muß die Phantasie das äußere Bild seines Erscheinens, die Form jenes Inhalts, auffassen, und nur die Einheit, zu welcher der Geist dies doppelte Resultat zu verknüpfen strebt, kann dem Gesuchten einigermaaßen entsprechen." Aesthetisch, mit anderen Worten, ist die Anschauungsweise Humboldt's: ästhetisch ist die Methode, die ihm als Ideal vorschwebt. Körner, in der That, traf den Nagel auf den Kopf. „Für einen solchen Gegenstand," sagte er, „würde eine dichterische Einkleidung sehr vortheilhaft sein, oder wenigstens irgend eine Form, wodurch zugleich das Persönliche des Verfassers zur Anschauung gebracht würde." Dieser Wink ward von Schiller aufgegriffen. Als später „die Würde der Frauen" und „die Geschlechter" entstanden waren, da erkannte Humboldt, daß nun erst ausgesprochen sei, was er selbst auszusprechen vergeblich gestrebt habe: im Munde des Dichters erst habe es „Vollendung, Leben und eigne Organisation" erhalten.

Zunächst inzwischen war er ernstlich bemüht, das glänzende Vorbild Schiller's und die kritischen Bemerkungen Körner's sich zu Nutze zu machen. Mit einer nur zu sichtbaren Sorgfalt griff er von Neuem sein Lieblingsthema an. Wir möchten uns getrauen, in dem zweiten seiner Horenaufsätze „Ueber männliche und weibliche Form" die Spuren der Pausen nachzuweisen, in denen er zu Papiere gebracht wurde. Noch weniger als der erste ist er in Einem Niedersitzen oder auch nur in Einem Fluß der Production geschrieben. Wieder muß man Körner Recht geben, daß das Ganze keinen befriedigenden Eindruck macht. Wieder fühlt man sich, und mehr noch als bei dem ersten, durch die Breite der Darstellung ermüdet, durch das poetisirende Colorit des Stils am scharfen Auffassen der Gedankenumrisse gehindert. Man hat von diesem beständigen Hin- und Her-, diesem bald Vor-, bald wieder Zurückgreifen, diesem Wiederholen und im Kreise Gehn, diesem Limitiren und Vorbeugen keinen anderen Eindruck, als daß hier überall zu sagen versucht wird, was sich nur anschauen und empfinden läßt. Es ist so, wie Schiller auf Anlaß einer späteren Humboldt'schen Arbeit sagte: für die Werke der Einbildungskraft, für das Aesthetische überhaupt giebt es kein anderes Gefäß, um sie aufzufassen, als die Einbildungskraft selbst; die Abstraction und die Sprache ist die An-

schauung und Empfindung auszumessen außer Stande. Bei alle dem ist der Humboldt'schen Darstellung etwas wenigstens von jener glücklichen Schiller'schen Manier angeflogen, von jener Methode, durch das Setzen und wieder Zusammenfassen concreter Gegensätze allmälig den Totalgehalt eines Gegenstandes zur Anschauung zu bringen. Einen anderen Kunstgriff hat er ihm mit noch größerem Erfolge abgesehn. Man erinnert sich, wie Schiller in dem Aufsatz „über Anmuth und Würde" die griechische Dichtung von dem Gürtel der Aphrodite gleichsam zum Text macht, an den seine Ideen wie commentirend sich anlehnen. Was Schiller instinctiv und aus unfreiwilliger poetischer Intuition, eben das thut Humboldt mit bewußter Reflexion. Der Charakter der männlichen und der weiblichen Form soll geschildert werden. In aller begrifflichen Reinheit und doch in seiner ganzen sinnlich individuellen Bestimmtheit soll er erfaßt werden. Die alte Forderung und die alte Schwierigkeit kehrt wieder. „Der Verstand kann nur dürftige Abstractionen liefern," und doch ist es gerade „um ein vollständiges sinnliches Bild zu thun, weil der wahre Geist der Geschlechtseigenthümlichkeit nur in dem lebendigen Zusammenwirken aller einzelnen Züge sich ausdrücken kann." Was thun in dieser Verlegenheit? Nur die „productive Einbildungskraft" ist im Stande die Aufgabe zu lösen. Und sie hat sie gelöst. Mit diesem wunderbaren Vermögen nämlich vorzugsweise von Natur ausgestattet, „bevölkerte der Grieche seinen Olymp mit idealischen Gestalten;" dem griechischen Künstler gelang es, „das Ideal selbst zu einem Individuum zu machen." So schließt sich die Charakteristik der männlichen und weiblichen Form sinnreich und glücklich an die Schilderung der Gestalten der griechischen Götter und Göttinnen an, und erst wo dieser Boden verlassen wird, fließt die Darstellung wieder breit auseinander, geräth sie wieder unsicher in's Schwanken zwischen Begriffs- und Empfindungsausdruck.

Noch merkwürdiger indeß als in der Form, steht dieser zweite Aufsatz nach seinem Inhalt unter der Herrschaft des Schiller'schen Ideenkreises. Alle Elemente, aus und in denen Humboldt lebte, fassen sich in der Auffassung zusammen. Ganz sein eigen ist der Grundstoff desselben: die Empfindung des Geschlechtsunterschiedes. Diesem Stoff werden seine Studien in der Anatomie dienstbar gemacht. Er wird in Verbindung gebracht mit der schönen Kunst und der mythologischen Welt des griechischen Alterthums.

Aber beherrscht wird endlich dies Alles durch die mit Schiller so oft durchsprochenen Anschauungen; es sind die von Schiller in „Anmuth und Würde“ und in den „ästhetischen Briefen“ entwickelten Ideen, welche überall durchklingen, in welche Humboldt, wie in eine bereit liegende Form seine eigenen Ideen nur hineinlegt. Aus dem reinen Wesen der Menschheit hatte Schiller den Begriff des Idealschönen entwikkelt. Er hatte es aus der Wechselwirkung zweier entgegengesetzter Triebe, des Sachtriebes, der den Menschen an die Sinnlichkeit bindet, und des Formtriebs, der ihn in Freiheit setzt und über die Schranken der Endlichkeit erhebt, als den Gipfel des menschlichen Seins, abgeleitet. In einem dritten Triebe, dem Spieltriebe, wie er ihn nannte, sollten jene beiden verbunden wirken. Der Gegenstand eben dieses dritten Triebes war ihm die Schönheit, deren Wesen daher im vollendeten Gleichgewicht von Realität und Form, von Nothwendigkeit und Freiheit bestehe. Diese abstract gehaltene Entwickelung des Schönheitsbegriffes wird nun von Humboldt durch die Einführung des concreteren Bildes der Menschennatur gekreuzt und verdichtet. Den Schiller'schen Begriff der Schönheit, auf den er sich ausdrücklich beruft, wendet er an, um zu bestimmen, was menschliche Schönheit sei. Die transscendentalen Untersuchungen Schillers macht er fruchtbar für eine anthropologische Untersuchung; auf die ästhetische Theorie desselben macht er die naturhistorische Probe. Wenn Schiller von dem Gegensatz von Vernunft und Sinnlichkeit ausgegangen war, so geht Humboldt von der polaren Duplicität des Männlichen und des Weiblichen aus. Wenn Schiller jenen Gegensatz im Begriff der „hohen Schönheit“ ausgelöscht hatte, so sieht Humboldt den Geschlechtsgegensatz in dem „Ideal reiner geschlechtloser Menschheit“ verschwinden. Hier deckt sich die transscendentale und die anthropologische Betrachtungsweise. Denn wenn Schiller in dem Idealschönen „die Consummation der Menschheit“ erblickt, so verhält sich nach Humboldt die geschlechtlich indifferenzirte Menschheit zur Schönheit wie Wirklichkeit und Erscheinung, wie Urbild und Abbild. Aber das Idealschöne weiter — so lehren die ästhetischen Briefe — spaltet sich im Gebiet der Erfahrung: es giebt eine schmelzende und eine energische Schönheit. Nicht zusammenfallend zwar, aber correspondirend mit dieser Eintheilung specificirt sich nach Humboldt die Schönheit nach der Duplicität des Geschlechts als männliche und weibliche

Schönheit. „Der Ausdruck strengerer Willensherrschaft wird in der männlichen Bildung mehr Bestimmtheit der Formen erzeugen; der Ausdruck größerer Naturfreiheit in der weiblichen mehr die Stätigkeit des Stoffs unterstützen.“ Dort mehr Freiheit und Kraft, hier mehr sinnenschmeichelnde Anmuth. Dort ein Analogon dessen, was Schiller unter energischer Schönheit verstand, hier ein Analogon dessen, was er die schmelzende Schönheit nannte. Und in immer neuen Ansätzen nun sucht Humboldt den Charakter der schönen männlichen und der schönen weiblichen Gestalt zu schildern. Die Idee von dem tiefbegründeten Parallelismus, vielmehr von der Wesensidentität der physischen und der moralischen Natur leitet sofort diese Charakteristik wieder ganz in die Spuren der Schiller'schen Philosophie zurück. In jenem Gleichgewicht von Vernunft und Sinnlichkeit, von Freiheit und Nothwendigkeit entdeckte Schiller nicht blos das Gesetz der Schönheit, sondern zugleich das Ideal schöner Sittlichkeit. Eben dies Ideal, wofür Schiller im Gegensatz zu der Härte des Kant'schen Moralismus mit so warmer Begeisterung kämpfte, coincidirt nach Humboldt mit dem Ideal geschlechtloser Menschheit. Wie eine männliche und weibliche Schönheit, so giebt es, als deren innerlichen Typus, eine männliche und eine weibliche Tugend. Aus dem Gleichgewicht Beider entspringt ein höchstes sittliches Verhalten, — eben dasjenige, wofür im Wesentlichen Humboldt auch früher schon eingestanden und das er nun fast mit den Worten des philosophischen Dichters charakterisirt. Es besteht darin, daß der Wille herrscht, „aber nicht über eine widerstrebende, sondern mit ihm übereinstimmende Natur.“ Die geschlechtslose Menscheit ist identisch, wie mit der schönen, so mit der moralisch veredelten Menschheit, und in dieser erscheint, „das Gebot der Vernunft als der freie Wunsch der Neigung und die Stimme des Affects als der Ausdruck des vernünftigen Willens.“

So ganz hatte sich Humboldt an Schiller hinangelebt, so innig hatten sich seine Ideen mit den Schiller'schen verzweigt! Was ihm jedoch Schiller war, sollte er ganz erst erfahren, als ihr Zusammenleben unterbrochen ward. In den ersten Tagen des Juli 1795, nach einem sechszehnmonatlichen Aufenthalt verließ die Humboldt'sche Familie Jena. Kindespflicht und Familienrücksichten bestimmten Humboldt, sich eine Zeitlang in die Nähe seiner Mutter zu begeben,

deren Lebenstage gezählt schienen. Es war Anfangs nur auf einen Besuch von drei Monaten in Tegel abgesehen, allein immer weiter mußte der Termin der Rückreise hinausgeschoben werden. Der Herbst, der Winter und wieder der Sommer verging: erst nach fünf Vierteljahren sahen die Freunde sich wieder. Eine unerfreuliche Zeit, diese Zeit der Trennung. Unter dem Druck und der Sorge am Krankenbett der Mutter, in der Einsamkeit von Tegel und fast mehr noch in der Zerstreuung der Hauptstadt sehnte Humboldt sich doppelt nach Jena zurück. Wiederholt kam er gleich Anfangs nach Berlin. Ein nur auf Wochen berechneter Aufenthalt daselbst, seit dem December, wurde sodann zu einem dauernden. Aber weniger noch als bei seiner Zurückkunft von der Universität konnte ihm jetzt die Berliner Atmosphäre zusagen. Wie weit war er von den Engel und Biester, von den Zöllner und Gedicke abgekommen! Wie eng erschien ihm der Kreis, in welchem die Phantasie des Verfassers von „Lorenz Stark" sich bewegte, wie platt und gemein die Weisheit der Bibliothek der schönen Wissenschaften, wie dürr und unfruchtbar der ganze Berliner Geistesboden! Hoch hatte er sich im Umgang mit den Alten, in der Theilnahme an Schiller's Denken und Dichten, über jenes aufklärerische Wesen erhoben, das auf seine Jugendbildung so stark eingewirkt hatte. Es war eine ganz andere Bildungsschicht, in die er eingetreten war, und eine ganz andere die, in welcher seine Berliner Freunde und Lehrer stehen geblieben waren. Man war in Weimar und Jena in die Welt der ästhetischen Anschauungen hinübergegangen: man war in Berlin noch immer in der Welt des aufklärerischen Verstandesthums befangen. Die Philosophie der Horen war nicht nach dem Geschmack und sie ging über den Horizont der Berliner. Selbst die Besten hatten sich so in ihren Lessing und Mendelssohn, und wenn es hoch kam, in ihren Kant hineingelesen, daß ihnen die Briefe über ästhetische Erziehung und die Aufsätze über das Naive und Sentimentalische wie in einer fremden Sprache geschrieben schienen. Was half es Humboldt, wenn er einem so scharfsinnigen Manne, wie sein alter Freund Herz, auseinandersetzte, daß es leichter sei, witzig als ästhetisch, spitzfindig als tief zu schreiben? daß es ein Mangel des bisherigen Philosophirens gewesen, die Gegenstände mit schonungsloser Logik zu behandeln, ein Vorzug des neuen, in die ganze individuelle Bestimmtheit

der Dinge hineinzugehn? Zum Verständniß ihrer Auseinandersetzungen fehlte es den Meisten am Organ; sie waren zum Lernen zu alt. Nur unter der Jugend und unter den Frauen, nur da, wo schon früher die Empfindsamkeit ihren Hauptanhalt gefunden, begann der neue Aestheticismus seine Wirkung zu üben. Nur hier ebendeshalb fand Humboldt Berührungspunkte. Rahel Levin, halb der alten, halb der neuen Bildung zugewandt, voll Empfindung noch in ihren verstandesschärfsten Urtheilen, witzig noch in ihrem Empfinden, begann zum Mittelpunkte des jüngeren geistreichen Berlin zu werden. Sie hatte Humboldt's Woldemar-Recension goutirt, während sie an der Schiller'schen über Matthisson Lessing's Bestimmtheit und Sicherheit vermißt hatte. Ihre reizbare Unruhe, der Mangel an Harmonie in ihrem Wesen, der ihre Empfindungen wie ihre Urtheile zu lauter Fragmenten und unfertigen Pointen auseinanderriß, ihre überweibliche und dann wieder fast männliche Natur war für Humboldt nicht wohlthuend. Ihr Witz und ihre Gescheidtheit, durchbrochen von zartsinnigem Tact und tiefem Gefühl, berührte dennoch sein eignes Wesen nach seinen beiden Polen. Auch Humboldt's Frau war mit Rahel innig befreundet. Immer ließ sich mit ihr ein geistreiches Gespräch führen, immer über das Tiefste und Beste wenigstens reden. Er hatte von ihr wohl als von der Einzigen gesprochen, mit der er auch früher in Berlin gern und nahe umgegangen sei: sie stand ihm jetzt, unter den Frauen wenigstens, obenan. Von den früheren Bekanntschaften aus der männlichen Berliner Welt aber war ihm Gentz vor Allem lieb. Größere Charaktergegensätze zwar als Gentz und Schiller ließen sich nicht denken. Wer etwa des Letzteren Genie nicht hätte erkennen oder anerkennen wollen, der hätte immer doch den Adel seines Charakters anerkennen müssen. Gentz hatte sicher nichts vom Genie: er hatte sicherer nichts, was den Namen eines Charakters verdient hätte. Mit der entschiedensten Impotenz zur selbständigen Ideenerzeugung verband sich in ihm ein ungezügelter Leichtsinn, eine bodenlose Grundsatzlosigkeit. Daß der Vertraute Schiller's zugleich der Vertraute des lüderlichsten und geistig unselbständigsten aller Menschen sein konnte, ist auf den ersten Anschein eine Paradoxie. Eine Paradoxie indeß, die sich bei näherer Betrachtung löst. Zweierlei hatte Humboldt mit Gentz gemein. Die susceptibelste Sinnlichkeit und den

schärfsten und behendesten Verstand. Gentz war ein Genußmensch und ein Verstandesmensch, und war nichts weiter. Humboldt war Beides gleichfalls, er war nur außerdem etwas mehr. Der Kern seines Wesens bestand aus einem Stoffe, demjenigen verwandt, aus welchem Schiller gebildet war: die Schale war aus Gentz'schem Stoffe. Er liebte daher in Gentz den leichten Gesellen, mit dem sich leben, und den klugen Kopf, mit dem sich bis in's Unendliche schwatzen ließ. Er liebte ihn um so mehr, weil das, was er mit ihm gemein hatte, an jenem in grellen Farben schillerte, während es an ihm selbst grau und matt aussah. Gentz, der Genießling, war damals, in den Tagen der Jugend, ausschweifend und leidenschaftlich; Gentz, der Raisonneur, war voll Feuer und Lebhaftigkeit. Dieser Heftigkeit gegenüber konnte Humboldt sich so leicht in der tiefen Stille seines Wesens behaupten; er konnte dem Freunde durch die leidenschaftslose Ruhe des Genusses und durch die Feinheit und Zähigkeit des Raisonnements imponiren; er konnte ihn durch das, was Gentz das Dämonische und Sophistische in ihm nannte, jeden Augenblick zügeln und fern halten, indeß er sich gern durch dessen rückhaltloses Herausgehn angeregt und in Bewegung gesetzt sah. Oft hatte er schon früher mit ihm nächtlich die Straßen Berlin's durchschlendert und sich gelegentlich seines Besuchs in Burgörner gefreut. Jetzt wieder ließ er sich von ihm in Tegel besuchen, verkehrte er in Berlin mit ihm auf dem alten vertrauten Fuße, trat er zu ihm in ein fortgesetztes literarisches Commercium. Der Uebersetzer von Burke war den Freunden in Jena als keine üble Acquisition für die Horen erschienen. Dem leicht erregten Manne wiederum hatten die ersten Hefte dieses Journals einen mächtigen Eindruck gemacht. Und in der That, eben die Eigenschaften, durch die er mit Humboldt zusammenpaßte, befähigten ihn, sich bis auf einen gewissen Grad des Geistes und der Form der neuen Aesthetik zu bemächtigen. Er fand in sich ein Analogon jenes reinen Sinnes für das Schöne und ein Surrogat jenes ernsten sittlichen Pathos, wovon die Philosophie und die Diction Schiller's voll waren. Er besaß Geschmack und Verstand, Sinn für schöne Formen und ein wunderbar leichtes Nachahmungstalent. „Unter Allen, die ich sprach," schrieb Humboldt an Schiller, „ist Gentz der Einzige, in dem Ihre Briefe einen wahren und rechtverstandenen Enthusiasmus bewirkt

haben, sowie er, überhaupt genommen, hier gewiß der denkendste Kopf ist." Bald genug bestätigte Gentz diese Aeußerungen. Von Humboldt in jenem Enthusiasmus befestigt, fing er an eine Monatsschrift herauszugeben, die ein Seitenstück der Horen sein sollte. In seiner Geschichte der Maria Stuart versuchte er, mit dem Verfasser der Belagerung von Antwerpen zu wetteifern. In dem einen seiner Aufsätze verkündete er öffentlich Schiller's Lob, in dem anderen gab er eine Verfassungstheorie nach dem Modell von Schiller's Schönheitstheorie, in allen suchte er durch Eleganz und Rhetorik seinem Stil den Anstrich des Schiller'schen Stils zu geben. Genug, Schiller'sche Denk- und Schreibweise schien durch ihn, so gut oder schlecht sie da wachsen wollte, auf den sterilen Berliner Boden verpflanzt. Wenn Humboldt an irgend wem ein näheres Interesse nehmen konnte, so war es an Gentz, wenn er mit irgend wem über die Dinge sich verständigen konnte, die ihm am Herzen lagen, so war es mit Gentz, wenn irgend wer ihm ein Ersatz für seinen Schiller sein konnte, so mußte es wohl Gentz sein.[1])

Es war ein kümmerlicher und trauriger Ersatz. Humboldt, trotz Gentz und trotz Rahel, fühlte sich unglaublich verlassen. In jeder Weise vermißte er die Anregung und Erfrischung, die Bereicherung und den Genuß, die er aus Schiller's Gespräch geschöpft hatte. Seine Briefe an diesen drücken immer von Neuem die tiefste Sehnsucht nach dem Freunde aus; sie wiederholen das Geständniß, daß er ohne Schiller geistig zu verarmen befürchte. „Ich fühle es" — schreibt er das eine Mal — „daß vielleicht noch mehr als billig ist, meine geistige Thätigkeit fremder Erweckung, Nahrung, Unterhaltung bedarf." Es war so, wie er schrieb. Während er in Jena, an Schiller's Seite, von verhältnißmäßig großer Productivität gewesen war, so kam in dieser Periode wenig oder Nichts zu Stande. Wieder wie in der Periode von Auleben und Burgörner hatte er Plane über Plane. Er hatte Schiller versprochen, die Luise von Voß zum Gegenstand einer ästhetischen Beurtheilung zu machen. Er ging auf den Einfall Schiller's ein, einen gelegentlichen Commentar zu einem von dessen Gedichten zu schreiben. Er übernahm Schiller's Auftrag einer ausführlichen Besprechung des Reinecke Fuchs. Um-

1) Vergl. meine Biographie von Gentz in der Ersch und Gruber'schen Encykl.

ständlich und gründlich rüstete er zu diesen Arbeiten. Er rüstete ebenso zu einem und dem anderen literarischen Werk, das er sich selbst gesetzt hatte. Es blieb bei den Zurüstungen: muthlos wandte er sich von den Projecten oder von den schon begonnenen Ausführungen wieder ab. Niemals erscheint der Unterschied zwischen ihm und Schiller in hellerem Lichte. Auch dieser war während des Sommers von 1795, da auch Göthe auf längere Zeit abwesend war, einsamer als gewöhnlich; auch er vermißte den Freund, dessen tägliches Gespräch so lange seine beste und beinahe einzige Erholung gewesen war. Die Folge jedoch war, daß er sich mit doppelter Anspannung auf die Hervorbringung warf. Er besaß eben, um seine eigenen Ausdrücke zu brauchen, die Kunst und das Streben, aus wenigem viel zu machen, und die Familie von Begriffen, die er beherrschte, zu einer Welt zu erweitern. Indessen Humboldt seine eigne Dürftigkeit und Langsamkeit beklagte, mußte er gerade jetzt die unerschöpfliche Fruchtbarkeit und die unbegreifliche Thätigkeit des Freundes mehr als jemals anstaunen. Ohne vorher einen irgend bestimmten Plan entworfen zu haben, schrieb Schiller Ende des Jahres 1795 die Aufsätze über das Naive und Sentimentale. Es fehlte ihm zum Planentwerfen „ganz und gar an Muße." Gerade vor Muße, umgekehrt, kam Humboldt nicht zum Arbeiten und vor Planen nicht zum Ausführen.

In solcher Lage nun und solcher Stimmung nahm er, wie er sich selbst ausdrückt, zu Erinnerungen seine Zuflucht und brachte den besten Theil seiner Zeit in Gedanken bei dem abwesenden Freunde zu. Eine von beiden Seiten mit Eifer geführte Correspondenz ward zum Ersatz und zur Fortsetzung ihrer Gespräche. Schiller nannte in seiner Einsamkeit die Briefe aus Tegel seinen beinahe einzigen Berührungspunkt mit der Außenwelt: die aus Jena, meinte Humboldt, knüpfen ihn fast allein noch an eine intellectuelle Thätigkeit an. Nicht Alles zwar ließ sich schreiben und lesen wie sagen und hören; dennoch war es Beiden geläufig, schriftlich über alles Höchste, was sie beschäftigte, wie von Mund zu Mund zu verhandeln. Wie gewichtige Dinge auch in diesem Briefwechsel durchsprochen wurden, in wie edler und ernster Haltung auch die Persönlichkeit beider Männer einander gegenüberbleibt, so geht doch durch alle uns erhaltenen Documente dieses Briefverkehrs der Reiz des unmittelbaren Sichaussprechens wie in Rede und Gegenrede hindurch. Sind die Gegen-

stände in diesen Briefen Humboldt's an Schiller noch von höherem Gehalt als in denen an Wolf, so ist auf der anderen Seite auch der Ton derselben der einer zugleich vertrauteren und zugleich vertraulicheren Freundschaft. Humboldt, je erquickender ihm dieser Austausch mit dem Freunde war, ließ es sich ganz eigens angelegen sein, „die Briefe wie das Gespräch zu behandeln.“ Schiller andrerseits gab in den Arbeiten, die ihm jetzt gelangen, dem Andern nun erst recht nicht bloß den höchsten geistigen Genuß, sondern zugleich den ganzen Eindruck seiner lebendigen Persönlichkeit. Jenem daher war es „schlechterdings die liebste Beschäftigung,“ die Arbeiten Schiller's zu lesen und mit diesem darüber zu reden. Er hatte, in der unproductiven Stimmung, in der er sich befand, seine Partie genommen. Nach dem Worte Schiller's, daß seine Stärke im Urtheilen und Genießen liege, ging er ganz im genießenden Nachbilden, im Commentiren und Kritisiren auf. Die Rollen vertheilten sich jetzt, wie es für die Individualität beider Männer am gemäßesten und bezeichnendsten war. Genau um die Zeit, wo Humboldt nach Berlin hinwegging, wandte sich Schiller von der Philosophie zur Poesie und zu Arbeiten, welche zwischen Beidem vermittelten. Wie für ihn, nach seiner eigenen nunmehrigen Auffassung, die Kritik und die Metaphysik nur die Brücke zu neuer Production gewesen, so schien sich Humboldt während der Jenenser Periode in eignen Productionen nur versucht zu haben, um jetzt desto fähiger zum Empfangen, desto gerüsteter zum Beurtheilen des Fremden zu sein. „Da Sie zu blöde und schamhaft sind,“ schrieb der Dichter an den Kritiker, „selber mit der Muse Kinder zu zeugen, so adoptiren, oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen: dafür sollen Sie auch die Vaterfreuden mit mir theilen.“ In vollem Maaße theilte Humboldt diese Freuden, und redlich unterzog er sich jener Erziehungssorge.

Es war die Obliegenheit, seinen Musenalmanach auszustatten, welche Schiller'n um jene Zeit auf einmal wieder dahin brachte, die Muse aufzusuchen, die er so lange gegen eine kältere Göttin vernachlässigt hatte. In wenigen Wochen überraschte er seine Freunde mit einer wahren Fluth von Gedichten. Die „Macht des Gesanges,“ „der Tanz,“ „das Reich der Schatten,“ „Natur und Schule,“ „die Ideale,“ „die Würde der Frauen,“ eine Reihe kleinerer Stücke und endlich das größte und schönste von allen, die un-

vergleichliche „Elegie“ — alles das ward beinahe in Einem Athem gedichtet und frisch, wie es aus der Werkstatt des Dichters gekommen, gleichzeitig an Körner nach Dresden mitgetheilt und an Humboldt geschickt, der in Berlin den Druck des Almanachs überwachte. Selten ist einem Dichter das Glück zu Theil geworden, solche Freunde und in solchen Freunden solche Richter und Rathgeber zu besitzen. Beide waren durch die Bande der innigsten und anhänglichsten Liebe an Schiller gekettet. Beide verbanden mit der Liebe zu Schiller den edelsten Wahrheitssinn und die höchste Unparteilichkeit. Beide waren mehr zur Kritik als zur Hervorbringung befähigt. Beide waren durch eine eminente Urtheilskraft und durch einen gebildeten Sinn für das Schöne mit den beiden Erfordernissen ausgerüstet, welche die Kompetenz des ästhetischen Kritikers bedingen. Wichtiger für Schiller war es, daß Beide sich in der Auffassung seiner Productionen und in der Art und Weise, sie zu beurtheilen, gegenseitig ergänzten. Es ist merkwürdig, wie überein sie in Vielem dachten, und wie verschieden sie doch in ihrer Beurtheilung zu Werke gingen, wie zusammenstimmend im Ganzen, und wie abweichend doch im Einzelnen ihre Aussprüche ausfielen. Körner liebte in Schiller mehr den Menschen und in dem Menschen erst den Dichter. Humboldt liebte mehr den Schiller'schen Genius und in dem Dichter erst den Menschen. Ebendeshalb stand jener den Arbeiten Schiller's unbefangener gegenüber als dieser. Und nicht deshalb allein. Humboldt war nicht eigentlich eine enthusiastische Natur. Er hatte einen scharfen Blick für die Schwächen der Dinge und der Menschen. Allein dieser Blick ward getrübt, so oft er in Dingen oder Menschen eine Seite entdeckte, die stark in ihm selbst wiederklang. Dies war der Fall mit Jacobi's Roman gewesen. Dasselbe war mit Schiller und den Schiller'schen Producten im höchsten Grade der Fall. Die bedeutendsten der für den Musenalmanach geschaffenen Gedichte behandelten Themata, welche er so oft mit dem Dichter durchgesprochen hatte, welche in gewisser Weise Gemeingut Beider waren. Einige, wie „die Würde der Frauen“ und „die Geschlechter“ gehörten ihm noch näher an; sie waren Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. In einem noch anderen als dem gewöhnlichen Verstande schienen ihm andere wie aus der Seele gedichtet zu sein. „Die Macht des Gesanges,“ schrieb er, „berührt gerade die Seite,

auf die es mir immer eigen ist, vorzüglich gerichtet zu sein: sie berührt die innerste und unergründlichste Natur des Menschen, den unbegreiflichen Uebergang und Zusammenhang des Gedankens und der Empfindung." Er hob ein andermal den reichen Stoff hervor, den „der Spaziergang" behandle; und dieser Stoff, fügte er hinzu, „ist überdies gerade der, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt;" das Gedicht „stellt die veränderliche Strebsamkeit des Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, Beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag." So war es mit den Schiller'schen Gedichten, und nicht anders war es mit den Schiller'schen Aufsätzen. Die Abhandlungen über naive und sentimentalische Dichtung waren erschienen. Der Haupteindruck, den sie auf Humboldt gemacht hatten, war der — so schreibt er — „daß sie mir zu fast allen Zweifeln, in welchen ich sonst manchmal im kritischen Urtheil über Dichter schwankte, die Auflösung, und zu meinen Hauptartheilen selbst den bestimmten deutlich ausgesagten Grund hergegeben haben." Bei solcher Befangenheit in dem Gedanken- und Empfindungsgehalte der Schiller'schen Production, bei solcher Idiosynkrasie für die Ideen und Stimmungen, aus denen jene Werke entsprungen waren, war ein freies kritisches Urtheil nicht wohl möglich. Selbst Körner war nicht im Stande, ein Gedicht seines Freundes so tief, so genau, so Schillerisch nachzuempfinden, wie Humboldt. Das macht: er hatte seine eigenen Gedanken und Gefühle frei daneben; er ward gewonnen, aber nicht bestochen, ergriffen, aber nicht hingerissen. Er konnte loben, aber er konnte daneben tadeln. Nicht ebenso Humboldt. Sein Urtheil ist in der Regel bei Weitem tiefer geschöpft, bei Weitem gründlicher motivirt; allein es ist ein Urtheil der bestochenen Empfindung. Von der Begeisterung, welche des Dichters Worte in ihm wecken, pflegt er auszugehn. Er liest sie wieder und wieder. Er wird zum Uebersetzer und Interpreten derselben. Er versucht es, den Zusammenhang der Gedanken und die Uebergänge zu zergliedern und zu prüfen. Nun glaubt er es nachzuempfinden, wie es in dem Dichter selbst müsse aufgestiegen sein. Er endet, wie er begonnen: seine Begeisterung ist gewachsen, er giebt eine eingehende Umschreibung und wiederholt ein enthusiastisches Lob. Es hilft nichts, daß er selbst weiß, wie er sich „überall in

der Kritik zu leicht zum Beifall hinreißen lasse," daß er deshalb sich selbst „mit Fleiß zu einer größeren Strenge zu stimmen" versucht. Nur für diejenigen Punkte bleibt sein kritischer Blick ungetrübt, die von der Empfindung für das Ganze nicht unmittelbar berührt werden. Es sind die höchsten und feinsten Spitzen, und es sind die kleinsten und äußerlichsten Seiten, welche seine Kritik abreicht. Was er zu bedenken giebt, sind Dinge, für welche es jedem anderen Auge an Schärfe gebrechen würde, und was er rügt, sind Flecken, die jedem anderen Auge einleuchten würden, sobald es nur darauf haften wollte: es sind die zartesten Lichter des Gedankens und der Empfindung, und wiederum so elementare Punkte wie störende Reime oder prosodische Mißgriffe. Noch Anderes tritt hinzu, was die Humboldt'sche Kritik von der Körner'schen unterscheidet. Jene ist so milde auch deshalb, weil sie von jener Schätzung und Achtung der Individualität begleitet ist, die überall als ein Grundzug von Humboldt's Anschauungsweise auftaucht. Mit Recht giebt Schiller dem Freunde das Zeugniß, daß er sich dieser Idee vollkommen bemächtigt habe und sie eben darum in jeder Anwendung fest halte. Er hielt sie fest auch in der Beurtheilung der Schiller'schen Geistesproducte. Auch wenn diese ihm minder homogen gewesen wären, würde er so positive Ausstellungen und Rathschläge wie Körner zu machen nicht über sich gebracht haben. Körner hatte seinem Freunde nur einen leisen Wink gegeben, einen sehr treffenden, scheint uns, einen Wink, dessen Richtigkeit Schiller selbst, so oft er sich mit Göthe verglich, erkennen mußte. Er hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß eine größere Harmonie in seinen Poesien entstehen würde, wenn er dem Walten seiner Einbildungskraft mehr nachgäbe und sich weniger von dem Triebe nach dem Allgemeinen und Abstracten fortreißen ließe; und Schiller war der Mann, mit dem ganzen Ernst seines Wollens und Strebens sich nach jedem Ziele hinzustrecken, das er als richtig erkannte. Der Umgang und der geistige Idiomenaustausch mit Göthe führte ihn auch je länger je mehr wirklich dieses Weges. Humboldt war nicht dieser Ansicht. Die delicate Schonung fremder Individualität verbot ihm, solche Forderungen zu stellen. Er konnte das von Körner Angedeutete nicht als einen Mangel ansehn. Er konnte eine Aenderung in dieser Beziehung nicht hoffen oder wünschen. „Es streitet," schrieb er, „gegen meine Theorie der Bildung überhaupt;

Jeder muß seine Eigenthümlichkeit suchen und diese reinigen, das Zufällige absondern.“ Diese schonende Milde und Zartheit endlich ward noch vermehrt durch die praktische Schüchternheit, die ihn aus der Production auch in die Kritik hinüberbegleitete. Es fehlte ihm die dreiste Parrhesie, die selbstvertrauende Sicherheit des Kritikers. Es fehlte ihm ebenso das praktische Interesse und der hülfssinnige Trieb des Rathgebers. Der gerade und nüchterne Körner daher nennt mit geschäftsmäßiger Sicherheit die Punkte, an denen er Anstoß genommen: Humboldt wagt nur, sie anzudeuten und mißtraut seinen eigenen Andeutungen. Jener entscheidet, dieser erwägt. Jener giebt Urtheile, dieser Bedenken. Jener ist meist kategorisch, dieser fast immer problematisch. Die Körner'schen Urtheile sind in der Regel von lakonischer Kürze, die Humboldt'schen von umständlicher Breite; jene oft kaum motivirt, diese in lauter Motiven versteckt und verbaut; jene ohne Weiteres zu verstehn und in der Mehrzahl auch ohne Weiteres zu brauchen, diese oft schwer verständlich und noch schwerer unmittelbar zu verwerthen. Ein Muster von jener tief eingehenden, congenialen Kritik, welche aus dem Mittelpunkt der Sache heraus zugleich scharf und milde, bei allem Enthusiasmus zugleich mit Kälte und Bestimmtheit urtheilt, gab Schiller in seiner Besprechung des Göthe'schen Meister. Was hier beisammen ist, erscheint in der kritischen Weise Humboldt's und Körner's beinahe zu gleichen Hälften vertheilt. Nehmen wir, wie billig, zu den kritischen Stimmen, die auf Schiller's Dichten einen Einfluß hatten, die Stimme dessen hinzu, der freilich mehr noch durch sein Beispiel und seine Persönlichkeit auf ihn einwirkte, so scheint der verschiedene Ton dieser Stimmen eine vollständige und harmonische Stufenfolge zu bilden. Alles, was befähigt und berechtigt war, ihn zu beurtheilen, lagerte sich wie in concentrischen Kreisen um ihn. Seinem individuellen Genius stand Humboldt weitaus am nächsten: er repräsentirte ihm in der Form des Urtheils seinen eigenen Geist, aus dem heraus er schuf. In Göthe war ihm der Genius der Poesie selbst nahe. Durch Körner's Urtheil endlich war die Nation und das Publicum vertreten.

Die Art und Weise aber gerade, wie Humboldt die Schiller'schen Compositionen beurtheilte, das ganze tief angelegte Verhältniß, in dem er zu Schiller stand, brachte es mit sich, daß er beständig auf dessen Individualität zurückgriff. Er empfand und studirte, er be-

urtheilte und analysirte nicht blos die Werke, sondern in und mit den Werken den Meister. So kam es, daß sein Urtheil über jene durch seine Ansicht über diesen bestimmt blieb, und die Umstände brachten es mit sich, daß er über Beides in einer Weise urtheilte, die nicht ganz frei von den Zufälligkeiten der Epoche war, in die sein Verhältniß zu Schiller fiel. So eigenbestimmt wie er war, und so beflissen, in diesem Eignen zu verharren und es zu pflegen, würde seine Auffassung Schiller's unter allen Umständen eine individuelle Färbung behalten haben. Allein es traf sich, daß der Dichter gerade jetzt in seinem Entwickelungsgange auf einer Stufe stand, die der Humboldt'schen Eigenthümlichkeit vorzugsweise nahe lag. Was Humboldt eben jetzt an Schiller erlebte, war der Umschwung, den derselbe von philosophischer zu poetischer Thätigkeit machte; die Werke, die er beinahe unter seinen Augen entstehen sah, waren philosophisch-dichterische und dichterisch-philosophische. Spielend gleichsam, und lächelnd über sein eignes Beginnen, zog auf einmal Schiller einen Strich unter seinen ästhetischen Briefen. Vom trocknen Lande der Metaphysik begab er sich auf einmal auf das Element der Poesie. Aber er wagte sich — um seinen eignen schönen Ausdruck zu brauchen — nicht auf das weite Meer, sondern fuhr am Ufer der Philosophie umher. Er übersetzte sein ästhetisches System in ein Gedicht; er machte Gedichte aus jenen Ideen, die im Gespräch mit Humboldt herüber und hinüber aufgetaucht waren. Das war es ja, was der Letztere mit Staunen schon früher an dem Freunde beobachtet hatte. „Das wunderbare Phänomen," — so schrieb er, nur erst in Erwartung der neuen Gedichte, welche Schiller ihm angekündigt hatte, — „das Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in so eminentem Grade eigenthümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen, und giebt bei genauer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genie's." Und sofort bemüht er sich, dieses Phänomen zu analysiren und psychologisch dem Geheimniß des Schiller'schen Geistes auf die Spur zu kommen. Der Dichter und der Philosoph sei in Schiller nicht zweierlei, sondern schlechterdings Eins. In seiner Poesie sowohl wie in seiner Philosophie sei daher mehr und eine höhere Wahrheit, als wofür man gewöhnlich Sinn habe, — in der Poesie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philosophie mehr Natur und Wesen. Der

große Unterschied zwischen der Wahrheit der Wirklichkeit und der Wahrheit der Idee sei offenbar für Schiller gleichsam aufgehoben. Wegen der Fülle seiner geistigen Kraft werde er vom Mangel an Wesenheit in der Wirklichkeit zur Idee, von der Armuth der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben. Daher die rastlose geistige Thätigkeit in Schiller. Daher die große Selbständigkeit seiner geistigen Kraft. Denn nur im Allgemeinen werde diese durch die äußere Beobachtung auf die Wirklichkeit gestimmt; sie nehme nichts eigentlich aus ihr an, sondern wirke in sich, nur harmonisch mit dem wirklichen Gange innerhalb der Erfahrung, fort. Beruhen aber müsse diese ganze Geisteseigenthümlichkeit zuletzt auf einem gegenseitigen Zusammenwirken der Vernunft und der Einbildungskraft, die durch das Uebergewicht der ersteren mehr producirend als reproducirend werde.

Das ist, man sieht es, eine etwas überschwängliche Auffassung; überschwänglich aus dem Grunde, weil sie aus individueller Sympathie hervorgeht und mit einer Lieblingsidee des Beurtheilers zusammenhängt. Nur um so mehr aber mußte er durch die nächsten Leistungen Schiller's in dieser Auffassung seines geistigen Charakters festgehalten und bestärkt werden. Die Ansicht, die er sich darüber aus Gedichten wie die Künstler und die Götter Griechenlands und aus Aufsätzen wie Anmuth und Würde und die ästhetischen Briefe gebildet hatte, wurde ihm nun durch die Macht des Gesanges, das Schattenreich und die Elegie, wurde ihm ebenso durch die Aufsätze über das Naive und Sentimentalische bestätigt. Er erblickte in jenen Gedichten Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, in diesen Aufsätzen Muster des echten Philosophirens. Er sah in Schiller den vollendeten Meister des wahrhaften Lehrgedichts und des idealen philosophischen Stils. Seine Idee, daß Dichtung und Speculation Eines Geschlechtes und in der Wurzel verwachsen seien, wurde der Grund, auf dem sich die Figur Schiller's ihm abzeichnete; die Erscheinung Schiller's wurde ihm zur Illustration und Verkörperung jener Idee. Und gewiß, höchlich berechtigt war diese Ansicht. Niemand, der nicht in sie hineingeht, wird unseren Dichter zu würdigen und sein Schaffen zu begreifen im Stande sein. Allein Humboldt vertiefte sich dergestalt in sie, daß er aus ihr allein den Dichter zu charakterisiren versuchte, daß andere nicht minder wesentliche Seiten von dessen Natur dagegen in den Hintergrund traten. Worin er die Urform von Schiller's Geist in der

Mitte der neunziger Jahre erkannt zu haben glaubte, daran hielt er mit jener wunderbaren, man möchte sagen monotonen Treue und Stätigkeit fest, mit der er stets an Ideen und Menschen hing, die ihm theuer waren. Wie jetzt in den Briefen an Schiller, so bestimmte er dessen Charakter in einem wenige Jahre später geschriebenen, der Darstellung von Goethe's Dichtereigenthümlichkeit gewidmeten Werke. Er bestimmte ihn ebenso in brieflichen Aeußerungen bei Schiller's Tode, und ebenso, lange nach diesem Tode, bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Die wunderschöne Vorerinnerung, mit welcher Humboldt im Jahre 1830 die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller einleitete, bricht in der Verfolgung von dessen geistigem Entwickelungsgange gerade an dem Punkte ab, wo aus der Betrachtung seiner dramatischen Meisterwerke ein neuer oder doch wesentlich modificirter Gesichtspunkt für die Charakteristik zu gewinnen gewesen wäre. Diese Charakteristik schärft das Eine ein und verweilt vorzugsweise bei dem Einen, daß Schiller's Dichtergenie „auf das Engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft" gewesen, daß es „ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervorgetreten, die Alles, ergründend, spalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinigen möchte." Eben diese Vorerinnerung, ferner, berührt im Vorbeigehn die Analogie, in welcher die Schiller'sche Dichterweise zu der eigenthümlichen Verbindung von Poesie und Philosophie stehe, wie sie die indische Literatur aufweise. Uns, in der That, scheint diese Aehnlichkeit durch die Differenz zwischen dem weichlichen Charakter der einen und dem energisch-pathetischen der anderen weit überwogen zu werden. Aber Humboldt lag die Vergleichung ungemein nahe. Schon ehe er jene Vorerinnerung schrieb, hatte das Studium der indischen Bhagavad-Gitá ihm auf's Lebhafteste die alte Lieblingsidee wiederaufgeregt, daß „Poesie und Philosophie, beide demselben Boden entwachsen," und diese Lieblingsidee hatte ihm das Bild des Dichters der Künstler und der Schatten in die Seele zurückgerufen. Was ihm weder Lucrez noch Empedokles oder Parmenides war, das war ihm dieser, — ein „echt philosophischer Dichter," ein Dichter, wie er sich ausdrückte, „dessen Geistesanlage offenbar dahin ging, Dichtung und Philosophie, von einander getrennt, als unvollständig zu betrachten, der in seine Dichtung immer den höchsten Flug des Gedankens verwebte, und es nicht scheute, sie in

seine äußersten Tiefen zu senken, dem, wenn man behaupten könnte, daß er nicht das Höchste in der Dichtung erreicht hätte, gewiß nichts entgegenstand, als daß er nach etwas noch Höherem strebte und wirklich Unvereinbares vereinigen wollte."[1]) So sehr ging ihm hierin das Wesen Schiller's und der Schiller'schen Poesie auf, so sehr maaß er die Letztere mit diesem Maaßstabe, daß er ein Gedicht wie die Ideale gerade deshalb weniger hochstellte, weil es, dem einfachen, subjectiven Gefühl entsprungen, weniger von jenem strengen Stil der Gedankendichtung an sich trug, aber in Wahrheit nur desto mehr sich dem echt lyrischen näherte. Er legte diesen Maaßstab an, wo er über Schiller's spätere dramatische Arbeiten gelegentlich urtheilte, wie in dem Brief über die Braut von Messina und in der mehrerwähnten Vorerinnerung. Er orientirte sich endlich von hier aus, als er, bald nachdem Schiller seine dichterischen Kräfte von Neuem gefühlt hatte, zu dem wichtigsten Dienst berufen ward, den er als Kritiker dem Dichter leisten konnte.

Schiller hatte früher über seinen dichterischen Beruf überhaupt gezweifelt, und Körner wie Humboldt hatten durch ihre Kenntniß und ihren Glauben an seinen Genius diese Zweifel niederschlagen helfen. Er zweifelte nach seinen eignen neusten Erfahrungen jetzt nicht mehr, daß er zum Dichten berufen sei, aber er forderte jetzt, in neuer Ungewißheit, das Votum der beiden Freunde über die Frage: „ob episch, oder dramatisch?" Diese „ästhetische Gewissensfrage" nun, wie Schiller selbst sie nennt, zwang Humboldt zu neuem Eingehn in die Textur der Schiller'schen Dichterindividualität. Es war nicht schwer, das Richtige zu treffen. Humboldt entschied wie Jeder entscheiden mußte, der auch nur von Weitem den Entwikkelungsgang des Verfassers der Räuber und des Don Carlos beobachtet hatte. Es war offenbar, daß ein Dichter, der mit allen seinen Kräften in der sittlichen Welt wurzelte, dem die historischen Dinge unendlich näher lagen als die natürlichen, nur in derjenigen Gattung das Höchste leisten konnte, deren Begriff es ist, den Conflict der ethischen Kreise und Mächte im Leben wie in der Brust der Menschen zur Darstellung zu bringen. Von dieser Meinung nun wurde auch Humboldt geleitet; allein er faßte sie, gemäß seiner

---

1) Ueber die Bhagavad-Gitá. G. W. Bd. I. S. 101.

eigenen Denkweise und seinem Bilde von Schiller, an einem anderen Ende an. Wiederum ging er davon aus, daß die dichterischen Producte Schiller's „einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens zeigen, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte." Er ging aus von jenem „Ueberschuß von Selbstthätigkeit" in Schiller's Geist, einer Selbstthätigkeit, „die sich auch den Stoff, den sie blos empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem blos gegebenen verbindet." Daher das Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit, die Richtung auf Tiefe und Erhabenheit an allen Schiller'schen Productionen, endlich der idealistische Glanz, der allerdings die Farbe der Natur zuweilen verdränge. Auf das Erhabene nun gehe auch das heroische Drama; denn, indem es den Menschen im Kampfe gegen das Schicksal darstelle, sei es eigentlich die Darstellung einer Idee. Hier eben sei daher die Schiller'sche Eigenthümlichkeit in ihrem wahren Gebiete. Hier — so schließt er, und der Erfolg hat dieses Wort auf's Glänzendste bestätigt — „hier, wenn Sie Ihren Gegenstand glücklich wählen, wird Sie Keiner erreichen."

Die Charakteristik Schiller's indeß, von Schiller selbst immer von Neuem herausgefordert, ward von Humboldt noch von einer anderen Seite her gefaßt.

Es war der Unterschied der alten und der modernen Dichter, durch welchen Schiller, während der Arbeit an seinem Aufsatz über das Naive, ein concretes Substrat für seine philosophischen Distinctionen erhielt. Es war ebenso die Vergleichung mit den Griechen, welche sich bei Humboldt in die psychologische Ansicht mischte, die er auf der Grundlage der Kant'schen Philosophie sich von Schiller's Dichtergenie gebildet hatte. Ja, vorzugsweise sogar ging er von dieser Vergleichung aus. Ihn frappirte auf der einen Seite der diametrale Gegensatz der Homerischen oder Sophokleischen gegen die Schiller'sche Poesie, und er fand doch andrerseits, daß alle wesentlichen Schönheiten der klassischen Dichtung auch in der letzteren vorhanden seien. Eben die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs war es sofort, was das Nachdenken Schiller's beschäftigte. Die Zweifel über sich selbst, überwältigt von dem Selbstgefühl seines dichterischen Vermögens, zusammenfließend mit seinen früheren ästhetischen An-

schauungen, das Alles formirte sich endlich in den neuesten Horenaufsätzen zu der Theorie von dem zwiefachen Geschlecht der „naiven“ und der „sentimentalischen“ Dichtung. Der Gegenstand jener ist — nach der Ausführung jener Aufsätze — die Wirklichkeit, der Gegenstand dieser das Ideal. Jene rührt uns durch Natur und sinnliche Wahrheit, diese rührt uns durch Ideen. Die alten Dichter haben vor den modernen den Vorzug größerer Sinnlichkeit und Bestimmtheit, Einfachheit und Geschlossenheit. Die Letzteren wiederum können jene in Reichthum des Stoffes, in dem, was undarstellbar und unaussprechlich ist, in dem, mit Einem Worte, übertreffen, was man Geist eines Kunstwerks nennt. Wenn die Alten dadurch so groß sind, daß sie die ihnen gestellte Aufgabe vollständig erfüllen, so ist dafür diese Aufgabe selbst etwas Begränztes. Wenn die Modernen die ihrige nie ganz erfüllen, so liegt dafür ihre Größe in der Unendlichkeit der Aufgabe, der sie nachstreben. Die Alten daher sind nie zu erreichen; wohl aber sind sie zu übertreffen. Das ungefähr waren die Ideen, durch deren Vermittelung Schiller sich seinen eigenen Platz im Kreise der Dichtung zu erobern, durch die er zugleich diesen Kreis vollständig auszumessen versuchte. Es waren Ideen, die mit Naturnothwendigkeit sich aus dem ganzen Organismus seines Denkens entwickelt hatten. Man erkennt die rohe Skizze derselben bereits in der Anmerkung, die er vor mehr als zwei Jahren zu dem Humboldt'schen Aufsatz „über die Griechen“ gemacht hatte, einer Anmerkung, welche gleichfalls das Schema eines Zerfallens und einer höheren Wiederherstellung der Form hellenischer Bildung aufstellt.[1]) Wie aber damals Humboldt Schiller'n den Anlaß zu dergleichen hingeworfenen Winken, so gaben jetzt die Schiller'schen Ideen jenem den Anstoß, auf seine Ansichten über die Griechen zurückzukommen und sie von neuen Gesichtspunkten aus zu revidiren. Zunächst zum Behufe einer vollständigeren Charakteristik Schiller's. Die Griechen, — so verständigte er sich nun mit diesem und über diesen — die Griechen besaßen die wunderbare Fähigkeit, die äußere Natur ganz und rein auf sich einwirken zu lassen und doch zugleich in derselben Weise vermöge ihrer Selbstthätigkeit auf sie wieder zurückzuwirken. Aus diesem Gleichgewicht zwischen dem anschauenden und dem pro-

---

1) Humboldt an Wolf, G. W. V. S. 38.

ductiven Vermögen, zwischen Wahrheit und Dichtung entsprang jene Klarheit, jene Ruhe und jener edle Anstand, die in allem echt Griechischen vorwalten. Aber es entsprang daraus auch eine gewisse Dürftigkeit. Es fehlt den Griechen an dem fruchtbaren Geistesgehalt, in dem Mannigfaltigkeit sich mit Tiefe gattet. Ihre Charaktere thun mehr in Gruppen, als einzeln betrachtet, Wirkung. Ihre Poesie, indem sie stets auf die Darstellung Einer Empfindung, Eines Bildes ausgeht, ist in einem noch ganz anderen als dem gewöhnlichen Verstande sinnlich. Dagegen die Neueren! In ihnen allen ist nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anschauen: die Selbstthätigkeit ist im Uebergewicht gegen die Empfänglichkeit. Daher denn der größere Gehalt der modernen Dichter, bei den Deutschen insbesondere die sentimentale und intellectuelle Tiefe. Hier nun ist auch der Ort, auf welchem Schiller steht. Gerade seine Producte tragen vorzugsweise das Gepräge der Selbstthätigkeit: er ist insofern das directe Gegentheil der Griechen und der „Modernste der Modernen." Wiederum jedoch ist der allgemeine Charakter der Modernen in ihm am reinsten, von allem Zufälligen am meisten gesondert: aus seinen Producten mehr als aus irgend anderen spricht die Nothwendigkeit der Form, und er steht insofern unter allen Modernen den Griechen dennoch am nächsten.

Sofort nun zwar wird hinzugefügt, wie modernisirt doch auch dieser Sinn für die reine Kunstform bei Schiller sei; denn sie sei bei ihm ganz aus der Vernunft geschöpft, während die Griechen sie aus dem Anblick der äußeren Natur entnommen hätten. Allein auch so noch ist offenbar dies Bild von Schiller's Dichtercharakter allzu sehr geschmeichelt; es entspricht mehr dem Ideale, welches demselben unabläßsig vorschwebte, als der Wirklichkeit. Zum Idealisiren ohnehin geneigt, ist Humboldt in diesem Falle ein zwiefach bestochener Richter, — bestochen durch seine Liebe zu Schiller, und bestochen durch seinen Enthusiasmus für die Alten. Der Dichter, dessen Werke er in tiefster Seele nachempfindet, muß vortrefflich, und das Vortreffliche muß dem griechischen Alterthum verwandt sein. Es ist zwar gewiß, daß die Schiller'sche Dichtung je länger je mehr dem klassischen Typus zustrebte; kam dem Dichter doch eben jetzt der Gedanke, Griechisch zu lernen, sprach er doch eben jetzt den Entschluß aus, sich ganz und ausschließlich „mit der ruhigen Vernunft und der schönen Natur der

Alten zu umgeben." Allein nicht minder gewiß ist es, einmal, daß die Richtung auf das Ideelle in Verbindung mit dem Streben nach Klassicität einen hohlen Formalismus zu begünstigen drohte, sodann, daß Göthe's realistische Dichtung viel mehr als die Schiller'sche der der Griechen blut- und wesensverwandt war. Auch scheint es, daß Humboldt in späterer Zeit hierin klarer sah und unparteiischer urtheilte. Was er in seiner „Vorerinnerung" über die Kraniche des Ibykus und das Siegesfest sagt, daß der Sinn des Alterthums, nur in einer höheren Geistigkeit ausgeprägt, in diesen Gedichten lebe, wird man im Allgemeinen nicht bestreiten wollen. Allein diese Einzelurtheile sind nur der Rest jenes ehemaligen überspannten Gesammturtheils über den Dichter, und dieses, offenbar, trug mehr die Spuren der Construction als der objectiven Wahrheit an der Stirn.

Wie es sich jedoch damit verhalte: an eben diesem Punkte vereinigte sich Humboldt's Interesse für die Aesthetik und die Schiller'sche Dichtung mit seinem Interesse für das griechische Alterthum. Die Zeit schien gekommen, wo die beiden Strömungen, die ihn in den letzten Jahren ergriffen hatten, die philosophisch-ästhetische und die philologische, in Einem Bette zusammenfließen würden.

In der That, nebeneinander waren beiderlei Bestrebungen fortwährend hergegangen. Es ist wahr, in den ersten Monaten des Jenenser Aufenthalts waren die Griechen zu kurz, und sie waren seit Schiller's Ankunft immer kürzer gekommen. Auch die Correspondenz mit Wolf war während des Winters in Jena gar nicht mehr das, was sie während des Winters in Burgörner gewesen war. Genug, wenn nur kein Tag sine Graecis verging, wenn nur einige Stunden der Lectüre der Tragiker oder dem Studium der Metrik verblieben. Schon die Wolf'schen Prolegomena indeß hatten dem philologischen Interesse einen neuen Aufschwung gegeben; er hatte sich auf Anlaß derselben ernstlich in die Homerische Frage vertieft und sich durch die Wolf'schen Argumente für überzeugt erklärt.[1]) Eine noch lebhaftere Anregung aber hatte ihm, wenige Wochen vor seiner Abreise von

---

1) Nr. XXII. der Briefe an Wolf. Es ist aber klar, daß dieser Brief nur aus grober Unachtsamkeit an die Stelle gesetzt werden konnte, die er in der Sammlung einnimmt. Er gehört zwischen Nr. XXVIII. und XXIX. und ist nicht vom 30. Januar 1794, sondern 1795.

Jena, ein Besuch Wolf's gegeben. Die alte Freundschaft und die alte Studiengemeinschaft war wieder lebendig geworden. Es war verabredet worden, daß Humboldt eine Recension der neuen Wolf'schen Ausgabe der Odyssee für die Literaturzeitung aufsetzen sollte, und diese Recension, wie sie bald darauf erschien,[1]) war so recht ein Denkmal ihres alten Verhältnisses geworden. Es war die Arbeit eines Philologen und es war die Arbeit eines Wolfianers. Sie pries die Wolf'sche Homerausgabe als das unübertreffliche Muster einer kritischen Textberichtigung. Sie brach eine Lanze für die kritische Methode Wolf's und gegen die Laxheit der Geistreichen und Aesthetischen unter den Philologen. Sie demonstrirte mit vielem Geschick, wie die Ergründung des Geistes des Alterthums unzertrennlich mit der Aufmerksamkeit auf so geringfügige Dinge wie Accentuation und Orthographie zusammenhänge, und wie nicht durch das Vorübergehn vor diesen Dingen, sondern durch den Gesichtspunkt aufs Ganze die geistvolle sich von der pedantischen Behandlung unterscheide. Aber verabredet hatte man auch, daß die philologische Correspondenz wieder in alter Weise aufgenommen werden solle. Mit den besten Vorsätzen überhaupt ging Humboldt nach Berlin. Außer daß nun endlich die Resultate über Pindar's Metrik gezogen werden sollten, lagen ihm einige Philologica am Herzen, die auf's Genaueste mit seinen ästhetischen Interessen zusammenhingen. Er wollte mit Wolf in kritische Verhandlungen über die Poetik des Aristoteles eintreten. Er wollte Voß' Luise besprechen, und die Luise führte ihn auf den Theokrit und die altsicilischen Mimen. Auch wurde Einiges, soweit die unglücklichen Verhältnisse in Tegel es gestatteten, realisirt. Die Metrik ward wirklich zu einem gewissen Abschluß gebracht.[2]) In die Lectüre kam wieder mehr Stätigkeit. Während er mit seiner Frau die Tragiker las, so studirte er für sich den Aristophanes, und es gelang ihm eine Uebersetzung des Anfangs der Lysistrata. Auf den Komiker sollten endlich die Redner folgen: — immer mehr näherte er sich dem Ziele, das er sich von Hause aus gesetzt hatte, den Kreis der griechischen Klassiker vollständig zu durchmessen.

---

1) Literaturztg. 1795 Nr. 167. G. W. I. 262 ff.

2) Ich schließe dies aus der Erwähnung eines H.'schen Aufsatzes über den Trimeter, in dem Schiller-Göthe'schen Briefw. V. 327 u. 332.

Damit nun würde er wahrscheinlich auf jenes ursprüngliche Project einer Charakteristik des griechischen Geistes zurückgeleitet worden sein, auch wenn der Briefwechsel mit Schiller ihn nicht in noch bestimmterer Weise dazu angeregt hätte. Denn stets hatte er dasselbe im Auge behalten. Auch Körner beschäftigte sich in seiner dilettantischen Art mit den Alten. Seit dem Dresdner Zusammentreffen war zwischen ihm und Humboldt oft diese gemeinschaftliche Liebhaberei neben und in Zusammenhang mit den ästhetischen Dingen brieflich berührt worden. Auch Körner liebte es, literarische Pläne zu machen, deren Ausführung dann an seiner Unproductivität scheiterte. Bald nach dem Rendezvous in Weißenfels war zwischen den Freunden über ein Project verhandelt worden, ganz wie es Humboldt ehemals unter dem Titel „Hellas" sich vorgestellt hatte, — ein periodisches Werk über griechische Literatur und Kunst, welches neben den Horen, aber in gleichem Geiste mit diesen erscheinen sollte. Es kam dazu, daß Humboldt, je länger er im philologischen Gebiete arbeitete, desto mehr in der Ueberzeugung sich bestärkte, mit der er dasselbe betreten hatte, daß ihm zum eigentlichen Philologen nur allzuviel fehle. Er verglich sich in der philosophischen Schriftstellerei mit Schiller: das Ergebniß war Beschämung und Entmuthigung. Er verglich sich in der Philologie mit Wolf: das Ergebniß war dasselbe. Er bewunderte das philosophisch-kritische Genie des Verfassers der Prolegomena wie er das poetisch-philosophische Genie des Dichters der Schatten und der Elegie bewunderte. Er fand, daß er von jenem so fern sei wie von diesem. An der mit Wolf verabredeten kritischen Perlustration der Aristotelischen Poetik glaubte er so recht die Erfahrung gemacht zu haben, daß er zum Kritiker verdorben sei. „Ich bewundere," schrieb er nach der Lectüre eines Wolf'schen Heftes über die Poetik, „Ihre Belesenheit, Ihren Scharfsinn, aber noch mehr beinahe das glückliche Talent, bei der Belesenheit immer zugleich die bloßen Facta in ihrer treusten Nacktheit, und die Resultate, die sich daraus ziehen lassen, in ihrer ganzen Allgemeinheit vor Augen zu haben — die nothwendigste Eigenschaft des Alterthumsforschers und deren Mangel mich so entsetzlich zurücksetzt." Nur Eins daher schien ihm übrig zu bleiben. Er konnte, ohne weder mit Wolf noch mit Schiller zu rivalisiren, zwischen Beide in die Mitte zu treten. Er konnte seine philologischen Studien für die Aesthetik, seine ästhetischen An-

sichten für die Alterthumswissenschaft fruchtbar machen. Wie, wenn er nun endlich ernsthaft die Summe seiner griechischen Lectüre zog? Wie, wenn er die Griechen nach den Gesichtspunkten zu charakterisiren versuchte, die ihm durch Schiller klar geworden waren? Wie, wenn er die neue ästhetische Theorie an den Griechen zu erproben und zu erläutern unternahm? Wäre das nicht eine Arbeit, der seine Schultern gewachsen sein dürften, und vereinigten sich in solcher Arbeit nicht seine philosophischen, philologischen, ja selbst seine naturhistorischen Bemühungen? Jener Brief, in welchem er Schiller'n seine poetische Gewissensfrage beantwortete, gab den Ausschlag. Er wollte, wie er an Wolf schrieb, eine „Schilderung der griechischen Individualität in ihren verschiedenen Perioden" oder zunächst, wie er an Schiller schrieb, „ein Bild des griechischen Dichtergeistes" und zwar „in wenigen charakteristischen Zügen und mit einigen hervorstechenden Beispielen" entwerfen. So gefaßt, war es ein vortrefflicher Plan. Auch fand derselbe Schiller's volle Billigung, und sein aufmunterndes Wort wirkte mächtig auf Humboldt. Eine Zeitlang war er ganz in der Idee dieser Arbeit. Nur zu bald indeß bestätigte sich seine eigene Besorgniß, daß Muth- und Entschlußlosigkeit die Ausführung hindern werde. Wäre er jetzt in Jena gewesen, wahrscheinlich, daß Schiller's Beispiel ihn muthig und entschlossen gestimmt hätte. So jedoch ward die Tegler Arbeitsmuße alsbald durch die Zerstreuungen und Beschäftigungen in der Hauptstadt unterbrochen, und diese Ungunst der Verhältnisse steigerte die Schwierigkeiten, die aus Humboldt's Individualität sich der Arbeit entgegenstellten und die in der That unbesiegbar waren. Die Wahrheit ist, daß seine Schultern dennoch auch dieser Arbeit nicht gewachsen waren. Es war ihm unmöglich, zwischen dem Ganzen und dem Einzelnen in's Gleichgewicht zu kommen. Jetzt verlor sich sein Blick in den Weiten des Horizonts, jetzt haftete er wieder an dem Kleinsten und Nächsten. Zwischen der Tendenz auf Tiefe und erschöpfende Ausbreitung und der Tendenz auf mikrologische und pedantische Behandlung des Einzelnen ward er beständig hin- und hergeworfen. Es war eine weise Beschränkung, wenn er vorerst, statt der Charakteristik des griechischen Geistes überhaupt, nur den griechischen Dichtergeist schildern wollte. Nun aber gedachte er, wie es ihm mit jenem Aufsatz über den Geschlechtsunterschied gegangen war. Weil er gleich das Ganze und

Alles mit einmal hatte sagen wollen, war er dunkel und abstract geworden. Es sollte also diesmal der umgekehrte Weg eingeschlagen werden. Wenn zuerst nur eine Charakteristik der lyrischen Poesie der Griechen gelänge! Und auch diese wird nicht sogleich im Ganzen und ganz mit Einem Male sich darstellen lassen. Er zieht den Kreis daher abermals enger: mit einer Charakteristik des Pindar, des Pindar, in den er weitaus am besten eingelesen ist, soll der Anfang gemacht werden. Aber je enger er sich zusammenzieht, desto weitaussehender wird das Ganze. Es kann nicht fehlen, daß er dies selbst fühle. Schon stellen sich alle die Bedenken ein, die alles Produciren vereiteln müssen. Ist diese Pindarcharakteristik nicht zu speciell für das Ganze? Oder soll er alles Uebrige fallen lassen? Soll er eben nur den Pindar, etwa mit Einwebung seiner besten Stellen in einer Uebersetzung, verfolgen? So schwankte er, und schwankte von da wieder zu der Idee, die Charaktere, welche die alten Dichter darstellen, mit denen der modernen Dichter zu vergleichen, — bis die ersten Monate des Berliner Aufenthalts allem Schwanken und dem ganzen Projecte ein Ende machten.

Noch war die Zeit nicht gekommen, noch das Object nicht gefunden, wo Philosophie und Philologie für Humboldt sich wirklich hätten durchdringen können. Wieder war in Berlin die Letztere in's Hintertreffen gekommen, wenn er auch mit seiner Frau Pindar und Euripides las, wenn ihm auch die Correctur der Wolf'schen Briefe an Heyne, sowie vorher schon der Streit Wolf's mit Herder, die Homerdebatten auf's Neue nahe brachte. Von dem Pindarischen Detail daher ward er wieder ganz in's Weite, ja in's Unabsehbare geworfen. Durch einen salto mortale sprang er von den ältesten zu den neusten Zeiten, von Griechen und Römern zu Franzosen und Engländern, von philologischen Specialitäten zu philosophischen Allgemeinheiten über. Ein „sehr mittelmäßiges Buch über den Geist des achtzehnten Jahrhunderts" hatte ihm den lange gehegten Gedanken einer Charakteristik der Gegenwart von Neuem empfohlen. Er war diesem Gedanken nachgegangen und suchte sich die Erfordernisse, die Schwierigkeiten und den Plan einer solchen Charakteristik klar zu machen. Dies Allgemeine und Vorläufige sofort fesselte ihn. Er fing an, eine Schrift „über die philosophische Schilderung und Würdigung des Charakters eines bestimmten Zeitalters" auszuarbeiten. Es sollte eine Einleitung zu einer Charakteristik des

Jahrhunderts sein: es war in der That nur so etwas, wie es vor aller Einleitung im Kopfe des Schriftstellers vorhanden sein mag. Humboldt selbst, so gewiß er die Einleitung schon im nächsten Jahre erscheinen lassen wollte, ließ es dahingestellt, ob er je zur Ausführung der Hauptschrift kommen werde. Man darf unbedenklich versichern, daß ein Autor, welcher das Zeug dazu hätte, das achtzehnte Jahrhundert zu charakterisiren, sich nimmermehr bei der philosophischen Charakteristik dieser Charakteristik aufhalten würde. Ebenso, daß derjenige, der aus der Idee eines solchen Buches ein eignes Buch macht, schwerlich der Mann ist, jenes Buch selbst zu Stande zu bringen. In der Sache selbst lag für diesmal das Schicksal des neuen literarischen Planes. Das Werk, welches jetzt entstehen sollte, war schon im Titel und der Idee eben das, was alle die Werke und Aufsätze Humboldt's in dieser Periode waren, — kein Buch, sondern die Conception eines Buches, keine Ausführung, sondern die Rüstung zu einer Ausführung, eine schriftstellerische Velleität, eine Blüthe, die nicht Frucht ansetzen konnte. Darin gerade lag der Reiz, den Humboldt an dieser Arbeit fand, und darum gerade schrieb er sich eine gute Strecke in dieselbe hinein; eben darum andrerseits blieb zuletzt die Einleitung so gut wie die Hauptschrift ungeschrieben. Gleichviel indeß. Es war dem Inhalt nach eine Idee, welche nicht blos mit seinen Studien, sondern mit den tiefsten Interessen seines Geistes und Wesens zusammenhing. Es war darauf abgesehn, den Klassicismus des Alterthums und die neue deutsche klassische Literatur in Beziehung zu bringen, die Modernen mittelst einer durchgeführten Parallele mit den Alten zu schildern. Vielmehr, auf noch Größeres war es abgesehen. Humboldt stieg mit der Idee dieser Schrift bis zu dem untersten Grunde aller seiner Ideen, bis zu dem Punkte hinab, in welchem alle seine Strebungen und die ganze Welt seiner Vorstellungen sich individuell zusammenknüpften. Sich selbst zu bilden, zum Menschen im höchsten Sinne des Wortes zu bilden, war die Tendenz, aus der heraus er lebte. Mit dieser Tendenz in ihrer abstractesten Fassung fiel der neue literarische Plan zusammen, so gut wie auf diese Tendenz sich das Alterthumsstudium und die ästhetisch-philosophischen Studien bezogen hatten. Schiller'n setzte er diesen Gesichtspunkt auseinander. „Wenn man sich," schreibt er an diesen, „einen Menschen denkt, der blos seiner Bildung lebt,

so muß sich seine intellectuelle Thätigkeit am Ende ganz darauf reduciren, a priori das Ideal der Menschheit, a posteriori das Bild der wirklichen Menschheit, beide recht rein und vollständig aufzufinden, mit einander zu vergleichen, und aus der Vergleichung praktische Vorschriften und Maximen zu ziehen." Auf dieses Bild der Menschheit hatte er sein Auge gerichtet, als er sich in das Leben des Alterthums vertiefte. An jenes Ideal der Menschheit hatte er Kant seine Philosophie, Schiller seine Aesthetik anknüpfen sehen, hatte er selbst seine Betrachtungen über die moralische und ästhetische Bedeutung des Geschlechtsunterschieds angeknüpft. Es kam ihm jetzt darauf an, jenes Bild und dieses Ideal zusammenzugreifen und in flüssigen Zusammenhang zu bringen, und für Beides eine breitere historische Basis zu gewinnen. Es war ihm, im Interesse der eigenen humanistischen Bildung, um eine Geschichte des menschlichen Geistes oder, wenn man lieber will, um eine Philosophie der Geschichte zu thun. Vollkommen klar war er sich über den Sinn und Zweck, der ihn zum Aufsuchen dieses Bildes der Menschheit hintrieb. Dasselbe sollte in lebendigen Bezug zu dem eigenen Sein und Leben gesetzt werden. „Es giebt," so äußerte er sich bei dieser Gelegenheit, „ein doppeltes Leben für den Menschen, eines in bloßer und der höchsten Thätigkeit, mit der er strebt, etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was theils ihn selbst überleben, theils schon dadurch, daß es eine Zeitlang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in blos ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt, glücklich und schuldlos zu sein. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung. Nur Eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal und doch so häufig, diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, blos Arbeit giebt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Mich selbst prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft." Keinesweges klar dagegen war er sich über die Werkzeuge und Handhaben, um dem Historischen beizukommen und ihm dasjenige abzugewinnen, was er sich selbst daraus assimiliren könnte. Sein Bild der menschlichen Natur war zu breit und gründlich angelegt, als daß er so leicht denjenigen Durchschnitt der Menschen-

geschichte hätte ausfinden können, durch den sie sich ihm übersichtlich präsentirt hätte. Erst viel später entdeckte er den für sein Auge passenden Gesichtswinkel für die philosophisch-historische Betrachtung der Menschheit, das „Vehikel,“ wie er alsdann sich ausdrückte, „alle Tiefen und alle Höhen der Menschheit zu durchfahren.“ Und abermals also riß für jetzt der so eifrig angeknüpfte Faden seiner Arbeit.[1]) Mit leeren Händen beinah kehrte er im Herbst zu seinen Freunden zurück. Das Einzige, was er mitbrachte, war, außer den Arbeiten über Metrik, ein angefangenes Manuscript und das Fragment einer Aristophanesübersetzung. Das Einzige, was er inzwischen veröffentlicht hatte, war eine alte, von Gentz für seine Monatsschrift ihm abgedrungene Uebersetzung einer Pindarischen Ode, und so ganz unschriftstellerisch war der Mann, daß er weit mehr bereute, daß er sich dies hatte entwinden lassen, als daß er mit allen übrigen Arbeiten war stecken geblieben.[2])

Zum 1. November 1796 war es, daß Humboldt über Halle, wo er den philologischen Freund besucht hatte, nach Jena zu den poetischen Freunden zurückkehrte. Nur gerade sechs Monate dauerte dieser zweite Jenenser Aufenthalt. Die Stunden des glücklichsten und fruchtbarsten Zusammenlebens und Zusammensprechens mit Schiller erneuerten sich.[3]) Die Trennung hatte eher dazu gedient, die Innigkeit ihres persönlichen Verhältnisses zu steigern. Die Arbeiten beider Freunde dagegen lagen jetzt etwas weiter auseinander.

---

1) Brief an Schiller vom 2. Februar 1796; an Wolf vom 11. Juni und 16. Juli d. J. Auch beziehe ich auf die „Einleitung zu einer Charakteristik des 18. Jahrhunderts“ die Stelle in Körner's Brief an Schiller vom 25. Juni 1797 (IV. S. 36. 37.) und vom 25. August d. J. (ebendaselbst S. 49.)

2) An Schiller vom 13. November 1795; an Wolf vom 26. November 1795 und vom 5. Januar 1796. Die Uebersetzung der vierten pythischen Ode im Decemberheft der Monatsschrift, jetzt in den G. W. II. 297. ff. Nur das directeste und unwiderleglichste äußere Zeugniß dagegen würde uns bestimmen können, die Recension des Schiller'schen Musenalmanachs vom Jahre 1796 (A. L.-Z. 1796 No. 167) für eine Arbeit von Humboldt gelten zu lassen. Bis dahin halten wir an der Ueberzeugung, daß der Recensent des Woldemar und der Wolf'schen Odyssee am allerwenigsten in einer Schiller betreffenden Angelegenheit im Stande war, seinen Ton zu so vulgärem Recensententon herabzustimmen.

3) Aus dieser Zeit ist die Schilderung von Burgsdorf in dessen Brief an Rahel; Varnhagen, Gallerie von Bildnissen I. 113 ff.

Die Horen standen schon nicht mehr im Vordergrunde des Interesses. Die Wärme dafür hatte sich bei Schiller zugleich mit dem Eifer für die Philosophie abgekühlt. Nichts sollte ihn mehr in freier, selbstbestimmter Thätigkeit stören, nichts ihn mehr von ausschließlicher Beschäftigung mit der Poesie abziehn. Er brütete über seinem Wallenstein, und so riesenhaft die Arbeit war, diese Welt zu bewältigen und zu formen, so gewiß konnte er sie nur allein, im einsamen Vernehmen mit seinem Genius vollbringen. Erst wenn sie vollbracht wäre, wollte er das gelungene Ganze den Freunden mittheilen, und noch war nichts zur Vollendung gediehen. Auf der anderen Seite war eben dadurch, nicht minder durch sein geschichtsphilosophisches Project, endlich durch die neue Berührung mit Wolf Humboldt mehr auf die Griechen zurückgeführt worden. Nach manchem Hin und Her hatte ihn die Uebersetzerlust ergriffen. Auch er dichtete diesmal, statt zu philosophiren. Er dichtete dem Pindar und dem Aeschylus nach; unter der Hand rückte er von Scene zu Scene im Agamemnon vor. Auch das nun, freilich, gab hinreichenden Stoff zu Debatten zwischen ihm und Schiller: nur war es seltsam, daß Humboldt diesem den Rath gab, den Wallenstein in Prosa zu schreiben, und daß dieser der Agamemnonübersetzung gar keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Dem gegenüber steigerte sich jetzt ein anderes Verhältniß. Durch Schiller, und zwar zunächst durch die Horenangelegenheit, war Humboldt schon bei seiner ersten Anwesenheit in Jena mit Göthe in eine nähere Berührung gekommen. Er wie Körner gehörte unzertrennlich zu Schiller und hatte ein Recht, zu ihm zu gehören. Indem Göthe sich seit dem Herbst 1794 diesem vertraulich näherte, fielen ihm die beiden kritischen Freunde desselben wie von selbst mit zu. Mit Humboldt zumal, dem Anwesenden, sah er sich alsbald in derselben Weise in ein Verhältniß zweiter Hand gesetzt, wie Schiller zu Göthe's Freund und Gesinnungsgenossen, dem kunstverständigen Meyer. Die Einrichtung eines kritischen Tribunals bei der Horenredaction gab den äußeren Anlaß, daß Humboldt sein Urtheil auch über die Göthe'schen Arbeiten vernehmen ließ. Er erwarb ein noch größeres Recht dazu durch seine nicht erst von gestern datirende Bewunderung des Göthe-schen Genius, durch die Uebereinstimmung, in der er sich in Grundsätzen und Empfindungsweise mit dem Dichterpaare befand. Am

Wilhelm Meister zuerst wurde diese Uebereinstimmung erprobt. Das Urtheil Schiller's über den stückweise übersandten Roman war fast immer von Humboldt's Votum begleitet und unterstützt; beide Urtheile wurden in der Regel ausdrücklich von Göthe eingefordert. Besuche von Weimar nach Jena und von Jena nach Weimar beförderten die Verständigung und knüpften zugleich ein freundschaftliches persönliches Band. Durch Humboldt ward das Verhältniß zwischen Göthe und Wolf gestiftet. Ein weiteres Mittelglied bildete Humboldt's Bruder und das Interesse, welches beide Brüder den naturhistorischen und zwar zunächst den osteologischen Betrachtungen Göthe's schenken mochten. Der Idealismus, in welchem sich Humboldt und Schiller so durchaus begegneten, war jetzt kein Hinderniß mehr der Verständigung. Das universelle Interesse für alles Menschliche, die weiche und hingebende Empfänglichkeit, die Vielseitigkeit von Humboldt's Wesen und sein weitausgreifendes Wissen — dies Alles wiederum gab seinem Verhältniß zu Göthe einen desto breiteren Boden. Ueberall und in jeder Beziehung war Humboldt recht eigentlich der dritte Mann zu den beiden, halb Vermittler, halb Theilnehmer jener unvergleichlichen Freundschaft, welche zusammen mit den Meisterwerken der Dichtung eine Ehre der deutschen Literatur geworden und „den deutschen Namen verherrlicht hat."

Und schon, als Humboldt nach Jena zurückkehrte, hatte sich diese Dichterfreundschaft in der auffälligsten und wunderlichsten Weise der Welt fühlbar gemacht. Als eng verbundene Kampfgenossen, in gleicher Rüstung, ununterscheidbar, hatten sie eine Wolke von Pfeilen unter das literarische Publicum geschickt. Uebermüthig und kampflustig, wie Jugend ist, hatte sie ihre junge Freundschaft gemacht. Sie hatten ihre gemeinsamen ästhetischen, sittlichen und wissenschaftlichen Ueberzeugungen zu spitzen Epigrammen, zu poetisch-polemischen Sentenzen ausgemünzt und sie als Gastgeschenke unter die Menge gestreut. Den Chorizonten zum Trotz hatten sie in den Xenien sich so eng „in einander verschränkt," daß selbst der verbündete Scharf- und Spürsinn Humboldt's und Wolf's bei dem Sonderungsversuche fehlschoß. Höchlich erbaut, wie Humboldt von den Xenien war, konnte er den Freunden bereits berichten, welchen Lärm die unerbetenen Geschenke draußen in der Welt gestiftet und wie gut es mit der Absicht gelungen sei, „Furcht und Hoffnung

unter den Autoren zu verbreiten." Er sollte bald eine reifere und köstlichere Frucht der Verbindung Göthe's mit Schiller entstehen sehen. Göthe war jetzt der Productivere. Seine Schöpfungskraft schien neue Nahrung aus der Berührung mit einem von dem seinigen so verschiedenen geistigen Leben geschöpft zu haben. Sich und den Genossen ermunterte er zur rüstigsten und edelsten Thätigkeit. „Denn nach dem tollen Wagstück mit den Xenien," schrieb er an diesen, „müssen wir uns blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere Proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln." Nicht wenig trug zu solcher Freudigkeit die beifällige und verstehende Theilnahme der beiden Männer bei, die ihm Schiller's Freundschaft mitbescheert hatte. Von Körner's zustimmenden Urtheilen wurde er beständig durch diesen unterrichtet. Humboldt sprach seinen Beifall unmittelbarer gegen ihn selbst aus. Er hatte seinem Entzücken über die liebliche Idylle Alexis und Dora, im letzten Schiller'schen Musenalmanach, in einem eigenen Briefe an Göthe Worte gegeben. Er suchte jetzt, bald nach seiner Ankunft in Jena, bei Gelegenheit einer Reise nach Erfurt, Göthe persönlich in Weimar auf. Körner's ausführliche Beurtheilung des nunmehr vollendeten Wilhelm Meister war diesem inzwischen von Schiller mitgetheilt worden. Sofort wurde sie für Humboldt zum Anlaß, auch seine, von der Körner'schen in einigen wesentlichen Stücken abweichende Auffassung des Romans dem Dichter in brieflicher Ausführung darzulegen. Göthe war ganz Freude und Dankbarkeit. Wiederholt sprach er es gegen Schiller aus, wie „tröstlich und erquicklich" es ihm sei, solche „theilnehmende Freunde und Nachbarn" zu haben, denen man in „Neigung und Einsicht" so rein und nahe sich verbunden fühle. Aus dieser Stimmung nun sollte das Beste erwachsen, was wir den späteren Jahren des Dichters verdanken. Schon waren die drei ersten Gesänge jenes unvergleichlichen Gedichts niedergeschrieben, dessen Schönheit die Anmuth von Vossen's Luise weit in den Schatten stellen sollte. Humboldt und Schiller waren die Ersten, deren Bemerkungen der Dichter über diesen Anfang von Hermann und Dorothea sich erbat. Und nun, gegen den Ausgang des Winters, siedelte Göthe sich förmlich nach Jena über. Es war mehr Bewegung und Leben in dem

kritische Zergliederung gegeben, wie sie Körner und Humboldt gemeint, wie Beide sie in ihren Briefen über einzelne Stücke Schiller's und Göthe's wirklich zu geben gewohnt gewesen waren. Hier wurden Züge jener Vergleichung zwischen den Alten und Modernen ausgeführt, welche in der „Charakteristik des griechischen Dichtergeistes“ zu einem Bilde hatten vollendet werden sollen. Nur ein Segment war dies Werk von der beabsichtigten Charakteristik des Jahrhunderts, und es war voll von den Ideen, die zu einer vergleichenden Anthropologie zu verarbeiten Humboldt den Einfall gehabt hatte. Alle seine literarischen Pläne hatten endlich in diesem Werke eine Form: mehr als das, es hatte alles dasjenige darin einen Ausdruck gefunden, was in letzter Instanz jenen Plänen zu Grunde lag. In dem Brief, worin er Schiller'n die Idee und Tendenz seiner geschichtsphilosophischen Einleitungsschrift auseinandersetzte, hatte er sich weitläuftig über seine dermaligen höchsten Gesichtspunkte ausgelassen: es sind dieselben Gesichtspunkte, aus denen er in der Einleitung zu der gegenwärtigen Schrift, die Haltung derselben motivirt. Der „ästhetische Versuch“ über Hermann und Dorothea giebt uns eine Anschauung Humboldt's nach seinem Hindurchgehn durch die Schule der Alten und durch die Schule des Schiller-Göthe'schen Aestheticismus, wie uns der politische Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit den Verfasser vor diesem Hindurchgehn kennen lehrte. Beide Schriften beschließen und ziehen eben damit die Summe je einer Epoche der Humboldt'schen Bildung. Die neue wie jene ältere Schrift ist interessant durch ihre wissenschaftlichen Resultate: interessanter durch den Einblick, den sie in die Individualität, in das Gedanken- und Empfindungssystem ihres Urhebers gewährt.

„Von welchem Gegenstand man immer reden mag,“ so heißt es in der Einleitung unserer Schrift, „so kann man ihn auf den Menschen, und zwar auf das Ganze seiner intellectuellen und moralischen Organisation beziehen.“ Eben darauf nun richtet sich auch die Besprechung des Göthe'schen Gedichts. Der Standpunkt derselben ist der humanistische, oder näher der anthropologisch-pädagogische und geschichtsphilosophische. Ihren Mittelpunkt bildet „die Bildung des Menschen,“ des Einzelnen, wie des Geschlechts. Das Gebäude, zu dem sie einen Stein tragen will, ist die Ergründung dessen, was in dem Brief an Schiller „das Bild der Menschheit“ hieß, ist, wie

es jetzt ausgedrückt wird, „die Charakteristik des menschlichen Gemüths in seinen möglichen Anlagen und in den wirklichen Verschiedenheiten, welche die Erfahrung aufzeigt." Aus dem, was im Wesentlichen die Transscendentalphilosophie und aus dem, was im Wesentlichen die Geschichte leistet, fügt sich für Humboldt die Idee einer Wissenschaft der Wissenschaften zusammen: die Wissenschaft der „philosophisch-empirischen Menschenkenntniß," als deren praktischer Ausläufer sich sofort eine „philosophische Theorie der Menschenbildung" darstellen würde. Dies, der vorgestellte Ausdruck von Humboldt's eignem Wesen und Streben, wäre die eigentlich Humboldt'sche Wissenschaft gewesen. Die Schwierigkeit, und wir dürfen hinzufügen die Unbestimmtheit derselben hat es ihm unmöglich gemacht, sie selbst aufzustellen. Aber im Miniaturbilde und auf bestimmt beschränktem Raume führte er sie später in seiner Sprachphilosophie aus. Auf ihr als auf einer imaginären Grundlage ruhte für jetzt dieser „ästhetische Versuch." In seinem eigenen Leben und in seinem Innern hatte sie gewissermaaßen Existenz. Hier war das individuelle und unsichtbare Centrum, von dem aus, in Ermangelung einer solchen Wissenschaft, die Schrift über Hermann und Dorothea Licht und Einheit empfing. Es war so, wie er an Wolf schrieb, er habe die Idee dieser Schrift „an alle Theile seines Gedankensystems gehalten, und sie nirgends in Disharmonie gefunden."

Nur ein Zweig nun aber jener Wissenschaft, jenes großen Desideratum, um mit Bacon zu reden, auf dem Globus intellectualis, ward von Humboldt jetzt vorgewiesen. Nur die zuletzt am stärksten in ihm selbst ausgebildete Seite drängte sich, zur Darstellung reif geworden, hervor. Es galt der Aesthetik. Seine nähere schriftstellerische Absicht war, „das Wesen der Kunst in ihren ersten Gründen aufzusuchen" und „bis auf die höchsten Principien der Elementar-Aesthetik zurückzugehn." Er wollte „den gesammten Vorrath seiner Ideen" über die Aesthetik „zu einem soviel möglich in sich selbst vollendeten Ganzen systematisch ordnen." Nur daß ihm freilich auch hier ein Größeres vorschwebte, als was er selbst geleistet zu haben sich bewußt war. Ein engeres Desideratum ist ihm eine „vollständig durchgearbeitete Aesthetik,[1]) die mit den Ansprüchen eines

1) G. W. IV. 147. 268 — 269.

echten Kunstsinns zusammenstimmte." Eine Aesthetik also — zu diesem Einfalle wird man geneigt sein — wie wir sie seit den Hegel'schen Vorlesungen wirklich zu besitzen meinen. Aber schwerlich, daß Humboldt diese als die Realisirung seines Wunsches würde anerkannt haben. Von Neuem stoßen wir hier auf die Kluft, welche die nachkantische Philosophie von der Humboldt'schen Vorstellungsweise trennt. Die Letztere steht auf demselben Boden mit der Denkweise und der Dichtung der Schiller und Göthe: die Erstere schwebt über diesem Boden in der Luft. Auch in der gegenwärtigen Schrift wieder, wie in dem Aufsatz über den Geschlechtsunterschied taucht die Idee auf, daß im Grunde der Geist der Natur und der Geist der Menschheit nur Einer und derselbe sei,[1]) und dem Göthe'schen Dichten ist diesmal ausgesprochenermaaßen dieses „große Ideal" abgeschaut; denn auf die Darstellung dieses Ideals und seiner Formen sei mit aller Kraft jenes Dichten hingerichtet. Aus derselben Quelle nun floß die Vorstellung, welche die Systeme Schelling's und Hegel's beherrscht. Der Sache nach spielt Humboldt die Vermittlerrolle zwischen unseren klassischen Dichtern und unserer nachklassischen Metaphysik. Anerkannter freilich steht Schiller in dieser Rolle da, und nur Er, in der That, beeinflußte factisch die Entwickelung unserer Philosophie. Es ist eine merkwürdige Stelle in den Hegel'schen Vorlesungen über Aesthetik, worin das Geständniß dieser Abhängigkeit gemacht wird. Die Einheit des Geistigen und Natürlichen — heißt es an dieser Stelle —,[2]) welche Schiller als Princip und Wesen der Kunst wissenschaftlich erfaßt und durch Kunst und ästhetische Bildung in's wirkliche Leben zu rufen unablässig bemüht gewesen, sei durch Schelling sodann als Idee selbst zum Princip der Erkenntniß und des Daseins gemacht worden. Das Geständniß dieser Abhängigkeit ist nicht merkwürdiger als der bestimmte Ausdruck der Differenz. Dieselbe Differenz aber scheidet Humboldt von den beiden Häuptern der Speculation. Er nämlich hütete sich wohl, jenes große Ideal, dessen Formen er von den Dichtern ausprägen sah, zur „Idee" dieses Ideals zu verflüchtigen oder zum metaphysischen Begriff des Absoluten in's Leere zu zeichnen. Es hatte Wirklichkeit für ihn in der schöpferischen Kraft

1) A. a. O. S. 140.

2) Werke, Bd. X. Abth. I. S. 80. zweiter Aufl.

und in den Schöpfungen des Dichters. Es lebte ihm als Princip der Wahrheit in dem lebendigen Menschen. Hier ebendeshalb geht auch die Hegel'sche Aesthetik andere Wege, als diejenige, deren Ausbau Humboldt desiderirte. Jene leitete nunmehr rückwärts den Begriff des Schönen aus dem zum metaphysischen Begriff sublimirten Wesen, aus der zur „Idee" erhobenen Energie der Kunst und des künstlerischen Menschen ab. Dagegen, umgekehrt, Humboldt glaubte der Natur des Schönen nur beikommen zu können, wenn er sich fest auf den sicheren Boden des menschlichen Wesens stellte. Wenn er das, was er selbst jetzt leistete, doch nur als ein „Fragment" einer erst zu hoffenden Aesthetik bezeichnete, so war es, weil die Aesthetik, welche er meinte, ein festgefugtes Glied jener höchsten Wissenschaft der „philosophisch-empirischen Menschenkenntniß" sein mußte. Das Eine, was er von ihr verlangte, hat in ihrer Weise die Hegel'sche Aesthetik geleistet. Er verlangte, daß sie, was die Dichtkunst anbetrifft, „ebensowohl die verschiedenen Dichternaturen als die verschiedenen Dichtungsarten darstellen und würdigen" solle. Aber er verlangte zweitens — und wo ist in der „absoluten" Metaphysik, wir sagen nicht die Worte, aber der Sinn für diese Dinge? — er verlangte, daß sie die Kunst „immer auf den Menschen und sein inneres Wesen beziehen" und sie ebendamit „mit der moralischen Bildung in nähere Verbindung setzen" müsse. Nur den Menschen hat, nach Humboldt, alle Philosophie zum Endzweck. Nur den Menschen auch die Aesthetik. Hier ist daher auch der Coincidenzpunkt von Aesthetik und Moral. Nur für denjenigen ist jene, „der durch die Werke der Kunst seinen Geschmack, und durch einen freien und geläuterten Geschmack seinen Charakter zu bilden wünscht." Und niemals, so fügt er, umgeben von den Zuständen des revolutionirten Frankreich, und im Sinne der von Schiller geforderten „ästhetischen Erziehung" hinzu — niemals war es nöthiger, „die inneren Formen des Charakters zu bilden und zu befestigen, als jetzt, wo die äußeren der Umstände und der Gewohnheit mit so furchtbarer Gewalt einen allgemeinen Umsturz drohen."

Daß es demnach Kant und Schiller sind, auf denen die ästhetischen Ausführungen unserer Schrift beruhen, bedarf kaum der Bemerkung. Des Verfassers allgemeiner Standpunkt ist der transscendentale. Er würde polemisirt haben gegen die metaphysische Aesthetik,

wenn eine solche schon existirt hätte. Er polemisirt um so mehr gegen den damals noch geltenden Objectivismus der Aesthetik und findet den Grundirrthum aller bisherigen falschen Raisonnements über ästhetische Dinge darin, „daß man im Object aufgesucht hat, was allein im Subject verborgen ist.“ Stimmt er aber hierin mit Kant wie mit Schiller überein, so unterscheidet ihn von Beiden die ausschließliche Aufmerksamkeit auf die Eine Gemüthskraft, welche die Quelle künstlerischer Wirkungen ist. Schiller hat es in den ästhetischen Briefen mit dem allgemeinen Wesen des Idealschönen zu thun, und seine Absicht geht dahin, dasselbe als identisch mit dem Ideal-Menschlichen darzustellen. Kant, in der Kritik der Urtheilskraft, hat es mit dem Verhältniß des Schönen und Erhabenen und des Gefühls, als des Organs für dieselben, zu den Kräften des Erkennens zu thun. Humboldt ist vor allem für die Genesis des Kunstschönen, für den im Gemüthe des Künstlers und des Poeten vorgehenden Proceß interessirt. Sein Auge, das ohnehin gern in die dunklen Tiefen der Menschennatur sich senkt, ist daher fest auf „die geheimnißvollste unter allen menschlichen Kräften“ gerichtet. Die Einbildungskraft zu studiren, ihr mit Begriffen näher zu kommen, aus ihr das Wesen aller Kunst abzuleiten, das ist sein Endzweck. Wäre Kant von demselben Interesse geleitet gewesen, so würden wir eine Kritik der Einbildungskraft statt einer Kritik der Urtheilskraft besitzen. Wäre nicht sowohl die ästhetische Erziehung als die ästhetische Production das Ziel von Schiller's philosophischer Hauptschrift gewesen, so würde sein „Spieltrieb“ sich bestimmter auf die schöpferische Kraft der Phantasie bezogen, vielleicht mit dieser Platz und Namen gewechselt haben. Weniger auf den Begriff, als auf die Entstehung des Schönen, weniger auf die Beurtheilung als auf die Erzeugung desselben aufmerksam, nimmt Humboldt eine mittlere Stelle zwischen dem ein, was Schiller und dem, was Kant entwickelt hatte. Wie aber diese Einbildungskraft bei Kant eine viel wichtigere Rolle spielt als bei Schiller, so geräth er dabei zu jenem in eine viel größere Nähe als zu diesem. Zwar er geht aus, wie immer, vom ganzen Menschen und stellt sich so zunächst in den Umkreis der Schiller'schen Anschauung. Diese, nur wenig verschoben, erkennen wir in den ersten Sätzen seiner ästhetischen Deductionen. Drei allgemeine Zustände nämlich unserer Seele gebe es, in denen allen freilich ihre sämmtlichen Kräfte gleich

thätig seien, aber doch in jedem je Einer als der herrschenden untergeordnet. „Wir sind entweder mit dem Sammeln, Ordnen und Anwenden bloßer Erfahrungskenntnisse oder mit dem Aufsuchen von Begriffen, die von aller Erfahrung unabhängig sind, beschäftigt; oder wir leben mitten in der beschränkten und endlichen Wirklichkeit, aber so, als wäre sie für uns unbeschränkt und unendlich.“ Von diesen Sätzen jedoch führt nun sofort der Weg zur Einbildungskraft und damit mitten in die Paragraphen der Kritik der Urtheilskraft. Jener letzte Zustand nämlich kann nur der Einbildungskraft angehören, der einzigen unter unsern Fähigkeiten, „welche widersprechende Eigenschaften zu verbinden im Stande ist“ oder welche es vermag, wie er früher einmal in einem Briefe an Schiller es ausgedrückt hatte, „das Incompatible zugleich festzuhalten.“ Die Kunst daher ist „die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Gesetzen productiv zu machen“ oder, wie abermals eine Stelle des früheren Briefwechsels mit Schiller sagte, „das Vermögen, der Phantasie das Gesetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen.“ Und weiter. Der Künstler, indem er dies thut, verwandelt die Wirklichkeit in ein Bild, hebt die Natur aus den Schranken der Wirklichkeit empor, idealisirt sie. Er tilgt, heißt das, alle Zufälligkeiten an ihr, macht jeden Zug an ihr von dem andern, das Ganze nur von sich selbst abhängig, stellt eine Einheit her, die nicht eine Einheit des Begriffs, sondern der Form ist. Das Idealische ist, was keine Wirklichkeit erreichen und kein Ausdruck erschöpfen kann. Zugleich mit der Idealität wird aber so auch Totalität erreicht und von Einem Punkte aus die ganze Welt aufgeschlossen. Denn es ist die Macht der Einbildungskraft, wie die Zufälligkeit der wirklichen Welt, so ihre Beschränktheit und Getrenntheit aufzuheben. Beides, Idealität und Totalität, hängt unmittelbar zusammen, ja, ist identisch.[1])

Ist nun dies der principielle Kern der Humboldt'schen Aesthetik, so lehrt ein flüchtiger Blick, wie Kantisch, bis auf die Worte Kantisch derselbe ist. Wir erinnern uns leicht, wie Kant das Kunstschöne als die „Darstellung einer ästhetischen Idee“ definirt und wie eine solche Idee ihm „eine Vorstellung der Einbildungskraft ist, die viel zu denken veranlaßt, ohne daß ihr doch irgend ein Begriff adäquat sein kann.“

---

1) §. III.—XI., a. a. O. S. 17 ff.

„Die Einbildungskraft nämlich“ — so heißt es in der Kritik der Urtheilskraft, noch übereinstimmender mit den Humboldt'schen Sätzen, — „ist sehr mächtig in Schaffung gleichsam einer andern Natur, aus dem Stoffe, den ihr die wirkliche giebt,“ welcher Stoff von uns „zu etwas Anderem, nämlich dem, was die Natur übertrifft, verarbeitet werden kann.“ Die Dichtung, heißt es bei Humboldt, „schafft Individuen in Ideale um“ und führt die Natur, „in das Land der Ideen“ hinüber, sie schlägt eben dadurch die Saite im Menschen an, die nicht aus dieser sinnlichen Welt stammt, sie „flößt die höchste und schönste Begeisterung zu großen Thaten ein,“ aber nur „indem sie den Menschen sich selbst giebt, schenkt sie ihn der Welt.“ Der Alte vom Königsberge sagt dasselbe in seiner Weise. „Die Dichtkunst,“ heißt es in der Kritik, „stärkt das Gemüth, die Natur, als Erscheinung, nach Ansichten zu betrachten und zu beurtheilen, die sie nicht von sich selbst weder für den Sinn noch den Verstand in der Erfahrung darbietet, um sie also zum Behuf und gleichsam zum Schema des Uebersinnlichen zu gebrauchen.“

Aber verlassen von Kant sah sich nun Humboldt sofort in denjenigen Partien der Aesthetik, in denen allein später Herder in seinem prätentiösen Ausfall gegen den Kriticismus ein scheinbares Uebergewicht über den großen Denker behauptete. Ein weites Feld stand demjenigen offen, welcher die Kant'schen Elementarsätze zu concreter Kunstbetrachtung hinüber führen wollte. Es handelte sich um die Ableitung der verschiedenen Künste, um die Motivirung der verschiedenen Dichtungsgattungen, um die Charakteristik der mannigfachen ästhetischen Stimmungen und Naturen. Ein Theil dieser Aufgabe lag geradezu und unabweislich auf Humboldt's Wege, einen anderen zog er absichtlich herbei. Er mußte sich über das Wesen des Epos und der Idylle erklären, und er wollte sich über den Unterschied dieser von den übrigen Dichtungsarten, über den Gegensatz der alten und der modernen Dichtung, über die verschiedenen Richtungen innerhalb der letzteren erklären. Bei einigen dieser Punkte nun war er ganz auf sich selbst angewiesen. Er war es namentlich bei der Ableitung der verschiedenen Dichtungsgattungen; denn Schiller, in seinem letzten großen Aufsatz, hatte nur gelegentlich und nur zum Behufe der Charakteristik der sentimentalischen Dichter von der Eigenthümlichkeit mehr noch des idyllischen, satirischen und elegischen

Stils als der verschiedenen Gattungen dieses Namens gesprochen; er war überhaupt dem Wunsche Humboldt's nicht nachgekommen, „die naive und die sentimentalische Poesie aus ihrem höheren Begriffe abzuleiten."[1]) Zu dem Letzteren nun, zu der Aufstellung wenigstens des allgemeinen Begriffs der Poesie, war Humboldt an der Hand Kant's fortgeschritten. Die Eintheilung in die verschiedenen Gattungen blieb noch übrig. Kantisch wiederum mußte der Grund dieser Eintheilung in der Natur der dichterischen Einbildungskraft, nicht etwa in dem Objecte, gesucht werden. Analog dem bisherigen und analog dem Schiller'schen Verfahren, stets den ganzen Menschen vor Augen zu haben, mußte diese transscendentale Deduction eine breitere anthropologische Basis bekommen: es mußte gleichzeitig auf die verschiedenen Zustände der Seele reflectirt werden. Aus der Annahme solcher „Seelenzustände" hatte Humboldt sich zu dem Begriff der Kunst und Poesie überhaupt den Weg gebahnt. Er geht jetzt denselben Weg, um für den Unterschied des Epos von den übrigen Dichtungsgattungen eine Unterlage zu gewinnen. Es giebt, so behauptet er, zwei specifisch verschiedene Zustände im menschlichen Gemüth, den Zustand „allgemeiner Beschauung" und den „einer bestimmten Empfindung." Aus der Wechselwirkung der dichterischen Einbildungskraft mit dem einen oder dem andern dieser Gemüthszustände entspringt auf der einen Seite die epische, auf der anderen die im weitesten Sinne lyrische Dichtung, der auch die Tragödie zugehört. Aus der sorgfältigsten Analyse der beiden zusammenwirkenden Factoren, der beschauenden Gemüthsstimmung und der auf sie bezogenen Einbildungskraft, gewinnt er endlich die Definition des epischen Gedichts. Es ergiebt sich, daß dasselbe „eine solche dichterische Darstellung einer Handlung durch Erzählung ist, welche unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten und allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzt."

Durch dieses Verfahren nun, es ist wahr, gelingt es unserem Verfasser in hohem Grade, das epische Gedicht nach allen Richtungen hin in seiner Eigenthümlichkeit zu charakterisiren. Es gelingt ihm schon weniger mit der Tragödie. Kaum bedürfte es indeß dieser letzteren Erfahrung, um uns gegen die Stichhaltigkeit dieser ganzen

1) Briefw. S. 266.

Deductionsweise mißtrauisch zu machen. Wem gelingt es nicht am Ende, sich einen solchen Zustand gleichmüthiger Seelenstimmung vorzustellen, mit welcher die Seele, allein durch das allgemeine Interesse des Objects geleitet, ihre beobachtende Aufmerksamkeit auf alle Punkte gleichmäßig vertheilt? — einen Zustand, dessen Merkmale also Parteilosigkeit und Allgemeinheit, Objectivität und Umfang der Ansicht wären? Wer jedoch wäre überzeugt, daß dieser Zustand ein in der Natur des Menschen nothwendig sich abscheidender, durch seinen eignen Begriff sich begrenzender, unwidersprechlich sich ankündigender wäre? Das Humboldt'sche Bestreben, die Dichtung und ihre nothwendigen Arten aus dem vollen und lebendigen Menschen zu deduciren, ist das lobenswertheste. Aber es mißlingt. Die harten Scheidungen, denen wir bei Kant überall begegnen, die Trennung des Menschen in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft ist ohne Zweifel abstract, aber sie legitimirt sich in all' ihrer Schärfe durch die innere Nothwendigkeit des Begriffs. Die Humboldt'schen Scheidungen sind ohne Zweifel concret, aber bei der sorgfältigsten Umständlichkeit, womit sie vorgenommen werden, bleiben sie unrein und stumpf, sie treffen und schneiden nicht — um mit Platon zu reden, — κατ' ἄρθρα ᾗ πέφυκεν. Die Wahrheit ist: seine Untersuchungen sind fein und gehaltreich, aber sie leiden an einer gewissen Unbeholfenheit. Wo Kant ihn im Stich läßt und wo Schiller ihm nicht vorgearbeitet hat, gelangt er selten zu reinen und leicht faßlichen Ergebnissen.

Schiller aber hatte ihm vorgearbeitet in einer Reihe einzelner Bestimmungen und vor Allem durch den glücklichen Griff der Gegenüberstellung des naiven und des sentimentalen Dichtercharakters. In die Bahn der Schiller'schen Ideen daher lenkt Humboldt mit seinen ästhetischen Sätzen, so oft er irgend in ihre Nähe geräth. Er modificirt wohl gelegentlich die Bestimmungen Schiller's, er bereichert sie durch concrete Ausführungen, er giebt ihnen erweiterte Anwendungen, er rangirt sie endlich unter andere Gesichtspunkte und kreuzt sie durch seine eigenen Bestimmungen: im Ganzen jedoch haben sie völlig von seiner Anschauung Besitz genommen. Es ist eine Schiller'sche Andeutung, die er verfolgt, wenn er musikalische und plastische Poesie einander gegenüberstellt. Von Schiller adoptirt er die Charakterbezeichnung der alten als naiver, der modernen als sentimentalischer Dichter. Wie Schiller erläutert er diese Differenz an Homer

und Ariost. Wie Schiller hebt er die Verwandtschaft Göthischer Dichtung mit dem naiven Genus hervor, erkennt er die Verbindung an, in welcher das Naive bei Göthe neben dem Modernen und Sentimentalen auftritt. In sichtbarer Anlehnung an den Schiller'schen Satz, daß die Poesie bestimmt sei, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, sagt er von dem Dichter von Hermann und Dorothea: was derselbe erstrebt und erreicht habe, sei „Darstellung des ganzen Menschen in seiner äußeren Gestalt und seinem inneren Wesen“ und zwar „Darstellung durch die Einbildungskraft.“ Mit Schiller coordinirt er die Satire und die Idylle, und in alter Uebereinstimmung mit ihm skizzirt er bei Gelegenheit der Idylle den Entwickelungsgang der Bildung des Menschengeschlechts als ein Ausgehen von der Uebereinstimmung mit der Natur, dessen endlicher Zweck es sei, reicher und gebildeter zu ihr zurückzukehren.

Mit voller Wahrheit und im Bewußtsein dessen, was er selbst Schiller verdankte, sagt Humboldt in seiner Vorerinnerung zu dem Schiller'schen Briefwechsel, daß die beiden großen ästhetischen Abhandlungen jenes alles Wesentliche auf eine Weise enthielten, über die es niemals möglich sein werde hinauszugehn. Schiller machte in dem Briefe, den er in seinem und Göthe's Namen nach dem Empfange des Manuscripts über Hermann und Dorothea an den Freund abgehen ließ, diesem dasselbe Compliment. Er verhehlte ihm nicht, daß das Werk wegen seiner philosophischen Höhe für die poetische Praxis wenig Ausbeute gewähre. Die Erinnerung kam von dem Dichter, der der Speculation mehr und mehr den Rücken wandte, der auch in seinen theoretischen Reflexionen, wie er sie noch in dem letzten Winter gemeinschaftlich mit Göthe über das Charakteristische des Epos und der Tragödie angestellt hatte, mehr realistische Gesichtspunkte anfing in's Auge zu fassen. Sie bewog Humboldt dazu, in der Vorerinnerung vor seinem Werke zu erklären, daß er in der That mit seinem Philosophiren über die Kunst nicht dem Künstler, sondern dem Menschen und dem Philosophen in die Hand habe arbeiten wollen. Eben von diesem Gesichtspunkt aus hatte Schiller dem Manuscript jedes höchste Lob gespendet. Was immer künftighin für die philosophische Theorie der Aesthetik werde geleistet werden: es werde den Humboldt'schen Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, es werde sich in jenem Werke gewiß

der Ort nachweisen lassen, in den es gehöre, und der es implicite schon enthalte. Das war viel, — es war, wie wir glauben, zu viel gesagt. Allein es war andrerseits zu wenig, es war lange nicht Alles gesagt. Das Beste an der Humboldt'schen Schrift war offenbar nicht der allgemeine, kunstphilosophische, sondern der specielle, auf Göthe und das Göthische Gedicht bezügliche Theil. Den Muth, seine ästhetischen Ueberzeugungen auszusprechen, den Muth zu schriftstellerischem Auftreten überhaupt hatte Humboldt nur dadurch bekommen, daß er hier durch etwas ganz Individuelles sich den Zugang zum Allgemeinen eröffnen, daß er von dem Allgemeinen immer wieder zum Individuellen zurückkehren konnte. Die Darstellung der ästhetischen Theorie legte sich herum um die Charakteristik eines einzelnen Werkes und eines einzelnen Dichters. Beides fiel zusammen, und nur hin und wieder sollten die allgemeinen theoretischen Sätze auf ein weiteres Feld hinübergreifen. Wie er ehedem die vollendete weibliche Form an dem Bilde der Here und Aphrodite charakterisirt hatte, so wurde ihm jetzt der Göthe'sche Dichtercharakter zum Träger der Kunstphilosophie. Bedingt freilich war dieses Verfahren durch eine Uebersteigerung des Werthes der Göthe'schen Dichtung. Durch eine optische Täuschung, die in der Beschaffenheit seines Auges lag, identificirte er das Ideal mit dem Individuum. Er verfuhr mit Göthe wie früher mit Schiller. Er erhob seinen Gegenstand in die Potenz des Absoluten, und maaß ihn alsdann an dem idealen Maaßstab, den er ihm selbst zum Theil erst entnommen hatte. Er ging davon aus, „daß dies Gedicht die allgemeine Natur der Poesie und der Kunst reiner als nicht leicht ein andres sich zum besondern Charakter aneignet," und er gelangte so zu einer Kritik, „die in dem einzelnen Beispiele zugleich die Gattung, in dem Werke zugleich den Künstler schildert." Groß, in der That, war der Fehler in diesem Falle nicht. Am merklichsten mußte er sich in den eigentlich kritischen Partien fühlbar machen, und hier wiederholte sich daher dieselbe Erscheinung wie bei der Beurtheilung Schiller's: wenn das Ganze von vorn herein ein Ideal repräsentirte, so konnten die Ausstellungen nur entweder das Feinste und Einzelnste, oder das Aeußerlichste und Nebensächlichste betreffen. Nicht ganz ohne Einfluß konnte jener Fehler auf die ästhetische Doctrin sein: er mußte in etwas die begriffliche Schärfe und Klarheit derselben abstumpfen. Aber er hörte beinahe

auf, ein Fehler zu sein in Betreff der Darstellung und Charakteristik Göthe's und seines Werkes, welche durch Liebe und Begeisterung mehr gewinnen mußten, als sie durch den Mangel nüchterner Strenge verlieren konnten. Nie vielleicht ist ein Dichter und eine Dichtung so innig und zugleich so klar empfunden worden. Es verhält sich doch, wie Humboldt ausführt, daß dieses Epos „mehr an die Forderungen und das Wesen der Kunst überhaupt und der bildenden insbesondere, als einseitig an die eigenthümliche Natur der Dichtkunst erinnert." Es ist so, wie er mit sichtlichem Anschluß an Lessing's Bestimmung des Unterschiedes von Dichtkunst und Malerei ausführt: innerhalb jener Verwandtschaft mit der bildenden Kunst macht Göthe zugleich die eigenthümlichen Vorzüge der Poesie geltend, sein Schildern der Gestalt nämlich „ist selbst eine Handlung und seine Handlung wird zur Gestalt." Mit Recht wird die hohe Objectivität des Gedichts hervorgehoben, und in der Verbindung dieser Eigenschaft mit schlichter Einfalt und natürlicher Wahrheit die Verwandtschaft desselben mit den Werken der Alten erblickt. Vortrefflich wird sofort entwickelt, was den Dichter dennoch von den Alten unterscheidet und ihn wieder ganz auf die Seite der Modernen stellt, wie er für einen geringeren Gehalt an sinnlichem Reichthum durch einen desto reicheren und tieferen Empfindungsgehalt entschädigt, und wie Beides in ihm harmonisch ausgeglichen erscheint. Denn, wie mit glücklichem Ausdruck gesagt wird: „von dem Menschen und der Natur malt er die Seele, aber sie immer gestaltet und lebendig." Vortrefflich wird ausgeführt, wie sich eben hierin endlich der eigenthümlich deutsche Charakter des Dichters offenbare, und es ist eine Stelle, an der wir uns nicht leicht satt lesen, die Stelle, in welcher zuletzt Gedicht und Dichter in Eine Charakteristik zusammengefaßt wird. „Denn" — so heißt es nun — „wenn es je einen Mann gab, dem die Natur ein offenes Auge verliehen hatte, Alles was ihn umgiebt, rein und klar und gleichsam mit dem Blick des Naturforschers aufzunehmen, der in allen Gegenständen des Nachdenkens und der Empfindung nur Wahrheit und gediegenen Gehalt schätzt, und vor dem kein Kunstwerk, dem nicht verständige und regelmäßige Anordnung, kein Raisonnement, dem nicht geprüfte Beobachtung, keine Handlung besteht, der nicht consequente Maximen zum Grunde liegen; wenn dieser Mann dann durch sein ganzes Wesen zum Dichter bestimmt, und sein ganzer Charakter so

durchaus mit dieser Bestimmung Eins geworden ist, daß seine Dichtung selbst überall das Gepräge jener Grundsätze und Gesinnungen an der Stirn trägt, wenn derselbe endlich eine Reihe von Jahren durchlebt hat, wenn er, mit dem klassischen Geiste der Alten vertraut und von dem besten der Neueren durchdrungen, zugleich so individuell gebildet ist, daß er nur unter seiner Nation und in seiner Zeit emporkommen konnte, daß alles Fremde, was er sich aneignet, danach sich umgestaltet, und er sich nur in seiner vaterländischen Sprache darzustellen vermag, in jeder andern aber, und zwar gerade für seine Eigenthümlichkeit, schlechterdings unübersetzbar bleibt; wenn es ihm nun so gelingt, die Resultate seiner Erfahrungen über Menschenleben und Menschenglück in eine dichterische Idee zusammenzufassen, und diese Idee vollkommen auszuführen — dann mußte, und nur so konnte ein Gedicht, wie das gegenwärtige entstehen."[1])

Es ist klar genug aus dieser Stelle, daß von der einnehmenden Wirkung, welche Hermann und Dorothea auf Humboldt ausübte, nicht wenig auf Rechnung des Inhalts kam. Bei der Beurtheilung des Gedichts kam offenbar dasjenige mit in's Spiel, was Schiller die Idiosynkrasie seines Empfindens nannte. Es ging ihm mit Hermann und Dorothea wie es ihm mit der Macht des Gesanges, mit der Würde der Frauen und mit dem Spaziergang gegangen war. In noch umfassenderer Weise rührte das Göthe'sche Gedicht an alles Beste und Tiefste seiner eignen Gedanken- und Gefühlswelt. Er ward zum Commentator jenes Gedichts, weil er die Quintessenz seines eignen Wesens darin in Poesie übersetzt fand. Unübertrefflich ist daher der Theil der Schrift, in welchem er, sinnig vertieft in die Gestalten des Dichters, dieselben mit sicherer Hand nachzeichnet. Unübertrefflich insbesondere die Exposition, die er von dem Thema des Gedichtes giebt. Er scheint nur seine eignen Gedanken, die uns bekannten immer wiederkehrenden loci seines individuellen Denksystems, auszusprechen, — er weicht dennoch kein Haar breit von dem Texte ab, den er commentirt. Es ist, nach Humboldt, die Menschheit und das Schicksal, was uns in dem Gedicht entgegentritt. Dasselbe behandelt die Frage, wie das allgemeine Ziel der Menschheit mit der natürlichen Individualität eines Jeden vereinbar ist? Und

1) A. a. O. S. 143. 144.

die Antwort, die Humboldt-Göthe'sche Antwort ist diese. Vereinbar ist Beides durch die Beibehaltung und Ausbildung unsers natürlichen und individuellen Charakters, dadurch, daß man seinen geraden und gesunden Sinn mit festem Muth gegen alle äußeren Stürme behauptet, ihn jedem höheren und besseren Eindruck offen erhält, aber jedem Geist der Verwirrung und Unruhe mit Macht widersteht. Die moralische Charakterbildung als die unerläßliche Grundlage politischer Cultur, die bildende Kraft des weiblichen Geschlechts, die fortschreitende Veredlung des menschlichen Geschlechts, geleitet durch die Fügung des Schicksals, — das sind die Themata, welche Humboldt mit Recht aus dem Göthe'schen Gedichte herausliest. Er ist gleich sehr von dem ästhetischen Werth wie von dem menschlichen Gehalt desselben ergriffen. Es erscheint ihm ebendeshalb als ein Absolutes, als ein Kanon und Organon zum Verständniß der Kunst und der Menschheit überhaupt. Der Urheber solch' eines Gedichts „ist in einem höheren Grade als irgend ein anderer wahrhaft menschlich zu nennen, weil kein anderer noch zugleich in so mannigfaltigen, hohen und ungewöhnlichen, und doch so einfachen Tönen zu unserem Herzen sprach.“ Er ist ebenso ein Maximum dichterischer Vortrefflichkeit: „in keinem alten Dichter wird man diese hohe, feine und idealische Sentimentalität, in keinem neueren, verbunden mit diesen Vorzügen, diese schlichte Natur, diese einfache Wahrheit, diese herzliche Innigkeit antreffen.“

Mit so unbedingter und so uneingeschränkter Bewunderung sprach Humboldt von Göthe. Das ganze Buch war nur eine Ausführung dieses Einen Textes. Der Name Schiller's war darin nicht zu finden. An Schiller nichtsdestoweniger sandte er das Manuscript und beauftragte ihn mit der Veröffentlichung desselben. Immer ist es uns als eins der unwidersprechlichsten Zeugnisse für die Reinheit und Liebenswürdigkeit von Schiller's Charakter erschienen, daß dieser die Schrift des Freundes mit vollkommen unparteiischer Billigung empfing. Er hatte allerdings auch Tadel darüber auszusprechen. Aber dieser Tadel bezog sich theils auf die Form, theils auf dasjenige gerade, worin er seinen Einfluß auf den Freund zu erkennen glaubte. Keine Spur von Empfindlichkeit war diesem Tadel beigemischt. Das, ohne Zweifel, war eine in der Literatur seltene Erscheinung. Aber seltsamer war es, daß Humboldt diese Gesinnung bei Schiller voraussetzte, nicht minder seltsam, daß er jetzt fast

mit denselben Worten den Dichtergenius Göthe's charakterisirte, mit denen er früher von dem Genius Schiller's gesprochen hatte. Zwei solche Ideale jedoch schienen nebeneinander nicht Platz zu haben. Die Art, wie jetzt Göthe als ein Non plus ultra poetischer Größe dargestellt wurde, war entweder eine Degradation Schiller's, oder es mußte ein Mittel ausfindig gemacht werden, den Zurückgestellten doch wieder so auszuzeichnen, daß die Priorität des Ranges zwischen Beiden unentschieden blieb. Am sichersten wäre dies erreicht worden, wenn Humboldt ein Schiller'sches Werk in derselben Weise analysirt hätte, wie jetzt das Göthe'sche. Allein der Wallenstein war noch im Entstehen begriffen, und als er vollendet war, hatte Humboldt seine ästhetisch-philosophische Epoche bereits hinter sich. Das Mittel, wodurch er den Cultus Göthe's mit seinem Schillercultus zu verbinden suchte, wodurch er seine alte Ueberzeugung rettete, daß „beide Dichter das Höchste erreichen können, ohne einander zu schaden," — dieses Mittel war künstlich und sah aus wie ein Verlegenheitsmittel. Die Kategorien des Naiven und Sentimentalen, des Antiken und Modernen reichten nicht mehr aus, nachdem Göthe als erhaben über diese Gegensätze war dargestellt worden. Es wurden Kategorien herbeigeholt von so apartem Aussehn, daß Schiller bekannte, er habe sie nicht deutlich eingesehn. Um die Schiller'sche Poesie unterzubringen und ihr eine höchste Stelle neben der höchsten zu vindiciren, handelt Humboldt — in einem Winkel freilich seines Werkes und ohne den Dichter namentlich zu bezeichnen — von der „Dichtkunst als einer redenden Kunst."[1]) Er geht davon aus, daß die Poesie die Kunst durch Sprache sei. Die Sprache nun ist ihm, im weiten Abstande von seinen späteren Einsichten über das Wesen derselben, lediglich „für den Verstand da;" sie „verwandelt Alles in allgemeine Begriffe." Eine Antinomie ergiebt sich auf diese Weise. Denn die Kunst „lebt nur in der Einbildungskraft" und „will nichts als Individuen." Die Sprache — so wird dieselbe Antinomie formulirt — „ist das Organ des Menschen," die Kunst ist „ein Spiegel der Welt." Diesen Gegensatz nun vereinigt die Dichtkunst. Und zwar auf eine zwiefache Weise. Der Dichter kann entweder die individuelle Natur der Sprache für die Kunst geltend machen, oder er

1) §. XIX. a. a. O. S. 59 ff.

kann die individuelle Natur der Kunst durch das Medium der Sprache geltend machen. Das Erstere ist der Fall, wenn er die inneren menschlichen Formen zu seinem Objecte wählt; dann nämlich findet er in der Sprache einen ganz eigenen Schatz neuer und vorher unbekannter Mittel, indem die Phantasie, die sonst gewöhnlich den Sinnen folgt, sich an die Vernunft anzuschließen gezwungen ist. Und diese Gattung des Dichtens „ist der eigentliche Gipfel der neueren Poesie." Der Dichter, welcher so verfährt, ist in einem noch engeren Sinne des Wortes Dichter, als derjenige, welcher darauf ausgeht, die lebendige Wirklichkeit bildlich und anschaulich vor die Einbildungskraft hinzustellen. Er kann ein gleich großer Dichter sein, aber er „leistet mehr etwas, das nur die Dichtkunst und keine ihrer Schwestern vermag," er „wandelt mehr einen einsamen, von keinem anderen betretenen Weg." Nur der lyrische, didaktische und tragische Dichter vermag dies. Es ist diese Dichtweise — dürfen wir hinzusetzen — die Schiller'sche Dichtweise. Sie ist der Göthe'schen und ist insbesondere „der Gattung, zu welcher Hermann und Dorothea gehört, geradezu entgegengesetzt."

Diese etwas künstliche Construction des Verhältnisses von Göthe's zu Schiller's Dichterwerth beruht, man sieht es, auf der gleichen Neigung für Beide. Mit seinem ganzen Wesen stand Humboldt gleichgetheilt zwischen beiden Dichtern: er war innerlich gezwungen, den Einen zu schätzen wie den Andern. Und diese Gleichschätzung ist ebendeshalb das Bleibende an jenem Constructionsversuche. Sie hat bei Humboldt das ganze Leben hindurch vorgehalten. Sie sprach sich lange Jahre nachher in zwei Aufsätzen aus, welche er unmittelbar nach einander, den einen über Schiller, den andern über Göthe schrieb. Sie sprach sich aus in der Vorerinnerung zu dem Schiller'schen Briefwechsel und in der Recension des zweiten Bandes von Göthe's italiänischer Reise, und mit Recht schrieb Humboldt an Caroline von Wolzogen,[1]) wie beide Aufsätze ein Ganzes ausmachten und in seinem eigenen Geiste zusammengehörten. Die Künstlichkeit dagegen, mit welcher er in der gegenwärtigen Schrift jene Gleichschätzung motivirte, war bedingt durch den die Schrift beherrschenden Plan, an einem individuellen Stoffe eine allgemeine Doctrin zu entwickeln. Diese Anlage brachte noch andere Inconvenienzen mit sich. — Sie

1) Literarischer Nachlaß von Caroline von Wolzogen II. 58.

gab der Form des Werkes abermals jene zwischen der künstlerischen und der prosaischen Darstellung, zwischen dem ästhetischen und didaktischen Vortrag unbestimmt schillernde Farbe. Von dieser Seite ist der ästhetische Versuch über Hermann und Dorothea das Mißlungenste von Allem, was Humboldt geschrieben hat. Durch ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem Logischen und dem Aesthetischen hielt sich seine erste Schrift in einem sehr wohl lesbaren Tone. Das Uebergewicht des Aesthetischen machte die Horenaufsätze dunkel und schwer. Diesen Fehler zu vermeiden, verfiel er in der Schrift über Hermann und Dorothea in einen schlimmeren Fehler. Er wollte durchaus deutlich sein, und er wurde unerträglich breit; er wollte streng logisch und methodisch schreiben, und er schrieb pedantisch und scholastisch. Der beste Gehalt der Schrift bestand in dem reinen Nachempfinden dessen, was die Kunst überhaupt und was Göthe insbesondere darbietet. Durch die Bemühung, diesen Gehalt mit logischer Subtilität darzulegen, das Empfundene in analytischer Weise, erschöpfend, und so, daß nichts zurückbleibe, wiederzugeben, durch die beständig contrastirende Mischung von individueller Schilderung und genereller Reflexion, von Gefühlsausdruck und Schulmetaphysik wurde der Vortrag an vielen Stellen matt und an mehreren Stellen steif. Keine von allen Humboldt'schen Schriften ist so schematisch gearbeitet und so streng disponirt. Auf Uebersichtlichkeit ist die Eintheilung des Ganzen in Paragraphen berechnet. Der Gang ist vielleicht nicht der zweckmäßigste, aber er ist vollkommen symmetrisch und von logischer Kunstmäßigkeit. Ausgegangen wird von dem echt dichterischen Eindruck des Göthe'schen Gedichts. Durch diesen Eindruck motivirt sich der Plan, die Erörterung des Wesens der Dichtkunst mit der Schilderung des Charakters eben dieses Gedichts zu verbinden. In zwei Theile sofort gliedert sich diese Doppelaufgabe. Es gilt eine allgemeine, ästhetische, und es gilt zweitens eine specielle, technische Prüfung. Hermann und Dorothea, führt der erste Theil aus, ist ein echtes Kunstwerk und ein echtes Gedicht. Aus dem Begriff der Kunst wird der wahre dichterische Stil abgeleitet und von diesem der „Afterstil" der Dichtkunst abgesondert. Die stufenweise fortschreitende Entwickelung des für die echte Kunst charakteristischen Begriffs der „Objectivität" giebt sofort Gelegenheit, die Göthe'sche von der Schiller'schen Dichtweise, weiterhin den mehr

plastischen von dem mehr musikalischen, endlich den naiven von dem sentimentalischen Stil zu unterscheiden und so zuletzt das Feld genau zu begrenzen, in welchem der Dichter von Hermann und Dorothea mit Meisterschaft sich bewegt hat. Und es folgt der zweite Theil der Abhandlung: Hermann und Dorothea ist ein ächtes Epos. Die subjectiv-genetische Definition des Wesens der Epopoe eröffnet die Untersuchung. Wieder werden darauf engere und engere Kreise gezogen. Es wird die epische von der lyrischen und tragischen Dichtung abgeschieden, es wird weiter die Grenze zwischen Epos und Idylle abgesteckt, von dem Epos das erzählende Gedicht getrennt, endlich das bürgerliche Epos im Unterschied von dem heroischen als der wahre Ort des Göthe'schen Werkes ermittelt. Aus dem festgestellten Begriff der Epopoe werden hierauf die einzelnen Gesetze dieser Gattung abgeleitet, an diesen Gesetzen der Reihe nach der Plan, die Charaktere, der Vortrag des Gedichts geprüft und aus der Uebereinstimmung mit ihnen die rein dichterische Totalwirkung desselben hergeleitet. Von dieser Wirkung war die ganze Schrift ausgegangen. Streng methodisch, mit einem „quod erat demonstrandum“ kehrt sie am Schluß zu diesem ihrem Anfang wieder zurück. Dieser enge Zusammenhalt aller Theile der Schrift brachte die Freunde in Jena von dem Versuche ab, dem Ganzen durch eine Ueberarbeitung aufzuhelfen; sie fürchteten, daß, wenn man erst anfinge, an dem Gebäude zu rücken, dasselbe „mehr geregt werden müßte, als daß es in allen seinen Fugen bleiben könnte.“ Gerade jener streng methodische Gang aber, indem er ebenso allen didaktischen wie ästhetischen Forderungen entsprechen sollte, verfehlte Zweck und Wirkung. Nur die zu große Weitläuftigkeit erkannte der Verfasser selbst als Fehler seiner Schrift. Vollständiger kamen die schriftstellerischen Mängel derselben in den Briefen der Freunde zur Sprache. Man kann sie nicht vollständiger einsehn und nicht treffender charakterisiren, als es von Schiller geschah. „Sie haben,“ schrieb er an Humboldt, „eine gewisse Schulsprache zwar vermeiden wollen, aber doch nicht ganz vermeiden können.“ Das Werk erhält dadurch einen etwas unbestimmten Charakter, indem es für den gewöhnlichen Leser zu technisch und auch zu streng, für den Kunstgenossen aber oft unnöthigerweise ausführlich und popularisirt ist. „Es fehlt Humboldt,“ schrieb er noch eingehender an Körner, „an einer

gewissen nothwendigen Kühnheit des Ausdrucks für seine Ideen, und, in Rücksicht auf die ganze Tractation, an der Kunst der Massen, die auch im lehrenden Vortrag so nothwendig sind, als in irgend einer Kunstdarstellung. Weil es ihm daran fehlt, so faßt der Verstand seine Resultate nicht leicht, und noch weniger drücken sie sich der Imagination ein; man muß sie zerstreut zusammensuchen, ein Satz verdrängt den andern, man wird auf vielerlei zugleich geheftet, und nichts fesselt die Aufmerksamkeit vollkommen."

Ein so beschaffenes Werk konnte im Publicum keinen Effect machen: es ist bis auf den heutigen Tag eine Studie für den Literarhistoriker geblieben. Schon die Freunde waren nur halb befriedigt und stellten dem Buche kein günstiges Prognostikon. Die Helden des Athenäums aber machten es zur Zielscheibe ihres Witzes: sie fertigten die langweilige Metaphysik und die pedantische Kunstkritik des Werkes mit einem spöttischen Xenion in Prosa ab. Sie, in der That, hatten begonnen, die Aesthetik und die ästhetische Kritik als ihr Monopol zu behandeln. Der jüngere Schlegel war mit einer Recension des Jacobi'schen Woldemar, einem Gegenstück der Humboldt'schen, als Humboldt's Rival aufgetreten. August Wilhelm war diesem mit einer ausführlichen Recension von Hermann und Dorothea zuvorgekommen. An Gründlichkeit und philosophischem Gehalt stand die Letztere der Humboldt'schen Arbeit nach; es war eben eine Recension und kein Buch. Die Wahrheit ist, daß sie gerade dadurch dem mühsamen und schwerfälligen Werke den Rang ablaufen mußte. Sie war in Grundsätzen und in der ganzen Auffassung des Göthe'schen Gedichts durchaus in Uebereinstimmung mit der Arbeit von Humboldt. Auch Schlegel wollte die Theorie der Dichtkunst und die Grenzbestimmungen der einzelnen Gattungen „aus den unabänderlichen Gesetzen des menschlichen Gemüths" hergeleitet wissen. Aber er hatte die praktische und schriftstellerische Weisheit, die schwere Last dieser theoretischen Deductionen nicht an den dünnen Faden eines schönen Werkes der Phantasie anzuhängen. Er lud nicht das Publicum zum Genuß eines duftenden Straußes, um ihm einen systematischen Vortrag über Pflanzenkunde zu halten. Er bediente sich des unschätzbaren Vortheils, den der Historiker vor dem Philosophen voraus hat. Er interessirte den Leser für die Theorie des Epos, indem er sie an dem alten Homer sogleich anschaulich machte, und aus der

Geschichte der Dichtkunst die Sätze ableitete, die ein Blick in die Tiefen des menschlichen Geistes bestätigt. Auch er erklärte, wie Humboldt, daß die Kunst nicht sowohl eine Nachahmung, als eine „nach Gesetzen des menschlichen Gemüths erfolgende Umgestaltung der Natur“ sei, auch er erklärte, daß Gleichgewicht und Maaß, Ruhe und Stätigkeit, Parteilosigkeit und Objectivität die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der epischen Dichtung seien; auch er stellte den Dichter von Hermann und Dorothea in Parallele mit den Sängern der Ilias und Odyssee; auch er zeigte auf die Kunst hin, mit welcher in dem Gedicht das Individuellste mit dem Allgemeinsten, das Alltägliche mit dem menschlich Höchsten und Wichtigsten verknüpft sei, wie der Standpunkt des Dichters der humanste, wie endlich sein Werk zugleich ein „vollendetes Kunstwerk im großen Stile“ und zugleich „faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig — ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend“ sei. Um es kurz zu sagen: er hatte — abgesehn von einzelnen feinen Bemerkungen Humboldt's — alles dasjenige bereits vorgebracht, was der gewöhnliche Leser aus dem Humboldt'schen Buche herauslesen konnte. Was in diesem mehr stand, war für den Künstler von geringem, für den Philosophen von mäßigem, für das Publicum von gar keinem Werthe, und es verlor für Alle durch die breite, steife, pointenkarge Form, in welcher es vorgetragen war. Wer freilich begreifen will, wie es möglich war, daß eine Recension wie die Schlegel'sche einer Dichtung wie die Göthe'sche auf dem Fuße folgen konnte, daß so richtige ästhetische Anschauungen in so zweckmäßiger Fassung das Erscheinen des edelsten Dichterwerkes unmittelbar begleiten konnten, den mag man zurückführen zu den Abhandlungen Schiller's und zu dem Buche Humboldt's. Denn wir sind hier an der Quelle der Einsichten und in der Werkstätte des Geistes, der in den kritischen Arbeiten der romantischen Schule sich nur faßlicher aussprach und weiter ausbreitete. Wie der Geist der speculativen Philosophie, so hatte der Geist der ästhetischen Kritik in der Verbindung des Kantianismus mit der klassischen Schiller-Göthe'schen Dichtung seine Wurzeln. An diesen Wurzeln aber selbst liegen die philosophischen und ästhetischen Bestrebungen Humboldt's. Sie sind für denjenigen, der der inneren Geschichte des deutschen Geisteslebens nachforscht, weitaus das Instructivste. Sie zeigen das Zusammen-

treffen jener beiden Factoren in seiner primitivsten, in noch unbeholfener und für eine öffentliche Wirkung noch nicht reifen Form. Eine neue Schicht aber der Literatur mußte sich über der klassischen erheben, um so tiefe Bestrebungen allererst für das Gemeinbewußtsein fruchtbar zu machen. Hier war es, wo die Romantiker und für die Aesthetik insbesondere die Schlegel als Vermittler eintraten. Humboldt hatte auch persönlich in nahen Beziehungen zu ihnen gestanden. Er hatte ihren Arbeiten wiederholt die ernstlichste Theilnahme bewiesen; er hatte bei seinem zweiten Jenenser Aufenthalt Beide aus der nächsten Nähe beobachten können. Er hatte die philologischen wie die ästhetischen Interessen mit ihnen gemein. Er begegnete sich mit ihnen in dem für Dichtung und Philosophie empfänglichen, an fremder Production sich nährenden Sinn. An Tiefe und Ernst, an Gründlichleit und Stätigkeit war er ihnen unendlich überlegen. Sie dagegen hatten die rasche Fassung, die leichte Beweglichkeit, das glänzende Talent der Formung und Darstellung, sie hatten den Instinct des Effects und die Kunst der Pointe, — sie hatten Alles vor ihm voraus, was den Schriftsteller macht. Einen zweiten Lessing besaß die Nation nicht. Den Geistreichen und Vielgewandten daher fiel die Aufgabe und das Verdienst der Propaganda des neuen ästhetischen Geistes zu. Nicht lange jedoch, und dieser edle Geist entartete in dem lockeren und flachen Boden. Eine Afterpoesie und eine unechte Philosophie schoß auf. Man münzte Paradoxien zu Principien und emancipirte die Phantasie von der Zucht des Verstandes und des Gewissens. In befestigtem Gemüthe während dessen trug Humboldt den unverfälschten Geist der echten, den ganzen Menschen in Anspruch nehmenden Forschung und Dichtung. Der Romantik gegenüber hielt er fest an dem Verstande jener Aufklärungsbildung, in die seine Jugend gefallen war. Er hielt fest an dem Moralismus, welcher den Kern der Kant'schen Philosophie bildete. Er hielt fest endlich an dem ästhetischen Ideal, das er in den Werken der Alten, und, vertieft und bereichert, in den Schöpfungen der beiden großen deutschen Dichter erblickt hatte. Es waren die besten Geister des achtzehnten Jahrhunderts, mit denen er sich erfüllt und in denen er sich befestigt hatte. Sie blieben die Leitsterne seines Lebens. Sie waren es, die ihm demnächst den Blick in die Tiefen einer Wissenschaft eröffneten, die bestimmt war, alle Strahlen seines Wesens in Einen Focus zu sammeln.

Dritter Abschnitt.

Reiseleben.

Aus Paris hatte Humboldt die Freunde mit jenem Werk über Hermann und Dorothea überrascht. Was war es, was ihn so weit von diesen hinweggeführt hatte?

Schon frühzeitig sahen wir ihn reiselustig. Schon 1792 wäre er bereit gewesen, zum zweiten Mal nach Paris zu gehn.[1] Seitdem, und in Folge seiner auf das Alterthum und die Kunst gerichteten Interessen, ging seine Absicht auf Italien. Wiederholt erwähnt er dieses Plans in seinen an Schiller geschriebenen Berliner Briefen. Es war ihm nicht sowohl um unmittelbaren Kunstgenuß zu thun, da er hiezu seinen Kunstsinn zu wenig geübt fand. Er suchte dort, was er überall gesucht hatte: Lebens- und Bildungsbereicherung; sein Ziel war, was es immer gewesen war: der Mensch und das Menschliche. „Außerdem" — so äußerte er sich gegen den Freund — „daß es mir in der That mehr um den Lebensgenuß in einem milden Klima, und einer schönen reichen Natur zu thun ist, erwarte ich auch eine große Erweiterung meiner Menschenkenntniß aus dem Studium dieser Nation. Soviel ich sie jetzt kenne, muß sie mit und neben aller Cultur sehr viel ursprüngliche natürliche Menschheit zeigen, wenn gleich, da die sinnlichen Triebe und Anlagen vorzüglich ausgebildet scheinen, keine sehr hohe. Sie muß formloser sein als irgend eine andere Nation und daher äußerst zweckmäßig, gewisse

---

1) An Schiller S. 98.

Seiten der Menschheit aus ihr kennen zu lernen. Sie muß darin sehr mit den Alten übereinkommen, gleichsam ihr zurückgebliebener Schatten sein. Von dieser Seite greift sie so in Alles ein, was mich interessirt und beschäftigt, daß ich einer anschaulichen Kenntniß von ihr mit großem Verlangen entgegensehe." Die letzten Motive dieses Reiseprojectes waren somit keine anderen als diejenigen, welche seinen Studien zu Grunde lagen. Die italiänische Reise lag so gut wie die Beschäftigung mit den Alten, wie die Philosophie und die Naturwissenschaft, wie die Theilnahme an den Arbeiten unserer Dichter auf seinem allgemeinen Bildungswege. Dieselben Gesichtspunkte knüpften das Eine mit dem Anderen zusammen. Die Reise nach Italien war ebendeshalb nur Einer seiner Pläne. Er wollte überhaupt mit der Welt und den Menschen sich in die vielseitigste Berührung bringen. Seine Absicht war — und so hatte er es ja schon bisher gehalten — „nie einen festen Wohnort zu haben, sondern zwischen diesem und eigentlichen Reisen ein Mittel zu halten." Es war auch in ihm nicht wenig von jener durch wissenschaftliche Zwecke geadelten Wander- und Weltlust, von jenem modernen Entdeckungs- und Abenteuersinn seines Bruders. Nur daß Er dabei mehr die eigne Bildung als die Erweiterung und Bereicherung der Wissenschaft im Auge hatte. Wie ihn ein unersättlicher Wissensdurst, die Begierde „so viel als möglich zu sehen, zu wissen und zu prüfen" an den Schreibpult fesselte, so trieb sie ihn über die Bücher hinaus, „der Menschen Städte" zu sehn, ihren „Sinn und Sitte" kennen zu lernen.

Aber Italien freilich lag weit; noch Manches lagerte sich vor die beabsichtigte Reise. Vorerst die Krankheit seiner Mutter. Wie seine Arbeitspläne, so verschob und derangirte dieselbe seine Reise- und Aufenthaltsprojecte. Nur um so stärker meldete sich die Lust zum Reisen. Er bedurfte es, sich von dem Druck seiner Berliner Situation zu erholen.[1]) Auch mit der Erholung indeß ließ sich ein höherer Zweck verbinden. Eine von Berlin aus intendirte Badereise verwandelte sich durch einen plötzlichen Entschluß in eine größere Excursion.[2]) Es reizte ihn, jetzt noch, bevor er das Vaterland auf längere Zeit

1) Schiller an Körner III. 355.

2) An Wolf, G. W. V. 165; Schiller an Körner III. 343.

verließe, das nördliche Deutschland mitzunehmen, wohin er später nicht mehr zu gelangen hoffen durfte. Es reizte ihn der Wunsch, in diesen Gegenden eine Anzahl Menschen zu sehn und wiederzusehn, die ihm persönlich anziehend waren. Er wollte Jacobi, der sich jetzt in Wandsbeck aufhielt, noch einmal die Hand drücken. Er wollte Voß in Eutin kennen lernen, Voß, den Dichter, den Uebersetzer, den Kenner der Alten, den Freund F. A. Wolf's. In Eutin hoffte er auch Stolberg, er hoffte Klopstock und Claudius, und wie Viele sonst noch zu finden! Statt über Dresden nach Karlsbad reiste er daher am 4. August 1796 mit Frau und Kind über Stralsund nach Rügen, von da über Rostock und Lübeck nach Eutin, von Eutin nach Hamburg. Vor Allem auf Voß hatte er sich gefreut, und seine Erwartung ward nicht betrogen. Er fand den Dichter der Luise „feiner, zarter, poetischer“ als er ihn sich vorgestellt hatte. Was aber nicht fehlen konnte: den vortheilhaftesten Eindruck machte auf ihn Vossen's Charakter und häusliches Leben; wie Jeder, der dem wackeren Holsteiner nahe kam, rühmte er, wie brav und edel und wie daneben in hohem Grade liebenswürdig er sei.[1])

Anfang September war Humboldt von seinem Ausfluge wieder zurück. Er verließ endlich in den letzten Tagen des October Berlin und kam über Halle nach Jena, wohin er seine Familie vorausgeschickt hatte, ohne daß sich in dem aussichtslosen Zustande seiner Mutter etwas geändert hatte. Nur wenige Wochen war er indeß in Jena gewesen, als ihm, am 20. November, eine Stafette die Nachricht von ihrem Hinscheiden brachte. Es war doch ein epochemachendes Ereigniß für sein inneres wie für sein äußeres Leben. Unwillkürlich verweilte er mit seinen Gedanken bei der letzten trüben Periode, trübe auch deshalb, weil ihn bei eigenen kleinen Leiden überdies die anhaltende Kränklichkeit seiner Frau bekümmerte. Erinnerungen der Vergangenheit, Betrachtungen über sich und seine Plane drängten sich ihm auf. Mehr als je fand er sich, bei seiner Neigung, Alles innerlich zu wenden, in der Stimmung, Rechenschaft mit sich selbst abzuhalten. Mit einer Art von Schaam — so lauten seine Ge-

---

1) Humboldt an Wolf; bei Varnhagen, Denkwürdigkeiten V. 147 ff. Der Herausgeber von Humboldt's G. W. hat es nicht der Mühe werth gefunden, den angezogenen Brief, Humboldt's Reisebericht an Wolf, wiederzugeben.

ständnisse an Wolf — blickte er auf sich und seine zuletzt vergangenen Jahre zurück. Er fand, daß es ihm bei seinen Arbeiten zwar nicht an Eifer und Unverdrossenheit, desto mehr aber an Methode gefehlt habe. Er zog den Schluß, daß er vor Allem fortfahren müsse, allererst an sich selbst zu arbeiten, um nicht, was seine individuellen Fehler seien, auf die Gegenstände zu übertragen. Er glaubte weiter, bei dieser Selbstprüfung zu entdecken, daß er weder zu historisch-kritischen Arbeiten, noch zu philosophisch-analytischen tauge. „Wenn ich," so fügte er hinzu, „zu irgend etwas mehr Anlage als die Allermeisten besitze, so ist es zu einem Verbinden sonst gewöhnlich als getrennt angesehener Dinge, einem Zusammennehmen mehrerer Seiten und dem Entdecken der Einheit in einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen."[1]) Und sofort nun verschmolzen hiemit seine Reisepläne. Der Tod seiner Mutter verbesserte auch seine äußere Lage wesentlich; nun erst konnte er ernstlich an die Ausführung seiner weitsehenden Projecte denken.[2]) In der Combination und Synthese erblickte er seine eigentliche Stärke; seine äußere Lage andrerseits erlaubte ihm, mehr als Andre von der Welt zu sehen. „Individuelle Charakteristik," so schloß er, werde also das Feld sein, auf dem er zu arbeiten habe, oder, noch näher bestimmt: „Kenntniß und Beurtheilung des menschlichen Charakters in seinen verschiedenen Formen." In diesem Bezirke lag bereits die „Charakteristik unserer Zeit," mit der er sich trug. Er formulirte gleichzeitig, wie wir schon früher hörten, die ganze Aufgabe zu dem Projecte einer „vergleichenden Anthropologie" d. h. er gab dem Thema einer „empirisch-philosophischen Menschenkenntniß" eine Wendung, wodurch es in enge Beziehung zu seinen Reiseplänen kam. Denn, so wie man in der vergleichenden Anatomie die physische Organisation der Menschen und der Thiere mit einander zu vergleichen pflege, so gedenke er die Verschiedenheit der geistigen Organisation verschiedener Menschenklassen und Individuen gegeneinanderzustellen. Seine Reisepläne, es ist klar, influenzirten seine literarischen Projecte: seine wissenschaftlichen Tendenzen, umgekehrt, gaben jenen einen bestimmteren Zweck und einen concreteren Inhalt.

---

1) G. W. V. S. 173 ff.

2) Schiller an Körner III. 390.

In diesem Sinne nun wurde der Gedanke der italiänischen Reise unverwandt in's Auge gefaßt. Göthe mußte ihn mit Büchern, Wolf sollte ihn mit Notizen, Empfehlungen, Aufträgen versehen. Mit philologischer Gründlichkeit bereitete er sich auf das Studium Italiens vor. Nichts von der neuen Weltmasse, die ihm dort entgegentreten werde, wollte er sich entschlüpfen lassen; auf Alles wollte er gerüstet sein: auf die italiänische Kunst, auf das italiänische Land, auf die italiänischen Menschen. Auf dem Boden des neuen wollte er sich an die Schicksale des alten Italien erinnern: — er erbat sich von Wolf Auskunft über das Studium einer vergleichenden Topographie von Rom und Italien. In dem Lande, in welchem der Humanismus zuerst wiedererstanden war, wo an den geflüchteten oder geretteten Resten des griechischen und römischen Alterthums der Geist der neuen Philologie sich entzündet hatte, wollte er die Studien von Burgörner und Auleben fortsetzen: — er erbat sich Anweisung, nach welchen Codices in den Bibliotheken, nach welchen Alterthümern er in den Museen zu suchen habe. Er versah sich endlich mit einer Liste aller dortigen Celebritäten; denn — so schreibt er an Wolf — „ich möchte gern Italien sehr kennen lernen und Niemanden, der auch nur halb interessant sein kann, unbesucht lassen.“ Eine mündliche Besprechung mit Wolf, zugleich mit dem Aufbruch von Jena immer wieder aufgeschoben, wird endlich doch noch vor sich gegangen sein. Ueber Halle wird er, zu Ende April, nach Berlin gegangen sein, wo ihn noch Wochen lang die Ordnung seiner persönlichen Angelegenheiten und eine Menge durch den Tod der Mutter ihm aufgeladener Geschäfte fesselte. Zugleich aber wurde hier der Plan der Reise festgesetzt und der wünschenswertheste Begleiter gewonnen. Ueber Dresden und Wien, durch die Schweiz wollte die ganze Familie sich erst nach Italien, dann nach Frankreich begeben. Auch Alexander von Humboldt wollte von der Gesellschaft sein.

Man traf sich in Dresden. Bis in den Juli verlängert, galt auch dieser Aufenthalt noch der Abwickelung der Familiengeschäfte. Er galt außerdem noch ganz denselben Interessen, welche Humboldt in Jena verfolgt hatte. War doch Körner und die Körner'sche Familie wie eine Kolonie der Familie Schiller's. Beide Humboldt's verkehrten auf's Intimste mit dem Körner'schen Hause, und zwischen den beiden Freunden Schiller's gab es alte und neue Beziehungen in Menge.

Körner nahm den lebhaftesten Antheil an den Arbeiten, Plänen und Ideen Humboldt's. Zwei mehr kritische als productive Naturen und zwei Planmacher waren beisammen: sie machten gemeinschaftlich den Plan eines gemeinschaftlichen kritisch-literarischen Werks. Immer wieder vor allen Dingen trafen ihre Gespräche auf Schiller zusammen. Es hatte immer bei aller wesentlichen Uebereinstimmung über diese Angelegenheit, die beiden zugleich eine Herzensangelegenheit war, einzelne kleine Meinungsverschiedenheiten gegeben. Es gab deren auch jetzt. Humboldt war noch immer der Ansicht, daß Schiller den Wallenstein in Prosa schreiben solle; Körner wünschte ihn in Versen geschrieben. Und während man über ein Werk debattirte, welches nur erst im Werden begriffen war, gaben Schiller's Briefe und die neuesten Erzeugnisse seiner Muse frischen Stoff zu Streit und Theilnahme. Das köstliche Vorspiel wenigstens zum Wallenstein war fertig geworden und gab Körner'n, der für die Jamben stritt, schon mehr als zur Hälfte Recht. Auf eine ganz neue Probe aber hatte Schiller sein Talent zum Besten der Ausstattung des nächstjährigen Almanachs gestellt. Im Wettkampf mit Göthe hatte er das Nadowessische Lied und einen ganzen Kranz von Balladen gedichtet. Da war nun des Gesprächs über den Umfang und die Bestimmung des Schiller'schen Dichtergenie's, über die Wahl des Stoffs, über die Art der Behandlung, über den Unterschied des Schiller'schen und Bürger'schen Balladentons kein Ende. Da suchte sich Jeder sein Lieblingsstück. Körner mußte die Todtenklage gegen Humboldt vertheidigen, dem sie „einen Schauder erweckte." Jener wieder rügte an den Kranichen des Ibykus eine gewisse Trockenheit des Stoffs, während dieser hingerissen war von einem Gedicht, aus dem ihm die Töne seines Aeschylus entgegenklangen und das ihm in epischer Ausführung dieselbe Idee vergegenwärtigte, die er in philosophisch-didaktischer in der Macht des Gesanges und in den Künstlern gefunden hatte. Der Gang nach dem Eisenhammer war Jenem eins der liebsten Stücke; ihn reizte die nordische Frömmigkeit Fridolin's, welcher Humboldt schlechterdings keinen Geschmack abgewinnen konnte.[1]) Hier überhaupt differirten die Freunde. Denn auch Humboldt's Beitrag

---

1) Schiller-Körner'scher Briefwechsel IV. 109, Schiller-Göthe'scher Briefwechsel III. 174.

für den Musenalmanach von 1798, die Uebersetzung eines Fragments aus Pindar's zehnter Nemeischer Ode,[1]) wußte Körner nicht zu goutiren. Jenem ging nichts über das Griechische, und unter dem Griechischen nichts über Pindar. Dieser fand sich durch die „mythologische Aristokratie des Stoffs“ beleidigt; echt griechisch war ihm noch nicht ohne Weiteres echt menschlich, und bei seinem Urtheil über das echt Menschliche war doch zuweilen und ein wenig der deutsche Philister im Spiel.

Wie dem sei: in Gespräch und Umgang hatten sich Beide von Herzen lieb gewonnen. Nur ungern verließen die Humboldt's Dresden. Anfang August war man in Wien. Noch immer war die Absicht, von hier nach Italien, von Italien nach Frankreich zu gehn. Allein Italien war nicht mehr jenes Italien, in welchem Göthe in ungestörtestem Kunst- und Naturgenuß hatte schwelgen dürfen. Es war der Schauplatz des Krieges geworden. Von dem Lärm der Waffen ertönte die ganze nördliche Halbinsel wie in den Tagen Hannibal's und wie in den Tagen Franz' I. Von Sieg zu Sieg flogen die französischen Adler. Wie ein Dictator schaltete der siegreiche Bonaparte und dictirte den italiänischen Staaten das Gesetz der Republik. Die Kriegsmacht Oesterreichs war dem Feldherrn der Republik erlegen; seine Ländersucht scheute nicht vor der Würde des heiligen Stuhls, seine Raubgier nicht vor dem ehrwürdigen Alter der Denkmäler der Kunst zurück. Unter solchen Umständen war es weder erfreulich noch sicher, den italiänischen Boden zu betreten. Die beunruhigendsten Nachrichten von den Gräueln des Krieges und von der Unsicherheit der Wege drangen täglich nach Wien. Man mußte sich entschließen, für jetzt diese Gegenden aufzugeben, und fand sich am leichtesten in diesen Entschluß, wenn man den ursprünglichen Plan einfach umkehrte. Der Staatsstreich vom 18. Fructidor hatte zwar die Regierung Frankreichs von Neuem jacobinisirt; aber doch konnte der Zustand des Landes und der Hauptstadt fortan für gesicherter gelten, als er es unter der ohnmächtigen Autorität der gestürzten Directoren gewesen war. Ueberdies stand der Abschluß des Friedens zwischen Oesterreich und Frankreich bevor; er kam am 17. October auf dem Schlosse von Campo Formio zu Stande.

1) Vervollständigt findet sich diese Uebersetzung in den G. W. II. 343 ff.

Schon vor diesem Datum waren Humboldt's von Wien abgereist. In Salzburg trennte sich Alexander von der Familie. Dieselbe war Ende October in München und wandte sich von hier aus nach Basel. Göthe, gleichfalls auf einer Reise nach dem Süden begriffen und gleichfalls durch die Kriegsereignisse von weiterem Vordringen abgehalten, hatte gehofft, dem Freunde in der Schweiz zu begegnen. Allein Humboldt traf ihn nicht mehr. Die Nachrichten, die er in Basel über die Pariser Zustände einzog, bestimmten seinen Entschluß, und überhoben ihn, den Winter über in der Schweiz zuzubringen. Nur nach Zürich ward eine Excursion unternommen; wahrscheinlich schon im November war man wohlbehalten in der französischen Hauptstadt angelangt.[1])

Während all' dieser Zeit und bis tief in seinen Pariser Aufenthalt hinein beschäftigten indeß den Reisenden mehr die alten als die neuen Eindrücke. In den Bibliotheken von Wien wie von Paris suchte er emsig nach kritischem Material für seinen Pindar; inmitten der lärmenden französischen Hauptstadt wußte er sich eine Studienruhe wie die in Auleben zu schaffen, las er, am „deutsch-häuslichen" Theetisch, mit seiner Frau den griechischen Homer. Wie die griechische, so beschäftigte ihn die deutche Dichtung; je ferner ihm die Freunde von Jena und Weimar waren, desto fester umgab er sich mit dem Geiste ihres Denkens, Dichtens und Wirkens: er schrieb jenes Buch über Hermann und Dorothea. Wie aber in den Beschäftigungen der Heimath, so versuchte er im Gedankentausch mit den Freunden der Heimath fortzuleben. Wolf's bequemes Schweigen bekümmerte, aber ermüdete ihn nicht; am liebsten hätte er den philologischen Freund mit den Schätzen der Pariser Bibliothek ganz in seine Nähe gelockt. Ausführlich schrieb er von Zeit zu Zeit an Schiller und Körner. Bald rühmte sich der Eine, bald der Andere eines „großen Briefes" von Humboldt, und aus allen sprach immer wieder die Sehnsucht nach ihrem Gespräch und Umgang. Nicht als ob es an Gespräch und Umgang in der belebten und redseligen Weltstadt gefehlt hätte. Durch die persönliche Liebenswürdigkeit und durch die geselligen Tugenden der Frau von Humboldt wurde das Humboldt'sche Haus in

1) An Wolf G. W. V. 199. 202. 203. Schiller-Göthe'scher Briefw. III. 277. 291. 318. Schiller-Körner'scher Briefw. IV. 50. 60. 64.

Paris, wie sie selbst an Rahel schreibt, zu einem „point de ralliement“ für Deutsche und Franzosen. Die Lust an Menschen ließ Humboldt selbst in zahlreiche Beziehungen treten. Ein so seltener Mann wie der Graf von Schlabrendorf mußte ihm das innigste Interesse abgewinnen. Gern begegnete er den alten Bekannten aus Berlin und Jena, Gustav von Brinkmann und Wilhelm von Burgsdorf. Zog ihn endlich von dem Pariser Wesen vor Allem „die Bewegung und Mannigfaltigkeit“ an, die in dem Ganzen herrsche, so ließ er sich doch, seiner Methode und seinen Grundsätzen gemäß, auch von dem Einzelnen nichts entgehen, was irgend in dem Ruf einer Celebrität stand. Nicht die politische, wohl aber die künstlerische und die gelehrte Welt zog ihn an. Die französischen Maler David und Forestier und junge Deutsche, wie Schick und Tieck, die hier ihre Studien machten, traten ihm und seinem Hause mehr oder weniger nahe. Wie unter Berufsgenossen mischte er sich in die Gesellschaft der Villoison und Millin, der Du Theil und St. Croix, der Corai und Chardon de la Rochette. Ferner standen ihm für jetzt die Repräsentanten der jungen französischen Literatur. Mit den Männern der Naturwissenschaft aber, den Lalande, Cuvier u. A. verband ihn ohne Zweifel sein Bruder Alexander. Denn seit dem Frühjahr 1798 hatte Paris die Brüder wieder vereinigt. Der Eine wenigstens war ihm als Ersatz für die zurückgelassene Heimath und die zurückgelassenen Freunde. Mehrere Monat wohnten die Brüder unter demselben Dache und genossen des ungestörtesten Zusammenseins. Erst im October mußten sie sich abermals trennen; Alexander dachte von Marseille aus nach Algier zu gehn, um von da, sobald die Verhältnisse es gestatteten, den Orient zu besuchen. Dieser Reiseplan mußte dann freilich bereits in Marseille geändert werden. Wie er anfangs festgestellt war, lockte er auch Wilhelm. Nur die Rücksicht auf seine Familie ließ ihn der Versuchung widerstehn, den Bruder zu begleiten.[1])

Eben jene Interessen inzwischen, die ihn aus dem fremden Weltleben immer wieder zu demjenigen zurückzogen, was ihm im Vaterlande das Liebste gewesen war, wurden zugleich zu dem Vehikel, das Neue zu ergreifen, in dem Sinne und zu dem Zwecke zu

1) An Wolf. G. W. V. 206. 207.

ergreifen, in dem er das Programm dieses neuen Stadiums seiner Bildung bei sich selbst festgesetzt hatte. Die Aesthetik und die Anthropologie wurden die Organe, mit denen er zunächst sah und beobachtete, gaben den Rahmen für die Ideen her, mit denen soviel neue Erfahrungen und Anschauungen ihn bereicherten. Es war seine Absicht, die französische Nationalität als diese eigenthümlich bestimmte Form des großen Bildes der Menschheit zu studiren. Ein Anderer nun würde sie nach ihrem öffentlichen Auftreten, nach ihrem politischen Verhalten beurtheilt; er würde sie an ihren Staatsmännern und Feldherrn studirt; er würde unmittelbar die sittlichen Zustände, die religiösen Gesinnungen des Volkes zu ergründen versucht haben; er würde die Einflüsse der Revolution in den Ansichten der Menge, in Sitten und Gewohnheiten, in ihrem alltäglichen Treiben und Leben verfolgt haben. Allein anders der Mitbegründer unserer klassischen Literaturepoche, der Genosse eines Volkes, dessen politischer Charakter darin bestand, statt eines politischen blos einen literarischen Charakter zu haben. Fast ausschließlich an ihren ästhetischen Eigenthümlichkeiten studirt Humboldt die französische Nation als Nation. Im Theater macht er die Bekanntschaft der Franzosen; von dem Stil ihrer mimischen Kunst wagt er Schlüsse über ihre nationale Bestimmtheit überhaupt. Vom Theater und vom Ballet handelt der erste Brief, den er von Paris aus an Körner richtet;[1]) über das französische Theater schreibt er an Schiller;[2]) einen Aufsatz über dasselbe Thema schickt er endlich an Göthe für dessen Propyläen ein.[3])

Der französische Schauspieler — so urtheilt der feinsinnige Beobachter — spielt im Ganzen mehr die Leidenschaft als den Charakter; er zeigt dem Zuschauer mehr einen augenblicklichen Gemüthszustand; er läßt ihn weniger in das Innere seiner Seele und den Gang seiner Empfindungsart schauen. Die Darstellung verschiedener

1) Schiller-Körner IV. 69.

2) Schiller-Göthe'scher Briefw. IV. 140.

3) Möglicherweise zwar könnte dieser letztere Aufsatz, gleichfalls in Briefform, mit dem Datum: August 1799, — jetzt in den G. W. III. 142 ff. — eine bloße Zusammenstellung aus jenen früheren brieflichen Mittheilungen sein; daß indeß ein an Göthe gerichteter Brief vom Sommer 1799 wenigstens hauptsächlich dabei zu Grunde lag, glauben wir aus dem Brief Göthe's an Schiller V. Nr. 643 schließen zu dürfen.

Rollen ist daher wenig individuell nüancirt, sie folgt vielmehr gewissen wiederkehrenden Typen. Auch der Ausdruck der Leidenschaft aber ist weit mehr der physische der Natur als der höhere idealische. Nicht in ihrer inneren Gestalt, sondern in ihrer äußeren Erscheinung, nicht im Zusammenhang mit dem Ganzen der Seele, sondern als einzelne wird sie dargestellt. Das Spiel der Franzosen, mit Einem Wort, ist zu naturalistisch und zu wenig idealisch. Der Mensch, blos als Mensch betrachtet, hat dabei einen kleineren Genuß, als eine gute deutsche Bühne gewährt. Der Künstler dahingegen einen desto größeren. Denn für jene Mängel entschädigt auf der anderen Seite das französische Spiel durch augenfällige Vorzüge. Je weniger die Natur von Innen heraus idealisirt wird, desto mehr wird ihr äußerlich der ganze Glanz der Kunst aufgeheftet. Wie überhaupt der Franzose in der Kunst mehr Kunstmanier, Regelmäßigkeit, Zierlichkeit und Symmetrie sucht, so insbesondere in der Theaterkunst. In diesem Sinne ist das Spiel der Franzosen immer ästhetisch. Es verbindet sich mit den verwandten Künsten. Man sieht in dem Schauspieler zugleich den Maler, den Bildhauer, den pantomimischen Tänzer; selbst derjenige Theil seines Spiels, der an sich nicht bedeutend ist, besitzt künstlerische Harmonie und Schönheit. An eine eigentliche Verschmelzung des Menschen mit dem Künstler ist bei ihm nicht zu denken: er sucht immer nur, und sucht mit Virtuosität eine Verbindung declamatorischer, musikalischer, mimischer und malerischer Schönheiten. Er ist gleichzeitig in Gefahr, auf der Einen Seite zu viel Natur, auf der anderen Seite zu viel Kunst zu zeigen, in Gefahr ebendeshalb, in's Manierirte und Uebertriebene zu verfallen. Um der deutschen Bühnenkunst zu geben, was ihr noch fehlt — sinnlichen Schwung und Glanz, ästhetische Form und Vollendung — ist daher nur ein Fortschreiten nöthig. Es ist dagegen nicht abzusehn, wie die französische Bühnenkunst zu dem gelangen könnte, was ihr abgeht, — zur echten Wahrheit der Natur, zu seelenvoller und idealischer Darstellung der Menschheit. Denn in dem, was Beide besitzen und was Beiden fehlt, spiegelt sich eben der Unterschied des deutschen und des französischen Wesens überhaupt. „Es geschieht," sagt Humboldt, „bei unserer Tragödie nicht genug für das Auge, nicht genug in ästhetischer und noch weniger in sinnlicher Rücksicht." Er würde jetzt nicht mehr den Wallenstein in Prosa geschrie-

ben wünschen. Gerade in der Versification erblickt er jetzt einen Schritt, um allmälig dasjenige zu erlangen, worin wir den Franzosen nachstehn. Warum aber stehen wir ihnen nach? Unsere deutsche Eigenthümlichkeit trägt die Schuld. Wir sind überhaupt nicht sinnlich genug ausgebildet; unser Ohr ist nicht musikalisch, unser Auge nicht malerisch genug. Wir geben zu wenig auf das Aeußere, weil wir mit Recht soviel auf das Innerliche geben. „Der Deutsche kennt, in Vergleichung mit dem Franzosen, weniger die Nothwendigkeit der Zeichen;“ er geht, statt dessen, „unmittelbar und unabhängig von denselben auf die Sache.“ Der Franzose befriedigt sich auch mit dem gewöhnlichsten Gedanken, sobald er nur in einem glücklichen Ausdruck auftritt: der Deutsche hascht gutmüthig immer gleich nach dem Sinn und verzeiht Dunkelheit und Incorrectheit, wenn nur sein Geist und sein Herz Befriedigung findet. Die französische Metaphysik sieht das ganze Geheimniß der Philosophie fast einzig in dem Einfluß der Zeichen auf die Begriffe: bei uns hat den ähnlichen Wahn nur die sogenannte Popularphilosophie gehegt. Geläufig und fertig ist die französische, stockend und mühsam die deutsche Rede. „Der Deutsche möchte unmittelbar mit seinem Geist und seiner Empfindung vernehmen, er möchte die Kluft überspringen, die Sein von Sein und Kraft von Kraft so trennt, daß sie sich nur durch vermittelnde Zeichen verständlich machen können.“ Was er fühlt und denkt, stellt sich dem Sprechenden wie dem Künstler nicht sogleich in gelingendem Ausdruck dar. Wir sind eine „gebärdenlose Nation.“ Wir haben „weniger Sprache“ als andre Nationen, und hätten uns doch „so viel mehr und Besseres zu sagen.“ Ebenso theilt der französische Acteur seine Fehler mit den Fehlern der französischen Dichter und der französischen Nation. Daß er nur Leidenschaft, fast niemals eigentlichen Charakter darstellt, ist die Schuld seiner Dichter, die auch nur Leidenschaft zeichnen und fast niemals lebendige Individuen. Es ist die Schuld der Philosophen, die fast nur mit dem logischen Theil ihrer Wissenschaft beschäftigt sind. Es ist die Schuld der Metaphysiker, die nie auf das zurückgehn, nie das anerkennen wollen, was ursprünglich und unerklärbar ist. Daß endlich die französischen Schauspieler oft manierirt sind, daß sie das Frappirende und Contrastirende suchen, — es ist die Schuld der ganzen Nation, die eben das will und oft selbst thut.

So wird von Humboldt die Summe ästhetischer Beobachtungen zu dem Capital „empirischer Menschenkenntniß" geschlagen, so bildet die Aesthetik die Brücke zu dem Ziel der Nationalcharakteristik. Die Feinheit aber seines beobachtenden Blicks, die innige Durchdringung, in der bei ihm das künstlerische mit dem anthropologischen Interesse stand, führte ihn auf ein noch aparteres Gebiet, auf ein Gebiet, das man recht eigentlich als den schmalen Grenzrain zwischen der Philosophie der Kunst und jener empirisch-philosophischen Menschenkenntniß betrachten möchte, deren Begriff nach Humboldt's Auffassung sich aus Transscendentalphilosophie, anthropologischer Naturkunde und Geschichtsphilosophie zusammensetzte. Wir wissen von dem großen englischen Philosophen Bacon, daß er sich als Knabe mit Speculationen über die Taschenspielerkunst, als Jüngling mit Statistik und Diplomatik abgab, und man begreift ohne Mühe den Reiz, welchen diese undisciplinirten und abgelegenen Wissenschaften für einen Geist haben konnten, der, als er gereift war, das Novum Organon und die Schrift De augmentis scientiarum schuf. In ähnlicher Weise wandte sich Humboldt zu Grübeleien über die Physiognomik. Er suchte in dieser einen Augenblick, was er später in der Sprachwissenschaft fand, so wie Bacon die Principien der Dechiffrirkunst studirte, ehe er die Methode lehrte, durch welche die Schrift der Natur zu entziffern sei. Es war ein Interesse der Zeit, das Resultat jener halb aufklärerischen halb sentimentalen Neugier nach dem, was im Menschen stecke, von welchem Humboldt dabei berührt war, — ein Nachklang seiner Bekanntschaft und seiner Unterredungen mit dem Propheten von Zürich. In die Enge dieses Interesses versammelte er, in experimentirendem Spiele gleichsam, alle wissenschaftlichen Gesichtspunkte und alle Bildungsmotive, von denen er bewegt war. Wie aus einem verkleinernden Spiegel, nur um desto klarer aber und schärfer, treten uns dieselben aus den Briefen entgegen, die er, wahrscheinlich nur wenig später als jene Reflexionen über das französische Theater, über das Musée des petits Augustins an Göthe schrieb.[1])

---

1) In den G. W. V, 363 ff. Daß diese Briefe an Göthe gerichtet waren, erhellt aus S. 367. Die obige Zeitbestimmung folgern wir aus S. 376, woselbst zehn Jahre seit dem Beginn der Revolution gezählt werden, und aus S. 399, wonach der Verfasser kurz vor seiner spanischen Reise schrieb.

In dem Kloster der kleinen Augustiner nämlich waren alle vor der Zerstörung in der Revolutionszeit geretteten, bisher an verschiedenen Orten der Hauptstadt zerstreuten Kunstwerke zusammengebracht und in chronologischer Ordnung aufgestellt worden. Hier also ließ sich die Geschichte der bildenden Kunst in Frankreich studiren. Allein diese Kunstwerke waren zum größten Theil zugleich historische Monumente. Der Reihe nach enthielten die Säle des Klosters die Statuen, Büsten und Reliefs vieler der merkwürdigsten Menschen Frankreichs von Chlodwig's bis zu Ludwig's XV. Zeiten. Der Beschauer fand also zugleich eine Gallerie von Bildnissen zur Geschichte des Landes; durch den Anblick der Gestalt und Miene bedeutender Persönlichkeiten belebte sich ihm das Bild vergangener Jahrhunderte. Wohl war dies eine würdige Studie für denjenigen, welcher auf historischem, naturhistorischem und philosophischem Wege dem „Bilde der Menschheit“ nachforschen, der aus der Zusammenstellung der Charakterformen der verschiedenen Nationen und Jahrhunderte eine „vergleichende Anthropologie“ vorbereitete. Er hatte es hier mit Kunstwerken zu thun. Er fand also ein seiner ästhetischen Auffassungsweise im Voraus angepaßtes Material, zu Begriffen ein anschauliches Bild, und die Möglichkeit, ja die Aufforderung, von Bild und Anschauung wieder zu Begriffen aufzusteigen. Es waren andrerseits Bildnisse von Menschen. Wie er stets bemüht gewesen war, sich die Physiognomien interessanter Persönlichkeiten einzuprägen, wie es ihm ein ergötzliches Schauspiel war, auf der Straße, wenn die Wachparade an ihm vorbeimarschirte, wenn er sich in einer dichten Volksmasse befand, die Gesichtszüge der Menschen zu studiren, so konnte er hier menschliche Bildungen aus einer langen Folge von Zeiten und Geschlechtern an sich vorüberziehn lassen. Vorzugsweise in physiognomischer Rücksicht durchwanderte er daher jene Säle. Er betrachtete die einzelnen Köpfe, studirte ihren Charakter in ihren Zügen, verglich sie in mannigfacher Weise, suchte jetzt in der Mannigfaltigkeit der Zeiten das Allgemeine der Nation, jetzt hierin die Verschiedenheit der Jahrhunderte auf.

Gerade dies nämlich war es, worin er den wahren Sinn und Werth der Physiognomik erblickte. Er dachte über die Physiognomik, wie sie Lavater betrieben hatte, nicht besser als der Verfasser des „Fragments von Schwänzen.“ Es ist auch nach seiner Ansicht so

thöricht wie verwegen, die Gesichtsbildung als „moralische Hieroglyphen“ zu behandeln, die zuverlässige und deutliche Sprache der Handlungen und der Reden gegen die zweideutige und dunkle einiger so oder anders gekrümmter Umrisse zu vertauschen. Aber es giebt eine andre, eine echte Physiognomik. So zweckwidrig wie dieselbe für die Bedürfnisse der gewöhnlichen Menschenkenntniß ist, so unentbehrlich ist sie für die höhere. Es ist wahr, sie ist im Grunde ein bloßer „Luxus des menschlichen Verstandes.“ Von hohem Werthe nichts desto weniger für zwei Klassen von Menschen: für den Philosophen und für den Künstler. Denn der Philosoph ist verpflichtet, den Menschen bis in seine kleinsten Seiten hinein zu studiren und noch „auf die Feinheiten der Feinheiten“ zu achten. Er orientirt sich an der Physiognomie über den allgemeinen Ort, an den ein Individuum zu stellen ist, er empfängt nachträglich durch die Achtsamkeit auf das individuell Bestimmte ein Correctiv für sein abstractbegriffliches Erkennen. Der Künstler wiederum wird durch das Studium der echten Physiognomik vor Fehlern bewahrt, die nur zu häufig in allen Künsten begangen werden und die ebensoviel Verstöße gegen die Wahrheit und den Reichthum der Natur sind. Der Maler z. B. wird alsdann vermeiden lernen, unzusammengehörige Züge in Einer Physiognomie, unzusammengehörige Physiognomien in Einem Bilde zusammenzustellen. Er wird lernen, die Miene von der Physiognomie, die augenblickliche von der habituellen Lage der Gesichtszüge zu unterscheiden. Er wird lernen, Mannigfaltigkeit in verschiedenen und Naturcharakter in jeder einzelnen Physiognomie darzustellen. Soll aber die Physiognomik diesem zwiefachen Zwecke wirklich dienen, so muß sie ganz in das Feld der Naturbeobachtung hinübergezogen werden. Als reine Naturformen also sind die Gesichtsbildungen zu betrachten, und die Aufgabe der Physiognomik besteht in der Beantwortung der Frage: wie verfährt die Natur bei Bildung derjenigen menschlichen Formen, welche die innere allgemeine Organisation gleichgültig läßt? Schon hieraus folgt, daß der Physiognom verzichten muß, Gesetze aufzustellen. Er kennt nur „Typen,“ d. h. gewisse wiederkehrende Formen, die sich beobachten, aber nicht aus Begriffen als nothwendig ableiten lassen.

Dieser Theorie gemäß sind sofort die Bemerkungen des Briefstellers über die Denkmäler des Museums. Indem er überall

auf den „Typus“ der Physiognomien und auf dessen Stätigkeit oder Wandelung durch die Geschlechter und die Jahrhunderte hindurch aufmerksam ist, macht er eine Reihe von Bemerkungen, die ebenso fein und lehrreich sind, als Lavater's Glossen in der Regel wüst und nutzlos sind. Er zieht Parallelen zwischen dem physiognomischen Typus einer Zeit und dem Charakter der gleichzeitigen Dichtung. Er freut sich der Beobachtung, wie „zu derselben Zeit die Kunst einen bedeutenden Fortschritt gewinnt, da auch die Menschheit selbst einen höheren und edleren Ausdruck erhält.“ Er freut sich noch mehr an dem Resultat seiner Beobachtungen, daß die fortschreitende geistige und moralische Veredlung unsres Geschlechts sichtbar auch eine Veredlung der Menschengestalt, in ihren festen Zügen sowohl wie in ihrem beweglichen Mienenspiel mit sich bringt.

Nicht blos indeß durch das Medium der Aesthetik, nicht blos in Theatern, Museen und Bildergallerien verfolgte Humboldt seine anthropologischen Tendenzen. Nicht blos Kunststudien, sondern auch eigentliche Reisestudien machte er. Auch die wirkliche Natur und die Menschen faßte er achtsam und sinnig in's Auge. Wie reizte ihn gleich die Eigenthümlichkeit von Wien, die humoristische Leichtigkeit, die fröhliche Lebelust der dortigen Bevölkerung! Wie angesprochen fand er sich von dem bayrischen Volkscharakter! Wie war er gleich bei der Hand, das süddeutsche mit dem norddeutschen Wesen zu vergleichen und über den Einfluß zu reflectiren, den es auf die Bildung des deutschen Geistes überhaupt gehabt haben würde, wenn die Cultur unserer Sprache und Literatur von dem Süden statt von dem Norden Deutschlands ausgegangen wäre![1]) Seine Briefe an die Freunde daheim enthielten vorzugsweise Kunstnotizen und Kunstreflexionen; von ihm sind auch die Mittheilungen über Forestier's Methode, die Malerei zu lehren und über zwei Gemälde von David und Gerard, die unter den Miscellen der Propyläen einen Platz fanden.[2]) Allein gelegentlich berichtete er doch auch über Dinge, wie die philanthropischen Anstalten des bayrischen Ministers Rumford, das Salzbergwerk bei Berchtoldsgaden, die socialen Zustände der französischen

---

1) An Wolf V. 193 ff. und an Schiller aus München; s. Schiller-Göthe'scher Briefwechsel III. 318.

2) Daselbst III. 1. S. 110 ff.

Hauptstadt unter dem Einfluß der neuen Freiheit u. dgl. m.[1]) Je mehr er mit der Außenwelt in Berührung kam, desto mehr regte sich sein universalistisches Interesse an den Dingen; je länger er in der Fremde war, desto mehr wurde er zum Reisenden.

Er war es ganz auf einer Reise, die er im Spätsommer 1799 von Paris aus nach Spanien unternahm. Denn Italien hatte er endlich aufgeben müssen; es blieb durch den wieder ausgebrochenen Krieg gesperrt. Um doch irgend eine südliche Nation zu sehen, wie er an Wolf schreibt, und weil er nicht hoffen könne, Spanien wieder so nahe zu kommen wie in Paris, entschloß er sich, statt über die Alpen, über die Pyrenäen zu gehen. Begleitet von seiner Familie und noch einem Reisegefährten verließ er im Spätsommer, und zwar frühstens Ende August, Paris. Seine Frau hatte anfangs mit den Kindern in den Pyrenäen zurückbleiben sollen. Sie folgte ihm jetzt, um die Reise durch die ganze Halbinsel mitzumachen. Ueber Bayonne gelangte man nach St. Jean de Luz am Golf von Biscaya, um sofort den Grenzfluß zwischen Frankreich und Spanien, die Bidassoa, zu überschreiten. Durch die biscayischen Landschaften Guipuzcoa und Alava wandte man sich von Vittoria, der Hauptstadt von Alava, den Ufern des Ebro zu und eilte durch die dürren Fluren Castiliens nach Madrid. Bibliotheken und Bildersäle der Hauptstadt forderten hier einen längeren Aufenthalt; erst in den letzten Tagen des Jahres verließ man Madrid, um sich noch südlicher zu wenden und bei Cadix das Meer wiederzusehn. Die Absicht, auch Lissabon zu besuchen, ward fallen gelassen. Von Cadix führte der Weg die Reisenden wieder nordwärts durch das alte Baetica, über Sevilla und durch die Sierra Morena. In den Fluren von Valencia kam man an „Italica's klagenden Trümmern," und den Resten des alten Sagunt, dem heutigen Murviedro, vorbei. Von Barcelona aus ward in den letzten Tagen des März 1800 ein Ausflug nach dem Montserrat unternommen. Durch die Ebenen und Berge Cataloniens wandte man sich wieder den Pyrenäen zu. Bereits Ende April war man wieder in Paris angelangt.[2])

---

1) Schiller-Göthe a. a. O., Schiller-Körner IV. 64.

2) An Wolf V. 216. Einige Abweichungen unseres Textes von den Angaben bei Schlesier II. 31—36. beruhen auf dem Brief an Wolf, Madrid

Auf dieser Reise nun waren allererst alle jene Reisezwecke zu ihrem vollen Rechte gekommen, um deren willen Humboldt überhaupt das Vaterland verlassen hatte. Er hatte die Bibliothek des Escurial nicht versäumt. Er hatte mit seiner Frau die Schätze der Malerei bewundert, welche Spaniens Hauptstadt verbirgt. Aber er hatte daneben für zahlreiche andere Interessen Platz. „Ich bekümmere mich," schrieb er von Madrid aus an Wolf, „um vielerlei, vielleicht nur zu viel Dinge." Waren es nun wirklich zu viel Dinge, so faßte sich dieses Zuviel doch zu einem einheitlichen Zweck zusammen, und hatte er diesen Zweck vor der Reise erfaßt, so ward er ihm nun erst, während derselben, vollkommen lebendig und gegenwärtig. Er wollte im weitesten Sinne des Worts „Menschen und Nationen kennen lernen." Es galt ihm, „sich von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen" — einen Begriff, wie er nicht aus Büchern, sondern nur durch Sehen mit eigenen Augen gewonnen werden könne. Wie ihm die Bildnisse der französischen Könige die französische Geschichte illustrirt hatten, so meinte er nun erst, nachdem er die spanischen Eseltreiber gesehen, eine Figur wie die des Sancho Pansa zu verstehen. Denn darauf gerade komme Alles an, „jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beschränken." All sein Bestreben ging darauf, die Dinge rein auf sich wirken zu lassen und soviel Welt als möglich in sich einzusaugen. Er bemühte sich, „blos herumzustreifen, Menschen zu sehen und zu sprechen, zu leben und zu genießen, jeden Eindruck ganz zu empfangen und den empfangenen zu bewahren." Er verband damit, um das Gegenwärtige sich noch lebendiger und noch verständlicher zu machen, die historische Betrachtung. „Ich bin daneben," schreibt er, „von dem gegenwärtigen Zustand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menschen immer erst in einer Folge von Zeiten vollständig ist." Er verband endlich damit das Studium der Literatur; er verglich mit dem, was er vor Augen sah, die Schriftsteller der Nation, „um wo möglich auch in

---

20. December 1799, V. 211, sowie darauf, daß wir die Erwähnung von Sagunt und Italica in dem Gedicht „In der Sierra Morena" (G. W. I. 379 ff.) für eine Anticipation halten. Leider ist dies Gedicht für den größeren Theil der Reise unsere einzige Quelle.

ihnen nichts vorbeizulassen, was charakteristisch sein könnte.“ Ein Verfahren, man sieht es, welches, nur auf breiterer Basis und auf größerer Fläche, dieselben Motive wiederspiegelt, die den früheren ästhetischen und physiognomischen Bemühungen zu Grunde lagen. Denn wiederum mit dem alten ästhetischen Sinn verlangt er auch hier Ergänzung des Begriffs durch die angeschaute Gegenwart der Sache, weil nur dadurch die höchsten und besten Kräfte des Menschen, „der tiefere Wahrheits- und Schönheitssinn“ befriedigt werden können. Es ist eben dieser ästhetische Gesichtspunkt, von dem aus er an den Reisenden die Forderung stellt, sich selbst von den Gegenständen „ein vollkommen individuelles Bild zu verschaffen“ und dieses Bild „wiederum Andern gleich vollständig und lebendig zu überliefern.“ Und angeknüpft wiederum wird diese Forderung an denselben höchsten Zweck, der ihm ausdrücklich bei jenen physiognomischen Studien vorschwebte. Wie sich dort dieser Zweck, elastisch wie er ist, ganz in's Enge zusammenzog, so dehnt er sich nun, vermöge dieser Elasticität, in's Weite aus. Jener höheren Menschenkenntniß, wie sie der Philosoph und der Künstler brauche, sollten die physiognomischen Speculationen dienen. Genau so die Bemühungen des Reisenden, die individuellen Gestalten, die echte Physiognomie gleichsam, der Natur und der Menschheit aufzufassen und wiederzugeben. Auch dabei handelt es sich in letzter Instanz um nichts Anderes als um „Kenntniß des Menschen in seiner größten Mannigfaltigkeit.“ Auch dies, meint er, werfe für die gewöhnliche, praktische Menschenkenntniß keinen Gewinn ab, wohl aber müsse ein solcher Versuch „dem Künstler und dem Menschen“ erwünscht sein, — „jenem, um sein Werk, diesem, um sich selbst zu bilden.“

Ganz aus seiner Seele heraus, ganz aus dem Mittelpunkt seiner Denkweise schöpfte Humboldt diesen Gesichtspunkt. Ganz zugleich in eines Anderen Seele hinein dachte er zu schreiben, indem er so seinen eignen Gesichtspunkt entwickelte. Für Göthe hatte er das Museum der Augustiner beschrieben, für Göthe schrieb er nunmehr einen ausführlichen Bericht über die Excursion nach dem Montserrat nieder und begleitete denselben mit den nur eben von uns wiedergegebenen Reflexionen. Es war dieser Bericht nur ein vorläufiges Fragment einer ausführlicheren Reisebeschreibung, die er unmittelbar nach seiner Rückkunft nach Paris zu Papiere brachte und

die er drucken lassen wollte. Andere solche Fragmente besitzen wir in den „Reiseskizzen aus Biscaya." Wir entbehren leider noch immer der Berichte, die er schon während der Reise, wenigstens bis Madrid hin, an Göthe eingesandt hatte.[1])

Diese Bruchstücke nun sind sehr anmuthig zu lesen. Wenn man sie, wenn man die Theater- und die Museumsberichte mit der Schrift über Hermann und Dorothea oder mit den Horenaufsätzen vergleicht, so springt in die Augen, wie viel geschickter der Verfasser im Zeichnen individueller Bilder als im Entwickeln allgemeiner Begriffe ist. In der ungezwungensten Weise führen uns diese Bilder von Gegenstand zu Gegenstand, von Interesse zu Interesse. Wir bilden uns ein, selbst auf der Reise zu sein: so natürlich wechseln die Dinge und schließen sich in bunter Folge immer gleich bereitwillig unsrer Aufmerksamkeit an. Wir stehen mit dem Reisebeschreiber am Gestade des Meeres und schauen dem ewig bewegten Spiel der Wogen zu; wir wenden uns mit ihm tiefer in's Land: die malerischen Ufer des Busens von Biscaya sind auch uns aus den Augen entschwunden. Wir haben die Grenze zweier Länder überschritten: es kann nicht fehlen, daß uns der Unterschied im Charakter der französischen Basken jenseits von den spanischen diesseits auffällt. Der Reisende horcht auf den eigenthümlichen Dialekt dieser Letzteren; ihm kann nicht entgehen, wie selbständig und eigenartig sie sich in jeder Hinsicht erhalten haben. Einen Mann, mit welchem Humboldt später in öffentlicher Wirksamkeit sich begegnen sollte, den Oberpräsidenten von Vincke, interessirte es, zwei Jahre später, einer Landesversammlungs-Junta der Provinz Biscaya beizuwohnen: auch Humboldt hat ein Auge für die politischen Eigenthümlichkeiten der Provinz. Die französischen Basken bewahren zwar auch durch Sprache, Sitte und Heimathsliebe eine gewisse Selbständigkeit, aber sie verlieren sich übrigens in der Masse der Nation; die Biscayer in Spanien dagegen sind gleichsam eine eigene Nation geblieben, sie regieren sich selbst,

1) Schiller an Körner im Briefwechsel IV. 191. Der Aufsatz über den Montserrat war zunächst für die Propyläen bestimmt (Göthe an Schiller und Schiller an Göthe im Briefwechsel V. 302. 303), erschien dann aber, da jene Zeitschrift nicht fortging, in Gaspari's und Bertuch's „allgemeinen geographischen Ephemeriden," März 1803. Er findet sich jetzt in den G. W. III. 173 ff.; ebendaselbst, S. 213 ff., die „Reiseskizzen aus Biscaya."

sie haben ihre eigenen Gesetze, ihre provinziellen Freiheiten, über deren Erhaltung sie eifersüchtig wachen. Solche Unterschiede erklären sich durch das verschiedene Schicksal der Einen und der Anderen. Eine historische Einzelerinnerung sofort knüpft sich an die kleine Insel, die den Namen der Fasaneninsel führt. Hier ward durch Mazarin der Pyrenäenfriede abgeschlossen, hier fand eine Zusammenkunft zwischen Heinrich IV. von Castilien und Ludwig XI. von Frankreich statt. Aber wir werden zurückgeführt zu der lebendigen Gegenwart, zu der schönen Natur von Guipuzcoa mit seinen lieblich in einander verschränkten Bergen und Thälern. Klar liegt die ganze Gebirgslandschaft vor uns. Wir sehen, wie sie bewachsen ist, wie sie bebaut und bewohnt wird. Das Landschaftsbild belebt sich. Dort werden von rüstigen Händen die harten Erdschollen mit der Laya bearbeitet; hier dringt das knarrende Pfeifen der Ochsenkarren und, vermischt damit, das Schellengeläut der Maulthierzüge in unsre Ohren. Endlich treten wir in die Stadt Vittoria ein. Wir haben Zeit, einige Gemälde in Kirchen und Privatsammlungen zu besehn; wir machen die Bekanntschaft eines gelehrten Geistlichen, des D. Lorenzo Prestumero, und dieser giebt uns Aufschlüsse über die Biskayische Sprache, über die statistischen Zustände, über die Alterthümer der Provinz. Eine Unterredung mit einem Mann des Volkes macht uns mit dem Charakter und der Denkweise der Nation, ihre Sprüchwörter machen uns mit ihren Sitten und Gewohnheiten, ihrem Sinn und ihren Anschauungen bekannt. Genug, in der bequemsten Weise werden wir vertraut mit Land und Leuten, und ungezwungen fließen hundert Züge zur Vervollständigung der ansprechendsten Charakteristik zusammen.

Und reizender noch und eindrucksvoller ist das Gemälde von dem Montserrat, dem inselartigen Berge mit seinem Kloster und seinen Einsiedeleien. Wir lernen ihn kennen, indem wir ihn besteigen. Indem wir schreiten, indem wir uns wenden, wechselt die Aussicht. Die Bilder einer großen und durchaus eigenthümlichen Natur, die uns vorgehalten werden, sind mit festen und klaren Strichen gezeichnet. Die schildernde Phantasie ist von der Bescheidenheit des Verstandes. Nicht prächtig und üppig, aber hell und wirkungsvoll ist das Colorit. Das unterscheidet diese Bilder von der farbenreichen Malerei, mit welcher uns Alexander von Humboldt die landschaftliche Natur der Tropengegenden vorzuführen verstanden hat.

Es ist hier, als ob der schauende Sinn und das empfindende Gemüth der Vermittelung der Phantasie entrathen könnte. Wie das Auge sieht, so ist das Gesehene auch schon genossen und empfunden und dem tiefsten Grunde des Gemüthes in einfacher Klarheit eingeprägt. Es ist mehr Charakteristik als Malerei; man erkennt, daß der Zeichner den schärfsten Sinn für die Formen, keinen gleich scharfen für die Farben der Außenwelt hat. Er giebt jene bewunderswürdig naturtreu wieder, er entnimmt diese mehr aus der eigenen Empfindung als aus der Natur, die er darstellt.

Hier eben ist es, wo der ästhetische Realismus, zu dem Humboldt sich bekennt und dem er nachstrebt, seine Grenze hat. Die Naturschilderung ist die sicherste Probe des echt realistischen Sinns. Sie steht in den Humboldt'schen Reisebildern stets an zweiter Stelle; im Vordergrunde dagegen die Darstellung des Menschlichen. Die Gestalten wiederum der Natur wie der Menschheit — wie sehr er sich bemüht, sie „wahr und lebendig zu sehen" — reflectiren sich ihm stets in dem Elemente der Innerlichkeit, in dem Spiegel der Empfindung und der Intellectualität. Der inselförmige Berg bei Barcelona war ihm ein Symbol des abgeschlossenen menschlichen Zustandes, der auf demselben seinen Sitz hat. In dem Kloster und in den Einsiedeleien dieses Berges fand die Sehnsucht Befriedigung, mit sich und der Natur allein zu leben. Dieselbe Stimmung weckt die Humboldt'sche Beschreibung; sie führt, wie Schiller es ausdrückt, „den Leser aus der Welt heraus und in sich selbst hinein." Die Mysterien des menschlichen Lebens und Empfindens im Gewande religiöser Symbolik darzustellen, war der Plan jenes Göthe'schen Fragments, „die Geheimnisse." Einen „geistigen Montserrat" nannte später der Dichter dies sein Gedicht. Er nannte es so in Beziehung auf den Humboldt'schen Auffatz. Den Sinn jenes Gedichts nämlich hatte Humboldt erst recht zu verstehn und zu erleben gemeint, als er, dem Göthe'schen Pilgrer gleich, den Pfad zu dem Kloster des Montserrat emporstieg. Die Kreuze auf den nackten Felsspitzen des Berges erinnerten ihn an jenes Kreuzeszeichen,

„zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
zu dem viel tausend Herzen warm gefleht;"

er empfand dort oben, wie zwischen der eigenen Denkweise und dem

frommen Aberglauben immer doch „der Mensch als Vermittler stehe,“ — nach der Göthe'schen Dichtung:

„Humanus heißt der Heilige, der Weise.“

In diesem Sinn verweilt seine Beschreibung des merkwürdigen Berges vorzugsweise bei der Darstellung des Einsiedlerlebens, dem er zum Asyl dient. Der Beschreiber fühlt selbst etwas von dem Charakter und der Stimmung in sich, die er an jenen Eremiten entdeckt. Es reizt ihn, das psychologische Phänomen, aus welchem die Wahl eines solchen Lebens entsprungen, zu erklären, und er erklärt es, indem er sich ganz in die Gemüthszustände jener über die Eitelkeit der Welt Enttäuschten und aus deren Rausch Ernüchterten hineinsinnt.

Nicht immer freilich fordern die Dinge selbst, wie in diesem Fall, dergleichen Betrachtungen gleichsam heraus. Es liegt Humboldt stets gleich nahe, ihnen eine solche Wendung zu geben. So übertritt er die Grenze, welche Frankreich von Spanien trennt, mit Reflexionen über das Verhältniß der geschichtlichen und der physischen Einflüsse, über die Uebermacht der moralischen Einwirkungen über die der Natur. So regt der Anblick des Meeres ein ganzes System von Gedanken in ihm auf. Er vergleicht die rastlose, den ganzen Erdkreis bedrohende Beweglichkeit des Oceans mit der ewigen Ruhe jener starren Massen, die er in den Pyrenäen vor Augen gehabt hatte. In Beidem erblickt er „die wüsten Elemente des Chaos, die Gestalten, in denen die Natur dem Menschen ihre Erhabenheit zeigt, in denen eine dunkle und unverstandne Kraft waltet und neben welchen jede geistige verstummt und verschwindet.“ Es giebt jedoch daneben eine Kraft des Lebens, einen überall gegenwärtigen Bildungstrieb: aus der Ritze des Felsens windet sich die Pflanze hervor, überall inmitten der Verwüstung regt sich lebendige Organisation. Und wie in der Natur, so ist es im Menschen. Auch in ihm streitet ein formloser Stoff, ein unbestimmtes Streben mit dem ordnenden Gedanken und der gestaltenden Anschauung. Es wäre, meint er, eine würdige Aufgabe für die dichterische Einbildungskraft, sich mit dem Gefühl dieser Analogie der menschlichen und der Naturkräfte zu durchdringen und von diesem Gesichtspunkt aus eine Kosmogonie zu schaffen. Die didaktische Dichtkunst könnte dadurch mit einem unbekannten Muster bereichert werden. Es müßte darge-

stellt werden, wie überall der formlose Stoff sich mit dem Bildungstriebe gattet; der Kampf und die Vereinigung der Schöpfungskräfte selbst müßte in einem großen kosmogonischen Bilde vorgeführt werden. Hielt Humboldt, indem er diese Reflexionen niederschrieb, Schiller für den Dichter, der einer solchen Aufgabe gewachsen sei? Gewiß wenigstens würde er Keinen lieber an dem gewaltigen Vorwurf sich versuchen gesehen haben. Erst als Schiller nicht mehr war, versuchte er sich selbst daran. Jene Gedankenreihe klingt hin und wieder an die Ideen der Horenaufsätze an. Sie blieb ihm fortwährend gegenwärtig, und sie wurde ihm endlich lebendiger als je, als er aus dem Munde seines Bruders die Naturwunder der neuen Welt vernahm, welche dieser geschaut und durchforscht hatte. Acht Jahre nach der Abfassung des Aufsatzes über den Montserrat richtete er in Albano ein großes Gedicht an den aus America Zurückgekehrten. In die Begrüßung des Bruders verflocht er nun in einigen edlen Stanzen dieselben kosmogonischen Ideen, die er ehemals in Prosa angedeutet hatte.

Aber auch jetzt schon fanden diese, und nicht blos diese Ideen einen poetischen Ausdruck. Mehr als Alles ist ein während der spanischen Reise entstandenes Gedicht Zeugniß, wie sehr er fortwährend zur innerlichsten Auffassung der Außenwelt gestimmt, wie ihm die Natur in letzter Instanz immer nur ein „gefühlvolles Zeichen“ und ein Sinnbild des Geistigen war. Sehen wollte er die Dinge wie der Dichter von Hermann und Dorothea. Er dachte und dichtete über sie wie der Dichter des Spaziergangs. Es war während der spanischen Reise, in der Sierra Morena. Er erwartete die Geburt eines Sohnes.[1]) Da, zum ersten Male, fühlte er sich zu einem poetischen Versuche aufgelegt. Eine Wahl dabei hatte er nicht. Kein andrer Ton und keine andre Weise konnte ihm gelingen als die Schiller'sche. In Distichen, die in zahlreichen Wendungen und Bildern an Schiller's Elegie erinnern, begrüßte er im Voraus den Erwarteten. An Energie der Einbildungskraft zwar vermochte er mit Schiller nicht zu wetteifern; aber tiefer fast als dieser, tiefer, in der

1) Frau von Humboldt kam später in Paris mit einer Tochter nieder, Brief an Wolf vom 25. Mai 1800, G. W. V. 216. Hiernach scheinen die Angaben bei Schlesier II. 37 und II. 53 zu berichtigen.

That, als es dem Dichter erlaubt ist, stieg er in die Region des Gedankens und der von Ideen befruchteten Empfindung hinab. In die Form der Dichtung leitete er alle die Quellen hinein, von denen sein inneres Leben sich nährte; sein eigenstes Wesen, und dieses Wesen ganz und ohne Rückhalt sprach er aus. Wir haben sein Glaubensbekenntniß, die Summe seiner dermaligen Lebens- und Bildungsansichten vor uns.

Der bewegten Geschichte wie der Gestaltenfülle der Welt gegenüber verweist das Gedicht auf den Schatz, den der Mensch in seinem Busen bewahre. Losgerissen von der Hand der Natur — so zeichnet der Dichter das Bild der Gegenwart — hat der Mensch sich, im Kampf um die Freiheit, auf ein weites stürmisches Meer gewagt. Entweiht aber hat man die göttliche Freiheit. Feigheit und Unbedacht tragen die Schuld, daß das edelste Ziel nicht erreicht ward. Es gilt „in der Nacht des tiefaufwogenden Meeres" den sicher leitenden Polarstern zu ergreifen. Es gilt, mit achtsamem Sinn auf die Stimme der Gottheit zu merken. Sie tönt den Menschen in der eigenen Brust. Und eben dort ist der Schlüssel zum Verständniß des gestaltenreichen, von zahllosen Kräften durchwirkten Alls der Natur. Es kömmt darauf an, sich von innen heraus zur Harmonie mit der Harmonie der Welten zu stimmen:

„Willst Du ihn finden, den Punkt, auf den Du mit Sicherheit tretend,
Leicht Dich, wohin Du nur willst, rechtshin und linkshin bewegst,
Wo Dein forschender Geist, stets schweifend weiter und weiter
Endlich die Räume sie all', all' die unendlichen mißt,
Wo Du Dich selbst umschaffst nach des Alls unendlichem Urbild,
Rings versammelnd in Dir, was zu erfassen Du magst:
Sieh! er ruhet in Dir! In Dich versenke die Kräfte,
Welche, göttlich und frei, reichlich Dein Busen bewahrt!"

Zwiefach daher ist die Aufgabe der Bildung zu echtem und edlem menschlichen Dasein. Mit allen Vermögen des Geistes dränge sich der Mensch an die Natur und suche fest in ihr zu wurzeln: das Empfangene sofort suche er mit dem Hauche seines inneren Lebens zu beseelen und neu zu gestalten,

„Daß, in der einsamen Brust, befruchtet von zeugender Fülle,
Stets die empfundne Natur neu sich gestalte in Dir."

Dies ist die Bildungsweise, welche stark zu jeder That, empfänglich für jeden Genuß macht. Heiter, und ohne ängstlich die Bahn des

Lebens lenken zu wollen, erwartet man alsdann die Gunst des Schicksals, nimmt, was der Zufall bietet und verschmäht keine von den Blüthen des Lebens;

„Denn wer die meisten Gestalten der vielfach umwohneten Erde,
Die er vergleichend ersah, trägt im bewegenden Sinn,
Wem sie die glühende Brust mit der fruchtbarsten Fülle durchwirken,
Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geschöpft."

Das war, in dichterischem Ausdruck, dieselbe Gesinnung und dieselbe Empfindungsweise, die Humboldt commentirend aus dem Göthe'schen Epos herausgelesen hatte. Sie sprach sich lebhaft gleich in dem ersten langen Briefe aus, welchen Schiller von dem Freunde aus Paris erhielt. „Es ist" schrieb Schiller nach Empfang dieses Briefes, „mit einer gewissen Art zu philosophiren und zu empfinden wie mit einer gewissen Religion; sie schneidet ab von außen und isolirt, indem sie von innen die Innigkeit vermehrt." Vielmehr aber, wie sich durch Polarität die elektrische Kraft sammelt und verstärkt, so spannte sich diese Denkweise und Innigkeit gerade desto stärker in Humboldt, je entgegengesetzter ihr die französische Denkweise, der idealistisch plattirte Materialismus, die Aeußerlichkeit und Oberflächlichkeit, das hastige und glänzende, eitle, schein- und effectselige Wesen der Neufranzosen gegenüberstand. Welch' ein unermeßlicher Unterschied zwischen einem Gespräch mit Schiller und zwischen der Conversation wie sie in Paris allein möglich war! Wie ärgerte sich Humboldt an der blanken und gehaltlosen Münze dieser Gesprächsweise, an diesem fortgesetzten Betrug und Selbstbetrug, der Worte und Pointen für die Sache nimmt, der das Bedürfniß nach Wahrheit an einer Phrase oder einem Witzwort abprallen läßt! Wie fühlte er sich abgestoßen und in sich selbst hineingetrieben, wenn jeder neue Discurs ihn lehrte, daß, nach Göthe's Ausdruck, diese glänzenden und geistreichen Franzosen „gar nicht begreifen, daß etwas im Menschen sei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen ist!" Er fühlte alsdann lebendig seine „Deutschheit." Er fühlte, daß sein ganzes Gedanken- und Empfindungssystem auf dem Stamme deutschnationaler Eigenthümlichkeit erwachsen sei, und das Gefühl und Verständniß des Deutschen ward ihm in Folge dessen zum festen Maaß für die Charakteristik des fremd-Nationalen. Um den Gegensatz von Leidenschaft und Charakter, von dem Leben nach außen und

dem nach innen, um den Gegensatz der französischen und deutschen Art dreht sich sein Aufsatz über das Theater der Franzosen. In der Entwickelung, daß der sittliche wie der ästhetische Gehalt des Göthe'schen Epos identisch sei mit dem deutschen, dem vaterländischen Charakter desselben, hatte seine Analyse von Hermann und Dorothea culminirt. Deutscher war Niemand als Voß, das hatte Humboldt selbst erfahren als er ihn in Eutin von Angesicht zu Angesicht gesehn hatte. Seine Uebersetzung des Ovid war in gewissem Sinne undeutsch, nur in dem Sinne doch, daß ihre Sprache mehr holsteinisch als deutsch und daß sie ein wenig gräcisirt und latinisirt war. Humboldt, längst gewohnt, griechisches und deutsches Wesen als innig verwandt zu betrachten, konnte durch das Letztere nicht gestört werden. Er übertrug überdies den persönlichen Eindruck, den ihm die Vossische Biederkeit gemacht hatte, auf den Eindruck der Vossischen Uebersetzersprache. Der Ovid, als er ihn in Paris las, entzückte ihn. Er regte seine ganze „Deutschheit" auf. „Sie Glücklicher" — so schrieb er an Wolf — „mitten in Deutschland und unter lauter Deutschen können kaum fühlen, wieviel einem eine solche, so kräftige, hohe und begeisterte Sprache giebt, was solche Bilder dem Sinn, solche Gedanken dem Geiste und Herzen sind. Aber in dieser Oede „„fern von dem Schalle germanischer Rede"" schlagen deutsche Töne dieser Art ganz anders an ein deutsches Ohr. In der That wird man hier der Herz- und Kraftlosigkeit sehr müde, und ich bleibe noch immer dabei, daß, so manches Interessante ich auch hier für meine Neugierde antreffe, der einzige Genuß meiner bessern Kräfte doch immer ein erhöhteres und durch den Contrast selbst lebendigeres Bewußtsein der volleren und kräftigeren deutschen Natur bleibt." Der Ausdruck dieses Bewußtseins, verbunden mit dem, was er einst seine „Grille" genannt hatte, der Ansicht von der Aehnlichkeit der Griechen und der Deutschen, und der Sprachen beider Nationen, — dies mithin durfte auch in jenem Gedicht nicht fehlen, das er seinem noch Ungebornen in die Wiege legte. Er versprach dem Kinde, daß die Eltern es „sorgsam und früh mit deutschem Sinne nähren würden." Er pries es glücklich, daß ihm das Geschick „in der Sprache Teutoniens" ein Mittel geben werde, jene edle menschliche Bildung leichter sich anzueignen, „eigner und besser die Höhen und Tiefen der Menschheit zu schauen" — in jener Sprache, die

— — „von eigenem Stamm entsprossen, und kräftig und edel,
Näher des Griechen Flug rauschende Fittige schwingt.“ —

pries es glücklich, daß es, in der Ferne zwar, dennoch deutsch geboren sein werde, und pries endlich das „noch wenig erkannte Volk,“

— — „das still und bescheiden,
Aber tieferen Ernsts, kühnere Bahnen sich bricht;
Doch sie kommt die vergeltende Zeit, schon winkt sie nicht fern mehr,
Wo es dem Folgegeschlecht zeichnet den leuchtenden Pfad.
Nicht mit Waffen wird es, nicht kämpfen in blutigen Kriegen,
Sichrer herrschet durch's Wort, edler sein schaffender Geist.
Wie in den Tagen des Herbsts die Sonne, von Nebel umschleiert,
Durch den verhüllenden Flor einzelne Strahlen erst schießt;
Aber kräftiger bald zertheilt sie die fliehenden Wolken,
Und auf die freudige Flur gießt sie das flammende Licht.“ —

Kräftige und genaue Anschauung, lebendige und tiefe Empfindung fremden Weltwesens, zurückgenommen in die Innerlichkeit, gehoben durch das deutsch-vaterländische Gefühl: — das, um es zusammenzufassen, ist das Ergebniß seines Reiselebens für die Entwickelung seiner Individualität. In seinem so gestimmten und bewegten Geiste setzten aber sofort seine philologischen und ästhetischen Studien einen Keim an, der zur fruchtbarsten Entfaltung bestimmt war. Seine geschichtsphilosophischen und anthropologischen Ideen, die ihn bald in Weiten von unabsehbarem Horizont, bald in eine so unbequeme Enge, wie das physiognomische Gebiet, geführt hatten, fanden endlich einen Mittel- und Ruhepunkt. Im Tasten nach einem Object, das alle seine Gesichtspunkte in sich schlösse, nach einem Studium, das sein ganzes Wesen trüge, gerieth er auf die Linguistik. Aus Madrid, Ende 1799, schreibt er an Wolf, daß es sein Plan sei, die Theorie der Aesthetik praktisch an Beispielen durchzugehn. In dieser Absicht habe er die ältere französische Literatur studirt, in dieser Absicht studire er jetzt die spanische Literatur und Sprache. Noch mehr aber als die Literatur interessire ihn die Sprache. „Ich fühle,“ fügt er hinzu, „daß ich mich künftig noch ausschließender dem Sprachstudium widmen werde, und daß eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen eine Arbeit ist, der meine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums vielleicht gewachsen sein können.“[1])

1) G. W. V. 214.

So stellte sich die Linguistik an die Seite der Alterthumswissenschaft, der Aesthetik und der Philosophie, um es je länger je mehr über sie alle davonzutragen. Die beginnende Beschäftigung aber mit ihr trug die Spuren des Orts und der Gelegenheit. Die ersten sprachwissenschaftlichen Bemühungen Humboldt's galten dem Altspanischen, sie galten der Sprache jener Basken, deren alterthümliche Eigenartigkeit und Selbständigkeit ihn auch übrigens so stark angezogen hatte. Das Studium des Baskischen war es denn auch, was seine Rückreise nach Deutschland länger und länger verzögerte. Indeß ihn im Herbst 1800 seine Freunde jede Woche erwarteten,[1]) las er sich in den Werken und Handschriften fest, die ihm für jenes Studium die Pariser Bibliotheken boten. Darüber verging der Winter. Von Neuem hatte er sich zum Ende des Mai in Erfurt und Jena angemeldet.[2]) Von Neuem machte das Baskische einen Strich durch die Rechnung. In der Absicht, an Ort und Stelle den altvaskischen Sprach- und Literaturresten nachzuspüren und das Bücherstudium durch mündliche Mittheilungen Einheimischer zu ergänzen, faßte er plötzlich den Entschluß, mit Zurücklassung seiner Familie in Paris, sich noch einmal nach Spanien zu wenden.[3]) Mehrere Wochen brachte er mit diesen Erkundigungen und Quellenforschungen in den vaskischen Provinzen Frankreichs und Spaniens zu. Mit den gesammelten Materialien eilte er sodann zu den Seinigen zurück; es war im Spätsommer, als er mit ihnen von Paris nach der Heimath aufbrach. Nach jahrelanger Abwesenheit sah er auf Tage diejenigen wieder, die ihm in der Fremde am meisten gefehlt hatten. Göthe zwar war auf einer Reise begriffen; er fand in Weimar nur Schiller, der eine Besuchsreise zu Körner, des Erwarteten wegen, aufgeschoben hatte.[4]) In Burgörner erwachten die Erinnerungen noch älterer Zeiten, die Erinnerungen des Briefgesprächs und der Studiengemeinschaft mit dem Hallischen Freunde, und sofort ward ein Zusammentreffen auch mit diesem verabredet.[5]) Von hier endlich

---

1) Schiller an Körner vom 21. October 1800, Briefw. IV. 197 vgl. ebendas. 191 und Humboldt an Wolf G. W. V. 216.

2) Brief Rahel's vom 15. April 1801.

3) Humboldt's eigne Angaben, im Mithridates IV. 277.

4) Schiller an Körner, im Briefw. IV. 225 u. 229.

5) Humboldt an Wolf; G. W. V. 237 ff.

ging er nach Berlin und Tegel, wohin ihm seine Familie erst etwas später nachfolgte. Vor Allem den Verkehr mit Gentz nahm er hier wieder auf. In seinem Tagebuch berichtet dieser unter dem 13. September von einem „großen Gespräch zwischen Mitternacht und drei Uhr," das er über die wichtigsten Dinge und die intimsten Beziehungen seines Lebens mit dem Zurückgekehrten gehabt habe, weiterhin, im März, von einem Besuch, den er ihm in Tegel abgestattet habe.[1]) Nichts vielleicht war so geeignet, Humboldt in die dermaligen Zustände Preußens und Berlin's einzuweihen, als das Leben und die Lage, in der sich Gentz befand. Umgeben von der allgemeinen Frivolität der Hauptstadt, hatte sich dieser in eine unglaubliche Unsittlichkeit und Wüstheit hineingerast. Gegenüber der würdelosen und habgierigen politischen Haltung der preußischen Regierung hatte er sich, seiner Beamtenstellung zum Trotz, in eine literarische Opposition geworfen, die ihm mit englischen Golde und mit österreichischer Gunst bezahlt wurde, war er aus einem Lobredner des Friedens zu einem Kriegsprediger geworden. Die Zustände, welche den Hintergrund dieses Gentzischen Treibens bildeten, konnten auch Humboldt nicht behagen. Wenig erfreut durch die socialen Verhältnisse Berlin's, angewidert von der politischen Misere des Vaterlandes, zog er sich, seiner alten Praxis getreu, auf seine vaskischen Studien zurück.[2]) Wie Gentz aber, wenn auch aus anderen Gründen, sehnte er sich von ganzem Herzen von Berlin wieder hinweg. Es traf sich, daß Beide, ungefähr gleichzeitig, den Schauplatz ihrer jugendlichen Abenteuer verließen. Durch eine förmliche Flucht bewerkstelligte der Eine seinen Uebertritt in österreichische Dienste. Die ehrenvollste Mission führte den Andern, nach einer einjährigen Rast im Vaterlande, nach Italien.

---

1) Grenzboten, 1846; Nr. 42, S. 98 u. 99.
2) Humboldt an Wolf; G. W. V. 240.

Vierter Abschnitt.

Italien.

Zehn Jahre, die Jahre des frischesten Mannesalters, hatte Humboldt in ununterbrochener Muße gelebt. Mit dem ganzen Eifer, welcher diesem Alter eigen ist, und als ob alle Belohnungen des Ehrgeizes am Ziele ständen, hatte er das Eine Geschäft betrieben: sich selbst zu bilden. Er hatte es mit dem Ernst und der Gewissenhaftigkeit betrieben, wie sie meist nur an eine auferlegte Berufspflicht gewandt werden. Den Genuß der Freiheit hatte er durch anhaltende Thätigkeit gewürzt, die Anstrengung der Arbeit hatte er unmittelbar als Genuß empfunden. Ein solches Leben zu wählen und es zu ertragen, hatte nur einer so idealistisch-innerlichen, einer so tiefen und reichen, einer zugleich so epikuräisch-egoistischen Natur möglich sein können. Lediglich von dem Zweck der Bildung geregelt, bewegte sich dasselbe lediglich um den Punkt des eigenen Ich. Jeder Andere, von gleich beschränkter Productivität, würde es schwer gefunden haben, dabei das innere Gleichgewicht zu behaupten. Neben ernster Selbstbeschäftigung lag die Gefahr hypochondrischer Grillenfängerei, neben dem vielseitigen Bildungsinteresse die Gefahr der Zerstreuung, ja neben dem Sinn für den Genuß die Gefahr der Verweichlichung oder der Ausschweifung. Humboldt war durch die harmonische Anlage seines Wesens, durch die Nüchternheit und Klarheit seines Geistes vor den Extremen dieser Gefahren geschützt. Er war nicht so vor ihnen geschützt, daß er sie nicht hätte streifen sollen. Seine Geistigkeit, verbunden mit seiner Ruhe, adelte und dämpfte,

aber sie begünstigte zugleich und beschönigte seine Genußsucht. Seine Sinnlichkeit und Empfänglichkeit, sein Interesse an Sachen und Menschen rief ihn wohl von abstracten Speculationen und von grüblerischer Selbstquälerei zurück, war aber nicht im Stande, ihn von dem Uebergewicht der Reflexion, der Selbstbetrachtung, der isolirenden Vertiefung in die eigene Innerlichkeit frei zu machen. Alle Einheit endlich in seinem Wesen und alles Streben nach Harmonie der Bildung hatte nicht verhüten können, daß er nach Mehrerem griff als er festhalten konnte, daß er von Aufgaben zu neuen Aufgaben überging, daß er an Tendenzen reicher war als an Leistungen. Was ihm Noth that, war, daß er den Ueberfluß von Freiheit, deren er genoß, um ein Weniges beschnitte, und daß er seinen ideellen und egoistischen Lebenszwecken einen Zusatz von reellen und gemeinnützigen Zwecken gäbe. Die Zeit in Auleben und in Jena war die Flitterzeit seiner Muße gewesen: er hatte dort ganz in den Alten, hier ganz in der Ideenwelt Schiller's gelebt. Immer verwickelter aber war seitdem die große Aufgabe der Selbstbildung geworden. Je reichere Anregungen er während der unstäten Periode seiner Wanderjahre erhalten, desto schwerer war es ihm geworden, sich mit seiner Thätigkeit in den Mittelpunkt eines einzigen dominirenden Interesses zu stellen. Auch seine sprachlichen Untersuchungen waren nur erst der Anfang und Versuch einer solchen Thätigkeit. Die jugendliche Sicherheit, mit der er vor zehn Jahren in die bedenkliche Situation der Geschäftslosigkeit eingetreten war, war vorüber. Nicht in Paris, noch weniger jetzt in Berlin fühlte er sich in einer wünschenswürdigen Stimmung. Und nicht blos die ihn umgebenden Verhältnisse trugen die Schuld davon. Durch die Eintönigkeit der Freiheit fühlte er sich abgestumpft, wie Andere durch die gleichförmige Last der Arbeit. Er erkannte, daß auch die reine Muße ein zweideutiges Glück sei. Soviel Zeit man durch völlige Geschäftslosigkeit gewinne, soviel verliere man gerade dadurch, wenn gar kein Zwang eine bestimmte Zeitanwendung fordere. Er sah klar den Schaden, den er damit für seinen letzten Endzweck, für den Zweck seiner Bildung befahre. Er sagte sich, daß er so vielerlei wisse, so mancherlei besser kenne als viele Andere, und daß sich dennoch nichts fest zu einem Resultate zusammenschließe. Er war unzufrieden, mit Einem Worte, mit dem „thätigen Theil seiner Existenz." Der Wunsch

ward lebhaft in ihm, seiner Selbstbildung zu Liebe, einem Theil seiner Muße zu entsagen, um von dem übrig bleibenden desto größeren Gewinn zu ziehen. Er suchte auf, was er einst als eine Last geflohen hatte und was er im späteren Alter ebenso wieder von sich warf. Er war entschlossen, eine öffentliche und „gewöhnliche" Thätigkeit auf sich zu nehmen, weil er das Bedürfniß einer bestimmten und äußerlich gegebenen fühlte.[1])

Von Geburt an war Humboldt ein vom Schicksal Begünstigter. Er hatte, was Wenigen vergönnt ist, in seiner Gewalt gehabt, sich von aller Berufsthätigkeit zurückzuziehen: er hatte es ebenso in seiner Gewalt, sich jetzt wieder Amt und Ehren des Staates übertragen zu lassen, dem er so lange den Rücken zugewandt hatte. Jenes machte ihm sein Reichthum, dies sein Name und seine persönlichen Verbindungen möglich. Die Familie Humboldt war seit alten Zeiten im Dienste der Brandenburgischen Fürsten; ihre Mitglieder waren im traditionellen Besitz militairischer und diplomatischer Stellen gewesen. Der Vater unseres Humboldt hatte zu den bevorzugten Günstlingen des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm's II. gehört; unser Humboldt selbst stand in nahen Beziehungen zu dem Hofe und zu den ersten Rathgebern Friedrich Wilhelm's III. Nicht zwar irgend welche Verdienste um die Monarchie, wohl aber seine persönlichen Eigenschaften verstärkten die Ansprüche, die er durch sein Geschlecht auf Anstellung und Beförderung hatte. Nur die Hand brauchte er auszustrecken, so hatte er, was er wünschte und bedurfte. Noch immer stand unter seinen Plänen die früher vereitelte Reise nach Italien obenan. Noch immer war es ihm um seine Selbstbildung zu thun. Noch immer wünschte er sich Muße, aber Muße neben Berufsthätigkeit. Er wünschte dem Staat zu dienen, um den Staatsdienst selbst zu einem Mittel seiner eignen Ausbildung zu machen. Es gab, um alle diese Wünsche zusammen zu befriedigen, nur Eine Stelle, und diese Eine Stelle ward ihm zu Theil. Eben jetzt hatte Uhden, der bisherige Vertreter Preußens am römischen Stuhl, um seine Abberufung nachgesucht. Durch den Kabinetsrath Beyme ward Humboldt dem Könige zum Nachfolger Uhden's vorgeschlagen. Die Stelle offenbar paßte für den Mann, wie der Mann für die Stelle. Der König genehmigte

---

1) Briefwechsel mit Schiller, S. 464. 481.

den Vorschlag. Humboldt ward zum Geheimen Legationsrath und Residenten in Rom ernannt, überdies durch die Verleihung des Kammerherrnschlüssels ausgezeichnet. Was sich Winkelmann mühsam hatte erringen müssen, was Göthe erst erlangte, nachdem die Sehnsucht zur Krankheit sich gesteigert hatte, das ward Humboldt als ein reines, volles und reifes Glück in den Schooß geworfen. Vorbereiteter als er, nach seinem eigenen Gefühl, vor sieben Jahren gewesen war, in der Blüthe der Jahre und der Kraft, überhäuft mit Titeln und Ehren, in der wünschenswürdigsten Stellung, zu einer nach allen Umständen und in jeder Hinsicht bequemen Zeit: so kam Humboldt nach Rom und Italien.

Im Herbst 1802 finden wir ihn mit seiner Familie auf der Reise nach seinem neuen Bestimmungsorte. Er verließ das Vaterland nicht, ohne in der Seele das Bild der alten Freunde mitzunehmen. In Halle sah er abermals Wolf, um sich von ihm mit philologischen Notizen und Aufträgen für das Land und die Stadt der Alterthümer und der Bibliotheken, der Sprache und der Nachkommen des Cicero und Horaz beladen zu lassen. In Weimar sah er jetzt Göthe, um von ihm zu lernen, wie man Rom anschauen und römisches Wesen auf sich wirken lassen müsse, — jenes Rom, „wo das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht, unter freiem Himmel steht und wo man zu solchen Wunderwerken, unentgeltlich wie zu den Sternen des Firmamentes, aufschauen darf.“ Er sah in Weimar zum letzten Male Schiller, sah ihn wie er ihn stets gesehn, sah ihn, um ihn reden zu hören, wie sich die größten welthistorischen Verhältnisse an die Oertlichkeit der ewigen Stadt anknüpften, und wie er selbst sich den Plan einer Geschichte Roms für höhere Jahre aufgespart habe, wenn vielleicht das Feuer der Dichtung ihn verlassen haben werde.[1]) Im October hatte er mit den Seinigen Oberitalien erreicht: am 25. November Abends fuhr er durch die Porta del Popolo in Rom ein. Er stieg, ein längst Erwarteter, in der zunächst für ihn bereiteten Wohnung, in der Villa di Malta ab, — einem wunderlichen Bau am Vorsprung des Pincischen Hügels, von wo aus einst die früheren Bewohner, die Ritter von Malta,

1) Briefw. mit Schiller. Vorwort, S. 59. Vgl. Schiller an Körner im Briefw. IV. 294.

auf die ewige Stadt, auf die Campagna und auf die Höhen von Albano geschaut hatten.

Erst im December verließ sein Vorgänger im Amte Rom. Er konnte sich von ihm in seine neue geschäftliche Thätigkeit einführen lassen. Durchaus war diese wie er sie gewünscht und erwartet hatte. In den Feindseligkeiten Frankreichs gegen den heiligen Stuhl war augenblicklich eine Pause eingetreten. Bald jedoch wurden dieselben, trotz des klugen Benehmens des Cardinals Consalvi und trotz der widerwilligen Sanction, welche Pius VII. dem neuen Kaiserthum ertheilte, erneuert, und Humboldt hatte nur kürzlich erst seinen Posten wieder verlassen, als sie, im Juli 1809, mit dem Exil des Pabstes und der Vernichtung des Kirchenstaates ihr Ziel erreichten. Unter solchen Umständen war es für den Vertreter einer protestantischen und einer friedliebenden Macht nicht schwer, sich bei einem Hofe in Gunst zu setzen, der unter den Insulten der einen katholischen Macht seufzte und sich von der Hülfe der anderen verlassen sah. Auch Preußen zwar, unter seinen Haugwitz und Hardenberg, war keine Stütze, — nicht für Oesterreich und Deutschland, geschweige denn für Italien. Aber es war weit entfernt, zu verletzen, und es dachte nicht daran, zu fordern. Es erschien zuerst befreundet, weil es nicht feindlich, und demnächst, weil es von dem gemeinschaftlichen Feinde niedergeworfen war. Der neue Vertreter überdies besaß in reichem Maaße jene gewinnenden Formen, welche da vorzüglich geschätzt werden mußten, wo man gewohnt war, aus dem Schein von Würde und Anstand ein Studium zu machen. Er ließ die ränkevollen Cardinäle ahnen, daß er jener feinen Klugheit mächtig sei, die einst der kluge Florentiner fein entwickelt hatte und für die Italien die älteste Schule war. Er war in religiösen Dingen von der Gesinnung Leo's X., und es kostete ihm keine Mühe, eine Milde und Duldung an den Tag zu legen, welche an dem Protestanten auch der katholische Eifer Pius' VII. lobens- und dankenswerth finden konnte. Er war endlich von Rom und römischer Herrlichkeit so eingenommen, daß es den patriotischen Stolz der Römer schmeicheln mußte. Er trieb, was sie trieben, er liebte, was sie liebten. Er zeigte sich als einen Kenner römischer Alterthümer, als einen Bewunderer römischer Kunstschätze. Er vereinigte mit deutscher Gelehrsamkeit italiänische Liberalität. Durch jene imponirte er, durch diese gewann

und gefiel er. Von dem eigensinnigsten Hofe der Welt erlangte er, was überhaupt zu erlangen war. Er tauschte Gefälligkeiten gegen Gefälligkeiten mit einem kleinen Profite ein. Von der Kirche und für Preußens Staatsinteressen wollte er nichts, was der Rede werth gewesen wäre. Von dem Pabst und dessen Cardinälen, für sich und für seine Schutzbefohlenen erhielt er, was er irgend wünschte. Niemals ist ein fremder Gesandter in Rom mit gleicher Auszeichnung und Zuvorkommenheit behandelt worden. Niemals hatten deutsche Gelehrte und Künstler in Rom einen besseren Tribunen. Er war der Liebling des Volkes und der Nepot der Curie, und so, indem er verzichtete, von St. Peter zu erwirken, was, nach seinem eigenen Ausdruck, „selbst der Engel Gabriel nicht erwirken würde," hatte er den Weg gefunden, ohne Mühe alles Uebrige zu erwirken.[1])

Nichts, in der That, war Humboldt so erwünscht, als der unpolitische Charakter seines Postens. Indem er mit seiner Thätigkeit in die Welt der Praxis und der Realitäten eingetreten war, war er mit seinem Herzen in der Welt der Ideen und der Dichtung geblieben. Bei seiner Richtung auf die Gattung von Genuß, die der Stagirit für die höchste erklärt, auf den Genuß rein intellectueller Beschauung, wäre ihm Sorge und große Verantwortlichkeit das Verhaßteste gewesen. Bei seiner Neigung für Einsamkeit, Stille und Zurückgezogenheit hätte er gesellschaftlichen Zwang und gesellschaftliche Zerstreuung unerträglich gefunden. Nichts von allem dem belästigte ihn in Rom. Er durfte sich den politischen Dingen gegenüber mit rein theoretischem und historischem Interesse verhalten. Er war, wie er wiederholt versichert, ein bloßer Neuigkeitenschreiber. Seine übrigen Geschäfte waren „sehr friedliche und heilige Geschäfte," Aufträge und Besorgungen, zu Gunsten, in der Regel, von Privatleuten. Auch diesem Theil seines Postens indeß, lästig und zeitraubend wie er war, wußte er die beste Seite abzugewinnen. Seinen Gesichtskreis zu erweitern, sich Kenntnisse der mannigfachsten Art zu erwerben, darauf beständig ging sein Augenmerk; er war der lernbegierigste der Menschen, und etwas zu lernen gab es bei jenen Besorgungen immer; indem er Allen Auskunft gab, lernte er Rom's

---

1) S. Schlesier II. 91 ff. Dazu die Erzählung von Henriette Herz, a. a. O. S. 152 ff.

literarische, artistische und antiquarische Schätze kennen, wie ein Bibliothekar seine Bibliothek und mit ihr noch etwas mehr kennen lernt. Die Rücksicht auf den eignen Gewinn ging überdies Hand in Hand mit seinem Pflichtgefühl. Es war sein Grundsatz, daß ein Gesandtenposten mit dazu gemacht sei, dergleichen Privatdienste zu leisten. Ja, noch von einem höheren Gesichtspunkt ließen sich viele dieser Geschäfte auffassen. Es war nicht die Absicht, der Anmaaßung des römischen Stuhls und seinen Gelüsten der Einmischung in Staatsrechte im Großen und ein für allemal etwas abzugewinnen. Es handelte sich für jetzt nicht, — soweit verstieg sich die preußische Politik nicht — um den Abschluß eines Concordats mit dem Pabste. Aber im Kleinen und Einzelnen wenigstens konnte der persönliche Einfluß des Gesandten, bei hundert Anlässen, den römischen Prätensionen die Spitze abbrechen. Humboldt fand hinreichend Gelegenheit, die hierarchischen Velleitäten und den ungezähmten Stolz der katholischen Kirche kennen zu lernen. Der Consequenz dieses Geistes gegenüber mußte er sich eine principielle Stellung geben. Wie zersplittert, wie politisch unbedeutend seine Wirksamkeit war: er bezog sie auf Eine leitende Idee. „Dem Zwange, den man von Rom aus sogar in den entferntesten Gegenden noch ausüben möchte, soviel es angeht, zu steuern," das war der Sinn, den er in seine praktische Thätigkeit hineinlegte, das war die Aufgabe, welche er beständig vor Augen behielt.[1])

Obgleich er indeß auf diese Weise auch seine Berufsarbeiten für seine individuellen und theoretischen Bedürfnisse ausnützte, obgleich er auch für sie einen ideellen Gesichtspunkt ersah: seine Seele war nicht darin. Er hatte dafür gesorgt, daß auch jene Berufsarbeiten etwas mehr als bloße Arbeiten waren, aber er hatte nicht vergessen, daß er sich zum Sclaven eines Amtes nur deshalb gemacht hatte, um desto sicherer sein eigner Herr zu sein, daß er Anderen nur dienen wollte, um Raum zu finden, sich selbst und seiner Bildung noch fruchtbarer als bisher zu leben. Er war so glücklich

---

1) Nach Humboldt's eignen Aeußerungen in den Briefen an Schiller (a. a. O. 480 ff.), an Wolf (G. W. V. 258. 259.) und an W. v. Wolzogen (Nachlaß von C. v. Wolzogen II. 6.).

organisirt, wie er an Wolf schreibt,[1]) daß jene Arbeiten, so lange sie dauerten, ihn nicht ärgerten oder langweilten; aber wenn sie geendigt waren, so waren seine Gedanken „hundert Meilen von ihnen entfernt.“ Er trieb was sein Amt von ihm forderte, mit derselben Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, wie seine gelehrten Studien, wie Alles, womit er sich überhaupt beschäftigte. Er besorgte, wie er an Schiller schreibt, Alles selbst, und besorgte es pünktlich, aber er war so pünktlich und arbeitsam nicht zum wenigsten deshalb, „um fertig zu werden und sich Freiheit nebenher zu verschaffen.“ Diese Freiheit und was dieselbe an Frucht für seine Bildung abwerfen möchte, war ihm Alles. Die Muße, die er sich verschaffte, mundete ihm um so besser, weil er sie sich verdiente; der Bildungsgewinn, den er in Rom einerntete, war um so höher, weil er ihn erkaufte und ergeizte. Zum Theil deshalb, zum Theil weil Rom eben Rom war, wurde es wirklich für ihn, was es hatte werden sollen —, der Ort, wo seine Selbstbildung sich vollendete. Rom — er wird nicht müde, es seinen Freunden zu versichern — „that ihm wohl.“ Es war, wie er längst es geahnt hatte, das rechte Klima für seinen Geist. Alles Beste seines Wesens kam in der That erst hier zur Blüthe und Reife in ihm; es entfaltete sich frischer und schöner und in reicheren Trieben, der Pflanze gleich, die in den Boden und unter den Himmel versetzt wird, die ihrer Natur gemäß sind. Wieder wie in Auleben und mehr noch in Jena fand er sich productiv und ideenreich. Wohl besuchten ihn auch in Rom noch die freundlichen Bilder aus den Tagen des Zusammenlebens mit Schiller und Göthe. In längeren Pausen zwar, aber so als ob in diesen Pausen keine Zeit verflossen wäre, wechselte er Grüße und tauschte er Bekenntnisse mit dem Weimarischen Dichterpaar, nahm er Theil an ihrer Thätigkeit, verfolgte er namentlich Schiller auf seiner immer höher ansteigenden, immer glänzenderen und edleren Bahn. Er gestand gerade jetzt, wo Schiller den Freund in ganz anderen Interessen befangen wähnte, daß das Kleinste in dessen Beschäftigung mehr Wichtigkeit für ihn habe als Alles, was er selbst unternehmen könnte; er ge-

1) Aus Marino bei Rom, d. 29. September 1804. Auch dieser, von Varnhagen, (Denkwürdigkeiten a. a. O. S. 154) mitgetheilte Brief fehlt in den G. W.

stand ihm, was er ihm vielleicht so rein und offen nie zuvor gestanden hatte, und entlockte ihm das gleiche Geständniß, daß sie beide Eins seien in der Platonischen Ansicht von der Nichtigkeit der Dinge und von dem alleinigen Werth der Ideen. Ja, zuweilen kam ihm wohl eine Sehnsucht, selbst an den Ufern des Tiber eine Sehnsucht nach den Ufern der Ilm und Saale, selbst mitten im Genusse des Himmels und der Kunst Italiens eine Sehnsucht nach den Geistern, welche die Lippen des Dichters in nächtlichem Gespräche heraufzuzaubern verstanden hatten. Mächtig vor Allem ergriff ihn diese Sehnsucht bei der Kunde von Schiller's Tode. Denn ach! nun sollte er sie niemals wieder sehen, diese edlen und ernsten Züge, das auf die Brust geneigte Antlitz, die hohe, leidberührte Gestalt; nie wieder sollte er die Stimme hören, deren sanfter Ernst, deren leidenschaftliche Innigkeit ihm so oft in die Seele geklungen war! In langer Zeit, sagte er sich, werde ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtung und Poesie ewig aufgelegt, in langer Zeit eine solche Kunst im Schreiben und Reden nicht wieder aufstehn. Nun fand er, daß er mit diesem Manne seine ideenreichsten Tage zugebracht habe; nun fragte er sich, ob er nicht noch ganz anders die Anregungen jener Tage für sich habe nutzen können; nun schmerzte es ihn, daß er sich gewissermaaßen eigenmächtig aus jenem Kreise hinweggerissen habe; nun beneidete er Göthe, der sich noch die Worte, die letzten Worte des Freundes zurückrufen könne, während er ihm wie ein Schatten entflohen sei. „Wie oft," schrieb er nun an den Ueberlebenden, „ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und muthwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals dem Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte."[1]) Solche

---

1) Von Fr. v. Müller im Anhang seiner Recension der ersten Bände von Humboldt's G. W., Neue Jenaische L. Z. 1843, Nr. 2 mitgetheilt. Vgl. außerdem zu dem Obigen den Brief an Caroline von Wolzogen (Nachlaß II. 8) und den an Wolf, der, nachlässiger Weise, in den G. W. (V. 261 ff.) noch immer das Datum 20. Juli 1803, statt 1805 trägt, und danach an falscher Stelle eingereiht ist.

Betrachtungen gab ihm der frische Schmerz um den Dahingeschiedenen in's Herz. Aber es wichen dieselben vor der Befriedigung, mit der die römische Gegenwart ihn erfüllte. In der Sehnsucht nach den Tagen von Auleben und Jena als nach einer bessern Zeit war ein gut Theil Täuschung. Seine „ideenreichsten“ Tage waren darum nicht seine besten. Rom, in der That, war mehr als Jena. Es gewährte soviel wie alle bisherigen Aufenthaltsorte Humboldt's zusammengenommen. Es ergriff und befriedigte nicht eine einzelne Seite, sondern das Ganze seines Wesens. Denn beisammen war hier, was er früher einzeln, zerstreut und abwechselnd verfolgt hatte: das griechische Alterthum und die Kunst, die Geschichte der Menschheit und ein bedeutendes Stück Sprachgeschichte. Das Alles war beisammen, und nicht blos wie eine Summe, sondern wie ein einheitliches Ganze beisammen. Mit den Resten des griechischen Alterthums wirkten die Denkmäler christlicher Kunst zu Einem Eindruck zusammen: in Beiden spiegelte sich das Bild der Menschheit und die Geschichte der Welt; dasselbe Bild und dieselbe Geschichte klang nach in den Lauten und Fügungen der neurömischen Sprache. Rom war eine Welt von Motiven, und es war eine schöne, eine geordnete und beseelte Welt, ein Kunstwerk, welches dem Verstehenden redete und ihn im Mittelpunkte seines Wesens ergriff. Es wirkte harmonisch-ästhetisch und es wirkte begeisternd-idealistisch auf Humboldt. Hier allererst schloß und rundete sich daher seine Bildung. An Rom erst schmiegte er sich an, wie an die Form, die sein Geist längst gesucht hatte. Hier erst hörte er auf, zu schwanken, zu tasten und zu zweifeln. Man vergleiche, was er vor dem römischen Aufenthalt und was er in Rom geschrieben. Alles Letztere, in überraschendem Abstand von dem Früheren, trägt die Farbe der Vollendung, der Ruhe, der Harmonie und des Glückes.

Eines zwar fehlte ihm, und Eines erschütterte sein Glück. Er stand in den ausgebreitetsten Beziehungen zu den verschiedensten Menschen. Er war Gesandter, er war Gelehrter, er war Freund der Kunst und der Künstler. Sein Haus war das Haus eines Großen. Es wandelte darin, der Stern jeder Gesellschaft, die verführerische Anmuth und die bezaubernde Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin. Da kamen und gingen fürstliche und vornehme, berühmte und interessante Gäste, Deutsche vor Allem und Franzosen; es kamen Gelehrte und

Künstler, Diplomaten und Touristen. Rom war wie ein großes Gasthaus und wieder wie eine große Schule, ein Vergnügungsort für die Einen, eine Pilgerstätte für die Andern. Wenige, die nicht das Haus des Preußischen Ministerresidenten aufsuchten, Niemand, der sich darin nicht wohl gefühlt und es gerühmt hätte. Außer den fürstlichen und diplomatischen Größen stand gleich Anfangs mit diesem Hause Bonstetten und Friederike Brun in Verkehr; von Berlin kam Spalding zum Besuche; mit Frau von Staël verweilte August Wilhelm Schlegel in Rom; noch später kamen die Brüder Rennenkampf, Welcker, Courier und Andere mehr. Vor Allem waren es die Künstler, die sich der Gastfreundschaft des Humboldt'schen Hauses zu erfreuen hatten. Sie fanden Schutz und Hülfe bei dem Gesandten; bei ihm und seiner Gattin Theilnahme und Förderung ihres Strebens und Leistens. Die neue Kunstepoche, welche herbeizuführen vorzugsweise die deutschen Künstler in Rom sich beeiferten, fiel zusammen mit der klassischen Periode unserer Literatur und Dichtung, welche unter Humboldt's lebendigster Betheiligung sich entwickelt hatte. Er sah jetzt unter seinen Augen Bildhauer und Maler denselben Tendenzen sich zuwenden, die er in den Werken unsrer beiden Dichter begrüßt und ermuntert hatte, der Tendenz zur echten Naturwahrheit und der Tendenz zur Rückkehr zu der Antike und zu dem großen Beispiel der Raphael und Michel Angelo. Er huldigte von ganzer Seele diesem Streben unserer Landsleute; er versuchte sogar selbst Hand und Auge am Zeichnen; er patronisirte in jeder Weise die Künstler und sorgte im Voraus durch zahlreiche Bestellungen für den Bilder- und Statuenschmuck, der ihm später seine Villa verzieren sollte. Fast ausschließlich aber in diesem Kunstelement lebte Frau von Humboldt. Sie recht eigentlich schwelgte in den Genüssen, für welche ihr feiner Geschmack, ihr Sinn für reiche Schönheit, für alles Glänzende, die Sinne und die Phantasie Reizende sie geschaffen hatte. Sie recht eigentlich war die Patronin der Künstler; um ihretwillen vor Allem priesen Meister und Schüler das gastliche Haus. So die Gmelin und Graß, die Tieck und Riepenhausen, so besonders, und mit Recht bevorzugt, Schick, der Maler, und die großen Bildhauer Thorwaldsen und Rauch. Man sieht, es fehlte nicht an Menschen und an bedeutenden Menschen. Es fehlte nichtsdestoweniger für Humboldt an solchen, denen er sich hätte hingeben, denen er

den Genuß eines ideenreichen Gesprächs hätte verdanken können, wie er im Vaterlande gewohnt gewesen war. Er hatte die Fülle dieses Genusses, als im Jahr 1805 sein Bruder, voll von den Bildern einer neuen Welt, zu ihm nach Rom kam. Vorher und nachher, einzelne Begegnungen abgerechnet, vorzüglich auf die italiänischen Gelehrten angewiesen, fühlte er sich ähnlich verlassen, wie späterhin Niebuhr. Riemer, den ihm Wolf zum Hauslehrer seiner Kinder empfohlen hatte, ging schon im Juli 1803 wieder von ihm. Mit Riemer ging Fernow. Die Fea und Marini, ja selbst ein Mann wie Zoëga konnten Humboldt nicht genügen. Er fand, was es in Rom von wissenschaftlichem Umgang gab, „trocken und hölzern“ und die Bewohner Rom's erschienen ihm ungefähr „wie der Adel in Auleben.“ Daß es ihm gelungen wäre, Wolf nach Italien zu locken! Daß Schiller, statt im Norden zu sterben, mit ihm im Süden gelebt hätte! Nicht viel besser als mit den Gelehrten war er mit den Diplomaten zufrieden. Er habe hier Niemand, schrieb er im Jahr 1806 an Schiller's Schwägerin, als seine Frau, „die gute, und sich auch immer gleiche Li.“ Und auch deren Umgang hatte er eine geraume Zeit entbehren müssen. Sie war im Frühjahr 1804, zur Herstellung ihrer angegriffenen Gesundheit, nach Deutschland gereist. Von Weimar aus hatte sie sich nach Paris begeben und war erst von hier aus, wo sie mit Alexander Humboldt zusammengetroffen, zu Anfang des Jahres 1805 zu ihrem Gatten zurückgekehrt. Zu diesen Entbehrungen war endlich ein herber, unverwindlicher Verlust gekommen. In Ariccia, dem Sommerwohnsitz der Familie, war ihm, gleich im ersten Jahre seines italiänischen Aufenthalts, das liebste seiner Kinder, der älteste Knabe, von einem Fieber dahingerafft worden. Die Eltern waren tief gebeugt. „Dieser Tod,“ schrieb Humboldt, unter dem ersten Eindruck des Schmerzes an Schiller, „hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist denn da noch gewiß?“

Allein wie einsam sich Humboldt fühlte, wie tief ihn der Schmerz um den verlornen Liebling ergriff: das gerade war das Wunderbare des römischen Zustandes, daß auch peinliche Stimmungen darin ihr

Peinliches, daß auch das Leid hier seine niederziehende Schwere verlor. An der Pyramide des Cajus Cestius, in einem eingehegten Platze, den die Gunst des römischen Volkes dem preußischen Gesandten zugestanden hatte, ruhten nunmehr die sterblichen Ueberreste des Geliebten und, einige Jahre später, ihnen zur Seite, die eines jüngeren Sohnes. Nur um so mehr fand sich Humboldt an diesen Boden gefesselt. Es begleite ihn — so eröffnete er sich gegen den, von dem er sicher war, daß er am tiefsten ihm nachempfinde — seit jener unglücklichen Epoche eine nicht zu schildernde Wehmuth und Sehnsucht. Aber selbst die Wehmuth, so sei die Wirkung Rom's auf ihn, selbst der bitterste Schmerz lasse noch eine Klarheit und eine Heiterkeit im Gemüth bestehn. Während Niebuhr's befangenes und reizbares Gemüth in Rom selbst an den Herrlichkeiten der Kunst wenig Freude hatte, so wirkte auf Humboldt Rom in allen Stücken so beruhigend und reinigend, so erhebend und befreiend, wie sonst nur Werke der Poesie und der Kunst wirken. Es war eine stimmende, eine ästhetische, eine gleichsam musikalische Wirkung. Es ist bekannt, daß Humboldt der Macht der Töne so gut wie ganz unzugänglich war. Aber die Natur, scheint es, hatte ihn reichlich entschädigt. Er besaß nicht die Göthe'sche Kunst, „das Auge Licht sein zu lassen;" aber er verstand es, durch den Sinn des Lichts seinem Gemüthe Stimmungen zuzuführen, welche sonst nur durch Ton und Harmonie uns vermittelt werden. Er sah und empfand Rom nicht wie der Maler, der Dichter oder der Bildner; aber er faßte es auf wie diese alle zusammen; er besaß ein universelles ästhetisches Sensorium; der Eindruck Rom's auf ihn war ein schlechthin allgemein ästhetischer. „Was in uns menschlich erklingt" — so drückte er lange Jahre später diesen Eindruck aus — „durch welche Gattung der Thätigkeit, an welchem Faden des Menschen- und Weltschicksals es in uns wach werden möge, tönt in dieser Umgebung reiner und stärker wieder." Er empfand Rom, um es anders zu sagen, wie die Griechen die Außenwelt überhaupt empfanden. Rom war der Stoff, der sich willig und unwillkürlich in seinem Geiste idealisirte, Rom die Welt, die sich mit reiner Empfänglichkeit aufnehmen ließ und doch gleichzeitig das Gemüth zu lebendiger Rückwirkung in Bewegung setzte.

So, zuerst, empfand er die römische Natur, jene Gegend, deren

entzückende Schönheit immer von Neuem gepriesen wird, „die weite nirgends beschränkte, nur vom Meer und von Gebirgen fern begränzte Ebene.“ Er erhob sich zuweilen sogar, wie er in einem Brief an Göthe thut, zu einer ähnlichen Anschauung dieser Naturherrlichkeit wie Winckelmann, vor dessen Augen die Gegend des Albanergebirges wie ein Gebilde aus der Hand der höchsten Allmacht und Schönheit dastand. Er fand, in besonders glücklichen Momenten, daß hier die Natur anders wirke als sie sonst auf den Modernen wirke, nicht so, daß sich Ideen des Contrastes daran anreihen, nicht elegisch oder satirisch. Römische Gegend sei mit keiner anderen zu vergleichen. Unvermeidlich wecke ihr Anblick die Thätigkeit der Phantasie; aber auch den äußeren Sinn versetze gleichzeitig „die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit.“ Der Naturgenuß, so faßt er es in Ein Wort zusammen, „ist hier reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß.“

Nur zuweilen indeß sah er die römische Natur mit so naivem und unreflectirtem Entzücken. Denn zur römischen Gegend gehören unzertrennlich und gehörten ihm vor Allem die römischen Mauern. Durchaus als ein Ganzes wirkte Rom auf ihn. Wenn er den „schönen Himmel und die göttlichen Aussichten“ preist, so haftet sein Auge zugleich an den „himmlischen Ruinen auf allen sieben Hügeln.“ Ebenso, wenn er die römischen Kunstdenkmäler genießen soll, so müssen sie sich mit der römischen Gegend zu einem Gesammteindruck verbinden. „Ich liebe nicht,“ schreibt er an Wolf, „die in Häuser eingeschlossenen Götter. Aber die Kolosse, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen, und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen sein soll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latiums mit überschauen und das Latiner Gebirge den Horizont schließen sehen.“ Indem ihm aber so die römische Natur und die Mauern Rom's, mit Allem, was sie in sich schließen, innig zusammengehörten, so kam dadurch in die ästhetische Ansicht des Ganzen ein eigenthümlicher Ton. Sie hörte auf, naiv zu sein; sie ward im besten Sinne sentimental. In die genießende Betrachtung mischte

sich der Ernst des Gedankens und der Empfindung. Nur durch das Medium der Ideen und des elegischen Gefühls spiegelte sich Rom in Humboldt's Seele.

Wir sind, was die äußeren Verhältnisse und die Begebenheiten angeht, für diesen Theil von Humboldt's Leben schlecht berathen. Unsere Quellen fließen nur dürftig für alle die Jahre, in denen er irgendwie mit öffentlichen Geschäften betraut war; sie werden ergiebiger erst wieder für die Zeit seiner Altersmuße. Ueberreichlich dagegen fließen sie für die italiänische Periode in Beziehung auf sein inneres Leben. Was Rom ihm war und wie er Rom auffaßte, darüber hat er so oft und so gleichmäßig sich ausgesprochen, daß man in Versuchung geräth, diese Aeußerungen einfach zu wiederholen und zusammenzureihen. Seine zahlreichen brieflichen Bekenntnisse zunächst haben einen ähnlichen Reiz, wie diejenigen, in denen Göthe die Freunde im kimmerischen Norden an dem frischen Eindruck, den Rom auf ihn ausübte, Theil nehmen ließ. Nur in der Form der Dichtung aber glaubte er sich vollständig über den Gegenstand aussprechen zu können. So entstanden im Jahr 1806 die „Rom" überschriebenen Stanzen. Sie waren an Caroline von Wolzogen gerichtet und enthielten, wie er dieser Freundin selbst gestand, „Alles, was ihn seit seinem Ankommen in Rom tief bewegt und mit jedem Jahr tiefer durchdrungen habe." Noch einmal endlich gab ihm Göthe's „italiänische Reise" einen späten Anlaß, die Gedanken- und Empfindungsreihe zu wiederholen, die er einst am Orte selbst in jene Stanzen verflochten hatte: er schrieb, indem er zum Commentator Göthe's ward, einen Commentar seines eignen Gedichts. Die ganze Stufenleiter, sowie der Zusammenklang von Humboldt's Gefühlen und Reflexionen wird uns durch diese Documente eröffnet.[1])

Es war zuerst und vor Allem das klassische Alterthum gewesen, in das er sich am Anfang seiner zehnjährigen Muße geflüchtet

1) S. besonders das Fragment eines Briefes an Göthe, in dessen „Winckelmann," die aus Rom geschriebenen Briefe an Wolf (G. W. V. 242 ff., zu ergänzen aus Varnhagen, Denkwürdigkeiten V. 154 ff.) und den an Caroline von Wolzogen (Nachlaß II. 8 ff.). Das Gedicht Rom, zuerst Berlin, 1806. 4. durch Alexander von Humboldt herausgegeben, jetzt in den G. W. I. 343 ff. Endlich: „Ueber Göthe's zweiten römischen Aufenthalt," aus den Jahrbb. für wissenschaftliche Kritik 1830 Thl. II. No. 45 ff. übergegangen in die G. W. II. 215 ff.

hatte. Aus den Schriften der Alten hatte er ihren Geist, hatte er das Bild edlerer Menschheit zu gewinnen und sich damit zu durchdringen unaufhörlich gestrebt. Das erste Gefühl, was ihn auf römischem Boden ergriff, war daher dies, daß hier jener Geist gewisser, lebendiger und verständlicher ihn umschwebe, daß jenes Bild erst hier mit sinnlicher Klarheit auf ihn eindringe. „Rom ist der Ort, in dem sich für unsre Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen.“ Und diese Anschauung, — was ihm das Wunderbarste und Erfreulichste ist, — widerlegt nicht etwa die Vorstellung, die wir vorher in der Seele trugen; sie bestätigt und belebt sie nur; sie schmiegt sich willig an dieselbe an, denn sie ist Eines Geschlechts mit ihr. Das Alterthum, indem es durch so viele unsichtbare Mittelglieder die Grundlage unserer heutigen Civilisation bildet, erscheint uns unvermeidlich in dem verklärenden Lichte der Phantasie. Rom, verschieden darin von allen anderen klassischen Localitäten, zerstört diese Illusion nicht, sondern begünstigt sie. Wir sehen das Alterthum idealischer an als es war. Horaz empfand Tibur moderner als wir Tivoli. Und es ist gut und nothwendig, daß wir es so sehen. Nur aus der Ferne, nur als vergangen, nur als getrennt von allem Gemeinen muß uns das Alterthum erscheinen. Nur so wirkt es im höchsten Sinne bildend auf uns; nur so werden wir getrieben, darin Ideen und eine Wirkung zu suchen, die über das auch uns umgebende Leben hinausgeht. Rom, und nur Rom kömmt durch seine ganze Erscheinung dieser Ansicht und dieser Wirkung entgegen. Es ist hier nicht, wie an anderen durch eine große Vergangenheit geweihten Stätten, blos der empfindelnde Gedanke, zu stehen, wo dieser oder jener große Mann stand, sondern es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine, vermöge einer nothwendigen Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit. Selbst wer wollte, könnte dieser Gewalt nicht widerstehn. Denn die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern führen selbst das Auge dahin. Rom, mit Einem Worte, „ist uns als das sinnlich-lebendige Bild von jenem idealisch-angeschauten Alterthum stehen geblieben.“ Der tiefere Grund aber von dieser Erscheinung liegt in der Geschichte

Roms und in dem Verhältniß der römischen zur griechischen Bildung. Denn es war wesentlich doch eine geistige Macht, durch welche Rom den Geist des Alterthums in sich sammelte und durch Jahrhunderte hindurch trug. Diese Macht ergriff das Unsterbliche an dem Alterthum in analoger Weise wie wir es noch heut ergreifen. Sie rettete und verewigte durch eine wunderbare Verknüpfung weltlicher und geistiger Zwecke gerade dasjenige, was aus dem Alterthum am innerlichsten und geistigsten auf uns herüberwirkt, — den Geist des hellenischen Alterthums. Nur durch Rom ist uns Griechenland erhalten. Nicht nur eine bewunderungswürdige Zugabe erhielt die griechische Bildung in der römischen, sondern jene hätte auch schwerlich, ohne die römische Macht, Dauer und Verbreitung gewonnen. „Ewig“ — so heißt es in den römischen Stanzen,

„Ewig hätt' Homeros uns geschwiegen,
Hätte Rom nicht unterjocht die Welt:
Nimmer wär' aus Grabesnacht gestiegen,
Der die Seele fest im Leiden hält,
Da die Glieder Schlangen ihm umschmiegen,
Und der Knaben Tod den Busen schwellt:
Ließ nicht Titus einst von Siegestrümmern
Seine weiten, goldnen Hallen schimmern.“

Aber Rom, indem es so das sinnlich lebendige Bild des idealisch angesehenen Alterthums ist, ist zugleich und ebendamit noch unendlich mehr. Wie es durch Macht und Größe die an sich vergänglichere Schönheit des griechischen Lebens fesselte und fortsetzte, so ward es zugleich die Brücke, die aus dem Alterthum in die moderne Zeit hinüberführte. Vom Studium des Alterthums hatte sich Humboldt auch früher zu weiteren Blicken über die Geschichte der Menschheit; von Griechen und Römern hatte er sich zu Franzosen und Italiänern gewandt; eines seiner Lieblingsthemata war die Aehnlichkeit und wieder der Contrast zwischen den Alten und den Modernen gewesen. Auch diese Studien und Betrachtungen wurden ihm lebendig und anschaulich durch die römische Existenz. „Auf mich,“ schreibt er an Wolf, „übt Rom immer seine große Gewalt mehr als durch alles Andere dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt ist.“ Die Doppelherrschaft des alten und des christlichen Rom feiert er in einer Strophe seiner großen Elegie. Er verweilt ausführlich bei der durch die ewige Stadt versinnlichten

Continuität der alten und der modernen Bildung in dem späteren Prosa-Aufsatze über Rom. An dem Geiste des Alterthums mußte sich die neuere Bildung emporschlingen. Für diese große Epoche der Umbildung und des Hinüberschreitens in einen neuen geistigen Zustand spielt Italien die erste und bedeutendste Rolle. Die italiänische Sprache insbesondere steht als ein wunderbares Denkmal dieses Uebergangs da. Denn in keiner der römischen Töchtersprachen hat der Geist der neuen Zeit in vollständigerer Unabhängigkeit und in eigenthümlicherem Charakter zugleich treuere Anhänglichkeit an das Antike bewahrt. Der Ruhm Italiens aber kömmt immer wieder der ersten Stadt Italiens zu gute. Diese Stadt endlich spricht uns in Allem mit der Mahnung an jenen Gegensatz und Wendepunkt der Culturentwickelung an: in ungeheuren Ueberresten, in seelenvollen Kunstwerken, in zahllosen nicht abzuwehrenden Erinnerungen. Rom, mit Einem Worte, „ist für uns Eins geworden mit den zwei größten Zuständen, auf welche sich unser geistiges Dasein gründet, — dem klassischen Alterthum und dem Emporwachsen moderner Größe an der antiken.“

Auch in diesen Betrachtungen indeß erschöpft sich noch nicht der Eindruck, welchen Rom auf Humboldt hervorbrachte. Es wirkte im Allgemeinen ästhetisch auf ihn. Es versinnlichte ihm das schöne und vielgeliebte Alterthum. Es erschien ihm als die Angel, um welche die klassische und die moderne Bildung sich herumbewegte und gewährte ihm die Ansicht eines Durchschnitts gleichsam durch die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes. Alle diese Eindrücke verflochten sich zu einem noch mächtigeren und natürlicheren. Rom ward ihm zur Illustration jenes theils empirischen, theils idealen Bildes der Menschheit, an dem sein Auge unverwandt hing und das er auf allen Wegen suchte, jenes Bildes, dem seine philosophischen, ästhetischen und philologischen, seine artistischen, physiognomischen und literarhistorischen, neuerdings vor Allem seine linguistischen Studien gegolten hatten. Rom stand vor ihm als die sinnliche Bestätigung des Geistes, in welchem er alle seine wissenschaftlichen und selbst seine Bildungs- und Lebenspläne concipirt hatte, den Plan einer geschichtsphilosophischen Charakteristik, den Plan einer vergleichenden Anthropologie, den Plan, sich selbst und den ewigen Ideen zu leben, den Plan, soviel wie möglich Welt und Menschen kennen zu lernen.

Rom, um Alles zu sagen, versinnlichte ihm die Summe seiner Ueberzeugungen und Interessen, seine Philosophie und seine Gesinnung, sein Denken und Fühlen, sein Träumen, Wünschen und Glauben. Er las aus diesem Dasein sein eignes Gemüth, die ganze Form und den ganzen Inhalt seiner Seele ab. Nicht blos ein Durchschnitt der Menschengeschichte, vielmehr das Ganze der Geschichte, die Totalität des Menschenschicksals lag ihm in dem Bilde der ewigen Stadt vor Augen. Man fühle sich, hatte Göthe gesagt, in Rom als einen Mitgenossen der großen Rathschlüsse des Schicksals. Wenn man Rom und in der Ferne das Latiner Gebirge erblicke, schrieb Humboldt, so werde man unwiderstehlich zu endlosen Betrachtungen über Geschichte und Menschenschicksal hingezogen, es „runde sich dann auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemälde der Weltgeschichte." Des „Weltenlaufes Spiegel" nennt er die Herrscherstadt im Gedichte. Er dolmetscht später das Göthe'sche Wort, daß Rom „die sinnlich geistige Ueberzeugung gewähre, daß dort das Große war, ist und sein wird." In dieser Stadt, sagt er, und ihren Umgebungen sei „der Begriff des welthistorischen Ganges der Menschheit, das Gefühl des nothwendigen Sinkens alles Bestehenden in der Zeit, wie in einem ungeheuren Bilde auf alle Zeiten verkörpert hingestellt." Er dolmetscht Göthe; mehr als einmal eignet er sich ein besonders ausdrucksvolles Wort des Dichters geradezu an; er findet, daß dessen Schilderung von der Rückkehr nach Rom ihm wie aus der Seele geschrieben sei. Und gleichwohl fehlt viel, daß seine Auffassung und Empfindung des welthistorischen Charakters der „ewigen Stadt" mit der Göthe'schen völlig zusammenfiele. Der Realist und der Dichter sah und empfand anders als der idealistische, durch und durch contemplative Humboldt. Jener, kann man sagen, sah die Gestalt und hörte den Gang der Geschichte: diesem erschien ihr Geist und er vernahm das geheimnißvolle Flüstern dieses Geistes. Nicht die Geschichte, sondern die Philosophie der Geschichte ward ihm innerlich gegenwärtig. Rom war ihm ein Symbol der allgewaltigen und ewigen Zeit. In der Geschichte, die ihm Rom vergegenwärtigte, sah er unmittelbar die höheren idealen Mächte, welche die Begebenheiten lenken und beherrschen, die Ewigkeit, in welcher Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verschwindet. Diese römische Wirklichkeit war ihm werther als noch irgend ein anderes Dasein,

weil sie zugleich die Ohnmacht und Nichtigkeit aller Wirklichkeit, an dem Gegenwärtigen selbst das Gewesene und das Kommende aufzeigte. Hier erst hatte er einen Ort gefunden, welcher nicht, wie der Montserrat, durch seine Einsamkeit und Armuth, sondern gerade durch die Fülle von Leben und Gestalten, der idealistischen, der Wirklichkeit abgewandten Stimmung entsprach, die ihn beständig durchklang. Hier konnte er zugleich schwelgen in dem Reichthum der sinnlichen Erscheinung und zugleich der irdischen Schwere des Sinnlichen in die Region des Ideellen sich entrückt glauben. Die Situation, die er sich vor zehn Jahren künstlich gemacht hatte, indem er sich den praktischen Forderungen der Zeit, dem Vaterlande und der Gesellschaft und jeder öffentlichen Thätigkeit entzog, — diese Situation war hier ungesucht, von selbst, als eine ihn von allen Seiten umschließende Wirklichkeit und Oertlichkeit vorhanden. Er hatte hier als ein greifbares Außer-Sich, was er in Anleben von innen heraus sich hatte schaffen wollen. Rom dünkte ihn kein Hier und kein Heute; es war für ihn die lange gesuchte Stelle außer und über der wirklichen Welt; der einzige Punkt auf dem Erdboden, auf dem er mit seinem ästhetischen Idealismus sich heimisch fühlen konnte. Dieser sein ästhetischer Idealismus, der ihn der Weltlichkeit feind, ungerecht gegen die Gegenwart und doch wieder durch die Vermittelung der Phantasie empfänglich für alle Schönheit machte, die eben hierdurch bedingte Auffassung Rom's spricht sich besonders klar in zwei Stellen seiner römischen Briefe aus. „Unsere neue Welt," schreibt er an Wolf, „ist eigentlich gar keine; sie besteht blos in einer Sehnsucht nach der vormaligen, und einem ungewissen Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt und finden ihn wiederum nur hier." Finden ihn in Rom, vorausgesetzt, daß die Campagna nicht angebaut und Rom selbst nicht in eine polizirte Stadt verwandelt werde, in der kein Mensch Messer trüge. „Denn" — so schreibt er an Göthe — „nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht." Eine geweihte Stadt ist ihm Rom, — den Träumen der Phantasie und der Contemplation, dem Sinnen über Vergangenheit und Zukunft geweiht. Ihre Bürger wohnen auf dem geweihten Boden nicht wie

Besitzer, sondern wie Pilger, die bei den Ruinen ruhen und nur gekommen sind, deren Herrlichkeit anzustaunen.[1])

Man weiß, wie unwillig Niebuhr sich über die Kunstschwelgerei Göthe's geäußert, die „eine ganze Nation und ein ganzes Land blos als eine Ergötzung für sich betrachtet und in der ganzen Welt und Natur nichts gesehen habe, als was zu einer unendlichen Decoration des erbärmlichen Lebens gehört.“ Es liegt nahe, einen ähnlichen und einen noch härteren Vorwurf gegen Humboldt zu erheben. Auch ihm ist die lebende Generation nur Staffage auf dem Gemälde, als welches Rom sich seiner Phantasie präsentirt. Der Wunsch, daß Rom niemals das Glück einer geordneten, Wohlstand und Sicherheit fördernden Regierung genießen möge, hat mit dem Befehl des Tyrannen, der die Stadt anstecken ließ, um sich an dem Schauspiel des Brandes zu weiden, soviel Aehnlichkeit wie überhaupt ein Wunsch mit einer Handlung haben kann. Wir sind gewiß, Humboldt würde, wenn es in seiner Macht gestanden hätte und er den Beruf dazu gehabt hätte, seine Hülfe nicht versagt haben, um die geistliche privilegirte Mißregierung des Kirchenstaates zu verbessern. Aus Poesie grausam, war jener Wunsch eben nur poetisch grausam. Das Anstößige und das Charakteristische besteht nur darin, daß diese poetische Ansicht der römischen Dinge die prosaische, die natürlich-menschliche und praktische gar nicht aufkommen ließ. Es ging ihm wie dem Maler, den an dem verlumpten Bettler einzig das malerische Motiv erfreut. Er dachte und empfand und schrieb in Rom so wie Göthe während der Abfassung seiner Iphigenie selbst sagte, daß er den König Thoas reden lasse, — „als ob kein Strumpfwirker in Apolda hungre.“ Er hatte, was mehr ist, zu dieser ästhetischen Licenz der Anschauungsweise ein geringeres Recht als der Maler oder Dichter. Er bezahlte dieselbe nicht, wie diese, mit gelungenen Werken, welche die Freude der Welt werden: er bezahlte sie lediglich mit sich selbst. Nicht auf dem Wege eines fruchtbaren Kunststudiums, sondern auf dem Wege des egoistischen Genusses und der Selbstbildung kam er zu jenen romantischen Reflexionen. Um uns moralisch mit diesen auszusöhnen, werden wir auf alles dasjenige angewiesen, was Humboldt später, sei es trotz,

---

1) Briefliche Aeußerung an Frau v. Staël, in deren Corinna; vgl. Str. 8 des Gedichts Rom (A. a. O. S. 345.)

sei es durch seine ästhetische Cultur der Welt und dem Vaterlande leistete. Er schwelgte für jetzt blos um seiner selbst und seiner eigenen Phantasie willen in den Bildern und Wünschen der Phantasie. Gerade die subjective und idealistische Beziehung seiner Auffassung Rom's, gerade dies, daß er die ganze Erscheinung Rom's lediglich auf sein eignes Innere als auf den alleinigen Mittelpunkt bezog, gab seinen ästhetischen wie seinen geschichtsphilosophischen Betrachtungen eine so durchaus eigenthümliche Farbe. Obgleich er daher so vielfach mit Winckelmann und Göthe sympathisirte, sah er dennoch Rom ganz anders als sowohl Winckelmann wie Göthe. Obgleich er neben dem Kunstinteresse wesentlich ein historisches hatte, so ist doch ein größerer Contrast nicht denkbar, als zwischen der Art wie er und wie Niebuhr es empfand. Aesthetisch-historisch empfand es der Eine, historisch-politisch empfand es der Andre. „Für Schwermuth," schreibt Niebuhr, „ist Rom ein tödtender Ort, da es gar keine lebendige Gegenwart darin giebt, bei der es der Wehmuth wohl werden kann." Reichlich fand Humboldt diese lebendige Gegenwart, und gerade die ganze Süßigkeit der Sehnsucht und der Wehmuth wußte er aus ihr zu schlürfen. Er sah Rom, wie mit Recht gesagt worden ist,[1]) noch am meisten wie es Gibbon gesehen hatte. Nicht im Mittagslichte, sondern wie in melancholischer Abendbeleuchtung betrachtete er „die Stadt der Trümmer." Die langen Linien der römischen Stadt und Gegend, auf denen Göthe den Blick verweilen ließ, um seinen Gesichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, werden für Humboldt zum Anhalt jener elegisch-lyrischen Stimmung. Noch in der Erinnerung scheint sich ihm „die immer lebende Sehnsucht an ihnen hinzuziehn." Von der Spitze des Aventinus sieht er den Tiber fluthen: seine ernst und feierlich dahinrollenden Wasser „schwellen das Herz mit tiefer Wehmuth." Er schildert auf Anlaß der Göthe'schen Aeußerungen den Charakter der römischen Gegend: Größe, verbunden mit unendlicher Stille, Anmuth, gepaart mit Wehmuth sind die Hauptzüge dieses Charakters. Von eben diesen Zügen kömmt er nur mit Mühe in seiner poetischen Charakteristik los. Immer wieder fällt das Gedicht in dieselbe Tonart und in das Eine Thema zurück. „Wie durch zarten Trauerflor" blicken ihn Rom's

1) Guhrauer, in den Blättern für lit. Unterhaltung 1847, Nr. 119.

Gefilde an, und „einsam klagend strebet Trümmer dicht an Trümmer nur empor.“ Denn überall herrscht der Zerstörung grause Hand: „Wehmuth hat ihr Reich hier aufgeschlagen, Wehmuth flüstern tausend stumme Klagen.“ Und zugleich doch fühlt man sich unwiderstehlich gefesselt, fühlt sich durch den Zaubergruß dieser Fluren in „sehnsuchtsvoll Erstarren“ gewiegt:

„Stets an Alba's ernster Scheitel hängen
Möchte zauberisch gebannt der Blick,
Wo einst Latium mit Festgesängen
Flehte von dem Donnrer Sieg und Glück,
Zu Soracte's lichten Höhn sich drängen,
Kehren über Tibur's Hain zurück: —
All die tiefen, schweifenden Verlangen
Halten in dem engen Raum gefangen!“

Der ästhetische Genuß, offenbar, so subjectiv bezogen, so ernst und innerlich gewendet, ist mehr als blos ästhetischer Genuß. Rom ist für den Dichter dieser Elegie eine Andachts- und Cultusstätte. Stimmungen wie diese, in denen alles Denken und Empfinden der Seele sich concentrirt, sind religiöse Stimmungen. Gegenüber der frivolen Aeußerlichkeit und Sinnlichkeit des Katholicismus, welche in Rom überall zur Ausstellung gebracht wird, erwacht nothwendig in innerlichen Naturen stärker als sonst und anderwärts, was von echter Religion und Frömmigkeit in ihnen schlummert. Mit Widerwillen wendete sich Göthe von den Abgeschmacktheiten des katholischen Cultus hinweg. Humboldt fand die Cerimonien der heiligen Woche weder rührend noch feierlich, sondern einfach langweilig.[1]) Beide wären in Rom protestantisch geworden, wenn sie es nicht gewesen wären. Für Beide gipfelte sich der Eindruck Rom's in Empfindungen, für die wir keinen Namen wissen, wenn es nicht der Name der Religion ist. Es war die lebendige Empfindung der in Natur und Menschheit ewig gegenwärtigen Gottheit; es war eine ästhetische Religion, und es war der Glaube des Spinoza. In den Creaturen suchte und entdeckte der Dichter, von Herder's „Gott“ erbaut, ein ἓν καὶ πᾶν das ihn in Erstaunen setzte; in den hohen Kunstwerken

1) „Die langweiligsten Cerimonien, die die Erde gesehen hat;“ an Wolf V. 247.

der Alten fühlte er die ewige Nothwendigkeit und die Gottheit. Von diesen Eindrücken bewegt, versenkte sich sein Geist ganz in die „intellectuelle Liebe Gottes;“ er fühlte die Gestalt dieser Welt vergehn; er mochte sich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse wären; er wollte „nach der Lehre des Spinoza seinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.“ Ganz dasselbe Trachten nach dem Reiche Gottes, dasselbe Hinstreben zu dem Einen und Höchsten bei Humboldt. Zu religiösen Betrachtungen und Gefühlen schließt sich seine ästhetisch-elegische Stimmung, am Schluß seines großen Gedichts, mit seinen Ideen über das Ganze der Geschichte und mit seinen höchsten philosophischen Gesichtspunkten zusammen. Er erblickt die Gottheit in dem großen Gange der Weltgeschichte. Er erblickt sie in der eignen Brust. Er erblickt sie in der Harmonie des Menschlichen und des Natürlichen. Der pantheistische Gedanke der Horenaufsätze von der Identität der physischen und der moralischen Welt, die Gedanken ebenso des Gedichts „in der Sierra Morena“ kehren empfundener, ästhetisch abgerundeter, getragen und verstärkt durch die Anschauung Roms zurück. Auch die Strahlen des römischen Glanzes nämlich werden bleichen: es dauert, von keiner Flucht der Zeit ereilt, der allwaltende Geist. Zu ihm, dem himmelentstammten, der „um die Wange dieser Hügel schwebt“ flieht derjenige freudig aus dem Weltgetümmel, dem „Betrachtung still die Seele hebt.“ In dieser Betrachtung des Göttlichen fließen Wehmuth und Bewunderung mild zusammen. Denn das Wesen des Göttlichen ist Leben, welches sich immer neu am Tode entzündet und aus dem Tode entfaltet:

„Der selbst, von dem alles Leben stammet,
Ist nur ewig, weil stets neu er flammet“

So waltet der Geist der Gottheit in dem Treiben der Menschen, in der Geschichte. Das Große muß der Zeit sich beugen, die wieder Größeres in ihrem Schooße birgt; ein „Götterreigen“ schlingt sich durch sie hin, in welchem beständig Schöneres aus dem untergegangenen Schönen Leben schöpft. Derselbe Geist aber und dasselbe Gesetz durchwaltet die Natur:

„Der des Menschen Busen heiß durchglühet,
Hält die Welten auch im ew'gen Gleis,
Und die Funken, die er flammend sprühet,
Fasset keiner Ewigkeiten Kreis.“

Hier daher wie dort, in den Weiten der Welt wie in den Tiefen der eignen Brust, kann man das Göttliche ergreifen. Man steige nur nieder zum eignen Busen, und man „schwelle ihn mit aller Schöpfung reichem Leben." Aus der Verbindung dieses zwiefachen Lebens entspringt alsdann, als Symbol des Göttlichen und diesem wesensverwandt, das Schöne:

„Denn, ein Abglanz göttlicher Gedanken,
Reißet, theilend keines Ird'schen Loos,
Aus der Alltagsbilder irrem Wanken
Plötzlich, still verklärt, Gestalt sich los.
Größe, die nicht Wandel kennt, noch Schranken,
Ruht in ihrer Züge tiefem Schooß;
Was dem Geist entflieht als reine Wahrheit,
Strahlt aus ihr in hoher Sinnenklarheit."

Von der Betrachtung Roms aber ist diese Apotheose der Schönheit sowie die religiöse Empfindung des Schicksals der Menschheit und der Herrlichkeit der Welt ausgegangen: zu Rom kehrt ungezwungen der poetische Ausdruck aller dieser Ideen und Gefühle wieder zurück. Rom ist der Tempel dieser ästhetisch-philosophischen Religion; denn „durch der Gottheit Segen" erwuchsen diese Hügel; was je die Brust Großes bewegen kann, „hängt an ihrer Gipfel heitrem Glanz." — —

Fürwahr, die Besorgniß, welche Schiller lange vor der Verwirklichung des italiänischen Reiseplans ausgesprochen hatte, erwies sich als unbegründet. Schiller hatte kopfschüttelnd die vielen Anstalten gesehen, welche Humboldt ehemals zu der beabsichtigten Reise gemacht hatte. Er hatte befürchtet, diese Anstalten würden ihn um die eigentliche und höchste Wirkung bringen, die Italien auf ihn ausüben könnte; er werde nur finden, was er mitbringe; er werde, unter dem ängstlichen Bestreben, viele einzelne Resultate mit nach Hause zu nehmen, dem Ganzen nicht Zeit und Raum lassen, sich als ein Ganzes in seine Phantasie einzuprägen.[1]) Humboldt besaß mehr von jener ruhigen und anspruchslosen, dem Gegenstande sich hingebenden Empfänglichkeit, als der Freund ihm zutraute. Er war inzwischen um mehrere Jahre älter, reifer, ruhiger geworden. Er hatte durch Reisen reisen und sehen gelernt. Spanien und Frank-

1) An Körner, im Briefwechsel IV. 46.

reich hatte ihn auf Rom vorbereitet. Rom selbst endlich lehrte, ja es nöthigte ihn unwiderstehlich zu einem Verhalten, wie Schiller es gewünscht hatte. In seiner subjectiveren Weise empfand und erfuhr er dasselbe in Rom, was vor ihm Winckelmann und Göthe empfunden. „Kein Ort," so bekräftigte er nachmals die Göthe'schen Aeußerungen, „verträgt sich so wenig als Rom mit dem an sich lobenswerthen Eifer des Reisenden, der rastlos alles Einzelne zu sehen, die daraus geschöpfte Belehrung mit hinwegzunehmen strebt, und fertig zu sein glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf diese Weise durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe, und daß man die Erinnerung der Nothwendigkeit der Rückreise, wie fest sie bevorstehe, möglichst fern halte. Man muß sich erst selbst leben, ehe man ihm leben kann, sich dem Eindruck still und ungestört überlassen." Auch er empfand in Rom und empfand es später Göthe nach, daß „man nur in Rom sich auf Rom vorbereiten könne;" nicht, nach Schiller's Ausdruck, „wie ein Eroberer," sondern wie ein nun erst in seine eigentliche Heimath Gekommener lebte er daselbst; all' die „Maschinen und Geräthschaften," mit denen er sich ausgerüstet hatte, warf er von sich; er nutzte und studirte die römische Existenz, indem er sie auf sich wirken ließ, und er ließ sie auf sich wirken, indem er sie genoß. Seine Absicht und mehr noch als seine Absicht, sein unfreiwilliges Thun bestand darin, „sich frei dem reinen Genusse der sich so lieblich allen Sinnen erschließenden und doch eine so unergründliche Tiefe darbietenden Erscheinung zu überlassen." Er war wie Wenige zum Genießen organisirt: Rom machte ihn zum Meister in der Kunst des Genusses. „Kommen Sie mit," so ladet er von Weitem in einem seiner Briefe an Wolf den philologischen Freund zu einem Mondscheinspaziergang in's Coliseum ein, „kommen Sie mit und genießen. Seien Sie nur erst wenige Wochen hier, und der Lotos wird bald gegessen sein. Auch die mühevollen Ideen von Arbeit werden verschwinden. Sie werden nur genießen wollen und sich im Genuß mehr als in der Arbeit gefallen." Auf Spaziergängen, so berichtet er demselben in einem späteren Briefe, in den himmlischen Gegenden um den Albaner See und am Fuß des Mons Albanus, stecke er den Homer in die Tasche und lese ihn mit unglaublichem Vergnügen. Ueberhaupt führe er „ein unendlich genußreiches Leben." Seine Arbeiten hinter sich, gehe er in's Freie, lese,

denke und träume. „Ich glaube wirklich," fährt er fort, „man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geschäft, und weckt eine Art von Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht sehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es ist wahr, und was giebt es auch eigentlich Höheres, als sich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für sich und für etwas Wahres."

Ein so gefaßter, von den edelsten Motiven begeisterter und von den höchsten Interessen durchzogener Genuß war nicht der Feind geistiger Thätigkeit: er förderte dieselbe, indem er sie adelte. Die Wahrheit ist, daß in dem römischen Elemente die Arbeit selbst zum Genuß und der Genuß ersprießlich wie Arbeit wurde. „In keiner anderen Umgebung" — um wieder Humboldt selbst reden und ihn mit der römischen Existenz zugleich sich selbst schildern zu lassen — „in keiner andern Umgebung geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit so unmittelbar auch die geeignete Thätigkeit hervor, es möge sich nun Neues durch neues Studium entwickeln, oder man möge forttreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche zu Hause die Seele am lebendigsten bewegten." Rom, sagt er ein andermal, könne nur gefaßt werden, indem man das Beste in seinem Innern in Bewegung setze: „es weckt aber auch die Stimmung, die es fordert, und die besten und edelsten Kräfte gehen dort in reger und freudiger Thätigkeit auf." In solcher dem Genusse wahlverwandter, ja, mit ihm identischer Thätigkeit erging sich denn auch er. Er trieb fort, was er zu treiben gewohnt war; er hing mit neuer Liebe den Ideen nach, die ihn längst und überall bewegt hatten. Indem er sein ganzes inneres Leben nach Rom wie in ein zweites geistiges Vaterland versetzte, so hatte er auch die Studien und Arbeiten dahin versetzt, die dieses Leben füllten. Zur Seite und mitten in jenem Genusse, dem er sich hingab, setzte er die Beschäftigungen fort, die er seit Langem begonnen, begann er neue, die sich freiwillig an diese anschlossen. Nur allmälig zwar fand er zwischen Amtsgeschäften und zwischen der Macht des ersten Eindrucks Raum, Muße und Stimmung dazu. Neu und ungewohnt waren ihm jene, neu und ungewohnt der wunderbare Ort. Das erste halbe Jahr in Rom kam ihm hart vor; erst nach dieser Novizenzeit kam er mit seinen Ar-

beiten in's Geleise. Nun war er, das Alterthumsstudium anlangend, schon so gut orientirt, daß er Wolf über die literarischen Zustände und die philologischen Größen Roms ausführliche Auskunft geben konnte. Nun war er bereits orientirt über die römische Topographie, dachte aber freilich im Ganzen wie Göthe, daß es ein undankbares und unerfreuliches Geschäft sei, „das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben.“ Seine römischen Excursionen waren überwiegend genußreiche Spaziergänge; nur daneben konnte er es, nach seiner Gründlichkeit und seinem philologischen Gewissen, nicht unterlassen, sich zu unterrichten, wie Nardini, oder Zoëga oder ein anderer Gelehrter diesen oder jenen Platz bestimmt habe. In demselben heiteren Stil, in demselben liberalen Sinn betrieb er das Alterthumsstudium überhaupt. Er machte die Erfahrung, daß Rom ein für eigentliche Studirthätigkeit keinesweges günstiger Ort sei. Es war mit literarischen Hülfsmitteln übel bestellt in einer Stadt, wo „nur alle halbe Jahrzehnde ein Buch geschrieben und dann die übrige Hälfte davon gesprochen wird.“ In dieser Beziehung vermißte er nur zu sehr die Bereitwilligkeit und zuvorkommende Gefälligkeit, die er in Paris angetroffen. Selbst die öffentlichen Bibliotheken erschienen ihm als verschlossene Schätze, deren Benutzung ebenso unbequem wie zeitraubend sei. Zum Glück machte er zugleich die zweite Erfahrung, daß Rom eine gewisse andere Art des Studirens desto mehr begünstige, und zum Glück war er selbst für diese andere Art ganz vorzugsweise aufgelegt. In der Vaticana suchte der grämliche Niebuhr „seine besten Freuden.“ Humboldt suchte sie da nicht. Selbst in die Museen und Gallerien kam er selten; um Basreliefs, Münzen und Gemmen kümmerte er sich wenig. Sein eigentliches Leben war, „die Totalität der Römergeschichte und des Römerlebens im Kopf, in Rom herumzugehn.“ Er hatte wieder, wie in Auleben, nur eine Tafelbibliothek; er las wieder, wie in Auleben, die Alten. Zunächst und vor Allem die Römer, bald auch die, deren Geist den römischen Boden mitbelebte, die Lehrer der Römer, die Griechen. Er las sie nicht blos, sondern von Neuem, und mächtiger als je, erfaßte ihn das Verlangen, sie nachzubilden und „in sein geliebtes Deutsch“ zu übertragen. Hier in Rom sei, sagte er später, gleichsam der Boden selbst mit dem Sinn der antiken Kunstwerke geschwängert und scheine sie unerschöpflich, wie Bäume und Früchte zu tragen. Er empfand

dasselbe in Beziehung auf die alten Autoren. Schöpfungs- und gestaltungslustig regte sich ihr Geist in seiner eignen Brust; in das Leben, das ihn hier umgab und das aus dem Boden emporstieg, tauchte er sie ein. Er „schwärmte in alten und neuen, meist Dichtern herum.“ Er kehrte vor Allem zu seinen Lieblingsdichtern zurück. Er nahm seine Pindar- und seine Aeschylusübersetzung wieder auf.

Frühzeitig, wie wir sahen, hatte sich seine Liebe zu den beiden tiefsinnigsten Dichtern des Alterthums festgesetzt. Nicht blos der philosophische Charakter derselben, auch nicht blos die Verbindung ihres Tiefsinns mit zarter Anmuth und mit kühner Erhabenheit hatte ihn angezogen. Was seine Vorliebe entschied, waren zwei andere Eigenschaften, durch die sich beide Dichter seinem eignen Wesen auf's Engste anschmiegten. Von allen Künsten sprach ihn außer der Poesie am meisten die Plastik an; am wenigsten die Musik. Wie schon bemerkt aber: nur das äußere, nicht das innere Organ für die Musik ging ihm ab. Es ist gesagt worden, daß Raphael ein großer Maler gewesen wäre, auch wenn er ohne Hände geboren worden. Gleich uneigentlich mag man sagen, daß Humboldt, ohne musikalischen Sinn, eine musikalische Natur war. Plastisch-musikalische Dichter aber sind sowohl Aeschylus wie Pindar. Wiederholt macht Humboldt darauf aufmerksam, daß das Band, welches die locker gefügten Theile der Pindarischen Siegeslieder zusammenhalte, in der Stimmung der Empfindung und der Phantasie zu suchen, daß die Einheit derselben eine wesentlich musikalische sei. Er deutet anderwärts an, ein wie großer Meister Pindar in der gleichsam plastischen Darstellung, in der mit wenigen und kühnen Strichen gelingenden Charakteristik sei. Dieselbe Begegnung der scheinbar am weitesten auseinanderliegenden Vorzüge fand er bei Aeschylus. Er verbreitet sich hierüber ausführlich in seiner Vorrede zur Agamemnonübersetzung, und verräth uns damit, was ihm ästhetisch am meisten an dem Tragiker und an dem Lyriker reizte. Es ist dies, daß auf der Einen Seite bei'm Aeschylus durchaus das Melische vorwaltet, die blos „gestaltlose Anregung von Empfindungen,“ während auf der andern Seite „mit der größten Festigkeit und Bestimmtheit auftretende Gestalten hingestellt werden.“ Wir werden im Agamemnon, sagt der Uebersetzer, durch den Chor „wie mit schwermüthigen Melodien“ erfüllt; auf diesen Grund aber treten die

großen Gestalten der Tragödie, und so zwar, daß sie als der schönste Vorwurf für die plastische Kunst erscheinen, — eine Verknüpfung musikalischer und plastischer Eindrücke, „die der neuen Dichtkunst fremd, und so auffallend groß und ergreifend nur in Aeschylos und in Pindaros ist.“

Hing aber Humboldt aus diesen Gründen mit stätiger Vorliebe an diesen Beiden, so hing er gleich treu an dem Vorhaben, sie zu verdeutschen. Das Uebersetzen überhaupt war ihm an's Herz gewachsen. Soweit gerade reichte der poetische, und so weit gerade der productive Drang in ihm. Schon in seiner „Skizze über die Griechen“ hatte er dem Uebersetzen einen besonderen Paragraphen gewidmet und dieser Beschäftigung einen Platz in der Reihe der Alterthumsstudien angewiesen. Er hatte sich vor seiner Bekanntschaft mit Wolf im Uebersetzen versucht; er hatte später, obgleich ihn Wolf nicht eben aufmunterte, nicht davon abgelassen. Er hatte übersetzt, wenn er sonst nichts that; er hatte zum Uebersetzen immer noch Raum gehabt, wenn er noch so viel Andres that. In Auleben und in Jena, in Berlin und wieder in Jena war übersetzt, der Pindar wenigstens war auch in Wien, Paris und Madrid nicht vergessen worden. Den Aristophanes und verschiedene lyrische Stücke hatte er versuchsweise, den Pindar und Aeschylus in der Absicht nachgebildet, den Einen ganz, von dem Andern den ganzen Agamemnon zu geben. Während des ersten Jenenser Aufenthalts arbeitete er an einer Probe-Ode und meinte später, als er die neunte pythische Ode zu Stande gebracht hatte, in dieser Manier in Einem Jahre den ganzen Pindar vollenden zu können. Während des zweiten Jenenser Aufenthalts sahen wir ihn eifrig über dem Agamemnon; er war damals entschlossen, noch vor Ablauf eines Jahres die ganze Tragödie dem Publicum vorzulegen. Und stets war er an diese Uebersetzerarbeiten aus dem gleichen Grunde und in dem gleichen Sinne gegangen. Wesentlich anders verhielt er sich dazu, als zu allen seinen sonstigen Arbeiten, anders zur Uebersetzung, als zu der projectirten Charakteristik des Pindar. Nicht schwankend nämlich, zaudernd und unschlüssig, sondern enthusiastisch, wie der Dichter, in dem sich der Gott regt. „Alle Lust zu übersetzen,“ schrieb er z. B. an Wolf, „entsteht bei mir aus wahrhaft enthusiastischer Liebe zum Original.“ Ein andermal spricht er von der Uebersetzerlust wie von

einer „Wuth," die ihn „rasend anfalle." Er will, als er den Agamemnon begonnen, angeben, wie er auf diese „gar eigentlich unübersetzbare" Tragödie gekommen sei; „aber darauf," sagt er, „giebt's eigentlich keine Antwort: ἀέκων ἀέκοντί γε θύμῳ. Die Lust hat mich ergriffen, ich habe angefangen, ich kann nicht davon kommen. So lange ich wie jetzt gestimmt bin, müßte ich mich mit Gewalt losreißen." „Diese Uebersetzung," schreibt er in einem späteren Brief, „liegt mir unglaublich am Herzen, und ich habe mich nie für eine Arbeit so interessirt gefunden."

War es ein Wunder, daß er in Rom die liebsten seiner Dichter und die liebsten seiner Arbeiten wieder vorsuchte? — ein Wunder, daß er nun erst recht von dem Gefühl des Genusses, von der begeisterungsvollen Lust ergriffen ward, die er bei dieser Beschäftigung stets empfunden hatte? Er habe, meldet er an Wolf, auch wieder ein Paar Pindarische Oden übersetzt, und sei nicht abgeneigt, wieder ganz ernstlich daran zu gehn. Aber nicht eigentlich als eine Arbeit behandle er diese Uebersetzung, — „oder vielmehr ich behandle sie als eine unnütze Arbeit, und mache mich nur daran, wenn ich der Lust nicht widerstehen kann. Seit einigen Monaten ist sie groß in mir gewesen." So schrieb er den 16. Juni 1804, aus Rom. Später im Jahre floh er die durch die Hitze des Sommers verpestete Luft der Stadt und genoß des Landlebens und der Einsamkeit im römischen Gebirge. Von Aricia nur durch eine Schlucht getrennt, zieht sich auf einem Bergrücken das reizende Albano hin. Wen die Wälder und Berge, das Wasser und der Himmel dieser Gegend nicht zum Träumer und Müßiggänger machen, den machen sie zum Maler oder Poeten. Hier war es, wo auch Humboldt träumte und dichtete: in Albano wurde der vor acht Jahren begonnene Agamemnon vollendet und die früher niedergeschriebenen Partien umgearbeitet. Während die Pindarübersetzung nie zu Ende gebracht wurde und die erschienenen Proben nur erst aus dem Nachlaß des Uebersetzers durch weitere Mittheilungen ergänzt worden sind,[1]) so war die Agamemnonübersetzung bestimmt, noch bei Humboldt's Lebzeiten veröffent-

1) G. W. II. 264 ff.; im Ganzen zwölf vollständige Oden und drei angefangene. Die Agamemnonübersetzung (Leipzig bei Fleischer 1816. 4.) in den G. W. III. 1 ff.

licht zu werden. Am liebsten hätte er sie mit kritischen Noten zum griechischen Texte von Wolf herausgegeben. Er verhandelte darüber mit Wolf, bald nach seiner Rückkehr aus Italien. Darüber jedoch und über dem Aendern verzögerte sich die Herausgabe. Kein Jahr verging seitdem, ohne daß er an dem deutschen Texte gebessert hätte. Das Nonum prematur in annum war zweimal erfüllt, als endlich im Jahre 1816 die Uebersetzung dem Druck übergeben ward. Unter den heterogensten Beschäftigungen, in den wenig freien Augenblicken, welche die ihm damals übertragnen politischen Verhandlungen ihm ließen, hatte Humboldt in Frankfurt a. M. die letzte Feile an sein Werk gelegt. Zwei Abhandlungen, eine über das Wesen und die Oekonomie des Agamemnon, und eine über die tragischen Silbenmaaße hatten ursprünglich die Uebersetzung begleiten sollen: in einer kürzer gefaßten Einleitung begnügte er sich jetzt, eine allgemeine Würdigung und Analyse des Stücks, verbunden mit Bemerkungen über die Aufgabe des Uebersetzens und über die Nachbildung der griechischen Metra zu geben. Der Dienst, den er ehemals von Wolf erwartet hatte, war ihm nun von einem in Sachen des Aeschylus nicht minder competenten Manne, von G. Hermann geleistet worden. Gewidmet aber hatte er die Uebersetzung der treuen Gefährtin seiner griechischen Studien, — ihr, von der er eben jetzt wieder wie 1804 in Albano getrennt war.

Immer dieselben waren somit die Vorwürfe, immer gleich war die Lust des Uebersetzens geblieben. Humboldt führte in Rom und Albano fort, was er in Erfurt, Auleben und Jena begonnen; er brachte in Frankfurt zum Abschluß, was er in Albano wiederaufgenommen. Aber nicht gleich war er sich in den Principien und in der Methode des Uebersetzens geblieben. Wenn wir ein andeutendes Urtheil über den Werth dieser Arbeiten wagen, so knüpfen wir es an deren Geschichte.

Der erste Versuch, welchen Humboldt im Pindarübersetzen machte, unterschied sich nur wenig von dem, welchen Schiller mit dem Euripides machte. Es war zwar nicht wie die Schiller'sche eine blos mittelbare Uebersetzung; wie jene indeß war es weniger eine gelehrte als eine dichterische Arbeit, mehr eine poetische Paraphrase als eine treue Uebertragung und Nachformung. Sie war „in glücklicher Unwissenheit“ der Schwierigkeiten, ohne Kenntniß der Pindarischen Me-

tra, im freien Drange der Begeisterung, nach keinerlei festen Grundsätzen entstanden. Aus dieser Unwissenheit riß ihn erst Schneider's Versuch über den Pindar. Er sah nun, wie wenig Pindarisch seine deutschen Versmaaße seien. Er ging nun erst an die Lectüre des ganzen Pindar und vor Allem an ein selbständiges Studium des Pindarischen Versbau's: erst wenn er hierüber mit eigenen Augen klarer sehe, wollte er das Uebersetzen von Neuem versuchen. Er trat auf diese Weise in sein zweites Uebersetzerstadium. Mit dem poetischen Motiv verband sich das philologische. Das Ziel, das er sich vorsetzte, bestand darin, für den Pindar zu leisten, was Voß, dessen Kunst er auf's Höchste bewunderte, für den Homer geleistet hatte. Seine Liebe indeß für Pindar's Poesie und sein Verständniß des Pindarischen Geistes überwog immer noch, auch nach längerem Studium, bei Weitem sein Verständniß der Pindarischen Formen. Der Einfluß Schiller's machte, daß die Poesie ihr Recht zur Seite der Philologie behauptete. So kam es, daß er noch in Auleben die vierte pythische Ode in einem Versmaaß übersetzte, welches mit dem des Originals zwar in der Wiederkehr ähnlicher rhythmischer Perioden, nicht aber in Absicht der einzelnen Verse übereinstimmte. So kam es, daß er in Jena zwischen freierer Uebertragung und strengerer Nachformung hin- und herschwankte. Eine Probe der letzteren sollte die erste pythische Ode werden: er folgte bei ihrer Uebersetzung den gewonnenen metrischen Einsichten. Aber Wolf war wenig mit diesem Specimen zufrieden, und Humboldt selbst konnte nicht leugnen, daß die Ode an holprichen Stellen und matten Uebergängen leide. Unter der auf das Einzelne und auf die Form gewandten Sorgfalt hatte das Ganze gelitten und war das Feuer und der Schwung, der in früheren Versuchen herrschte, verloren gegangen. Von Neuem wandte er sich daher zu der früheren laxeren Weise; ja er verzweifelte daran, daß ihm noch je eine Ode in dem gebundenen Metrum gelingen werde. Eine ähnliche Stellung in der Mitte zwischen philologischen und ästhetischen Rücksichten gab er sich sofort dem Aeschyleischen Agamemnon gegenüber. Er ließ es sich sauer werden, die Chöre des Stückes metrisch nachzubilden, so sehr, daß Schiller schon damals die Uebersetzung schwer, hart und undeutlich fand; aber er verfuhr dennoch nichts weniger als pedantisch oder rigoristisch dabei. Die Trimeter des Dialogs setzte er sogar in zehn- und eilffüßige

Jamben um, bis ihn erst im Verlaufe der Arbeit die Schwierigkeit und Unangemessenheit dieser Aenderung zu größerer Treue gegen das Original zurückführte. Aber auch so noch ging seine Absicht nicht auf eine philologische Uebersetzung, „die man Zeile für Zeile erhärten möchte,“ sondern auf eine „ästhetische und charakteristische, eine, die die Schönheit und den Eindruck wiederzugeben strebt;“ darum zumeist war es ihm zu thun, „den Ton und Geist des Ganzen nicht zu verfehlen;“ nur in diesem Sinne hoffte er treuer als Voß zu übersetzen, und so sehr hielt er diesen Gesichtspunkt für den richtigen, daß er ein für alle Mal die Gattung aufstellen zu können glaubte, in welcher die Tragiker übersetzt werden müßten. Merkwürdig genug, bei der einzigen Arbeit, die er mit größerer Zuversicht und mit einer Art Selbstvertrauen betrieb, kamen ihm die Bedenken, durch die er sich sonst selbst im Produciren zu stören pflegte, von Anderen. Weder Schiller'n noch Friedrich Schlegel, noch Wolf that der Agamemnon ein Genüge, und, was das Schlimmste war, die Tadler tadelten aus ganz verschiedenen, ja aus entgegengesetzten Gründen. Dennoch behauptete sich Humboldt, ihnen Allen gegenüber, in der Idee, die er einmal von seiner Aufgabe gefaßt hatte: er war entschlossen, sich in die Mitte der verschiedenen Forderungen zu stellen, zuletzt aber das Ganze durch einen abschließenden Machtspruch für fertig zu erklären.

Wir wünschten, er hätte es gethan. Und zwar am besten wahrscheinlich, wenn er die Agamemnonübersetzung in der Gestalt veröffentlicht hätte, die er ihr in Albano gab. Wir sind, wir gestehen es, von Humboldt's Pindarübersetzungen in hohem Grade eingenommen. Alles in Allem genommen, geben wir ihnen den Vorzug vor jeder anderen, die uns noch zu Gesicht gekommen. Es ist wahr, sie sind nicht frei von Fehlern des Sinnes; es ist nicht schwer, in den älteren sogar grobe grammatische Verstöße nachzuweisen. Von dergleichen Flecken mögen spätere Uebersetzungen, wie wir sie z. B. von Thiersch und Mommsen besitzen, bei Weitem weniger entstellt sein: nehmen wir an, sie seien vollkommen correct. Einen Vorzug ferner haben die Letzteren gewiß. Erst im Jahre 1809 erschien die Schrift von Böckh über den Versbau des Pindaros. Durch diese sowie durch die späteren Böckh'schen Arbeiten über den Pindar erfuhr die Kenntniß der Pindarischen Metrik eine gänzliche Umwäl-

zung. Humboldt konnte die neuen Ergebnisse weder aus eindringenden Forschungen noch auch nur jene Vorträge benutzen, er baute auf den unzulänglichen Resultaten seiner eignen Studien und auf den Principien der Hermann'schen Metrik. Nichts desto weniger, ja vielleicht gerade deshalb, sind die meisten der von Humboldt übertragenen Oden nach Sinn und Inhalt, und sind einige sogar nach dem rhythmischen Eindruck wahrhaft Pindarisch. Sie zeigen, — um einen Ausdruck von Otfried Müller zu brauchen —, jene Freiheit in der Treue, ohne welche das Uebersetzen eine Knechtsarbeit ist. Sie verdienen ganz das Lob, welches Humboldt allein für sie in Anspruch nahm, das Lob „Pindar's schönen Ton nicht verfehlt zu haben." Mit allen Mängeln und bei aller Ungleichheit leisten sie in der That, was sie leisten sollten: — bis eine eigentlich gute Uebersetzung komme, einen Begriff von demjenigen griechischen Dichter zu geben, der uns nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit weitaus am fremdartigsten anspricht. Und dies leisten sie, wie uns dünkt, besser als die correcteren und metrisch treueren, welche später versucht worden sind; noch immer, wie uns dünkt, ist die „eigentlich gute Uebersetzung" nicht erschienen, der sie den Platz räumen müßten. Gerade in Rom war Humboldt in der rechten Stimmung und auf dem richtigen Standpunkt des Uebersetzens angelangt. Poetisch getragen von der Gunst des Orts, war er zugleich in Beziehung auf die metrische Behandlung zu einer größeren Consequenz und Gesetzmäßigkeit gelangt, zu einer Gesetzmäßigkeit, die doch eine gewisse Liberalität nicht ausschloß und das Große nicht dem Kleinen, den Geist nicht der Form, die Worte nicht den Silben und die Kunst nicht der Künstlichkeit opferte. Aber andere Grundsätze und eine andre Methode griffen mehr und mehr Platz. In dem Compromiß zwischen ästhetischen und philologischen Rücksichten gewannen die Letzteren die Oberhand. Von Jahr zu Jahr seit jener Redaction von Albano wurden namentlich die metrischen Principien Humboldt's strenger und pedantischer. Ohne das geniale Sprachgeschick und die Leichtigkeit Wolf's zu besitzen, ward er in seinen Forderungen an den Uebersetzer, was die Versbehandlung anlangt, noch unnachsichtiger als dieser. Er hatte früher wiederholt beklagt, daß ihm das eigentlich Technische des Dichters zu sehr fehle und ihm daher das Uebersetzen ungeheuer viel Zeit koste; er sei kein „Verskünstler" wie Voß; nur für denjenigen sei das Uebersetzen keine un-

dankbare Arbeit, wem es so meisterhaft gelinge wie dem Uebersetzer des Homer. Anders in späterer Zeit. Gerade zum Verskünstler wurde er nun. Er zwang sich, correcter zu sein als Voß. Er ging aus von dem Imperativ der Regel; ihr zu genügen, werde sich Lust und Phantasie schon einen Ausweg suchen. Keinem Nothbehelf und keiner auch nur halb ungenauen Quantität gab er Pardon: bis an die Grenze der Geschmacklosigkeit trieb er die Mäkelei mit Silben und Worten.[1]) Seine Grundsätze wurden von gleicher Strenge, vielmehr sie waren es immer schon gewesen in Absicht auf die innere Treue des Uebersetzens. Daß der Uebersetzer schreiben müsse wie der Originalverfasser in der Sprache des Uebersetzers geschrieben haben würde, diese oft gehörte Forderung bezeichnete er mit Recht als verkehrt, ja als sinnlos. Er verlangte mit Recht, daß bei jeder Uebersetzung das Fremde gefühlt werden müsse. Gerade das Mehr oder Weniger jedoch ist hier das Entscheidende, und wie weit Humboldt darin ging, erhellt daraus, daß ihm Wolf's Grundsätze zu lax waren und daß er dessen Aristophanesübersetzung zu modernisirt fand.

Aus solchen Ansichten ging die letzte Recension des deutschen Agamemnon hervor. Correct wie diese Uebersetzung ist, trägt sie die Spuren des Pedantismus und der Mühsamkeit an sich. Sie ist so versgenau, daß sie steif und unverständlich wird. Humboldt selbst verhehlte sich nicht, daß er über dem mühsamen und immer erneuten Bestreben, „Alles zu entfernen, was nicht gleich schlicht im Texte stand“ der Leichtigkeit und Klarheit seiner Uebersetzung Abbruch gethan. Aber er wußte nicht, in welchem Umfang dies der Fall sei, wenn er wenigstens keine aus schwankendem Wortgebrauch oder schielender Fügung herstammende Dunkelheit in seiner Arbeit enthalten glaubte. Sie ist voll von ungewöhnlichen Wortstellungen, von gezwungenen Constructionen, von syntaktischen Härten jeder Art. Gewöhnliche, des Griechischen unkundige Leser werden die ganze Uebersetzung lesen können, ohne daß sie mehr davon verständen, als wenn sie die Verse des Originals recitiren hörten: sie werden Griechisch in deutschen Worten und Lettern vor sich zu haben meinen. Wer sie

1) S. namentlich den Brief, mit welchem er seine Agamemnonübersetzung an Wolf überschickte (G. W. V. 297.) und seine Kritik von Wolf's Uebersetzung einer Ovidischen Elegie, ebendas. S. 298 ff. außerdem S. 295.

mit philologischem Auge liest, wird die Kunst und Treue und vielleicht mehr noch die Mühe und Sorgfalt des Uebersetzers bewundern. Wer sie mit metrisch-geübtem Ohr anhört, wird von dem Wohllaut der Verse, von der Schönheit namentlich der Anapästen bezaubert werden. Von der Begeisterung aber, mit welcher einst Wolf's Zuhörer der ersten Vorlesung des Humboldt'schen Manuscripts durch Wolf beiwohnten, gehörte das Meiste ohne Zweifel der jugendlichen Einbildung und einem liebenswürdigen Selbstbetruge an. Denn man sei mit der Weise des Aeschylus und mit dem griechischen Texte noch so vertraut, so werden alle Einzelvorzüge den Unbefangenen niemals über die ungenießbare Härte des Ganzen hinweghelfen; immer wird der Gesammteindruck — um mit einem neueren Uebersetzer der Orestie zu reden — der einer Strenge sein, die darum nicht minder herb ist, weil sie oft mit Glück dem griechischen Meister abgelauscht ist.

In der That, daß es in erster Instanz darauf ankomme, den Sinn und Geist dieses Meisters wiederzugeben, das war bei aller Verskünstelei und allem metrischen Rigorismus immer noch Humboldt's Meinung. Seine Absicht war nicht, den Geist den Worten und den Charakter des ganzen Stücks dem Gewicht und Klang der einzelnen Silben zum Opfer zu bringen. Wie tief er den sittlichen und den ästhetischen Werth des Agamemnon empfand, beweist die Einleitung seiner Uebersetzung. Selbst seine Härten endlich sind fast nie Geschmacklosigkeiten. Es ist ein unermeßlicher Abstand zwischen den Massivitäten des Vossischen Dolmetschens und zwischen der gezwungenen Form des Humboldt'schen Agamemnon. Die Fehler des Letzteren stammen nicht aus Plumpheit, sondern aus übergroßer Feinheit. Nicht, daß Humboldt den geistigen und den Schönheitsgehalt des Originals gering geachtet oder ihn aus ästhetischer Stumpfheit nicht empfunden hätte: er war so feinfühlend, im Gegentheil, und von so zarter Achtsamkeit, daß er ihm bis in die letzten Elemente der Composition nachging, daß er ihn noch da empfand, wo gröber organisirten Naturen die Wahrnehmung dafür ausgeht. Aus demselben Grunde, der ihn die Philosophie der Geschichte an der Physiognomik und den Nationalcharakter der Franzosen an ihrer Schaubühne studiren ließ, aus demselben Grunde glaubte er mehr als die Hälfte von dem Geiste des Aeschylus zu erfassen, wenn er sich ganz in seine Sprache vertiefte und mit der äußersten Sorgfalt

seinen Versbau wiedergäbe. Nicht deshalb ist seine Agamemnonübersetzung in ihrem Gesammteindruck so unbefriedigend und so wenig im Stande, dem Laien einen Begriff vom Original zu geben, weil sie das Wesentliche dem Zufälligen opferte, sondern deshalb, weil sie von dem Wesentlichen das Tiefste und Zarteste mehr als das Große und Augenfällige, das alles Uebrige tragende, aber versteckte Fundament mehr als das über dem Boden stehende Gemäuer berücksichtigt.

Die Wahrheit ist: die Humboldt'sche Uebersetzung ist unter dem Einfluß seiner überwiegenden Aufmerksamkeit auf die Sprache entstanden; sie trägt die Spuren seiner Ueberzeugungen von dem Wesen der Sprache; sie verräth uns durch ihre Tugenden wie durch ihre Mängel seine linguistischen Studien.

Man denkt mit Unrecht, sagt die Einleitung zur Agamemnonübersetzung, immer Alles im Geistigen zu finden. „Mir hat es immer geschienen, daß vorzüglich der Umstand, wie sich in der Sprache Buchstaben zu Silben und Silben zu Worten verbinden, und wie diese Worte sich wieder in der Rede nach Weile und Ton zu einander verhalten, das intellectuelle, ja sogar nicht wenig das moralische und politische Schicksal der Nationen bestimmt oder bezeichnet." Wer so groß von der Bedeutung der Sprache und ihren prosodischen Eigenschaften dachte, — was Wunder, wenn der auch den Geist eines Kunstwerks vorzugsweise in und mit den sprachlichen und rhythmischen Elementen desselben zu besitzen meinte? Humboldt dachte den Geist des Aeschylus auf deutschen Boden zu verpflanzen, wenn er nur vor Allem den Geist seiner Sprache innerhalb der deutschen Sprache wieder erweckte. Sein Uebersetzen ging aus dem tiefsten Respect vor der fremden und aus der innigsten Liebe zu der Muttersprache hervor. Abermals in der Einleitung zum Agamemnon spricht er sich über den Zweck des Uebersetzens aus. Einmal, natürlich, findet er diesen Zweck darin, daß auch den nicht Sprachkundigen neue und andre Formen der Kunst und der Menschheit zugeführt werden; sodann aber, und vorzugsweise, findet er ihn darin, daß die Bedeutsamkeit und Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache erweitert werde. Er übersetzt also aus ästhetisch-anthropologischen: er übersetzt noch viel mehr aus linguistischen Motiven. Was ihn aber besonders dazu reizt, ist die Ansicht, die er gerade von dem Ver-

hältniß der deutschen zur griechischen Sprache gefaßt hat, — die Ansicht, der wir bereits in jenen während der spanischen Reise gedichteten Distichen begegnet sind. Den Griechen vor allen, heißt es in der Agamemnoneinleitung, war in Beziehung auf die Sprache „das glücklichste Loos gefallen, das ein Volk sich wünschen kann, das durch Geist und Rede, nicht durch Macht und Thaten herrschen will.“ Die deutsche Sprache aber steht unter allen neueren der griechischen am nächsten und besitzt am meisten den Vorzug, den Rhythmus derselben nachbilden zu können; „wer Gefühl für ihre Würde mit Sinn für Rhythmus verbindet, wird streben, ihr diesen Vorzug immer mehr zuzueignen.“ Und so preist er die Verdienste von Klopstock und Voß. Durch eine sprachlich-rhythmische Uebersetzung ringt er, und ringt mit Erfolg nach demselben Verdienst. Sein Agamemnon ist nicht, wie der Vossische Homer, ein Gewinn für unsere Literatur, er ist ein um so entschiednerer Gewinn für unsere Sprache geworden.

Aber nicht erst im Jahre 1816 wurden diese linguistischen Gesichtspunkte die herrschenden, diejenigen, an die sich die philologischen und ästhetischen, die anthropologischen und geschichtsphilosophischen wie an ihren Mittelpunkt anknüpften; in Italien gerade und im Zusammenhang gerade mit seinen dortigen Uebersetzungsversuchen war ihm diese Ansichtsweise aufgegangen. Dasselbe was ihm Rom als Local, das wurde ihm, innerhalb dieses Locals, in wissenschaftlicher Hinsicht die Sprache. Sie wurde der geistige Ort, in welchem sein ganzes Wesen, wie nie zuvor, sich befriedigt fand. Er eröffnete sich darüber an Wolf in demselben Briefe, in welchem er ihm Auskunft über seine wiederbegonnenen Versuche im Pindarübersetzen gab. „Im Grunde,“ so lautet das merkwürdige Geständniß, „ist Alles, was ich treibe, auch der Pindar, Sprachstudium. Ich glaube die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr und mehr in dieser Ansicht.“ Er vertiefte sich ebendeshalb und verbreitete sich mehr und mehr in den in Paris und in Spanien begonnenen linguistischen Studien. Was er seit der Vollendung des Agamemnon in Rom arbeitete, waren Forschungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft. Zu den Untersuchungen

über das Baskische kamen Untersuchungen über den Ursprung und die Verwandtschaft der europäischen Sprachen überhaupt. Noch mehr erweiterte sich der Kreis dieser Studien, als Alexander von Humboldt ihn mit Materialien zur Kenntniß der americanischen Sprachen versah, die er für den Bruder auf seiner Reise durch America gesammelt hatte. Auch Rom indeß, wie es innerlich Humboldt zur Entdeckung jenes linguistischen Gesichtspunkts angeregt hatte, so erwies es sich weiter den daraus erwachsenen Studien günstig. Wiederum bewährte es sich, daß es in Wahrheit ein Weltmittelpunkt sei. Durch jene Tendenz auf Katholicität und Beherrschung des Erdkreises, die das christliche Rom von dem alten Rom geerbt hatte, war das Institut der Progaganda in's Leben gerufen, und dieses Institut war auf Kenntniß der Sprachen der Welt begründet. Die christlichen Zwecke kamen den wissenschaftlichen Zwecken Humboldt's zu gute. Aus der reichen Bibliothek des Collegio Romano, sowie aus anderen römischen Büchersammlungen flossen ihm Schätze zu, die später der Fleiß und der Tiefsinn des deutschen Gelehrten für die Wissenschaft der Sprachvergleichung und Sprachphilosophie zu verwerthen verstand.[1])

Nur die Dichtung war es, welche mit der Sprachwissenschaft das Recht und den Vorzug zu theilen fortfuhr, dem ganzen Bildungs- und Wesensreichthum dieses Mannes zum Träger zu dienen. Auch nachdem die Entdeckung gemacht war, vermittelst des Behikels der Sprache alles Höchste und alles Tiefste zu durchfahren, fuhr Humboldt fort, sich in der poetischen Production zu versuchen. Den Nachbildungen des Pindar und Agamemnon traten selbständige Gedichte zur Seite. Nun erst entstand jene große Elegie, die an die Mauern Roms Alles anknüpfte, was ihn selbst bewegte. So individuell Humboldtisch indeß der Inhalt dieser Dichtung war, so war doch auch sie wenig mehr als eine Nachbildung. Leicht hört man auch in ihr wieder die Schiller'sche Weise hindurch. Man fühlt sich außerdem versucht, die Parallelstellen aus Horaz und Virgil zu bezeichnen, deren Anklingen dem Ganzen einen römischen Ton giebt.

---

1) A. W. Schlegel, im Intelligenzblatt der Jenaischen Allg. Liter.-Ztg. 23 — 28. October 1805; Alex. v. Humboldt's und Bonpland's Reise, deutsche Ausg. I. 28; II. 215. 256. 257; vergl. bei Schlesier, II. 50. 104. 126. 127.

Das Gedicht ist das Werk eines Dilettanten. Es ist in ästhetischer Hinsicht schwächer als die Elegie aus der Sierra Morena. Die reim- und klangreiche, den Dichtern Italiens entlehnte Form versteckt mehr die innere poetische Schwäche, als daß sie sich natürlich dem Charakter der Dichtung anschmiegte. Denn jene sinnliche Fülle und jene Gluth der Phantasie gerade, welche die südliche Lyrik, im Einverständniß mit der Sprache des Südens, auf die bunten Versformen hinführt, geht dem philosophischen Dichter am meisten ab. Er empfindet tief, aber nicht lebhaft; er ist sinnlich, aber nicht üppig. Seine Elegie verdient ohne Zweifel den Vorzug vor derjenigen, welche vor ihm A. W. Schlegel über denselben Vorwurf an Frau von Staël gerichtet hatte. Einen „kalten Spaß" nannte Knebel mit Recht die Letztere; es waren mit der Maschine gemachte Hexameter und Pentameter; Verse, die im Hindurchgehn durch das metrische Sieb von allem Empfindungsbeisatz vollends gereinigt worden waren. Die Humboldt'schen Stanzen, im Gegentheil, sind eher zu tief in das Element der Empfindung eingetaucht. Die graue Farbe des Gedankens und die unbestimmte des Gefühls ist zu wenig durch das energische Licht der Phantasie gehoben. Der klingende Reim und der Schmuck der Bilder ist nicht durch das Feuer der Begeisterung mit der elegischen Contemplation verschmolzen. Es fehlt dem Gedicht — und Humboldt selbst scheint das gefühlt zu haben — an Frische und Klarheit, an Concentration und an ergreifender Kraft.

Noch viel mehr drücken diese Mängel eine andere poetische Composition, auf die wir uns gleichfalls gelegentlich schon bezogen haben. Das Gedicht: „An Alexander von Humboldt" war seine letzte Arbeit in Italien.[1]) Es entstand im September 1808 in Albano und war eine Erwiderung auf die Widmung an Wilhelm von Humboldt, welche der große Reisende seinen im Jahre 1807 herausgegebenen „Ansichten der Natur" vorgesetzt hatte. Schon die mündlichen Schilderungen des Bruders hatten Wilhelm lebendig in jene transoceanische Welt versetzt. In geistreicher Darstellung, in einer Form, welche für die Naturwissenschaft so eigens geschaffen oder entdeckt war, wie die, welche einst Platon der Philosophie angebildet hatte, stellten sich jetzt die Naturbilder der alten und der neuen Welt vor die Phantasie

1) Veröffentlicht wurde das Gedicht zuerst in den G. W. I. 361 ff.

hin. Wie Alexander's Reise den sprachwissenschaftlichen, so erweiterte sie auch den allgemeinen Gesichtskreis Wilhelm's. In dem um die Hälfte größer gewordenen Bilde der Welt und der Menschheit erschien seine eigne Gedankenwelt in neuen Reflexen. Es drängte ihn, die Fülle neuen Stoffes und neuer Anschauungen dem Kern seiner eignen Ideen zu assimiliren. Der alte Gedanke einer poetischen Kosmogonie verband sich mit seinen Geschichts- und seinen philosophischen Ideen. Eine zusammenhängende Reihe innerer Eindrücke, durch die persönliche Beziehung auf den Bruder und auf sich selbst aneinandergeknüpft, ward in einem langen philosophischen Gedicht in Canzonenform vorgeführt. Der Gegensatz des rollenden Meeres und des starrenden Felsen eröffnet die Schilderung der aus dem Chaos sich entwickelnden Schöpfung. In die Schöpfung tritt sodann der Mensch. Vom Schicksal und der Natur begünstigt war das Jugendalter der Menschheit; im schönsten Bunde mit der Natur, in einem Lande voll Anmuth, lebte das Volk der Griechen. Aber einen wie anderen Charakter zeigt die Natur in dem neu entdeckten Continente! Die Steppen, die Gebirge, die Wälder America's, das Pflanzen- und das Thierleben des neuen Welttheils wird sofort von dem Dichter in einem Gemälde vorgeführt, zu dem die Züge und Farben durchaus den Schilderungen des Bruders entnommen sind. Und wieder wendet er sich zu dem Menschen. Auch der Mensch nämlich ist in einer solchen Natur ein andrer. Es ist das Bild des Wilden, welches sich darstellt. Nur Ceres — so wird das Motiv von Schiller's eleusischem Feste wiederholt — nur die blondgelockte Ceres humanisirt den Menschen, nur sie bringt ihm die Segnungen des Rechts, der Freiheit, der bürgerlichen Civilisation. Den americanischen Küsten aber lag lange dieser Gaben Segen fern. Zwar auch dort blühte die Kunst; auch dort erblickt man noch heute die Trümmer hingestürzter Königspracht; aber namenlos gingen die despotisch regierten Völker und Reiche unter, indeß andre Völkerhorden, in den Wäldern schweifend, nur lebten, um zu leben und um sich wechselseitig zu vertilgen. Wie jedoch? Werden America's Wilde ewig Wilde bleiben? Wird ihr Dasein unfruchtbar verschwinden und wird „kein schaffend Volk sich ihrem Schooß entwinden?“ Auch die Pelasger waren einst Wilde; ebenso die Bewohner Germaniens, sie, welche jetzt, den Hellenen geistesverwandt, mit diesen um die

Palme der Bildung wettstreben. Wilder und üppiger freilich ist die americanische Natur; schwerer ist es, dies prangende und schwelgende Leben zu bewältigen oder zu formen. Sollen darum hier die Grenzen des Erdendaseins stehen? „Kann, wo Natur in vollem Reichthum pranget, nicht auch des Menschen Geist allleuchtend glänzen?“ Man muß nicht glauben, daß die Schicksalsloose stets an gleichem Faden sich abspinnen. Unendlich und vielgestaltig ist das Leben der Gottheit; immer Neues entwickelt sich im Laufe der Zeit aus ihrem Schooße. Auch diesem Boden wird daher einst ein Volk entspringen, „das neuer Welt Gestalten zu neuer Form der Kunst und Weisheit prägt;“ edle Sprachen werden hier erblühen; die Zeit wird kommen, wo America dem Fremdling nicht mehr dient, sondern ihn nur duldet und schont. Denn nur wenn er am Geist der eignen, angestammten Sprache sich bildet, aus eignem Geschlecht frei und selbständig sich entwickelt, vermag der Mensch zu gedeihen: — „die alte Welt trug oft auf goldnen Schwingen der Sieg; die neue muß ihn jetzt erringen.“ Mit dieser Weissagung wendet sich das Gedicht wieder an den, dessen glückliche Rückkehr schon in den Anfangsstrophen von dem Dichter gefeiert war. Du, theurer Alexander, so redet er den Bruder an, sahest beide Welten, „und wobst aus dem, was geistvoll Du erspähet, ein reiches, Weltenall umschlingend Band.“ Lebendig treten durch Deine Schilderungen, indem Du die Dichtung die Pfade der Wissenschaft zu gehen zwangst, die Wunder der neuen Welt vor unsre Augen. Du erschlossest zugleich den Blick in das innere Walten der Naturkräfte. Auch den Menschen vergaßest Du nicht in Deinem Bilde. Du verschmähtest auch nicht, auf die Laute der menschlichen Sprache zu achten; denn Du wußtest, daß auch sie den Stempel der Gottheit trägt:

„Glücklich bist Du gekehrt zur Heimathserde,
Von fernem Land und Orinoco's Wogen.
O! wenn — die Liebe spricht es zitternd aus —
Dich andren Welttheils Küste reizt, so werde
Dir gleiche Huld gewährt, und gleich gewogen
Führe das Schicksal Dich zum Vaterheerde,
Die Stirn von neu errung'nem Kranz umzogen.
Mir gnügt, im Kreis der Lieb', im stillen Haus,
Daß mir den Sohn zum Ruhm Dein Name wecke,
Mich einst Ein Grab mit seinen Brüdern decke!“

Erster Abschnitt.

Leitung des Cultus und Unterrichts.

Wie sehr Rom für Humboldt eine zweite geistige Heimath geworden war: er war seiner eigentlichen Heimath darüber nicht untreu geworden. Er war in Rom so wenig zum Römer wie in Paris zum Franzosen geworden. Unter jedem Himmelsstrich würde er ein Deutscher geblieben sein; Schiller schrieb ihm mit Recht in seinem letzten Briefe: „Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken."

Diese Anhänglichkeit an deutsches Wesen nichtsdestoweniger war von ganz eigener Art. Sie war sehr verschieden von demjenigen, was man gewöhnlich Heimathsliebe, und sehr verschieden von demjenigen, was man Patriotismus nennt. Seine Gefühle hatten wenig gemein mit der krankhaften Sehnsucht, die den Schweizer nach seinen Bergen und nach den Klängen des Kuhreigens ergreift. Sie hatten noch weniger mit den Gefühlen eifersüchtigen Stolzes und opfermuthiger Begeisterung gemein, die einen Athenienser zur Zeit des Perikles in der Ekklesia oder einen Römer im Senate bei der Nachricht von der Niederlage bei Cannä erfüllten. Nicht der Gedanke an die deutschen Gauen lockte ihm Thränen in's Auge; nicht die Erinnerung an die einstige Herrlichkeit des deutschen Reiches trieb ihm das Blut zum Herzen: — er liebte den deutschen Geist und die „Deutschheit." Ueber den Klängen der deutschen Sprache ergriff ihn etwas wie Heimweh und etwas wie patriotischer Stolz; über den

Dichtungen seines Schiller und Göthe regte sich etwas in ihm wie Machtgefühl oder wie Siegesfreude. Seine Vaterlandsliebe war wie die Liebe zu etwas Vergangenem, vielmehr wie die Liebe zu Dingen, die dem Irdischen entrückt sind, zu geistigen Gütern und zu Ideen. Er würde deutsches Wesen geliebt haben, und er würde in dieser Liebe sich befriedigt gefunden haben, auch wenn die deutsche Nation als solche aufgehört hätte zu existiren, auch wenn Deutschland nur noch als Provinz einer französischen Universal-Monarchie genannt worden wäre. Er liebte es wie er Rom und Hellas liebte; er liebte es, weil und indem er es wie diese idealisirte. Deutsch, wie er ohne Zweifel durch und durch war, empfand er doch das Deutsche überwiegend nach dem Maaß, dem Geschmack und dem Bedürfniß seiner individuellen Natur. Es war ja gewiß richtig, wenn er das Unterscheidende der deutschen Dichtung und des deutschen Wesens in dem „still aber tief" bewegten Gemüthe, in der größeren Geistigkeit und Innerlichkeit fand. Es lag ja unbestreitbar eine gewisse Berechtigung in der so oft von ihm ausgesprochenen Idee von der Wahlverwandtschaft der deutschen Sprache und Nationalität mit der griechischen. Man muß ihm ja zustimmen, wenn er den Vorzug des Deutschen vor dem Griechischen in Zweierlei erblickt, in der größeren Befähigung für den Ausdruck des Gedankens und in der tieferen Innigkeit und Herzlichkeit. Man mag es sich gefallen lassen, wenn er gerade dieser Vorzüge wegen die deutsche Sprache und Nation als die „menschlichste" bezeichnet. Einige Wahrheit endlich kann man selbst den Betrachtungen nicht absprechen, die er bei Gelegenheit der Vergleichung des süddeutschen und norddeutschen Charakters über den Gesammtcharakter der Nation anstellt. Der Deutsche, sagt er, stehe unparteiisch als der Beurtheiler und Beschauer aller übrigen Nationen auf einem Standpunkt, von dem er sie alle übersehe, während alle auf ihn zurückwirken; seine Bestimmung und gleichsam die Endabsicht des deutschen Charakters sei ebendeshalb, eine Brücke zwischen der antiken und der modernen Welt zu schlagen und eine Verbindung der Eigenthümlichkeiten jener und dieser in eine einzige Form hervorzubringen. Durch alles das, wie gesagt, ist dem deutschen Charakter nichts angedichtet, was nicht in ihm läge; aber er ist angeschaut, wie nur Humboldt ihn anschauen konnte, und ununterscheidbar sind die Züge dieser Charakteristik in die Denkweise

desjenigen hinübergezogen, der selbst so stillen aber tiefen Gemüths, so gedankenstark und gefühlsinnig, so eingenommen von allem Hellenischen, so stets auf das Menschliche, auf die Verbindung mithin des antiken und des modernen Geistes hingerichtet war.

Nicht blos von eigenthümlich Humboldt'scher Färbung aber war diese Empfindung und dieser Begriff deutschen Wesens: — sie trugen nicht weniger die Farbe der Zeit. So idealisch war der Patriotismus, so idealisirt das Bild Humboldt's von deutschem Wesen, weil er selbst ein Kind dieser Zeit war. Jener Patriotismus entsprach demjenigen, was damals unser Vaterland war; dieses Bild war demjenigen nicht unähnlich, worauf damals der deutsche Nationalcharakter reducirt war. Deutschland war kein Staat, für den man sich hätte enthusiasmiren können wie die Bürger Roms und Athens sich für ihr Gemeinwesen enthusiasmirten. Ein deutsches Reich existirte in Wahrheit nur als etwas Vergangenes, eine deutsche Nation war in Wahrheit nur in der Idee vorhanden. Das einzige Band, welches die Glieder dieses großen Körpers zusammenhielt, war wirklich die deutsche Sprache; die einzige Herrschaft, die wir übten, war wirklich eine Herrschaft nicht durch Waffen, sondern durch die Macht des Geistes und des Wortes, durch Kunst und Wissenschaft, durch Philosophie und Dichtung. Es gab an unserer Existenz nichts anderes zu lieben und zu preisen, als jene inneren Charakterformen, auf die wir uns zurückgezogen hatten und die in dem Ruin unsres staatlichen und nationalen Daseins allein noch stehen geblieben waren. Den Hellenen erschienen wir gerade jetzt darum so verwandt, weil unsere Dichter, in Ermangelung eines selbständigen, auf nationalem Boden gewachsenen Lebensgehalts, zu den Formen und Anschauungen, zu dem Glauben und den Idealen der Hellenen ihre Zuflucht genommen hatten. Daß wir die menschlichste Nation genannt werden konnten, war eine Ironie darauf, daß wir eine Nation so wenig wie möglich waren. Demselben Umstande verdankten wir unsren kosmopolitischen Charakter und jene Vermittlerrolle zwischen der alten und neuen Welt. Wir waren die Beurtheiler und Beschauer der übrigen Nationen wie es die Griechen nach Alexander, wie es die Juden nach dem Verlust ihrer staatlichen Existenz gewesen waren. Unsre contemplative Unparteilichkeit war die beklagenswerthe Frucht unsrer politischen Unfähigkeit, — ein Euphe-

mismus für unsere Schwäche, ein positives Wort für unseren Mangel an Staatssinn und nationalem Bewußtsein.

Es konnte nicht fehlen, daß eine Nation, welche stolz darauf war, etwas Besseres als eine Nation zu sein, sehr bald etwas viel Schlechteres wurde. Sie wurde zur Beute und zum Spielball jenes eroberungssüchtigen Volkes, welches für den Kosmopolitismus und für den Idealismus im Sinne des nationalen Ehrgeizes und der nationalen Eigensucht Propaganda machte. Die Ideen und Phrasen der französischen Revolution hatten für Deutschland das Netz gesponnen, in welchem uns alsbald die Diplomatie und die Waffen der französischen Republik erwürgten. Von Preußen und vom Reiche verlassen, hatte Oesterreich wiederholt, nicht für Deutschland, sondern für seine eigene Existenz gekämpft. Es hatte das Reich preisgegeben, sich selbst nur mit Mühe gerettet. Im Einzelkampfe war es, trotz der Tapferkeit seiner Armeen, besiegt, zurückgedrängt, lahm gelegt worden. Im Westen Deutschlands war der schaamlosen Flucht der Fürsten eine schaamlosere Ueberläuferei gefolgt; die als Despoten gegen ihre eigenen Unterthanen geschaltet hatten, genossen nun das Glück, zugleich die Speichellecker und Schleppenträger eines größeren Herrn zu sein. Dort gebot Napoleon als Sieger, hier als Protector; reißend schritt das Werk der Unterjochung und der Vernichtung unserer Nationalität vor. Noch stand die Monarchie Friedrich's des Großen. Sie hatte zugesehn, wie Oesterreich sich verblutete, wie das Reich sich auflöste, wie die rheinischen Fürsten abfielen. Sie hatte nicht verschmäht, von der Gunst Frankreich's und von dem Verfall des Reiches Vortheile zu ziehen. Habgierig ohne Muth, hochmüthig ohne Würde, war die preußische Regierung eine Mißregierung nach Außen wie nach Innen. Aus einem faulen und ehrlosen Frieden stürzten endlich die Haugwitz und Lombard den Staat in einen leichtsinnigen und unvorbereiteten Krieg. Das System der Isolirung trug seine Früchte. Der büreaukratische und militairische Mechanismus brach zusammen. Jetzt sah Oesterreich dem Falle Preußens zu. Die Schlacht bei Jena öffnete dem Sieger den Weg nach der preußischen Hauptstadt. Die letzte Hoffnung Deutschlands lag am Boden; im Tilsiter Frieden ward der Verzicht auf die Hälfte des preußischen Länderbesitzes unterschrieben; mittelbar oder unmittelbar war Napoleon der Herr von ganz Deutschland.

Die Sprache der Thatsachen ist eine mächtige Sprache. Ihr konnte sich auch Humboldt nicht verschließen. Seine andächtige Bewunderung der Kraft und Tiefe des deutschen Nationalgeistes ward übertäubt durch den Donner der Kanonen. Er hatte früher nicht ein Wort des Unwillens über das Benehmen des geflüchteten Kurfürsten von Mainz gehabt. Auch seine Wünsche für Preußen und Deutschland hatten sich später nicht höher als auf Erhaltung des Friedens erhoben. Mit hundertmal größerem Interesse hatte er die Schöpfungen der deutschen Dichter, als die Thorheiten der deutschen Politiker, die Schlechtigkeit der deutschen Regenten kritisirt; es war ihm einer der liebsten Vorzüge seines römischen Postens gewesen, mit diesen Dingen nichts zu thun zu haben. Aber nun traf die Kunde der preußischen Niederlagen und Demüthigungen sein Ohr. Nun gingen ihm die Leiden und Schicksale des Vaterlandes zu Herzen. Nun erwehrte er sich weder des Schmerzes um den Sturz der preußischen Macht noch des Nachdenkens über die Gründe eines so plötzlichen und schmählichen Falles. „Wir Alle sind unglücklich," so schrieb er um diese Zeit von Rom aus an seine Jugendfreundin, Henriette Herz, „ich sage, wir Alle, die sonst ein froher und harmloser Kreis umschloß. Die Saamen unsres Unglücks lagen in unsrer damaligen Sorglosigkeit. Mir war seit lange vor dem Ausgang bange, und ich zitterte vor dem Augenblick der Entscheidung." Und mit Lebhaftigkeit bestreitet er in demselben Briefe den Plan der Freundin, Deutschland zu verlassen, damit nicht zu dem Verlust so vieles Andern auch noch der Verlust der besten Menschen komme.

So waren die Gefühle, mit denen er, ein Jahr später, mit Zurücklassung seiner Familie, nur von seinem zwölfjährigen Sohn Theodor begleitet, den Schauplatz so vielen Unglücks aufsuchte. Mit diesen Gefühlen begrüßte er, über München und Landshut nach Thüringen reisend, seinen alten Freund Jacobi wieder, sah in Weimar das Grab Schiller's, aber, lebend noch und rüstig, wenn auch nicht unberührt von den Alles erschütternden Weltbegebenheiten, Göthe. Hier, wo die blutigen Loose geworfen worden waren, hier, wo das Reich der Aesthetik und der Literatur seine Residenz gehabt hatte, hier und im Gespräch mit Göthe werden ihm Betrachtungen gekommen sein, ähnlich denjenigen, welche später Göthe aussprach, als er durch die Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller seinem Zu-

sammenwirken mit diesem jenes unvergleichliche Denkmal setzte. Er mochte inne werden, daß durch die letzten Ereignisse eine Epoche deutschen Lebens abgeschlossen sei und daß eine neue Epoche im Werden sei. Er mochte sich sagen, daß die alte, in einer langen Friedensperiode erwachsene und immerfort gesteigerte Bildungsweise auf lange hin unterbrochen sei, daß die anders gewordene Zeit andere Aufgaben stelle und daß sie dem Einzelnen andere Pflichten auferlege. Ueber solchen Betrachtungen wird es gewesen sein, daß ihn in Erfurt am 6. Januar 1809 von Königsberg aus die Aufforderung seines Landesherrn traf, in der neugebildeten Regierung die Stelle eines Directors der Section für den Cultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern zu übernehmen.

Humboldt's Ankunft in Deutschland nämlich traf zusammen mit dem schwersten Schlage, welchen Preußen noch erleiden konnte, nachdem es zuvor schon besiegt, beraubt und niedergetreten worden. Es hatte dem Willen des Siegers den Mann zum Opfer bringen müssen, welcher der Einzige war, um den am Boden liegenden Staat wiederaufzurichten. Stein war zum zweiten Mal entlassen worden, und bald nöthigte ihn die Napoleonische Achtserklärung, in den österreichischen Staaten Schutz und Zuflucht zu suchen. Die Regierung war anderen Händen übergeben worden. Allein das Ministerium Altenstein-Dohna war wenig geneigt und befähigt, die von Stein gegebenen Impulse fortzuleiten und in seinem Sinn den Staat im Stile der Freiheit umzugestalten. Es wußte die Verheißung ständischer Einrichtungen, zu denen Stein durch die Städteordnung den Grund gelegt hatte, zu cassiren. Es kehrte von dem begonnenen Wege der Reform in den Weg des alten Schlendrians zurück und es begann gleich damit, einen Theil der von Stein vorgeschlagenen Einrichtungen und Persönlichkeiten zu beseitigen. Einen glücklichen Griff, — einen Stein'schen Griff that es dennoch. Es berief den bisherigen Gesandten in Rom zum Leiter des Cultus und Unterrichts. Wilhelm von Humboldt nahm den Ruf an. Anfang Januar 1809 verfügte er sich von Erfurt nach Berlin. Monate lang fesselten ihn hier vorbereitende Anordnungen in seinem neuen Amte. Im April erst traf er in Königsberg, dem damaligen Sitze der Regierung, ein.

Rom aufzugeben, in der That, kostete Humboldt kaum einen

Entschluß. Die Stellung, die er dort — zuletzt mit dem Titel eines bevollmächtigten Ministers — inne gehabt, war überflüssig und unmöglich geworden. Schon während des letzten Jahres seines dortigen Aufenthalts war er Zeuge gewesen, wie die Stadt von französischen Truppen besetzt und der Pabst in seiner eigenen Residenz ein Gefangener geworden war. Das Schicksal des Kirchenstaats war bereits entschieden, als er denselben verließ. Nur wenige Monate, und der Sieger über Oesterreich decretirte von Schönbrunn aus das Ende der weltlichen Herrschaft des Pabstes. Es gab keinen Kirchenstaat mehr; der heilige Vater ward wie ein Verbrecher von Rom weggeschleppt. Rom war nicht mehr Rom; es war eine ville impériale et libre, — eine napoleonische, eine französische Stadt. Was bedeutete in dem Munde des Kaisers die prahlerische Anerkennung der großen Erinnerungen, die an dieser Stätte hafteten, wenn er sie doch gleichzeitig mit roher Willkür unter die Füße trat? Ohne Zweifel, selbst für Humboldt würde es schwer gewesen sein, diese Aenderung der Dinge zu ignoriren, sich über die Gegenwart hinwegzusetzen und inmitten eines neuen Ruins noch immer träumend über den Ruinen des alten Rom zu hängen. Mit seiner amtlichen Stellung hatte auch das Glück seiner dortigen Existenz allen Boden verloren. Er beschloß, seinem wirklichen Vaterlande anzugehören, in dem Augenblick, wo ihm der Ort, den er als sein zweites, geistiges Vaterland betrachtet hatte, durch dieselbe Macht entrissen und verleidet war, unter deren Druck auch Preußen und Deutschland darniederlag.

Der Entschluß indeß, in so schwieriger Lage eine neue, so verantwortungsreiche Stellung anzunehmen, kostete ihn darum nicht weniger und ist darum nicht geringer anzuschlagen. Nichts hinderte ihn, auch in Deutschland wieder sich selbst zu leben und zu der alten Studienmuße zurückzukehren, — nichts, als das Gefühl seiner Pflicht und als der Sinn, welcher seinem ganzen bisherigen Bildungsstreben zu Grunde gelegen. Er zeigte, wenn er jetzt auf einmal in ein ganz öffentliches und thätiges Leben übertrat, daß es ihm Ernst mit seinem Bildungsideal, daß seine Gedanken von dessen Werth keine Träume, seine Versicherungen von dessen Ziel und Zweck keine Redensarten oder Selbsttäuschungen gewesen. Er brach dabei nicht etwa plötzlich mit seinem bisherigen Lebensgange, sondern er setzte ihn nur fort; er warf seine Ueberzeugungen von dem höchsten Gut

des Lebens nicht mit Eins über Bord, sondern er bewährte und beglaubigte sie nur. Noch immer war es ihm um individuelle Vervollkommnung zu thun; aber er fühlte, daß es für jetzt nur Einen Weg dazu gebe, den Weg des Verzichtens auf blos theoretische Selbstbildung, den Weg des Handelns für das Gemeinwohl. „Dieselben Vorzüge," so hatte er sechszehn Jahre früher in seiner Skizze über die Griechen gesagt, „dieselben Vorzüge, die den Griechen zum großen Menschen machten, machten ihn auch zum großen Staatsmann; so fuhr er, indem er an den öffentlichen Geschäften theilnahm, nur fort, sich selbst höher auszubilden." Genau dies war sein eigner Fall; im Sinn jener Worte schritt auch er hinüber in die politische Praxis; sie bilden das Motto für die neue Periode seines Lebens und Wirkens. Und weit ließ er nunmehr, indem er diesen Schritt that, diejenigen hinter sich, die sich einst mit denselben Bildungsideen, aber nur zum Luxus, umgeben, die, wie er, in dem Elemente der Theorie und des ästhetischen Genusses gelebt, aber nur mit ihrer Phantasie gelebt, nicht mit lebendigem Glauben und mit ihrem Gewissen dabei betheiligt gewesen waren. Ein schonendes Schicksal hatte Schiller'n vor der Epoche der Erde entrückt, die beweisen sollte, ob der Glanz seiner Ideale echt sei und ob die ästhetische Erziehung, die er gepredigt und an der er selbst gearbeitet, den Deutschen wirklich gefrommt habe. Theilnahmlos, eigensüchtig und verstimmt wandte sich Göthe von der Aufregung wie von den Leiden seines Volkes hinweg: die poetische Begeisterung hielt nicht Stand vor der ernsten und thatkräftigen Begeisterung, die demnächst die Nation ergriff. Und wie der Stamm, so die Frucht. Die neue auf dem Boden unseres hellenisirenden Klassicismus gewachsene Philosophie huldigte mit gesinnungsloser Constructions-Fertigkeit dem Glücksstern des Siegers; sie beruhigte sich mit fatalistischer Weisheit über die Zerstörung deutschen Wesens; sie sah hochmüthig auf den Redner-Philosophen herab, dessen Herz, aller Metaphysik zum Trotz, gesund genug war, im Momente der Niederlage die Nationalität als das Absolute und den Patriotismus als kategorischen Imperativ zu formuliren. Nicht anders die neue unserer klassischen Literatur eng verbundene Philologie. Sie spielte dieselbe Rolle, welche zur Zeit der Reformation der Humanismus gespielt hatte. Wolf stellte sich zu dem Kampf um die nationale Selbständigkeit

ähnlich wie sich einst Erasmus zu den Kämpfen um die Freiheit des Glaubens und Gewissens gestellt hatte. In dem Unglücksjahre 1807 zog er die Summe der Gedanken und Beschäftigungen, in denen er mit Humboldt in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschwelgt hatte: jetzt faßte er seine Darstellung des Alterthumsstudiums ab und fand diese Arbeit anziehend vor Allem „durch die Entfernung von den Drangsalen der Zeit, die uns mahnen, in angenehmeren Perioden der Geschichte Erholung und frische Energie zu suchen."

Aber nicht so Humboldt. Hatte sich Jemand vor aller Berührung mit der Politik gescheut, so war er es. Hatte Jemand ganz nur in der Innerlichkeit gelebt und sich behaglich an dem Glanz der Ideale gesonnt, so war er es. Fester und länger als irgend ein Anderer hatte er sich unter den Gemälden und Ruinen Rom's in eine Welt von Träumen und Phantasien eingesponnen. An dem Becher des Sinnen- und Phantasiegenusses hatten seine Lippen inniger gehangen als selbst die Lippen des Dichters. Niemand hatte in tieferen und wollüstigeren Zügen den Zaubertrank der Schönheit geschlürft. Mit der Ruhe und Kummerlosigkeit eines Olympiers hatte er denselben bis auf die trüben Hefen am Boden ausgeleert, ohne den Geschmack für den nach oben perlenden Schaum zu verlieren. Er war dennoch nicht berauscht worden. Er war dennoch nicht zum Weichling geworden. Seine Sinnlichkeit hatte nicht seinen Idealismus und sein ästhetischer hatte nicht seinen moralischen Idealismus todt gemacht. Ueber allem Träumen hatte er dennoch nicht den Sinn und Verstand für die Wirklichkeit, über allem Genießen doch nicht die gesunde sittliche Kraft eingebüßt. Inmitten so vieler Genüsse hatte er sich selbst die Mahnung gegenwärtig gehalten, „nicht in üppiger Trägheit nur hinzuschwelgen das Leben." Unter dem Himmel von Spanien hatte ihn der Gedanke begeistert, „von des Süd's verzärtelnder Sonne voll freudigen Muths zurückzukehren zum heimischen Norden." Bei allem Schwelgen an und in Rom hatte ihn nicht am wenigsten auch die weltliche Größe der alten Republik ergriffen, und im Gedichte hatte er den „arbeitkühnen" Römersinn gepriesen, der „nimmer scheut, das Ird'sche muthig zu berühren." Eine geistige Ergötzung war ihm das Studium des äußeren und des inneren Menschencharakters gewesen; es hatte ihm immer zugleich

als die Grundlage aller Erziehung und als eine Schule aller Gesetzgebung gegolten. Immer wieder hatte er von dem moralischen Einfluß der Aesthetik und der Beschäftigung mit den Werken der Kunst und Poesie gesprochen. Aber nicht blos gesprochen davon. Er hatte Schiller überlebt, um an dessen Statt jetzt die Theorie der ästhetischen Briefe an sich selbst zu bestätigen, um in einem großen Beispiel den Beweis zu führen, daß die Bildung durch das Schöne, ernstlich und ganz ergriffen, zu der Thatkraft und Sittlichkeit endlich doch zurückführe, die sie zu untergraben drohe. Er stand neben Wolf, um das Beispiel Wolf's Lügen zu strafen. Er zeigte, daß er nicht, wie dieser, seinen Demosthenes umsonst gelesen. Er zeigte, persönlich eintretend für die Noth des Vaterlandes, daß das Alterthumsstudium thatsächlich eine Quelle jener frischen Energie sei, welche Wolf nur mit eitler Rede im Munde führte.

Ein Wunder freilich wäre es gewesen, wenn Humboldt, der Staatsmann, auf Ein Mal den theoretisch-ästhetischen Charakter seiner Bildung vergessen gemacht hätte. Durch und durch idealistisch, es ist wahr, war seine Ansicht auch von praktischem Wirken. Seine Philosophie des Handelns war, wie er sie in jenem poetischen Glaubensbekenntniß während der spanischen Reise niedergelegt hatte. Es war Kantischer Transscendentalismus. Der Punkt, von dem aus die Welt sittlich und praktisch bewegt werden könne, lag ihm, wie der, von wo aus sie theoretisch und ästhetisch ergriffen werde, in dem „Schooß des wirkenden Busens." Er dichtete ebenso, gerührt von der Erinnerung an das Unglück seines Vaterlandes, in Albano:

„An ehernen Gesetzen führt gekettet
Der irdischen Geschlechter Wandelreihen
Das Schicksal unerbittlich seinen Pfad;
Zufrieden, wenn das hohe Ziel es rettet,
Bleibt kalt es, ob sie leiden, ob sich freuen.
Auch uns hat es auf Rosen nicht gebettet;
Doch aus des Busens Tiefe strömt Gedeihen
Der festen Duldung und entschloßner That.
Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude:
Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide."

Das ist nicht die Sprache eines Mannes, welcher ungeduldig ist, den Lauf der Dinge zu ändern und auf alle Fälle seine Hand im Spiele der Geschichte zu haben. Das Vergnügen, welches wahrhaft

praktische Naturen an der Thätigkeit als solcher, an derer Aufregung und an deren Erfolgen finden, war ihm fremd. Das Handeln hatte nicht ein primitives sondern ein secundäres Interesse für ihn: es galt ihm als etwas Accidentelles gegenüber der Stimmung und Beschaffenheit des Innern. Er war ohne jene Leidenschaft des Wirkens und Schaffens, ohne jenen Durst nach Ruhm, die in der Regel die Triebfedern großer Unternehmungen sind. Er war eben, wie er sich selbst nannte, ein Idealist. Allein sein Idealismus leistete ihm einen ähnlichen Dienst wie Anderen die unmittelbare praktische Begierde. Es war kein hohler, sondern ein gediegener Idealismus; es war der Idealismus Kant's und Schiller's. Auch in ihm lebte jener ausdauernde Muth,

der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,

— ein Muth, welcher nicht mit der romantischen Situation verfliegt, die ihn herausgefordert hat, sondern Stand hält gegen die Prosa, die ihn zu dämpfen und zu ersticken droht. Statt vordringlicher und spontaner Leidenschaft für das Große und Gute, wohnte ihm der stille und unerschütterliche Glaube an das „immer siegende Gute" ein. Ihm stand das Wort in der Seele geschrieben, daß denjenigen alle Dinge zufallen, die am ersten nach dem Reiche Gottes trachten. Frömmigkeit, in der That, war die Stimmung, mit der er dem thätigen Leben gegenüberstand, — jene heitere Frömmigkeit, wie sie dem Vertrauten der Aeschyleischen und dem Ausleger der edelsten deutschen Dichtung ziemte. „Wenn die Bande der Welt sich lösen, so sind wir es, die sie wieder zu knüpfen vermögen," das war es, was er aus Hermann und Dorothea sich herausgelesen hatte; „sich mit festem Muth gegen alle äußeren Stürme zu behaupten, jedem Geist der Verwirrung und Unruhe mit Macht zu widerstehen," das war die Moral, die er dem Dichter abgelauscht, das war der Geist, in welchem er jetzt die tragischen Zustände des Vaterlandes und die Aufgabe ansah, so viel an ihm sei, zu bessern, zu helfen und zu retten.

Er nahm in diesem Sinne den ihm angetragenen Posten an, er ertrug in diesem Sinne dessen Lasten und erfüllte dessen Pflichten. Alle brieflichen Aeußerungen aus dieser Zeit sind Zeugnisse dafür. Ein schönes und gleichmäßiges Temperament liegt der Gemüths-

verfassung, die sich darin ausspricht, zu Grunde; aber unverkennbar zugleich sieht man, wie sich dieselbe an unvergänglichem Ideenstoffe nährt. „Von der Zerfallenheit der Dinge, wie Sie es nennen" — so schreibt er an Wolf aus der Mitte seiner Königsberger Thätigkeit[1]) — „zeigt sich nicht eben mehr, vielleicht, ja, man kann wohl sagen gewiß, weniger als sich vor einiger Zeit besorgen ließ. Niemand kann die Zukunft enträthseln; aber ich weiß nicht, ich habe einen vielleicht Manchem wunderbar scheinenden Muth. Lassen Sie uns nur mit Raschheit fortarbeiten; ich glaube nicht, daß uns das Gebäude zusammenstürzt, so toll es manchmal aussehen mag. Am wenigsten hilft es, daran zu denken. Man kann vielmehr mit Sicherheit behaupten, daß das nur schadet." Und wenige Tage darauf an denselben: „Man muß am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufgeben. Ich arbeite mit ununterbrochenem Eifer fort, und wie schlimm auch die Sachen kommen könnten, sehe ich doch den Zeitpunkt nicht, wo uns nicht von irgend einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bliebe." Nicht eben erfreulich, schreibt er später von Berlin aus an seinen Königsberger Freund Motherby,[2]) sei seine dermalige Existenz; — und gewiß, eben jetzt mochte er dies doppelt empfinden, da ihm die entzückten Schilderungen, die er von den Seinigen aus Neapel über die Schönheit des dortigen Himmels empfing, die Erinnerung einer genußreicheren Vergangenheit in die Seele riefen; — dennoch, fügt er hinzu, ziehe ihn Eins an dieser ruhelosen Gegenwart an, — das Eine, daß dabei etwas Wohlthätiges für Andere sich ergebe. Einen Augenblick indeß hatte er doch aus seiner Thätigkeit heraus einen ruhigen Rückblick thun, einen Augenblick die langentbehrte Muße und Stille kosten dürfen. Es war am Ende des Jahres 1809, als ihn, kurz vor der Uebersiedelung des Hofes und der Regierung von Königsberg nach Berlin, der inzwischen erfolgte Tod seines Schwiegervaters zu einer Urlaubsreise nach Thüringen nöthigte, um daselbst Erbschafts- und andere Familienangelegenheiten zu ordnen. In Auleben sah er bei diesem Anlaß die Zimmer wieder, in denen er einst mit Wolf frohe Stunden in ernstem Gespräche durchlebt hatte. Er sah den Platz wieder,

1) V. 14. Juli 1809, G. W. V. 268; vergl. weiter ebendas. S. 272 u. 276.
2) In No. 2 der Dorow'schen Facsimile's.

wo ehemals die „Tafelbibliothek“ gestanden, den Tisch, an welchem er mit seiner Frau den Homer und Herodot gelesen. Das Bild jener idyllischen Zeiten ward lebhaft vor seinem Geiste. Da, am Weihnachtsabend 1809, schrieb er an Wolf: „Es waren damals eigentlich schönere Zeiten; doch bin ich der jetzigen auch nicht abhold. Die Gegenwart ist eine große Göttin, und selten spröde gegen den, der sie mit einem gewissen heiteren Muthe behandelt.“

Dieser heitere Muth, in Wahrheit, die Zuversicht auf mögliche Rettung inmitten des äußersten Verfalls, das vor Allem waren die Eigenschaften, die den Männern nicht fehlen durften, welche jetzt in Preußen am Ruder standen. Mehr als das. Nur mit dem Glauben, daß „Gedeihen aus des Busens Tiefe strömt,“ nur mit jenem Idealismus, wie ihn Humboldt in der Seele trug, war der Staat zu retten. Die Situation dieses Staates entsprach, ja sie forderte eine Gesinnung heraus, wie die, mit welcher ihr Humboldt entgegenkam.

Denn auf Zweierlei hatte seit den Tagen Friedrich's des Großen das Ansehn und die Macht Preußens beruht. Es war ein waffenmächtiger Staat und es war der Staat der Aufklärung gewesen. Es hatte mit dem Ruhm von Sparta den Ruhm von Athen vereinigt. Eine einzige Schlacht jedoch hatte die Gestalt der Dinge verändert. Die unbesiegten und gefürchteten preußischen Truppen waren gänzlich geschlagen, die Festungen waren dem Feinde ausgeliefert, die Furcht vor Preußens Schwert war gebrochen worden. Auf die Hälfte seines Areals beschränkt, physisch gebrochen, materiell erschöpft, war es darauf angewiesen, sich auf das Princip seiner ursprünglichen Gründung und auf die Kräfte des Geistes zurückzuwerfen. Es mußte sich der zweiten Basis seiner gesunkenen Bedeutung erinnern, nur aus dem Geiste heraus und durch die Mittel des Geistes konnte es sich wieder erheben. Nichts hinderte, daß Preußen noch immer der Staat der Bildung und Intelligenz, die Pflegestätte der Wissenschaft, der Heerd des Fortschritts und der Geistesfreiheit sei. Auf's Tiefste war diese Schätzung der höheren Güter des Lebens in die Bedingungen seiner Existenz verwebt. Auch ehe seine Grenzen verengt worden waren, hatte es nur durch einen Mehraufwand moralischer Mittel das, was ihm an natürlicher Stärke abging, ersetzen können. Nur mehr war man jetzt dazu aufgefordert,

diese Feder auf's Neue in Spannung zu setzen. Dies war das Einzige, was man noch in der Hand hatte, und es war zugleich dasjenige, wodurch man am sichersten sich wieder aufzurichten hoffen durfte. Es galt, wie es in einer Denkschrift des Oberpräsidenten von Vincke ausgedrückt wird, „im Innern wiederzuerobern, was dem Staate an äußerem Umfange genommen worden.“ Es galt, den Ruhm der Beförderung aller geistigen Interessen mitten in dem großen politischen und national-ökonomischen Bankerutt aufrechtzuerhalten. Es galt, die Neugründung des Staates auf dieselben Motive zu stellen, aus denen er ursprünglich erwachsen war, — auf den Geist des Protestantismus, den Geist der Selbständigkeit, der Sittlichkeit und der echt menschlichen Bildung. Es galt, alle Reformen mit diesem Princip in Verbindung zu setzen und ihnen durch die wichtigste von allen, durch die geistige und sittliche Hebung und Veredlung des Volkes Halt und Dauer zu geben.

Nichts Andres war der Grundgedanke des Mannes gewesen, an den man sich in den Tagen der Noth als an den Einzigen, welcher retten könne, zuerst gewandt hatte. Das praktische Genie Stein's hatte sich kein anderes Ziel gesteckt als jenes idealistische der Wiedergeburt des Staates aus dem Geiste. Allen Maaßregeln seiner einjährigen Wirksamkeit hatte diese Eine Idee zu Grunde gelegen. Mit praktischem Blick und mit durchgreifender Energie hatte er sie in die untersten Fundamente des Staats- und Nationallebens hineingearbeitet. Von den geistigsten und höchsten Motiven durchdrungen hatte er die gröbste Arbeit verrichtet. Die Philosophie der französischen Revolution hatte er durch den Geist der gesundesten Sittlichkeit geläutert; ihre Freiheitsidee hatte er germanisirt und praktisch consolidirt. Auf den Geist der Selbstachtung und der Selbständigkeit der einzelnen Glieder des Staats hatte er die Hoffnung auf die Wiederbefreiung des Ganzen gegründet. Durch die Befreiung des Eigenthums und durch Mündigerklärung der Städte hatte er den ersten großen Schritt gethan, um die lebendigen Kräfte der Freiheit und der Sittlichkeit in der Nation zu entbinden, zu steigern und für das Vaterland in Wirkung zu setzen. Er war gezwungen worden, seinen Wirkungskreis zu verlassen, ehe noch diese Grundlagen ausgebaut waren; allein sein politisches Testament hatte in wenigen scharfen Linien die Schritte vorgezeichnet, die zur Durchführung der

großen friedlichen Umwälzung noch übrig seien. Die Beseitigung aller noch stehen gebliebenen Reste des Mittelalters, die Annäherung der bisher getrennten Stände, die Einführung allgemeiner Wehrpflicht, die Vollendung des Systems der Selbstregierung durch Einführung einer allgemeinen Nationalrepräsentation, die Sorge endlich für die Erziehung, namentlich des heranwachsenden Geschlechtes, — das waren die Aufgaben, die er scheidend seinen Freunden an's Herz gelegt hatte.

Der Sinn dieser Aufgaben, der Sinn von Stein's Wirken war der Sinn Humboldt's. Mit kräftiger Hand, mit praktischer Einsicht und Umsicht hatte jener verwirklicht und formulirt, was dieser längst, theils als seine Ueberzeugung bekannt, theils in eine idealistische Doctrin gebracht hatte. In demselben Maaße zunächst wie Stein huldigte auch er dem guten Geiste der französischen Revolution. Er hatte einen echt deutschen Abscheu gegen die Gallicismen derselben gefaßt. Er hatte sich erzürnt über die „Entweihung der göttlichen Freiheit" und über die Feigheit, die „bei'm halben Beginnen" das mit Blut Erkaufte wieder aufgiebt. Er hatte vor Allem und hatte von vorn herein den Aberwitz der Vernunft verurtheilt, im Zerwürfniß mit der Geschichte, aus ihren eigenen und alleinigen Mitteln einen Idealstaat herzustellen. Aber berechtigt hatte ihm darum nicht weniger der Kampf gegen den Wust der Vergangenheit und gegen den „tückischen Wahn" des Despotismus geschienen. Göttlich war ihm darum nicht weniger die Freiheit geblieben, weil er sah, wie sie „mit Unbedacht gepflanzt ward, wo sie der Boden nicht trug." Auf dem Schauplatz so vieler durch die Revolution angestifteter Verwüstungen hatte er den Glauben nicht fahren lassen, mit welchem er gleich anfangs die große Begebenheit begrüßt hatte, — den Glauben, daß die wohlthätigen Wirkungen derselben nicht auf die Gegenwart und auf die Grenzen Frankreich's beschränkt bleiben würden, den Glauben, daß „nicht darum Alles sich bewege und umkehre, um Alles auf Ein Mal in derselben Verwirrung zu begraben, sondern um die Welt und die Menschheit besser zu gestalten." Durch den Geist der Aufklärung, durch den Geist des Alterthums, durch den Humanismus vor Allem, der seinen philosophischen Ueberzeugungen wie seinen poetischen Neigungen zu Grunde lag, war er unumgänglich auf die Seite der Freiheit und des Fort-

schritts gestellt. Niemals hätte er den tollkühnen Schritt seines Forster gebilligt; aber schwerlich auch das Xenion gebilligt, welches dem Unglück des Mannes den Spott zugesellte. Etwas zu schroff fand er den Demokratismus, welchen Kant hin und wieder in seiner Schrift vom ewigen Frieden blicken ließ; aber Kant's Rechtsansichten waren im Wesentlichen doch die seinigen, und die Rede von der natürlichen Gleichheit aller Menschen, von gewissen unveräußerlichen Rechten des Menschen und des Bürgers galt ihm nicht als eine Thorheit. Er war wie Stein der Ansicht, daß man die französische Revolution bekämpfen müsse, indem man alle ihre berechtigten Forderungen auf dem Wege der Reform verwirkliche; er war wie Stein, wie der damalige Stein, von so demokratischer Gesinnung, daß er die Nivellirung der Stände für eine Pflicht der Humanität und für ein Mittel zur Erweckung des Patriotismus hielt. Um den Adel zu reformiren, wäre schon Stein gegen alle exclusiv adlichen Bildungsanstalten gewesen. Er hatte in der That die Idee gehabt, die Liegnitzer Ritterakademie z. B. „ad saniora zu verwenden.“ [1]) Gerade dies Institut faßte in demselben Sinn der nunmehrige Leiter des öffentlichen Unterrichts in's Auge. Es war seine Absicht, daraus eine höhere, zur Universität vorbereitende Lehranstalt zu machen, zugleich, wenn möglich, eine landwirthschaftliche Specialschule damit zu verbinden. Die betreffenden Entwürfe und Verhandlungen von Humboldt's Hand liegen uns theilweise vor. [2]) Sie zeigen deutlich den conservativen Demokratismus des Mannes; zeigen — wie sich Knebel vornehm, aber treffend gegen Göthe über die Humboldt'sche Wirksamkeit ausdrückte [3]) — daß er in gewissen Punkten sich nicht scheute, „bis an den gemeinen Aufklärungssinn heranzugehn.“ Denn auf das Bestimmteste erklärte er sich gegen das specifisch-Ritterliche dieser Ritterakademie und gegen den Junkerzopf, demzufolge der Stallmeister die Hauptperson der Anstalt war. Immerhin soll, der ursprünglichen Stiftung gemäß, der Adel der Provinz für Benutzung der Akademie den Vor-

1) Scheffner an Stein, bei Pertz II. 418.

2) Brief Humboldt's an den Breslauer Gymnasialprofessor Reiche vom 4. Juni 1809; mitgetheilt von Guhrauer in den Blättern für literarische Unterhaltung 1847 Nr. 120, und „Ueber die Liegnitzer Ritterakademie,“ G. W. V. 344 ff.

3) Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel I. 367.

tritt haben, aber nicht nur soll den Bürgerlichen der Zutritt nicht verschlossen sein, sondern verworfen wird, was die Hauptsache ist, vor Allem das aristokratische Princip der Anstalt. Recht aufklärerisch-nüchtern, ganz nackt und kategorisch erklärt der preußische Unterrichtschef, „daß die Spuren des ehemaligen Vorurtheils, daß eine adliche Erziehung von einer anderen verschieden sein müsse, vertilgt werden müßten.“

Aber noch weiter ging, noch echter und tiefer war sein Demokratismus. Nun war die Zeit gekommen, wo die Grundüberzeugung seines Lebens von dem einzigen Werthe des Individuellen und der individuellen Freiheit sich praktisch bewähren konnte. Eine Zeit war das zugleich, in welcher die allgemeine Noth und das Bedürfniß des Zusammenhaltens die Theorie des Individualismus auf ihr richtiges Maaß beschränken mußte. Zum staatsmännischen Handeln berufen, nach Stein und in einem Momente berufen, wo der Staat augenscheinlich nicht ein nothwendiges Uebel, sondern zugleich das Nothwendigste und zugleich der einzige Ort der Rettung war, so mußte Humboldt wohl das abstracte Rechenexempel seiner politischen Jugendschrift einer Revision unterwerfen. An der factischen Lage der Dinge und an dem großen Vorgang der Stein'schen Wirksamkeit konnte er sich über die Wahrheit wie über die Irrthümer seiner ehemaligen Theorie orientiren. Die Grundvoraussetzung dieser Theorie mußte er festhalten; von den extremen Folgerungen, die er gezogen, mußte er zurücklenken. Nun erst recht mußte er dem büreaukratischen Mechanismus feind sein, nun erst recht auf das Princip der individuellen Selbstthätigkeit zurückgreifen. Aber der Zweck, die Einzelnen *vom* Staat frei zu machen, mußte sich ihm nun in den anderen verwandeln, sie *im* Staat und *für* den Staat frei zu machen. Der Staat, vor dessen Uebergriffen er ehemals die Einzelnen hatte sichern wollen, existirte nicht mehr; es galt die Herstellung eines solchen, der ganz zusammenfiele mit dem, was er einst den „Nationalverein“ genannt hatte. Ohne sich selbst im Mindesten untreu zu werden, konnte und mußte er durchaus in die Principien Stein's einlenken. Seine jugendlichen Ideen von den Grenzen der Staatswirksamkeit mußten umschlagen in das Stein'sche System, die Nation durch Selbstregierung am Staate Theil nehmen zu lassen und das Gefühl patriotischer Verpflichtung durch Erweiterung staatlicher Be-

rechtigung zu erhöhen. In den Schranken seiner speciellen Aufgabe war sein Handeln durchaus in Harmonie mit diesem System. Im Zusammenhang mit der neuen Städteordnung und deren „wohlthätigem Zweck" will er in der einen seiner Denkschriften für Verbesserung der mit den Stadt-Obrigkeiten verbundenen Musik Sorge getragen wissen. In einer anderen Denkschrift — dem Antrag auf Gründung der Berliner Universität — erklärt er, daß es für die Section des öffentlichen Unterrichts ein Hauptgrundsatz sei, es nach und nach dahin zu bringen, daß das gesammte Schul- und Erziehungswesen sich durch eignes Vermögen und durch die Beiträge der Nation erhalte. Denn die Nation — so motivirt er diesen Grundsatz — „nimmt mehr Antheil an dem Schulwesen, wenn es auch in pecuniärer Hinsicht ihr Werk und ihr Eigenthum ist, und wird selbst aufgeklärter und gesitteter, wenn sie zur Begründung der Aufklärung und Sittlichkeit in der heranwachsenden Generation thätig mitwirkt." [1])

Eben Humboldt's specielle Aufgabe aber, die Leitung des Unterrichts und der Erziehung, war auch an sich ein Glied jenes allgemeinen Systems, welches die Wiedereroberung der Selbständigkeit des Staats auf die Selbständigkeit seiner Bürger gründen wollte. Ein Erziehungssystem war die ganze beabsichtigte Regeneration der preußischen Monarchie; nur die Spitze dieses umfassenden Planes sollte die Reform der Erziehung der Jugend bilden. In diesem Sinne hatte Vincke die Neuorganisation des Schul- und Kirchenwesens gefordert, ja diese Fürsorge für die geistigen Interessen der Nation geradezu als die Hauptsache bezeichnet, ohne welche alle andren Reformbestrebungen in sich zerfallen müßten. [2]) Neubelebung des religiösen Sinns im Volke und geistig-sittliche Bildung der Heranwachsenden hatte ebenso das Stein'sche Testament als die Bedingungen genannt, unter denen allein alle sonstigen Einrichtungen ihren Zweck erreichen könnten. Auch der österreichischen Regierung empfahl weiterhin Stein in einer in Brünn von ihm aufgesetzten Denkschrift nachdrücklich und mit Hinweis auf Preußen die Sorge für

---

1) „Ueber geistliche Musik," G. W. V. 319 ff.; das. S. 321, und „Antrag zur Gründung der Universität in Berlin," a. a. O. S. 325 ff.; das. S. 330.

2) Bodelschwingh, Leben Vincke's I. 387. 427.

das Erziehungs- und Unterrichtswesen.[1]) Humboldt leistete, was die Vincke und Stein gefordert hatten. In der Einen, ihm zugefallenen Sphäre wenigstens wurde in Preußen auf dem Wege fortgeschritten, den jene bezeichnet und angebahnt hatten. Bei allem Tadel, welchen mit Recht die Freunde Stein's gegen dessen Nachfolger richteten, ward dem von Humboldt verwalteten Departement mit Recht das Lob gezollt, daß in ihm allein der Stein'sche Geist lebendig und die Stein'schen Intentionen mächtig seien. Es war nur der Widerhall dieser anerkennenden Stimmen, wenn der Verbannte selbst dem preußischen Unterrichtschef wiederholt das Zeugniß ausstellte, daß er durch Geist und Charakter sich vorzugsweise für seine Stellung eigne, daß er diese Eigenschaften mit ruhmvoller Treue in seinem Wirkungskreise brauche, und daß der wohlthätigste Einfluß auf die deutsche Nation nicht ausbleiben könne, sobald auch in Oesterreich ein Mann wie Humboldt mit der Leitung des Erziehungswesens betraut würde, um mit diesem zu gleichem Ziele zusammenzuwirken.[2])

Am wichtigsten vielleicht, am sichtbarsten und unmittelbarsten eingreifend in die politischen Maaßregeln zur Regeneration des Staates war die Sorge für das Elementarerziehungswesen. Hier am meisten ließ sich dem Volksleben an die Wurzel greifen. Hier gerade gab es einen Punkt, wo die Politik und die Pädagogik sich ungesucht begegneten. Dem politischen Principe der Erweckung der Selbstthätigkeit nämlich kam eben damals eine neue Unterrichtsmethode zu Hülfe. Pestalozzi hatte die Gedanken des Amos Comenius von Neuem aufgenommen. Im Gegensatze zu der einseitigen intellectuellen und literarischen Bildung des Zeitalters sollte nach Pestalozzi die Erziehung der neuen Generation die Erweckung der Grundkräfte des menschlichen Wesens sich als Aufgabe stellen. Selbst dabei sein sollte der Mensch bei allem Lernen. Nicht blos verbunden sollte die Erziehung mit dem Lernen, sondern das Lernen sollte selbst schon Erziehung sein. Von innen heraus, nicht von außen her sollte das Kind gebildet werden. Alle Unterweisung sollte den

---

1) Pertz, Leben Stein's II. 423 ff.

2) Spalding an Stein, bei Pertz II. 406; Vincke an Stein, bei Bodelschwingh I. 465; Stein's Denkschrift, bei Pertz II. 432.

ewigen Gesetzen unterworfen werden, nach welchen der menschliche Geist, seiner eigenen Natur überlassen, sich von der sinnlichen Anschauung zu deutlichen Begriffen erhebe. Der Geist dieser neuen Pädagogik, welche den Schaden der modernen Bildung so richtig bezeichnete und im Ganzen so treffliche Grundsätze, so würdige Ziele der Reform aufstellte, ward mit Lebhaftigkeit von Allen willkommen geheißen, welche das Elend der Gegenwart tief empfanden und ihre Hoffnung auf die Zukunft setzten. Fichte forderte eine Neubildung der ganzen Nation: er erkannte mit Recht in der Pestalozzi'schen Pädagogik den Geist seiner Philosophie wieder und wies auf sie seine Zeitgenossen hin. Mit gleichem Rechte aber erkannte auch Stein in der Pestalozzi'schen Methode, die „die Selbstthätigkeit des Geistes erhöht, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert, und den Hang zum Leben im Genuß mindert, und ihm entgegenwirkt" — er fand in dieser Methode den Geist seiner Politik wieder, erblickte wie Fichte in ihr einen Verbündeten für den Zweck der Befreiung des Vaterlandes. Mit Fichte und Stein, aus den gleichen, philosophischen und politischen Gesichtspunkten, faßte Humboldt für die neue Methode Interesse. Bereits vor seinem Eintritt in's Ministerium hatte man Einleitungen zu einer Reform des Elementarschulwesens nach Pestalozzi'schen Grundsätzen getroffen. Ein Pestalozzi'sches Normalinstitut sollte von einem Schüler des wackeren Schweizers, von Zeller, in Königsberg gegründet werden. Humboldt war es, welcher dem talentvollen Pädagogen Raum und Freiheit für seine Thätigkeit schaffte. Wiederholte Besuche des Instituts befreundeten ihn immer mehr mit einer Sache, welche nicht blos den Staatsmann, sondern auch den Menschenergründer und Philosophen, ja selbst den Sprachforscher anziehen mußte. In der That, nicht blos „als Glanzpartie und des Aufsehens wegen," wie Scheffner an Stein schreibt, sondern aus lebendigstem Interesse und aus innigster Ueberzeugung betrieb er die Angelegenheit.[1]) Er übergab seinen eigenen Sohn, den er aus Italien mit sich genommen, einer Pestalozzi'schen Erziehungsanstalt. Ja, so sehr beschäftigte ihn die neue Lösung des

1) Siehe Schlesier's auf Mittheilungen von Zeller beruhende Angaben II. 164 ff.; dazu Scheffner an Stein, bei Pertz II. 418. 419.

pädagogischen Problems, daß er noch später, während der Arbeiten des Wiener Congresses, die Methode zu studiren und zu erproben Zeit fand.[1])

Aber es handelte sich nicht minder um die Hebung des höheren Unterrichts. Wenn im Einverständniß mit den materiellen Erleichterungen, welche die neue preußische Politik den unteren Ständen zu gewähren bemüht gewesen, die Nation auch geistig vor Allem von unten herauf gehoben werden mußte, so lag es doch im Geiste dieser Politik und im Geiste zumal ihres am meisten ideellen Theils, daß die Erziehungs- und Bildungsantriebe gleichzeitig von oben her in Bewegung gesetzt würden. Wie sollte Vaterlandsliebe und Gesinnungstüchtigkeit in den niederen Schichten der Gesellschaft bestehen, wenn nicht diejenigen mit gutem Beispiele vorangingen, die im Verkehr mit den Wissenschaften ihr inneres Leben mit den Ideen des Guten und Wahren zu nähren die beständige Gelegenheit haben? Und wie, wiederum, sollte das Feuer nicht zünden, das dem Tempel der Wissenschaft entnommen wäre, wie die Begeisterung nicht durchdringen, die mit der überlegenen Macht der Bildung verbündet wäre? Es handelte sich um die Verbesserung der Gelehrten-Schulen, um die Pflege der Universitäten, um die Begünstigung des wissenschaftlichen Studiums überhaupt. Von F. A. Wolf mannigfach berathen,[2]) von Süvern redlich unterstützt, suchte Humboldt das Ziel des Gymnasialunterrichts höher als bisher zu stecken, legte er den Grund zu der nachmaligen Blüthe dieser Anstalten in Preußen. Er faßte vor Allem die Universitäten als die höchsten Sitze und Ausgangspunkte des wissenschaftlichen Geistes, die Bildungsstätten der Lehrer und Beamten des Staates, die Mittelpunkte literarischen Einflusses in's Auge. Er gab auf der einen Seite durch Aufhebung der früheren beschränkenden Bestimmung den Besuch auswärtiger Schulen und Universitäten frei.[3]) Er sorgte auf der anderen Seite mit größerer Liberalität, als die Umstände es zu gestatten schienen, für die möglichst würdige Besetzung und Ausstattung der inländischen Universitäten. Königsberg vor Allem, auch Frankfurt hatte sich seiner

1) Varnhagen, Denkwürdigkeiten IV. 296.

2) Wolf an die Section des öffentlichen Unterrichts, bei Körte, Leben und Studien Wolf's II. 50. Humboldt an Wolf, G. W. V. 274.

3) Erlaß vom 28. April 1810.

Fürsorge zu erfreuen. Als das größte Denkmal aber seiner Wirksamkeit und als das echteste Zeugniß für den Geist, in welchem er seine Aufgabe faßte, steht die Berliner Universität da. Die Gründung derselben ist ganz und allein das Werk Humboldt's.[1])

Nicht neu zwar war der Gedanke, das Lehrmaterial, welches sich in Bibliotheken, Sammlungen und anderen Anstalten in der Hauptstadt befand, zur Grundlage einer allgemeinen, mit der Akademie der Wissenschaften in Zusammenhang zu bringenden Lehranstalt zu machen. Schon vor dem Kriege hatte Beyme den Plan einer solchen Schöpfung mit Engel besprochen. Der Verlust der Universität Halle hatte sodann zur Wiederaufnahme dieses Planes geführt. Männer wie Wolf und Schleiermacher hatten sich eifrig für denselben verwandt, und Beyme erklärte die Realisirung desselben nunmehr für eine Sache der ersten Nothwendigkeit. Durch Beyme war der Erlaß einer Cabinetsordre von dem Könige erwirkt worden, welche bereits unter dem 4. September 1807 die Errichtung einer höheren Lehranstalt in Berlin genehmigte. Humboldt's war das Verdienst, das auf diese Weise Eingeleitete zum Ziele zu führen. Nachdem er das Unternehmen hinreichend vorbereitet, namentlich um die Gewinnung tüchtiger Lehrkräfte sich umgethan, richtete er in Königsberg unter dem 10. Juli 1809[2]) den formulirten Antrag zur Gründung der Universität in Berlin an den König. Denn den Charakter einer Universität, mit allen Rechten und Attributen einer solchen, mußte nach ihm die neue Anstalt nothwendig besitzen. Aber, gereinigt von den Mißbräuchen und Unvollkommenheiten anderer Universitäten, sollte sie eine Muster-Universität sein. Sie sollte noch mehr sein. Denn mit der Akademie der Wissenschaften und der Künste sowie mit allen in Berlin bereits vorhandnen wissenschaftlichen Instituten sollte sie dergestalt zu einem organischen Ganzen verbunden werden, daß jeder Theil zwar bis auf einen gewissen Grad stelbständig bliebe, aber

1) „Diese neue Gründung wird mir noch viel Sorge und Mühe, indeß auch, da sie wirklich nur durch mich allein betrieben worden ist, viel Freude machen" Humboldt an Motherby, bei Dorow, a. a. O.

2) So nach der Ueberschrift des in den G. W. V. 324 ff. mitgetheilten Antrags. Bei Dieterici, geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preußischen Staate (S. 62. 63) ist der 12. Mai als Datum angegeben.

doch gemeinschaftlich mit den anderen zu Einem höchsten Zwecke zusammenwirke. Eine Anstalt sollte auf diese Weise erwachsen, welche Alles, was zur höheren Wissenschaft und Kunst gehöre, wie in einen Brennpunkt vereinige. Gerade deshalb sollte sie sich am Sitze der Regierung befinden, um so zugleich mit dieser im wohlthätigsten Wechseleinfluß zu stehen. In der That: das hieß dem Gedanken der Solidarität des preußischen Staates und der geistigen Bildung, dem Gedanken, daß die Kraft Preußens in der Kraft der Intelligenz ruhe, einen entscheidenden und imposanten Ausdruck geben. Die heutige Generation weiß nur noch durch Hörensagen von dem Nothstande der damaligen Jahre. Eine unerschwingliche Kriegssteuer lastete auf dem Lande. Die Felder des Landmanns waren zertreten oder lagen unbebaut. Grund und Boden war entwerthet. Die Preise aller Lebensmittel standen ungeheuer hoch, das courante Geld stand tief unter seinem Nennwerth. Auf Opfer, auf Entbehrungen und Einschränkungen war der Staat, war vom König bis zum letzten Unterthan herab jeder Einzelne angewiesen. War es eine Caprice der Vornehmheit, gerade in diesem Momente einen unermeßlichen Aufwand für die Realisirung der Idee zu machen, daß in Preußen eine wissenschaftliche Lehranstalt entstände, die nicht ihres Gleichen hätte, und daß die Hauptstadt des Landes zur Metropole der Intelligenz würde? Ein Gedanke vielmehr war es, so echt preußisch und so heroisch wie nachmals die Thaten preußischer Männer und Jünglinge auf den Schlachtfeldern des Befreiungskrieges. Nicht vornehmer war dieser Gedanke, als es der Glaube an die Macht der Bildung und der Wissenschaft überhaupt ist. Er war gleich gemeinnützig und populär wie die Maaßregeln Stein's und Scharnhorst's, wie die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und die Einführung des Systems allgemeiner Wehrpflichtigkeit. Nicht eine Luxuseinrichtung, sondern eine Maaßregel der Sparsamkeit war es. Wenn Humboldt die Armuth des Staates zu einer schweren Steuer für die Wissenschaft und für die anständigste Ausstattung einer neuen Hochschule heranzog, so wußte er, daß auf den Geist speculiren eine gute Speculation sei. Er sah voraus, daß unter dem Panier der Wissenschaft der Muth und die Gesinnung sich wiederfinden werde, das eigne Leben freudig für des Vaterlandes Ehre und Freiheit zu verschwenden, sah voraus, daß aus den Hörsälen der Fichte und

Schleiermacher eine Schaar hervorgehen würde, bereit, mit ihrem Blute dem Vaterlande zurückzuzahlen, was sie geistig demselben verdanke. „Aus des Busens Tiefe strömt Gedeihn:“ — ganz auf diesem Glauben stand Humboldt's neue Schöpfung. Denn er hatte diese, und hatte noch weitere, noch staatsmännischere Gesichtspunkte in seine Rechnung aufgenommen. Auch sogleich und unmittelbar schon sollte sich der Aufwand bezahlt machen, den Preußen auf die Errichtung einer solchen Bildungsanstalt verwende. Bezahlt machen durch den moralischen Einfluß, den es nur so auf ganz Deutschland auszuüben fortfahren könne; bezahlt machen durch das Vertrauen, die Hoffnung und die Hülfswilligkeit, die sich in Folge dessen für Preußen auch in den nicht-preußischen Staaten entwickeln werde. Gerade auf dieses Motiv legt der Humboldt'sche „Antrag“ das Hauptgewicht. Denn auf's Neue, so lauten die Worte dieses Actenstücks, würden Sich Eure Königliche Majestät dadurch „Alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessirt, auf das Festeste verbinden; einen neuen Eifer und neue Wärme für das Wiederaufblühen Ihrer Staaten erregen, und in einem Zeitpunkt, wo ein Theil Deutschlands vom Kriege verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehoffte Freistatt eröffnen.“ Solchen Erwägungen war Friedrich Wilhelm III. hochherzig genug beizupflichten. Durch Cabinetsordre vom 16. August 1809 ertheilte er dem Unternehmen seine definitive Genehmigung. Humboldt verdoppelte seine Bemühungen, die Sache in's Werk zu richten. Ueberallhin schaute er nach Männern aus, die in jedem Sinn der neuen Anstalt Ehre machen und deren Zweck verstehen und fördern könnten. Mit Wolf insbesondere verhandelte er diese Personenfragen, und Spuren wenigstens von der Umsicht seiner Wahl und von der treffenden Schärfe seines Urtheils liegen in den stehengebliebenen Stellen seines Briefwechsels mit diesem vor. Preußische und außerpreußische Gelehrte wurden für „die Berliner Weisheitszellen“ geworben. Männer wie Fichte und Schleiermacher, wie Wolf und Böckh, wie Reil und Savigny standen mit einer Reihe andrer ebenbürtiger Namen gleich in dem ersten Lectionsverzeichniß. Es war ein glänzender Anfang voll Verheißung, ein Sporn und eine Mahnung für die Zukunft.

Der Plan der neuen Universität war ein genauer Ausdruck der allgemeinen idealistischen Ansicht Humboldt's. In der Ausführung bewährte sich die Gediegenheit und der Universalismus seiner Bildung. Er entnahm das Pathos seiner Wirksamkeit dem Innersten seiner Gesinnung: er drückte dem Gehalt derselben den Stempel derjenigen Geistesreife auf, die er sich selbst erworben hatte. Bildung war das Motto seines bisherigen Lebens gewesen: Preußen als den Staat der Bildung zu fassen, war das Motto seiner nunmehrigen Thätigkeit. Er hatte bis dahin an sich selbst die Kunst der Bildung geübt: er übte sie jetzt an dem Körper des preußischen Staates. So war der Sinn; ebenso war der Inhalt seines Wirkens als Leiter des öffentlichen Unterrichts. Er führte die erworbene Selbstbildung in die Bildung seines Volkes über: er faßte die Bildung, die er hier zu pflanzen und zu pflegen übernommen hatte, in derselben Weise und nach demselben Maaßstabe, wie er seine eigne gefaßt hatte.

Der Charakter von Humboldt's individuellem Bildungsideal war der humanistische. Sich allseitig und harmonisch zu edlerer Menschlichkeit zu bilden, das war die Formel seines Strebens gewesen, zu der die Bildungseinflüsse des Zeitalters mit dem, was in seinem Wesen selbst angelegt war, zusammengewirkt hatten. Er kannte kein anderes Ideal und keine andere Formel auch für die Erziehung seines Volkes. Die Section des öffentlichen Unterrichts — so spricht er sich in einem seiner amtlichen Entwürfe über die Bestimmung dieser Behörde aus — hat die Beförderung der allgemeinen Bildung in's Auge zu fassen, sie hat dafür zu sorgen, „daß die wissenschaftliche Bildung sich nicht nach äußeren Zwecken und Bedingungen einzeln zersplittere, sondern vielmehr zur Erreichung des höchsten allgemein menschlichen in Einen Brennpunkt sammle.“ Fern also liegt ihm jene rohe Nützlichkeitsansicht, welche, gegen Bildung gleichgültig, nur das Wissen, auch das Wissen nicht um seiner selbst, sondern um des praktischen Ertrages willen schätzt. Fern liegt ihm die Tendenz der Begünstigung des Fachwissens, die Abrichtung an Stelle der Erziehung. Er ist nicht der Meinung, daß in Sachen der Bildung der kürzeste und billigste Weg der beste sei. Er hält nicht dafür, daß derjenige am treusten und tüchtigsten in seinem Beruf sei, der so wenig wie möglich über denselben hin-

auszusehn vermögen. Er steht, wie gegen die utilistische, so gegen die materialistische Richtung. Schon damals, ohne Zweifel, erkannte er die Gefahr, die dem Geiste echter Wissenschaftlichkeit von Seiten des Uebergewichts der Naturwissenschaften drohe, sah er voraus, daß der Hochmuth des Erfahrungswissens zur Verachtung derjenigen Lebens- und Wissensmotive führen könne, die als die letzten und tiefsten den Fortschritt auch der echten Naturerkenntniß bedingen. Er ging in dieser Beziehung vielleicht sogar weiter, als sich mit einer richtigen Schätzung des Werthes der Naturwissenschaft vertragen dürfte. Die wissenschaftliche Deputation, die er innerhalb der Section des öffentlichen Unterrichts schuf, sollte zu ihren ordentlichen Mitgliedern ausschließlich Männer zählen, die sich dem philosophischen, mathematischen, philologischen und historischen Studium widmeten. Die eigentliche Naturwissenschaft blieb so gut wie die Theologie unvertreten. Die Wissenschaft, als solche, war Humboldt's Meinung, sei vollkommen durch jene Fächer umschlossen; gerade nur sie, meint er, sind im Besitz der Form, „durch welche alle einzelnen Kenntnisse erst zur Wissenschaft erhoben werden können, und ohne welche keine auf das Einzelne gerichtete Gelehrsamkeit in wahre intellectuelle Bildung übergehen und für den Geist fruchtbar werden kann.“ [1]) Wohlgemerkt; wie hätte der Bruder Alexander's von Humboldt der wissenschaftlich betriebenen Naturforschung abgeneigt sein können? Er hatte selbst lange Zeit hindurch naturhistorischen Dingen eine beiläufige Aufmerksamkeit geschenkt. Er hatte noch während seiner Thüringer Urlaubsreise zu Anfang des Jahres 1810 sich von Göthe dessen Farbenlehre vorlegen lassen. [2]) Er hatte bei der Besetzung seiner neuen Universität das naturwissenschaftliche Fach nichts weniger als stiefmütterlich behandelt. Nur als die Pflegerin und Wächterin des wissenschaftlichen Geistes konnte er die Naturwissenschaft nicht betrachten. Er erkannte mit Recht, daß gerade sie am meisten unter die Obhut der den sittlichen und rein intellectuellen Interessen des Menschen näher gelegenen Disciplinen gestellt werden müsse, wenn sie nicht zu geist-

---

1) „Ideen zu einer Instruction für die wissenschaftliche Deputation bei der Section des öffentlichen Unterrichts.“ G. W. V. 333 ff., daselbst S. 334.

2) Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel I. 364. 367.

verachtendem Materialismus und zu ideenloser Empirie entarten solle. Er erblickte mit Recht in der Isolirung des Realwissens von dem Studium der Humaniora eine Einseitigkeit, die durch allen Nutzen, den sie mit sich bringe, nicht für die Zerstörung des Geistes der Humanität entschädigen könne. Es war aus diesem Grunde, daß er sich gegen die Errichtung abgesonderter Realschulen und gegen die Verbannung der alten Sprachen vom Unterricht an derartigen Instituten erklärte. Nicht durch eine geringere, sondern durch eine größere Zahl von Lehrgegenständen, durch eine Verlängerung ebendeshalb des ganzen Lehrcursus sollten sich nach seiner Ansicht Realinstitute auszeichnen.[1])

Den Ansprüchen und Einflüssen der Naturwissenschaft ein ideelles Gegengewicht zu geben, bietet sich freilich noch ein anderer Standpunkt dar. Man hat vor Alters und man hat neuerdings die Theologie für diejenige Macht gehalten, die am geeignetsten sei, jene zuchtloseste und keckste aller Wissenschaften in Zaum zu halten. Das Kindische eines Einfalles, der nach seinem eigentlichen Sinne dem Zeitalter der Scholastik angehört, hat sich hinter den Schein geistreicher Anschauungen zu verstecken, und in den Schutz theils der Autorität, theils der Frechheit zu flüchten versucht. Man hat mit pfäffischer Unverschämtheit den Primat der Dogmatik über die Wissenschaft unter der Formel der nothwendigen Umkehr der Wissenschaft gefordert. Man kämpft auf diese Weise, es ist wahr, gegen den schlechten Materialismus und Utilismus der Zeit und gewisser wissenschaftlicher Richtungen der Zeit. Aber nicht anders leider, als mit den verrosteten Waffen eines gleich schlechten Idealismus — mit dem phantastischen Idealismus des theologisch-dogmatischen Systems. Man tritt zugleich, ebendeshalb, in Gegensatz gegen die Wissenschaft als solche und gegen denjenigen Idealismus, der das freie Product des Gewissens und der gesunden Vernunft ist. Mit der utilistischen Richtung zugleich tritt man der humanistischen in den Weg, und an die Stelle freier und echt menschlicher Bildung sucht man eine Glaubens- und Knechtschaftsbildung zu setzen, die zuletzt auf gemeinere Zwecke ausläuft, als die materialistische Bildung des Zeitgeistes.

Diesem theologischen Wesen nun lag die Bildung und die Bil-

1) Humboldt an Reiche. Blätter für liter. Unterhaltung 1847 No. 120.

dungsansicht des Mannes, der die geistige Wiedergeburt Preußens mit vollziehen half, ganz so diametral gegenüber wie dem einseitig realistischen Wesen. Auch hierin blieb seine praktische Wirksamkeit durchaus dem Humanismus seiner eignen Bildung und den Ideen seiner Jugend treu. Seine eigne Religion war noch immer, was die Theologen Heidenthum nennen würden. Seine Frömmigkeit war noch immer eine etwas aparte und aristokratische Frömmigkeit. Er stand nicht auf dem Boden des christlichen Dogma's und er hatte für seine Person nicht das Bedürfniß kirchlicher Gemeinerbauung. Selbst diejenigen Männer, die seinem Wirken übrigens allen Beifall zollten, vermißten an ihm die „religiöse Gemüthlichkeit,“ die in Zeitlagen, wie die damaligen, demjenigen unerläßlich sei, der auf die Masse der Nation zu wirken berufen sei. Unsere Meinung weicht wenig von der Meinung dieser Männer ab. Es scheint uns ein Vorzug, den die Stein und Vincke vor Humboldt voraus hatten, daß sie in religiösen Dingen dem schlichten Bedürfniß und dem populären Bewußtsein näher standen. Ihr Wirken hatte damit einen Schwung, welcher demjenigen unmittelbarer verwandt war, den es in der Menge zu erwecken galt. Sie konnten ohne Dolmetscher zu dem Herzen des Volkes reden; sie hatten einen Hebel mehr in Bewegung zu setzen; sie konnten ihren Einfluß tiefer und inniger gründen. Aber wir sind völlig der Meinung, welche Spalding gegen Stein äußerte: „daß mit so viel Geist und Gründlichkeit des Charakters Ein Unfrommer nützlicher werden kann, als tausend Eiferer mit Unverstand.“ Wir wissen überdies, was es mit der Unfrömmigkeit des Mannes für eine Bewandtniß hatte. Er war für sich und in seiner Weise so fromm wie die Frömmsten. Er besaß in jener antiken Seelenfassung, in seiner philosophischen Denkweise und seiner humanistischen Philosophie einen vollen Ersatz für den christlich-religiösen Sinn der Anderen. Je höher und vielleicht einsamer er über dem Glauben der Menge stand, desto sicherer war er im Stande, denselben anzuerkennen, ihm gerecht zu werden, ihn frei gewähren zu lassen. Da seine eigne Religion nichts Anderes war als tiefempfundener Humanismus und Idealismus, so achtete er auf's Innigste die humane und ideale Seite an den religiösen Ueberzeugungen und dem kirchlichen Leben des Volkes. Er redete zwar nicht die Sprache der Menge: wohl aber besaß er in der seinigen den Schlüssel

zu dem Verständniß derselben. Er handelte jetzt wie er in seiner Jugendschrift geredet und wie er bei'm Anblick der Kreuze auf dem Montserrat gedacht hatte. In der Religion des Volkes erblickte er den Idealismus, der für Alle ist. Er sah, wie er sich in dem Entwurf einer seiner Denkschriften darüber ausdrückt, die Bedeutung der Religion darin, daß sie und nur sie diejenige Angelegenheit sei, „welche alle Glieder der Nation ohne Ausnahme tief und ernsthaft beschäftigt und gleich nahe den Gefühlen verwandt ist, die sie durch Familie und Vaterland an die Welt, als mit denen, die sie durch ihr Gemüth an etwas Ueberirdisches knüpfen." Er sah den Zweck des Gottesdienstes darin, daß derselbe „alle Glieder der Nation nur als Menschen, und ohne die zufälligen Unterschiede der Gesellschaft vereinigt."[1]) Von diesen Gesichtspunkten geleitet konnte der Mann, der seiner eigenen Erbauung wegen niemals die Schwelle einer Kirchthür überschritten hätte, von ganzem Herzen für die Hebung und Veredlung des öffentlichen Gottesdienstes Sorge tragen. Von diesen Gesichtspunkten aus konnte er redlich mit einem so frommen und kirchlichen Manne wie Nicolovius zusammenwirken. Unter Humboldt's Oberleitung leitete dieser die geistliche Abtheilung des Humboldt'schen Departements, wie Humboldt selbst die Unterrichtsabtheilung. Er ließ dem Manne, der sich ausdrücklich die Aufgabe gestellt hatte, das Volk zu religiösem Glauben wiederzuerwecken, vollkommen freie Hand. Er wachte nur darüber, daß ihre beiderseitige Thätigkeit eng ineinandergreife und daß Ein Geist der Freiheit ihre beiderseitigen Bestrebungen verbinde.

Hatte aber in der Richtung auf die religiösen Angelegenheiten die Humboldt'sche Thätigkeit eine allgemein humanistische Färbung, so war dagegen sein Humanismus und sein auf diesen gebautes pädagogisches Wirken nicht ohne eine andere specifische und bis auf einen gewissen Grad fremdartige Färbung. Der Mann, der den besten Theil seines Lebens mit den Alten und mit denjenigen zugebracht hatte, die in Wissenschaft, Kunst und Dichtung den Geist des Alterthums unter uns wieder wachzurufen unternommen hatten, mußte auch für die jetzt erstrebte sittlich-patriotische Aufklärung der Nation, den Aestheticismus und das Hellenenthum als die edelste Un-

1) S. die gestrichenen Stellen des Aufsatzes: Ueber geistliche Musik V. 319 ff. daselbst S. 323.

terlage ansehn. Wir haben bereits berührt, was er in dieser Richtung für die Gymnasien that. Er räumte dem Unterricht im Griechischen einen größeren Platz ein. Er forderte selbst für Realinstitute die Beibehaltung der alten Sprachen. Ganz besonders charakteristisch aber ist ein Antrag, den er unter dem 14. Mai 1809 wegen Errichtung einer obersten musikalischen Behörde zum Behuf der Verbesserung der öffentlichen Musik an des Königs Majestät richtete. Er, der Unmusikalische, beantragte die Ernennung des ihm von Göthe empfohlenen Zelter zum Professor an der Akademie der Künste und Aufseher der öffentlichen Musik im preußischen Staate, damit auf diese Weise theils die Kirchenmusik, theils die städtische Musik, theils auch der Musikunterricht in den Schulen allmälig auf eine höhere Stufe gehoben würde. Es handelte sich ihm dabei gleichzeitig um die Veredlung der Kunst selbst und um die Einwirkung auf die Bildung der Nation. Seine Gründe waren die Gründe Platon's und Aristoteles'. Sein Gesichtspunkt war den Anschauungen entnommen, aus denen auch in Sparta und Athen die musische Erziehung einen Haupttheil der bürgerlichen Erziehung bildete. Wenn er in seiner politischen Jugendschrift so weit gegangen war, in gewissem Sinne „aus allen Bauern und Handwerkern Künstler" bilden zu wollen,[1]) so blieb er nun wenigstens bei dem Satze, daß „Kunstgenuß einer Nation unentbehrlich sei." Wie er dort, in Beziehung auf bildende Wirkung, der Musik wegen ihrer Eindringlichkeit den Vorzug vor der Poesie, der Malerei und der Plastik gegeben hatte, so hob er auch jetzt wieder hervor, daß gerade diese Kunst „tief und bildend auf die Empfindung und die Gemüther selbst der niederen Volksklassen" einzuwirken im Stande sei, daß sie vor Allem, anklingend an das rein und allgemein Menschliche, sich zu einem Bande zwischen den untern und höhern Schichten der Nation eigne. Aus diesem humanistisch-ästhetischen Grunde empfahl er die Verbesserung der gottesdienstlichen Musik. Er empfahl den musikalischen Schulunterricht, damit „das Gemüth früh an Wohlklang und Rhythmus gewöhnt," und so „der sonst so leicht einreißenden Rohheit entgegengearbeitet werde."

Es kann scheinen, daß Gesichtspunkte wie diese zu fein und zer-

---

1) Ideen zu einem Versuch rc. S. 23.

brechlich seien, als daß sie zur Anwendung in der Praxis tauglich wären. Nicht sowohl die Gesichtspunkte indeß, als die Form, in welcher sie gewonnen und auseinandergesetzt sind, steht in Mißverhältniß zu dem groben Stoffe der Wirklichkeit. Die Lectüre einer Humboldt'schen Denkschrift macht einen ähnlichen Eindruck auf uns, wie ein mikroskopischer Blick in das innere Gefuge, in die zarten Röhrengänge und das regelmäßige Zellengewebe eines mächtigen, von rauher Rinde umgebenen Stammes. Nur aus den besten Gedanken und den edelsten Empfindungen des Menschen gestaltet sich, was im Leben Werth und Bestand haben soll. Auch öffentliche Zustände bilden sich am sichersten über der feinsten Grundlage: auch die politisch-praktische Thätigkeit gedeiht nur aus Ideen heraus. Den idealistischen Sinn, in welchem Humboldt mit seiner ganzen Wirksamkeit feststand, führte er in alle einzelnen Maaßregeln und Entwürfe über. Er gab demselben schon in der Organisation seines Departements einen Ausdruck. Der Section des öffentlichen Unterrichts nämlich gesellte er eine eigene wissenschaftliche Deputation bei. In dem ersten Entwurf der Instruction [1]) für dieselbe giebt er den Zweck dieser Behörde an. Sie war bestimmt, „die allgemeinen wissenschaftlichen Grundsätze unverrückt gegenwärtig zu halten," damit die Section „ihr Verfahren immer nach seiner allgemeinen Richtung übersehen und würdigen könne." Es war nach Humboldt's Absicht eine Körperschaft, welche die leitenden Ideen, von denen alle Geschäftsthätigkeit ausgehen müsse, gleichsam selbständig repräsentirte, und es sollte ihr daher auch vor allen Dingen freistehn, mit allgemeinen Vorschlägen und Bedenken, der Geschäftsbehörde gegenüber, die Initiative zu ergreifen. In solchen und ähnlichen Einrichtungen war sicherlich nichts Unpraktisches und Ueberspanntes. Humboldt fehlte nur darin, daß er zuweilen zu sehr seine vorgängigen Ueberlegungen in die praktischen Anordnungen mit hinüberführte. Er löschte vielleicht nicht sorgfältig genug die Hülfslinien weg, die er in Gedanken gezogen hatte. Er verrieth vielleicht zu viel von der geistigen Methode seiner praktischen Conceptionen. Es ist klar; er hatte fortwährend mit seiner Vorliebe für die theoretische

1) Sie liegt uns, wie schon angegeben, G. W. V. 333 ff. vor; vergl. an Wolf; ebendas. S. 276.

Seite der Dinge zu kämpfen. Er verlor sich zu leicht in der Metaphysik seiner Projecte. Es kostete ihn Mühe, die Subtilität seiner Erwägungen in seinen Geschäftsarbeiten zu verstecken und seinen Vortrag zu vereinfachen. Er fühlte das selbst lebhaft. In einer zweiten Redaction der Instruction für die wissenschaftliche Deputation war er bemüht, dasjenige zu ändern, was in der ersten „zu metaphysisch scheine.“ [1]) Es ist augenscheinlich, daß er aus demselben Grunde in dem Aufsatz über geistliche Musik die Stellen strich, die wir jetzt aus dem ursprünglichen Entwurf in den G. W. nachgetragen finden.

Aber dieser „metaphysische“ Charakter der Form ging in der That nicht auf die Sachen und auf das Handeln Humboldt's als solches über. Verwundert rühmten die Männer, die mit ihm zusammen früher in der ästhetischen Welt gelebt hatten, daß er wisse „was ungefähr in der Welt gehn und gelten könne. [2]) Dies hatte er vor seinen ästhetischen Freunden voraus, daß er auch im Elemente der Praxis weder unterging noch seine vorige Bildung verläugnete, daß er mit dem Geiste der Aesthetik die Fähigkeit des Handelns und das Talent des Geschäftsmannes verband. Weit entfernt, daß ihn seine Studien und Speculationen für das Leben unbrauchbar gemacht hätten, so hatte er gerade durch die Beschäftigung mit der Kunst auch den Sinn für die Kunst des Handelns, durch seine Beschäftigung mit dem Menschen das Talent der Menschenbehandlung geschärft. Wie er sich frühzeitig gegen den politischen Apriorismus erklärt hatte, wie er von Hause aus das Gesetz des Handelns und Lebens nicht minder als das des Denkens nach dem Schema der Aesthetik gefaßt hatte, so übte er nun überall, ein praktisch-politischer Künstler, die Kunst der Einbildung der Ideenform in den Stoff der Wirklichkeit. Ein Hauptpunkt bei der Organisation seines Geschäftskreises bestand darin, daß sich die ideelle Seite desselben innig mit der blos geschäftlichen verbände, und daß weder da, wo Grundsätze zu vertreten seien, die Ausführbarkeit, noch da, wo es die Ausführung gelte, die Rücksicht auf die leitenden Ideen aus den Augen gelassen werde. [3])

---

1) An Wolf G. W. V. 277.

2) Knebel an Göthe a. a. O. I. 367.

3) Ideen zu einer Instr. a. a. O. S. 338. 341. Brief an Wolf a. a. O. S. 287.

Umwälzend und neuernd, ebenso, wie seine Wirksamkeit war, war sie doch nichts weniger als schroff revolutionär. Aus dem innersten Geiste seiner bisherigen Bildung sprach er den Grundsatz aus, daß es „nie gut sei zu zerstören, ehe etwas Anderes völlig an die Stelle getreten sei.“[1]) Es war der Grundsatz des fortschrittslustigsten Conservatismus, das Bestreben, welches auch Stein beseelt hatte: eine Revolution auf dem Wege der Reform zu bewerkstelligen.

Andere Tugenden seines staatsmännischen Wirkens hingen mit seinem ganzen Charakter zusammen und bewährten sich jetzt nur auf neuem Felde. Von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit übertrug er auf die politische das reine, von allem Persönlichen absehende Interesse für die Sache, die schöne Wahrheitsliebe, die sich stets zur liberalsten Erörterung bereit finden läßt, die strenge Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, den pflichttreuen, unermüdlichen Arbeitseifer. Freunde und Feinde mußten diese Eigenschaften anerkennen. Keiner aber erfuhr sie mehr, gegen Niemand zugleich verschwendete Humboldt mehr seine ganze persönliche Liebenswürdigkeit und Seelengüte, als gegen Wolf. Es war ein schöner Traum, welchen Humboldt geträumt hatte, daß er an dem ehemaligen Genossen seiner Studien einen ebensolchen Gehülfen seiner praktischen Thätigkeit finden werde. Er war alsbald bedacht, dem Freunde ein Verhältniß zu schaffen, welches seinen Verdiensten wie seiner Würde entspräche, welches zugleich belohnend und ehrenvoll wäre, welches ihm die Gelegenheit zum fruchtbarsten Eingreifen in die Dinge gewährte und ihn doch seinem wissenschaftlichen Beruf, seinen Arbeiten und seinem eignen Ruhme erhielte. Wolf sollte die Direction der wissenschaftlichen Deputation übernehmen, und eigens auf Wolf waren die Bestimmungen über die Stellung und über die geschäftlichen Aufgaben eines solchen Dirigenten berechnet. Aber Wolf nahm die ihm angetragene Stelle nur an, um sofort wieder zurückzutreten.[2]) Der Mann, körperlich kränklich, war geistig um Vieles kränker. Er hatte sich in eine unleidliche Anmaaßung hineingewöhnt und war aus Anmaaßung in eine hysterische Reizbarkeit und Verstimmtheit verfallen. Es schien, als ob der wilde und ungemessene Hochmuth Bentley's in den großen

---

1) Antrag zur Gründung der Universität a. a. O. S. 328.

2) S. Körte a. a. O. S. 34. ff.

deutschen Kritiker gefahren sei. Allen Vorstellungen des Freundes gegenüber, verschloß er sich in die Einbildungen seines von Ruhmesgenuß und Geniesucht kranken Geistes und in die Launen eines verhärteten Egoismus. Die Briefe, welche Humboldt in dieser Angelegenheit an Wolf schrieb, liegen als ein schönes Zeugniß des „heitern Muthes," der Treue, der Geduld und Milde, — aller der Gemüthseigenschaften vor, die nicht Jedem, sondern nur seinen Vertrauten bekannt sein mochten. Wohl hätte er mit Herzog Alphons sagen können, daß ihm „zur Prüfung der Geduld ein Freund gegeben:" —

„Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes,
Und weiß nur allzu wohl, was ich gethan
Wie sehr ich ihn geschont, wie sehr ich ganz
Vergessen, daß ich eigentlich an ihn
Zu fordern hätte." — —

Dieselben Briefe aber lassen auch noch einmal einen Blick in den allgemeinen Sinn seiner ganzen Wirksamkeit und in den edlen und fleckenlosen Stil seiner Geschäftsthätigkeit thun. Denn nun war er genöthigt, Wolf darauf hinzuführen, daß billig jede andre Rücksicht der Rücksicht auf die Sache weichen müsse. Auf die Sache, die — so fügte er hinzu — „wenigstens ich, wenn ich auch weit entfernt bin, von Anderen Aufopferungen zu fordern, auch nie einen Augenblick aus den Augen verliere." Willig ließ er sich herbei, dem verbitterten Tadel Rede zu stehen, welchen Wolf gegen seine ganze Verwaltung und deren einzelne Maaßregeln ausgelassen hatte. Er that es, aus dem Bewußtsein heraus, daß er überall „mit ernster Ueberlegung und mit Eifer" gehandelt habe. Ein einzelnes Fehlschlagen, schreibt er, dürfe nicht abschrecken. Wenn man das zulasse, mache man eigentlich nichts. „Das Ende der Tage," fährt er fort, „ist nicht gekommen. In Geschäften ist es mein Grundsatz, daß man nur dann gut wirkt, wenn man ruhig, geduldig und beharrlich ist. Auch die reifste Ueberlegung kann durch Zufälligkeiten ihres Zwecks verfehlen, aber wenn man nur diesen im Auge behält und immerfort redressirt, so kömmt man doch an's Ziel." [1])

1) An Wolf a. a. O. S. 288. 289. S. übrigens die Nummern LXVIII, LXIX, LXXII, LXXIV, LXXV, LXXVII und LXXVIII des Briefwechsels.

Zweiter Abschnitt.

Diplomatische Thätigkeit.

Nicht die Zerfallenheit der Dinge, nicht die Noth des Staats als solche hatte Humboldt entmuthigen können. Aus der Arbeit des Wiederaufbauens selbst hatte er Muth geschöpft; es war ihm gelungen, auch unter den Beschwerden des Actentisches und in den Discussionen des Rathszimmers den heiteren Gleichmuth der Muße zu bewahren. Aber gegen Eins war nicht aufzukommen und Eins war nicht zu ertragen. Der Dinge getraute er sich, Herr zu werden: an den Menschen schien alle Aussicht auf Rettung zu scheitern. „Das wahre und bedeutendste Unglück," so äußerte er, sei dies, daß es an Männern von großem Kopf und Energie, von dem Geist und Charakter Stein's mangle. Das, in der That, war ein sehr mildes Wort, wenn es sich auf die Dohna und Altenstein, die Goltz und Beyme bezog. Kein höherer Zweck, kein gemeinsamer Plan, kein Begriff auch nur von der zu lösenden Aufgabe leitete die Wirksamkeit dieser Minister. Man hatte das Eine Princip, statt nach Principien nach Chancen zu regieren, die Dinge zu benutzen wie sie kämen, sie kommen zu lassen, statt sie herbeizuführen. Ohne die einheitliche Leitung eines Staatsraths zerfiel die Regierung in die verschiedenen Departements. Je weniger die einzelnen Zweige in einander eingriffen, desto häufiger erfolgten gegenseitige Uebergriffe. Je weniger ein herrschender Kopf an der Spitze stand, desto mehr suchte Einer den Andern zu beherrschen, desto offeneres Feld hatte die persönliche Intrigue. Die Nation war unvertreten und ohne

Stimme: gerade in dem Geheimniß suchte man eine Stütze der Mißregierung. Die Schwäche des Königs machte die Schwäche seiner Rathgeber noch verhängnißvoller. Nachdem der Staat durch einen furchtbaren Stoß von außen erschüttert war, nachdem ihm die rettende Hand Stein's entzogen war, so ging er jetzt durch die Rath- und Thatlosigkeit seiner Leiter mit raschen Schritten seiner inneren Auflösung entgegen.

Das Peinlichste mußte sein, in einer solchen Regierung mitteninne zu stehn, ihre Schwäche und Elendigkeit zu übersehn und nicht helfen zu können. Unter allen Verwaltungszweigen war derjenige, welchem Humboldt vorstand, der einzige, in dem eine höhere Auffassung der Dinge, ja der einzige, in dem Ordnung und eine zweckmäßige Thätigkeit herrschte. Es war klar, daß auf die Dauer selbst das gesunde Glied unter dem Siechthum des Ganzen leiden, daß durch die Zerrüttung der ganzen Maschine über kurz oder lang auch die einzigen noch brauchbaren Räder zum Stocken gebracht werden müßten. Der Leiter des Cultus und Unterrichts war nicht so gestellt, daß er selbst und allein für sein Wirken verantwortlich gewesen wäre. Seine Stellung im Ministerium des Innern machte ihn zum Untergebenen eines Mannes, der zwar das Beste, aber nur mit dem schwächsten Willen und mit den kürzesten Gedanken wollte. Durch diese Schwäche war der Graf Dohna in völlige Abhängigkeit von Altenstein gerathen. Der Wirthschaftsinspector, wie Schön klagte, befand sich in den Händen des Rentmeisters. Das Finanzministerium, selbst in der äußersten Haltlosigkeit und Zerrüttung, beherrschte und verwirrte die Verwaltung des Innern. Es gab Collisionen ohne Unterlaß, und die immer wachsenden Finanzverlegenheiten waren am Ende das allein dominirende Princip. Ein Mann, der, wie Humboldt, seine ganze Wirksamkeit von einer großen Idee bestimmen ließ, paßte überhaupt nicht in diese ideenlose Gesellschaft. Allein das Schlimmste war, daß seine Ideen Geld, und viel Geld kosteten. Bald sah er sich die Hände gebunden und in der Ausführung seiner Entwürfe von allen Seiten gehemmt und beengt. Dies nahm zu seit der Verlegung der Regierung von Königsberg nach Berlin. Im März 1810 hatte die Verwirrung und mit der Verwirrung die Kopflosigkeit den Gipfel erreicht. Ausdrücklich erklärte Altenstein und mit ihm die übrigen Minister, daß es unter

den dermaligen Umständen, bei der völligen Erschöpfung der Finanzen unmöglich sei, „große Reformen in der Organisation des Innern zu wagen.“ Jede Aussicht mußte damit für Humboldt schwinden, in der bisherigen Weise fortzuwirken. Und nicht das blos. Die jüngsten Erklärungen Altenstein's waren von der Art, daß jede Gemeinschaft mit dem Regiment, welchem er den Namen gab, zum Verbrechen am preußischen Staate ward. Denn mit nichts Geringerem als mit der Ehre dieses Staates hatte er endlich seinen Verlegenheiten abhelfen, den Staat selbst hatte er des Staates wegen verschleudern wollen. Gedrängt durch die Forderungen Napoleons wegen der Rückstände der Kriegssteuer, hatte er sich nicht entblödet, die Abtretung Schlesiens als das einzige Rettungsmittel aus der Noth vorzuschlagen. Es war hohe Zeit, zu thun, was schon früher die Merckel und Vincke gethan. Es galt, sich loszusagen von einer Regierung, die sich ihrerseits von den geheiligtsten Ueberlieferungen preußischer Größe und preußischen Ruhms, von dem Andenken Friedrichs, von dem Glauben an Preußens Zukunft lossagte. Schon bei der Annahme seines neuen Postens hatte sich Humboldt den Rücktritt in die Diplomatie vorbehalten. Er bat jetzt, am 29. April 1810, um die Erlaubniß, sich aus der Verwaltung zurückziehen zu dürfen.

Zwar, so schlimm stand es noch nicht mit den Hohenzollern, daß sie vor dem Gedanken nicht zurückgeschreckt wären, den staatsmännischen Bankerutt eines unfähigen Ministers mit dem besten Capital der Monarchie, mit der Eroberung des großen Königs zu decken. Jener Vorschlag kostete dem Altenstein'schen Ministerium den Besitz der Gewalt. Hardenberg, aus seiner Zurückgezogenheit hervorgerufen, hatte die Möglichkeit eines anderen Regierungssystems dargelegt. Mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, war er am 7. Juni mit dem Titel eines Staatskanzlers an die Spitze der Geschäfte getreten. Der Entschluß Humboldt's blieb nichtsdesto weniger derselbe. War es, daß er auch nach dieser Veränderung die Erneuerung peinlicher Conflicte in einer so wenig selbständigen Stellung besorgte, war es, daß er auch Hardenberg nicht für den Mann der Situation hielt, war es, daß ihm auf alle Fälle die Thätigkeit des Verwaltens zu sehr verleidet war, um es selbst mit neuen und fähigeren Menschen auf's Neue zu versuchen:

genug, er begnügte sich, den ihm anvertrauten Verwaltungszweig in's beste Geleise gebracht und wenigstens Eine große Schöpfung in's Leben gerufen zu haben. In der That, es scheint, daß ihn vorzugsweise der Wunsch bei seinem Entschlusse festgehalten hat, aus dem Druck der Geschäfte zu einem seinen Neigungen und seinem individuellen Plan mehr entsprechenden Leben zurückzukehren. Dem Ruf der Pflicht hatte er sich nicht entzogen. Gerade die Gewissenhaftigkeit, mit der er sie erfüllt hatte, ließ ihn nicht länger als unentbehrlich erscheinen. Unter solchen Umständen trat die Erwägung in ihr Recht, ob er seine Kräfte noch ferner, in einer immerhin prekären Lage, demjenigen, was ihm als das Höchste galt, völlig entziehen solle. Seine Absicht war nicht, wie im Anfang der neunziger Jahre, dem Staate gänzlich den Rücken zuzukehren. Er wünschte eine Lage, in der er noch immer dem Vaterlande nützen könne, in der ihm aber zugleich verstattet wäre, sich und seinen Ideen zu leben. Seinem Wunsch ward entsprochen. Er wurde bestimmt, den Grafen von Finckenstein abzulösen. Durch Cabinetsordre vom 14. Juni wurde er zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Wien mit dem Charakter eines Geheimen Staatsministers ernannt. Die Leitung der Section übernahm für's Erste Nicolovius. Sie ward später dem Geheimen Staatsrath von Schuckmann übergeben, nachdem Hardenberg vergeblich versucht hatte, Alexander von Humboldt von seinen wissenschaftlichen Arbeiten abzurufen und diesen an des Bruders Stelle für den erledigten Posten zu gewinnen.

Nicht ganz so trat Humboldt in die diplomatische Laufbahn zurück, wie er einst, acht Jahre früher, in dieselbe eingetreten war. Die Gedanken und Stimmungen, mit denen er nach Wien ging, waren nicht genau die, mit denen er nach Rom gegangen war. Er hatte eine ernste Schule durchgemacht. Er hatte die Noth und das Bedürfniß des Vaterlandes von Nahem gesehn. Er hatte tief in den öffentlichen Dingen mitteninne gestanden. Die Folge war, daß ihn bei seinem Rückzuge aus der Verwaltung ein stärkeres Interesse an Staats- und Geschäftssachen begleitete, als er je zuvor besessen hatte. Auf Schritt und Tritt während seiner Wirksamkeit in Preußen war ihm der Geist eines Mannes begegnet, mit dem er schon von seinem römischen Gesandtschaftsposten aus gelegentlich correspondirt

hatte.[1]) Von hundert Lippen hatte er den Namen Stein's mit Ehrfurcht und Bewunderung aussprechen hören, und Zeuge war er gewesen, wie das Andenken an den großen Verbannten um so kräftiger in den Herzen fortlebte, je mehr die neue Verwaltung aus der von ihm vorgezeichneten Spur wieder ausbog. Ein herzliches Verlangen hatte ihn daher ergriffen, diesen Mann persönlich kennen zu lernen. Im September — ohne die Eröffnung der Berliner Universität abgewartet zu haben — befand er sich auf dem Wege nach Wien. Auf diesem Wege, oder auf einem Umwege vielmehr, den er eigens zu diesem Zwecke machte, sah er zunächst in Teplitz Gentz wieder und verweilte zwei Tage bei demselben.[2]) Von Teplitz aber wandte er sich nach Prag; denn dorthin hatte Stein sich seit dem Juni von Brünn übergesiedelt. Des freundschaftlichsten Empfanges durfte er gewiß sein. Denn Stein hatte mit billigender Theilnahme die Wirksamkeit Humboldt's als Leiter der Section des Unterrichts und Cultus verfolgt. Ja, so günstig war die Ansicht, die er über den Charakter und die Talente des Mannes gefaßt hatte, daß er in der Denkschrift, die er gleich nach Hardenberg's Ernennung zum Staatskanzler an diesen einschickte, den Rath ertheilen konnte, Humboldt neben der Section des Unterrichts zugleich an Stelle des unfähigen Grafen Goltz mit der Leitung des Auswärtigen zu betrauen.[3]) Diese günstige Ansicht ward durch das persönliche Zusammentreffen beider Männer nur bestärkt. Es legte den Grund zu einer Freundschaft, welche ungeachtet der außerordentlichen Verschiedenheit ihrer Naturen bis an's Ende ausdauerte und durch brieflichen wie persönlichen Verkehr beständig unterhalten wurde. Stein bedauerte nunmehr, nicht früher die Bekanntschaft eines Mannes gemacht zu haben, der ihm der würdigste und nützlichste Genosse bei der Regeneration des preußischen Staates gewesen wäre. Besonders tief aber war der Eindruck des großen Reformers auf Humboldt. Persönlich, in einer individuellen Erscheinung,

---

1) Wenn anders Wilhelm von Humboldt in dem Citat bei Pertz, II. 614, Anmerkung 36, gemeint ist.

2) Gentz an Adam Müller in Schlesier's Ausgabe von Gentz' Schriften, IV. 366, und an Rahel, ebendas. I. 117.

3) Pertz, II. 498.

standen jetzt die Interessen vor ihm, mit denen er seit seiner Rückkehr nach Deutschland, halb wider Willen und mehr als halb gegen seine Neigung vertraut geworden war. Nicht reiner war ihm ehedem in Schiller der Ernst des künstlerischen Schaffens im Elemente der Idee entgegengetreten, als jetzt der Ernst patriotischer und staatsmännischer Praxis. Der gute Geist der echten, von tief sittlicher Gesinnung getragenen Politik stand leibhaftig vor ihm. Er mußte inne werden, daß diese vollkommene Hingebung an das Schicksal des Vaterlandes, diese einzige Leidenschaft für die sittliche Ordnung des Gemeinwesens, dieser Feuereifer für gemeinnütziges Wirken, daß das Alles doch auch etwas sei. Als die Hoffnungen Deutschlands, die Lage Preußens, die Pläne Hardenberg's, der nur eben jene geheime Zusammenkunft mit Stein gehabt hatte, als das Verhältniß Oesterreich's zu Preußen, als Menschen und Dinge, Grundsätze und Maaßregeln zwei Tage lang zwischen den Beiden besprochen worden waren, da war Humboldt durchdrungen von dem unschätzbaren Werth, da hatte er ganz den großen Kopf und den größeren Charakter Stein's erkannt. Er bedauerte nun — so schrieb er bald darauf von Wien an den neu gewonnenen Freund — „nicht zu der Zeit in Deutschland gewesen zu sein, wo Sie bei uns thätig waren; mit und unter Ihnen zu arbeiten, würde mir jetzt doppelte Freude und Beruhigung sein.“ Noch warm von den Gesprächen, die er mit Stein geführt hatte, gestand er nun, daß auch er die Pflicht kenne, die er dem Vaterlande schulde. Er sei zwar überzeugt, daß er nie mehr in Berlin werde gebraucht werden: dennoch sei sein Vorsatz, sich keinem Ruf zu entziehen. Die schöne Muße einer Zwischenzeit wolle er eben deshalb nicht blos wie früher zu gelehrten Arbeiten, sondern nebenher auch zu finanziellen und staatswissenschaftlichen Studien benutzen.[1])

Allein freilich, wie schon diese Aeußerungen zeigen: seinen jetzigen Posten sah Humboldt vorwiegend wie einen Ruhe- und Mußeposten an. Für die Zukunft zwar hielt er sich bereit: vorläufig betrachtete er sich wie einen aus dem Geschäftsjoch Ausgespannten, der nur gleichzeitig dem Gemeinwesen seine guten Dienste nicht gänzlich ent-

1) Humboldt an Stein. Pertz II. 534. Das richtige Datum des Briefes ist wahrscheinlich der 18. October; vgl. ebendas. Stein an Humboldt d. d. 28. October.

zöge. Und ein Mußeposten war, wie die Dinge standen, der Wiener Gesandtschaftsposten in der That. Ohne Zweifel war auch Humboldt mit Stein der Ansicht, daß das letzte Ziel, welches die preußische Diplomatie anzustreben habe, dasselbe mit dem der inneren Verwaltung, daß es die Befreiung Preußens und Deutschlands von dem Joch der französischen Herrschaft sei. Ohne Zweifel waren die beiden Staatsmänner unter sich und waren beide mit Hardenberg übereingekommen, daß nichts zur Erreichung dieses Zieles so wichtig sei, als die Herstellung eines Einvernehmens zwischen den beiden deutschen Staaten, deren Eintracht schon im Jahre 1804 Gentz für die „letzte und gleichsam sterbende Hoffnung Deutschlands" erklärt hatte. Es war dies jetzt viel klarer noch als es im Jahre 1804 gewesen war; denn beide Staaten waren durch die Erfahrung belehrt worden, daß einer ohne den anderen der Uebermacht Frankreichs nicht gewachsen sei. Es war nicht minder klar, daß der Versuch einer Annäherung von Preußen ausgehen müsse; denn als sich Oesterreich 1809 von Neuem zum Kriege entschlossen hatte, waren die beiden Rivalen quitt gewesen, und dennoch hatte Preußen abermals dem Heldenkampfe der Oesterreicher mit verschränkten, oder, wie es selbst sich entschuldigte, mit gebundenen Armen zugesehn. Allein leider war eine solche Annäherung auch niemals schwieriger, niemals die Aussicht, daß sie Erfolg haben werde, entfernter gewesen. Auch Oesterreich war jetzt zum Tode erschöpft. Auf die höchste Kraftanstrengung war die höchste Ermattung gefolgt. Das System des Widerstandes hatte dem System der Ergebung Platz gemacht. Die Fesseln der Knechtschaft waren durch die Bande der Freundschaft und der Verwandtschaft scheinbar gemildert, in Wahrheit verstärkt worden. Jeder Gedanke an Krieg war fahren gelassen, seit Metternich an Stadion's Stelle getreten, und die Sorge, den zerrütteten Finanzen des Staates aufzuhelfen, absorbirte vollständig die Aufmerksamkeit der österreichischen Regierung. Gebunden, auf der anderen Seite, und bewacht, erschöpft und verzagt war auch Preußen. Es hätte, auf's Höchste, conspiriren mögen: es fand, daß es im gegenwärtigen Augenblick zwar vielleicht mit den versteckten Gesinnungen, aber nicht mit der Macht und der Politik Oesterreich's conspiriren könne. Die Instructionen und die Geschäfte eines preußischen Gesandten in Wien waren daher vorläufig von geringer Be-

deutung. Sie beschränkten sich auf Beobachten und Berichterstatten. Es galt, die Stimmung der Bevölkerung wahrzunehmen. Die Hauptaufgabe war, Vertrauen zu Preußen zu erwecken, und für alle Eventualitäten die Möglichkeit einer Annäherung vorzubereiten. Am besten gelöst wurde diese Aufgabe, wenn der Gesandte mehr sah als that, wenn er sich möglichst still und discret verhielt.

Humboldt war sicher der discreteste und Hardenberg, wenn es sein mußte, der vorsichtigste der Menschen. Es war viel, daß der Staatskanzler dem österreichischen Hofe die vertrauliche Mittheilung zugehen ließ, daß er für seine Maaßregeln in der inneren Verwaltung die Billigung Stein's bei einer geheimen Zusammenkunft in Schlesien erhalten habe.[1]) Es war im Uebrigen nicht seine Gewohnheit, die Gesandten von anderen als denjenigen Dingen zu unterrichten, die unmittelbar auf den Ort ihrer Mission Bezug hatten; noch im Anfange des Jahres 1812 hatte Humboldt nur dunkle und unvollständige Nachrichten von dem Zustande in Preußen.[2]) Seine Pflicht legte ihm demgemäß wenig Arbeit auf. In der redlichsten Gesinnung that er diese Pflicht, aber er that schlechterdings nicht mehr. Wie bereit er unter andern Verhältnissen gewesen wäre, eine größere politische Wirksamkeit auf seine Schultern zu nehmen, es war natürlich, daß er unter den gegenwärtigen wieder sich selbst, nicht die Geschäfte als den Mittelpunkt seines Lebens betrachtete. Je länger er in Wien war, desto mehr sah er die Berliner und Königsberger Zeit, wo er genöthigt gewesen, dies umzukehren, wieder wie eine Anomalie in seinem Lebensgange an. Sie hatte ihn zu einem Andern gemacht. Nun sei er wieder der Alte, schreibt er im Sommer 1812 an Wolf,[3]) derselbe, der er vor 1809 gewesen, der Alte in Absicht seiner Interessen und seiner Art, die Dinge anzusehn. „Denn das Gesandtengeschäft," fügt er hinzu, „ist so locker und lose, daß es mir die Gedanken nicht sonderlich einnimmt, und so wie weiland Rubens dabei große Bilder malte, kann auch ich vielerlei treiben, habe es gethan, und thue es noch." Kaum war er, Mitte October 1810, in Wien angekommen, so packte er seine Bücher aus, um

1) Pertz, II. 571 nach einem Briefe Humboldt's an Stein vom 16. Februar 1811, vergl. a. a. O. S. 621 Anm. 71.

2) Humboldt an Stein, den 3. Januar 1812, bei Pertz, III. 594.

3) G. W. V. 294.

vor Allem seine alten, seit dem Eintritt in das Ministerium liegengebliebenen linguistischen Studien [1]) wieder aufzunehmen. Dieselben bezogen sich in erster Linie noch immer auf das Baskische. Er hatte über der Masse der Berufsgeschäfte, in denen er sich plötzlich seit 1809 befand, den von lange her gehegten Plan, ein eignes Werk über die Basken und deren Sprache auszuarbeiten, aufgeben zu müssen geglaubt, und war um so bereitwilliger auf den Vorschlag des Professor Vater in Königsberg eingegangen, in den dritten Band des von diesem fortgeführten „Mithridates" einen ausführlichen Aufsatz über die Baskische Sprache einzurücken; allein auch dieser Aufsatz war nicht zu Stande gekommen. Er nahm jetzt die Idee einer eignen Schrift über diesen Gegenstand wieder auf, begann dieselbe auszuarbeiten und verhieß in einer ausführlichen Ankündigung zu Ende des Jahres 1812 das Erscheinen derselben in einem oder höchstens anderthalb Jahren. [2]) Er kehrte gleichzeitig an die Erfüllung des dem Fortsetzer des Mithridates gegebenen Versprechens zurück, beschränkte sich aber nun auf eine Reihe von Berichtigungen und Zusätzen zu dem Adelung'schen Artikel über das Baskische. [3]) Aus dem erwähnten Briefe an Wolf erfahren wir, daß er sich jetzt, in Wien, auch mit der Erlernung der Ungrischen Sprache abgab. Auf's Neue endlich, und abermals durch seinen Bruder, wurde ihm das Studium der americanischen Sprachen näher gebracht. Alexander von Humboldt hatte einen Theil seiner großen Reisebeschreibung vollendet. Im November 1811 war er bei seinem Bruder in Wien zum Besuch. Er drückte den Wunsch aus, daß dieser ihm für sein

---

1) An Stein, bei Pertz, II. 534.

2) In F. Schlegel's deutschem Museum Bd. II., Heft 12. Auch dem Königsberger Archiv vom Jahre 1812 war die „Ankündigung" beigelegt; sie fehlt dagegen in den G. W.

3) Diese „Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des zweiten Bandes des Mithridates" erschienen dann freilich erst 1817 im 4. Theil des Mithridates, S. 275 ff., und, in besonderem Abdruck, in demselben Jahre, Berlin bei Voß. Einstweilen ward nur der Schluß dieser Arbeit („Proben Baskischer Schreibart und Dichtung") von Vater im Königsberger Archiv (für Philosophie, Theologie, Sprachkunde und Geschichte, Jahrgang 1812, 3. Stück, S. 277 ff.) veröffentlicht. In die G. W. ist auch dies Stück nicht aufgenommen. Vergl. übrigens auch die Vorrede zur 1. Abthl. des dritten Bandes des Mithridates, S. III. IV. und 2. Abthl. desselben Bandes, S. 432 Anm. 2.

Reisewerk eine Abhandlung über die americanischen Sprachen schreibe. Der Versuch, diesem Wunsch zu entsprechen, führte Wilhelm zu anhaltender Beschäftigung mit Sprachen, die durch ihre grammatische Analogie mit der Baskischen seine Aufmerksamkeit doppelt reizten.[1]) Sprachstudien und sprachphilosophische Betrachtungen füllten so den größten Theil seiner Zeit. Andres spielte jetzt mehr nebenher, oder machte sich als Reminiscenz vergangner Tage geltend. Wolf hatte sich durch Uebersendung seiner Ausgabe von drei Platonischen Dialogen dem alten Freunde wieder mehr genähert. Die Widmung erinnerte ausdrücklich an den Antheil, den Humboldt an den Vorbereitungen zu dieser Arbeit genommen habe. Humboldt las die drei Dialoge auf einer Reise, die er im Sommer 1812 von Wien aus nach Thüringen machte, um daselbst Rechnungen und Privatgeschäfte zu besorgen. Kurz vorher hatte ihn die Reise seines Monarchen nach Prag und Töplitz, auch mit Göthe in Karlsbad zusammengebracht, und alte und neue Themata, Wolf's Aristophanesübersetzung und Niebuhr's römische Geschichte[2]) waren dabei zur Sprache gekommen. Noch lebhafter endlich war er an die Zeit von Jena durch ein Schreiben von Körner erinnert worden, welcher mit der Abfassung einer Skizze von Schiller's Leben umging.[3]) Besuchsweise fand sich Körner auch persönlich in Wien ein. Er hatte außer dem Freunde einen Sohn hier. In dem Talente Theodor Körner's trieb das alte Verhältniß der Körner'schen Familie, die Pietät zu Schiller und der Glaube an die Schiller'schen Ideale lebendige Blüthen. Der junge Dichter war ein gern gesehener Gast in dem Humboldt'schen Hause.

In Beziehung auf literarischen Umgang fand sich übrigens Humboldt in Wien nicht viel besser gestellt als in Rom. Er fand bei Friedrich Schlegel, der jetzt im Dienste Oesterreich's und des Katholicismus die literarischen und philosophischen Ausschweifungen seiner Jugend büßte, zwar Anknüpfungspunkte für sein sprachwissenschaftliches Interesse; in Sachen des Alterthums jedoch konnte er ihn nicht für voll ansehen, und er konnte sich noch weniger mit

1) Humboldt an Stein, Pertz III. 595.

2) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, I. 527. 528.

3) Auf diesen Brief ist der Humboldt'sche vom 26. Januar 1811 („Aus Weimar's Glanzzeit," S. 30 ff.), den wir im Obigen öfters angezogen, die Antwort.

seinen geschichtsphilosophischen Schrullen, mit dem katholisch-romantischen Doctrinarismus des Mannes vertragen. Wien überhaupt war der Sitz, die Zufluchts- und Versorgungsstätte der toll oder faul gewordnen Romantik. Außer Schlegel hatte sich, durch Hardenberg an Humboldt empfohlen, auch Adam Müller in Wien eingefunden, nachdem er in Preußen vergeblich die unverschämtesten Literatenkünste aufgewendet hatte, um sich eine Anstellung zu erschwindeln. Vor Allem, und als ältester Ueberläufer, war Gentz hier. Mit diesem ließ sich doch reden. Denn auf die romantische Doctrin wenigstens war dieser nichts weniger als versessen. Nur aus Politik im Grunde und aus Frivolität cultivirte er gelegentlich diese Richtung, und nur seine Nüchternheit war es, die ihn zuweilen nach den Luxusartikeln der neuesten Poesie und Metaphysik lüstern machte. Er war eben jetzt, im Gegensatz zu den phantastischen Speculationen seines Freundes Müller, mit ernsten Studien über die Natur des Papiergeldes beschäftigt, mit Dingen also, denen auch Humboldt seine Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen hatte.[1]) Alte Erinnerungen der familiärsten Art kamen dem Verhältniß zu Hülfe, waren aber doch, wie wir überzeugt sind, nicht im Stande, dasselbe zu jener tieferen geistigen Vertraulichkeit zurückzubringen, die ehedem in Berlin zwischen Beiden bestanden hatte, und die später bis auf einen gewissen Grad sich von Neuem einstellte. Wenn Gentz jetzt gegen Rahel renommirte, daß er sich gegenwärtig weit über Humboldt fühle, daß derselbe nichts mehr als ein ungemein angenehmer Gesellschafter sei, daß „alle Furcht und alles Imponiren“ verschwunden sei, so war es, weil Humboldt nicht für gut fand, dem auf bloße Verstandes- und Lebensroutine Heruntergekommenen mehr zu zeigen, als er verstand und verdiente. Ueberhaupt war ihm in der geistigen Atmosphäre Wien's nicht wohl. Abgewandt von der ganzen „modernen“ Richtung, die sich hier breit machte, lebte er sein besseres Leben still in sich. Wohl verstand er es, in der üppigen und glänzenden Kaiserstadt sich mit all' der Salongewandtheit, mit all' dem liebenswürdigen aristokratischen Anstand zu bewegen, der in den Cirkeln der österreichischen Aristokratie geschätzt und gepriesen ward:

---

1) Humboldt an Stein vom 3. Januar 1812 a. a. O. Vergl. Gentz an Perthes in Perthes' Leben II. 231.

lieber saß er über seinen Büchern gebückt, oder genoß des Glücks, mit den Seinigen wieder vereint zu leben. Und er hoffte, dieses Glücks noch lange zu genießen. Daß der Strudel der öffentlichen Angelegenheiten ihn aus aller häuslichen und wissenschaftlichen Ruhe herausreißen und hin und her werfen werde, ließ er sich noch in der Mitte des Jahres 1812 entfernt nicht träumen. Für jetzt, schrieb er um diese Zeit an Wolf, bleibe er gern noch einige Jahre in Deutschland. Im Grunde aber habe er doch nur die Schwelle Deutschland's betreten. Er und seine Frau lebe in Wien eigentlich immer mit den Gedanken in Italien; Italiänisch bleibe meist noch die Haussprache in der Familie. Dorthin kehre er daher gewiß zurück, wenn sich auch die Zeit noch nicht bestimmen lasse. Genug, wenn man nur die Ueberzeugung festhalte, daß jede Aenderung vernünftigerweise nirgends anders hinführen könne.

Eine gewaltige Aenderung, in der That, stand bevor; aber sie führte nicht nach Italien. Die Aussicht auf dieselbe hatte Stein nach Rußland geführt. Humboldt fand den großen Agitator schon nicht mehr in Prag, als er im Juni daselbst mit seinem Souverain zusammengetroffen war. Friedrich Wilhelm war kurz vorher in Dresden gewesen; er hatte durch die demüthige Huldigung Napoleon's das schmähliche Bündniß besiegelt, welches Preußen zur Theilnahme an dem Kriege gegen Rußland verpflichtete. Schon hatte Napoleon den Niemen überschritten, als Humboldt, von Burgörner aus, jene Zeilen an Wolf schrieb, die keine Silbe von Krieg oder Politik enthielten. Kaum wird der Gesandte in Berlin, wohin er sich, vor seiner Rückkehr nach Wien, Ende Juli zu einem zehntägigen Aufenthalte begab, schon Nachrichten vorgefunden haben, welche irgend ein Urtheil über den Ausgang der Napoleonischen Expedition gestatteten; noch weniger wird er politische Instructionen von einer Regierung mitzunehmen gehabt haben, welche durch ihre völlige Unterwerfung unter Frankreich jeder selbständigen Politik entsagt hatte. Bald genug indeß, und Nachrichten der wunderbarsten Art drangen nach dem Westen. Der Tag der Rache, der Tag der Befreiung war im Anbruch. Die Flammen von Moskau und das Eis der russischen Felder waren dem Eroberer zum Verhängniß geworden. Die schönste und größte Armee der Welt war bis auf wenige bejammernswürdige Trümmer vernichtet; in jäher Flucht war

Napoleon über die Grenze des Reiches zurückgeeilt, das er zu beherrschen gedacht hatte. Es folgte der hochherzige und glorreiche Verrath York's; es folgte die Erhebung der Provinz Preußen. Die Völker des Ostens waren in Bewegung gegen den Westen; lange genug hatte der Strom der Eroberung von Westen nach Osten gefluthet. Noch ein kurzes Zaudern und Schwanken in Berlin; endlich hatte der Geist und Rath Scharnhorst's den Sieg davon getragen. Preußen war der Verbündete von Napoleon's Feinden. Von Breslau aus hatte der König dem Sieger von Jena den Krieg erklärt, und auf den Ruf „An mein Volk“ stürzte zu den Waffen was Waffen tragen konnte.

Der Wiener Gesandtenposten hatte aufgehört, ein Mußeposten zu sein; auch über die Schwelle des preußischen Gesandtenhotel's drang die Begeisterung ein, welche Preußens ganze Bevölkerung ergriffen hatte. Nur desto schwieriger war die große Aufgabe zu lösen, der sich Humboldt jetzt gegenüber fand. Es handelte sich, den Beitritt Oesterreich's zu gewinnen; aber Oesterreich war seiner politischen Natur, wie seiner Lage nach so ganz anders gestellt als Preußen. Auch Oesterreich war durch die französischen Waffen besiegt und gedemüthigt worden: es theilte insofern die Sympathien und die Interessen der Verbündeten von Kalisch. Allein es hatte seitdem mit Napoleon seinen Frieden gemacht, es war durch menschliche und politische Bande mit Frankreich verknüpft, und es war insofern an der Erhaltung des Thrones und der Macht des französischen Kaisers interessirt. Oesterreich war eben Oesterreich. Wie jedes Land seine Landesart und Landessprache hat, so hat die anomale Beschaffenheit dieses Staates seiner Politik einen Charakter aufgeprägt, der verschieden ist von der Politik aller andern Staaten. Dieser Staat ist nicht auf große Wagnisse nach Außen: er ist im Innern auf Ruhe und Stillstand angewiesen. Noch waren die Wunden nicht vernarbt, die man in drei blutigen Kriegen davongetragen, noch waren die Niederlagen von Austerlitz und Wagram in schreckendem Andenken. Eine neue Furcht erwuchs aus dem demokratischen Geiste, den die Proclamation von Kalisch und die Aufrufe der preußischen Regierung athmeten, den die Stein und Scharnhorst schürten, der ganz Preußen in fieberhafte Bewegung versetzte. Schon zu viel, daß man Ein Mal einen Volkskrieg zu führen ver-

sucht hatte; lieber doch als mit der Revolution wollte man mit Frankreich gehn. Die Freiheit Europa's und die Unabhängigkeit Deutschlands endlich kamen für Oesterreich nur erst in zweiter Linie in Betracht. Diese Dinge waren blos Mittel zum Zweck; der große Zweck hieß Machtgewinn und Selbsterhaltung. Zu beiden gegenüberstehenden Parteien hingezogen, von beiden abgestoßen, war man entschlossen, die Gunst dieser Lage zum eignen Vortheil auszubeuten. Beide sollten auf Oesterreich bieten und um seine Hülfe werben. Die zerrütteten Finanzen machten es wünschenswerth, daß man ohne Schwertschlag und lediglich in der Rolle des Vermittlers zum Ziele gelangte; man wollte im Nothfall den Beistand des österreichischen Schwertes so theuer wie möglich, an die meistbietende und an die sicherste Partei verkaufen. Egoistisch, lavirend und zweizüngig war daher jetzt, wie immer, die österreichische Politik. Sie glich dem Verfahren des Arztes, der in Anbetracht der gebrechlichen Constitution seines Kranken die Anwendung drastischer Mittel scheut und den Triumph seiner Kunst nicht in die Heilung, sondern in die Lebensverlängerung setzt. Sie glich auch darin dem Staate, dem sie angehört, daß sie, so gemischt wie dieser, die italiänische List und Verstellungskunst unter der Maske deutscher Biederkeit und Gutmüthigkeit zu verstecken wußte. Und es traf sich, daß ein Mann an der Spitze der österreichischen Regierung stand, dessen einzige Tugend die war, durch und durch österreichisch zu sein. Der Charakter Metternich's bestand darin, daß er so ganz ohne Sinn und Gefühl für individuelle Sittlichkeit war, daß jene specifisch österreichische Politik vollkommen die Stelle der Moral bei ihm einnahm. Er war kein wahrhaft großer und er war kein ganz schlechter Mann. Die verwickelte Lage und die Gebrechlichkeit des österreichischen Staates war das Maaß seiner Weisheit und Kühnheit: das Deficit seiner Sittlichkeit und Rechtlichkeit wurde gedeckt durch seinen Patriotismus. Er war vollkommen stumpf gegen jedwede idealere Forderung: er besaß die feinste Fühlung für die Bedürfnisse seines Landes. Er war jetzt, seit der russischen Katastrophe, schlechterdings entschlossen, sich um Treue und Glauben sowenig wie um die Interessen der deutschen Nation zu kümmern, sondern lediglich zu thun und zu lassen, was seinem Oesterreich, dem so hart mitgenommenen, nur eben in der Erholung begriffenen, gut thun möchte.

Wir kennen leider die Berichte nicht, welche Humboldt von Wien aus an seinen Hof sandte, und es fehlt uns damit das beste Mittel, uns über sein Benehmen und seine Wirksamkeit seit dem Januar 1813 ein genaues Urtheil zu bilden. Wir sind nichts desto weniger vollkommen überzeugt, daß Niemand, wer immer in Wien residirt hätte, im Stande gewesen wäre, das österreichische Kabinet früher, als es nun geschah, zum Beitritt zu bewegen; ja, es scheint uns vielmehr, daß Humboldt in mehr als Einer Beziehung vorzugsweise geeignet war, die den Alliirten günstige Wendung der österreichischen Entschlüsse herbeiführen zu helfen. Eine heftige oder leidenschaftliche, eine harte oder spröde Natur würde sehr wenig am Platze gewesen sein. Mit Bestürmen und Zudringen würde schwerlich viel ausgerichtet, gewiß viel verdorben worden sein. Wer auf die Politik Oesterreich's einen wenn auch noch so leisen Einfluß ausüben wollte, mußte sich in die eigenthümliche Lage und Weise des österreichischen Staates hineingefunden haben, mußte vertraut mit dem Charakter und der Individualität Metternich's sein. Es war die Stärke Humboldt's, der Eigenthümlichkeit der Dinge und der Menschen gerecht zu werden. Durch seine Gesinnung und durch seine ideale Auffassung stand er im Vertrauen und in der Achtung von Stein: er hatte sich dessenungeachtet durch seinen weltmännischen Sinn und vermöge seines geselligen Humors auch mit Metternich auf den besten Fuß gesetzt. Er billigte von Herzen den Aufruf des Königs und er jubelte im Stillen über den Geist, der in seinen Landsleuten erwacht war; aber er wußte, daß Kaiser Franz einen Schauder vor dieser neusten Form des Jacobinismus hatte, und daß es der Gipfel der Thorheit gewesen wäre, am Hofe zu Wien die Sprache des Lagers und Hofes von Kalisch und Breslau zu reden. Er wird ohne Zweifel sein Bestes gethan haben, das Wiener Cabinet über diesen kitzlichen Punkt zu beruhigen. Schwerlich hätte er der Auffassung beigestimmt, welche den Verbündeten nach der Schlacht bei Lützen den Entschluß jener Sendung Scharnhorst's eingab. Das Erscheinen Scharnhorst's in Wien hätte Metternich's Plan, die Franzosen über die Absichten Oesterreich's völlig im Dunkeln zu lassen, gekreuzt; es hätte die Entwickelung zu Gunsten der Alliirten eher verschüttet als befördert. Es ist bekannt, daß ein Wink Metternich's den Abgesandten zur Umkehr bewog: der uner=

müdliche Treiber war an seinem Ende, er kehrte nach Prag zurück, und bald hatte das edelste und festeste deutsche Herz, ein Herz voll Weisheit und Muth, zu schlagen aufgehört. Aber nicht blos das Drängen Scharnhorst's, auch jede Einmischung von Seiten des regelmäßigen Gesandten hätte Oesterreich in den Augen Frankreich's compromittirt. Schon längst hatte Metternich alle sichtbaren Beziehungen und allen Verkehr mit Humboldt abgebrochen. Der preußische Gesandte spielte nur noch die passive Rolle, an dem großen Betruge mitzuwirken, der so erfolgreich gegen den französischen Gesandten durchgeführt wurde. Er begnügte sich, zu beobachten, zu berichten und abzuwarten. Er täuschte sich wahrscheinlich, trotz aller Versicherungen Metternich's, auch darüber nicht, daß jener Betrug, unter Umständen, ebenso gut nach der anderen Seite gewandt werden könne. Er glaubte nicht an seinen Freund Metternich, allein er glaubte, trotz Metternich, an die Macht der Dinge, an den Genius Deutschland's und an das Glück der guten Sache.

Wenn seine Rechnung so war, so hatte er sich nicht verrechnet. Es war unmöglich, Napoleon auf die Dauer zu täuschen. Der Graf von Narbonne, welcher den früheren französischen Gesandten Otto in Wien ablöste, hatte bald das doppelte Spiel des österreichischen Ministers und die anti-französische Gesinnung der österreichischen Aristokratie durchschaut. Er benachrichtigte seinen Herrn von dem, was er gesehn und gehört hatte. Es stimmte mit dem überein, was diesem ungefähr gleichzeitig aufgefangene Depeschen der in Wien accreditirten Gesandten, darunter auch Humboldt's an den König von Preußen, verrathen hatten. Von diesem Augenblick an war der Unwille Napoleon's gegen Oesterreich der beste Verbündete Preußen's und Rußland's. Durch Napoleon selbst ward Oesterreich auf die Seite seiner Gegner, ward es endlich von der gehofften Vermittlerrolle in den Krieg gedrängt. Unvergessen ist dem Kaiser Franz jener Brief, in welchem er nach der Schlacht bei Lützen seinen kaiserlichen Schwiegersohn zum Frieden aufforderte, „nachdem eine erste Affaire die Leidenschaften abgekühlt und viele Trugbilder zertheilt habe.“ Frieden nun erst recht, aber ein Frieden, bei dem es selbst gewönne, war das mit den heißesten Anstrengungen verfolgte Ziel Oesterreich's. Um Frieden war es auch Napoleon zu thun; aber am wenigsten sollte dieser Frieden Oesterreich, über dessen Treu-

losigkeit er nunmehr enttäuscht war, zu gute kommen. Seine Absicht ging auf eine Einzelverständigung mit Kaiser Alexander. Er hielt die Hoffnung darauf fest, selbst als ein erster Versuch dazu völlig gescheitert war. Nur in dieser Hoffnung ging er endlich, nachdem er bei Bautzen die Verbündeten zum zweiten Male geschlagen hatte, auf den österreichischen Vorschlag eines Waffenstillstandes und eines Friedenscongresses, ja sogar auf die von den Verbündeten gestellte Bedingung ein, daß die österreichische Vermittelung schlechterdings als Basis für diese Friedensverhandlungen gelten müsse.

Denn auf das Geschickteste hatte Oesterreich inzwischen bei den Verbündeten die Aussicht aufrecht zu erhalten gewußt, daß es zuletzt doch mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen werde. Nur um Oesterreich entgegenzukommen, hatte man von dieser Seite eingewilligt, die kriegerischen Unternehmungen durch diplomatische Verhandlungen zu unterbrechen. Und Oesterreich, von Napoleon abgestoßen, schien in der That seinen Feinden Schritt für Schritt näher zu kommen. Kaiser Franz, von seinem Hofe und Ministerium begleitet, hatte am 1. Juni Wien verlassen und war seit dem 12. auf dem Schlosse zu Gitschin, dem russisch-preußischen Hauptquartier in Reichenbach bei Weitem näher als dem französischen in Dresden. Mit diesem Schritte änderte sich auch die Lage Humboldt's. Er hatte die Weisung erhalten, sich während der Abwesenheit des Kaisers und Metternich's von Wien in's Hauptquartier zu begeben.[1]) An demselben Tage wie der Kaiser verließ er die Hauptstadt und erschien in Reichenbach, um hier zunächst bei der Abschließung der Subsidienverträge mit England seine Hülfe zu leihen. Das eigentliche Hauptquartier aber der Diplomatie, der Centralpunkt aller großen Verhandlungen war Ratiborzitz, ein Lustschloß der Herzogin von Sagan. Hierher begab sich daher Humboldt von Reichenbach aus, in Begleitung des Staatskanzlers, zum Behuf einer Zusammenkunft mit Metternich. Die weitere Entwickelung des Verhältnisses Oesterreich's, das Ergebniß der Verhandlungen Metternich's mit Napoleon mußte abgewartet werden. In dieser abwartenden Situation ließ der Staatskanzler Humboldt in Ratiborzitz zurück. In

---

1) Vergl., auch für das Folgende, Humboldt an die Prinzessin Louise von Preußen, den 28. Juni 1813, bei Pertz, III. 673.

vielem Betracht war diese Situation nicht ohne Annehmlichkeiten. Außer Humboldt hatte sich auch Gentz hier niedergelassen, und Gentz war gerade der Mann, um Alles, was in den Dingen selbst Peinliches lag, vergessen zu machen und für sich und Andre die vergnügliche Seite hervorzukehren. Auch Humboldt wußte es, wie Gentz, zu schätzen, daß man als Gast der Herzogin von Sagan besser als irgendwo sonst aufgehoben war. Es war ohne Zweifel höchlich interessant, in der Mitte von vier Höfen gleichsam einen eigenen Hof zu halten. Man empfing und man erwiderte die Besuche der höchsten Herrschaften; kein Tag verging ohne politische Neuigkeiten, ohne Gäste und Gastereien, ohne ein kaiserliches oder königliches Diner. Das Unsichere des allgemeinen Zustandes mußte nichts desto weniger von einem Manne wie Humboldt schwer empfunden werden. Seit der großen Wendung der Dinge, seit der Erhebung des preußischen Volkes hatte die lebendige Geschichte wieder einen neuen Reiz für ihn bekommen. Der Anblick eines für seine Unabhängigkeit begeisterten, zu jedem Opfer bereiten Volkes hatte auch ihn erhoben. Seine während zweier Jahre der mattesten diplomatischen Thätigkeit ziemlich blaß gewordene Theilnahme an den staatlichen und nationalen Angelegenheiten, hatte auf einmal wieder Farbe, und eine frischere Farbe bekommen, als selbst 1809 und 1810. Zu sehr aus kalter Pflicht, zu sehr aus idealer Höhe herab hatte er damals an der Restauration der Monarchie mitgearbeitet. Zu erhoben über die Noth der Zeit, hatte er, als Erzieher des Volkes, zu wenig herzliches und gemüthliches Eingehn in die Leiden desselben gezeigt. Seine Thätigkeit war die gediegenste und würdigste, aber sie war nicht eigentlich volksthümlich und specifisch national gewesen. Die Ideen, welche ihn geleitet, waren groß und trefflich, aber sie waren ein wenig zu klassisch, mehr antik als preußisch, mehr allgemein menschlich als populär gewesen. Ein Staatsmann war er gewesen, wie die Göthe und Schiller Poeten waren, — zu Perikleisch für einen preußischen Minister, wie jene zu Homerisch und Sophokleisch waren. Und viel zu tief lag ja das in seiner Bildung und Gesinnung begründet, als er je davon hätte loskommen können. Aber diesem Strom der Begeisterung, diesem wunderbaren Ausbruch patriotischer Empfindung, wie er jetzt zum Vorschein gekommen, dieser unmittelbaren Gewalt des Nationalgefühls war nicht zu widerstehen. Etwas

wenigstens von dem eigenthümlichen Pathos der Befreiungskriege drang ein in die Seele Humboldt's. Jene Worte: „An mein Volk" klangen auch in ihm nach. Ein Volk, welches auf den Ruf seines angestammten Fürsten aufsteht, um seine Fesseln zu zerbrechen und seine Nationalität zu retten, das war ein Anblick, der auch ihn im Innersten ergriff. In der tiefsten Aufregung folgte Caroline von Humboldt der ungeheuren Bewegung, die die liebsten Menschen ihr von der Seite in Kampf und Gefahr hinwegriß, die, ach! den Dichter von Leier und Schwert allzufrüh die Süßigkeit und den Ruhm des Todes für's Vaterland kosten ließ. Hatte doch auf den Ruf zu den Waffen auch Theodor von Humboldt die Hochschule von Heidelberg wieder verlassen, um als Freiwilliger zur Armee zu gehn; schon hatte er dem Feinde gegenübergestanden und hatte Narben aufzuweisen, als er seinen Vater in Ratiborzitz aufsuchte. Es zieme sich für den Jüngling, war die Meinung des Vaters, „an dem Kriege Antheil zu nehmen, der einmal sein und der Seinigen Dasein sichern soll." [1]) Wie hätte er bei solcher Gesinnung nicht die Sorgen theilen sollen, welche bei dem Stillstand der kriegerischen Operationen und bei der Hinzögerung des Entschlusses Oesterreich's alle diejenigen erfüllten, die nur in kräftiger Fortführung des Kampfes Heil sahen? Längst stand er mit mehreren Mitgliedern der königlichen Familie in nahen Beziehungen. Seit der Königsberger Zeit waren diese Beziehungen sowie die Theilnahme an dem Schicksal des königlichen Hauses noch inniger geworden. Einen continuirten Briefwechsel unterhielt er namentlich mit der Fürstinn Radziwill, Prinzessin Louise von Preußen, und gegen diese eröffnete er sich jetzt über seine Ansicht der Dinge. Wie gern möchte er das beunruhigende Dunkel zerstreuen können, welches die Zukunft verhülle, aber er sehe noch keinesweges klar über die bevorstehende Entwickelung. „Wohl glaube ich sagen zu können," fährt er fort, „daß die Dinge nicht eigentlich schlecht gehen werden; aber noch weniger wahrscheinlich ist es, daß sie wirklich gut gehen sollten, und eben das ist es, was mich, nach so schönen und edlen Anstrengungen, in Verzweiflung setzt. Ich irre mich vielleicht, aber mir scheint, daß der Zustand, der sich gegenwärtig ergeben wird, eine eherne Mauer sein wird, die man

1) An Caroline von Wolzogen, a. a. O. S. 13.

nicht so leicht von Neuem wird durchbrechen können, und darum gerade zittre ich, daß er nicht auf hinreichend soliden Grundlagen zu Stande kommen dürfte." Er besorgte, man sieht es, daß die österreichische Vermittelung dennoch einen Frieden herbeiführen werde, und er besorgte, daß dieser Friede ein fauler Friede sein werde.

Noch wenige Wochen indeß, und es war ihm gestattet, an seinem Theil diese Befürchtungen vereiteln zu helfen. Eine bedingte Beitrittsversicherung war endlich in Reichenbach von Oesterreich erlangt worden; in Dresden hatte darauf Metternich dem französischen Kaiser selbst gegenübergestanden; das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich war zerrissen; Oesterreich hatte freie Hand, zwischen den kriegführenden Parteien zu vermitteln, und in Prag sollte nach alle dem der letzte Versuch zu Herbeiführung des Friedens gemacht werden. Unter Verlängerung des Waffenstillstandes war der Termin zur Eröffnung des Prager Congresses zuletzt auf den 12. Juli angesetzt worden. Von französischer Seite wurden der Graf von Narbonne und Caulaincourt, Herzog von Vicenza, als Unterhändler erwartet. Rußland sollte durch den Staatsrath von Anstett, Preußen durch Humboldt vertreten werden. Beiden Bevollmächtigten war es ausdrücklich zur Pflicht gemacht worden, die ganze Würde ihrer Höfe aufrecht zu erhalten, und vollständig und gewissenhaft auch England's Interessen bei den Unterhandlungen wahrzunehmen.

Es war der seltsamste Congreß, der vielleicht jemals Statt gefunden. Niemand, der in der Mitte des Juli nach Prag gekommen wäre, hätte gewahr werden können, daß hier das ungeheure Werk der Herstellung eines Friedens betrieben werde, der nach einem Menschenalter voll Krieg und Verwirrung, dem Welttheil die Ruhe wiedergeben solle. Der einzige Caulaincourt, erschien mit dem ganzen Gepränge, wie es einem Bevollmächtigten Napoleon's und einem Großwürdenträger des Kaiserreichs anstehen mochte. Aber nicht vor dem 27. traf der Herzog in Prag ein; bis dahin war Alles still; man sah nur Anstett's und Humboldt's Wagen, und sah sie so ruhig durch die Stadt rollen, als ob es schlechterdings für Diplomaten in dieser Zeit nichts zu thun gäbe. Nur die junge und schöne Fürstinn Esterhazy war von Wien hierhergekommen, und man erzählte sich, daß sie bestimmt sei, die Honneurs des Congresses zu machen. Ihre Abendgesellschaften und die Mittagsgesellschaften des

Fürsten Metternich sollten die einzige Gelegenheit sein, bei der sich die Gesandten sehen und sprechen würden: im Uebrigen werde es bei diesem Congreß keine Zusammenkünfte und keine Debatten geben. Es war so. Seltsam war das äußere Aussehn, viel seltsamer noch war das Wesen und der Verlauf dieses Congresses.

Keine der hier vertretenen Mächte war unbedingt dem Zustandekommen eines Friedens abgeneigt: jede wollte nur einen solchen Frieden, wie ihn jede der anderen unbedingt verabscheute. Napoleon, nach zwei gewonnenen Schlachten im Vortheil, hoffte und wünschte einen Frieden, der ihn im Besitz des größten Theils seiner Eroberungen ließe. Er dachte ihn zu erlangen, indem er vor Allem Rußland gewönne, und er war entschlossen, Rußland und Preußen lieber erhebliche Zugeständnisse zu machen, als auf die Bestrafung der Perfidie Oesterreich's Verzicht zu leisten. Oesterreich hinwiederum, den Anstrengungen und Unsicherheiten des Krieges aus hundert Gründen abgeneigt, hoffte und wünschte einen Frieden, bei dem es selbst zum Mindesten die illyrischen Provinzen wiedergewönne. Es lag ihm vor Allem daran, jedes ihm selbst ungünstige Uebereinkommen zwischen den Kämpfenden zu hintertreiben, und es war daher sorgfältig bedacht, seine vermittelnde Stellung in der umfassendsten Weise geltend zu machen und den Parteien jede Möglichkeit einer Unterhandlung ohne Zwischeninstanz zu entziehen. Auch die Verbündeten endlich waren sicherlich einem guten und ehrenvollen Frieden nicht abgeneigt. Aber wie sehr sie ihn gewünscht haben würden, sie waren weit entfernt, ihn zu hoffen. Sie fürchteten vielmehr einen schlechten. Weit mehr als auf Frieden war ihr Auge auf die Fortsetzung des Krieges und, für diesen Fall, auf die Erlangung der thätigen Mitwirkung Oesterreich's gerichtet. Dies lag ausgesprochen in der Instruction ihrer Bevollmächtigten. Dies war die persönliche Ansicht Humboldt's in vollkommener Uebereinstimmung mit der seines Collegen. Humboldt schrieb von Prag aus an die Prinzessin Louise ganz in demselben Sinne wie von Ratiborzitz. Pünktlich, so berichtet er unter'm 21. Juli, sei er und Anstett an dem verabredeten Tage eingetroffen; französischer Seits jedoch sei nur erst Narbonne, und zwar bis jetzt ohne Vollmacht und Instruction, zugegen. Das zeuge nicht eben von dem Verlangen, Frieden zu schließen. „Wir andrerseits,“ fährt er fort, „hätten gewiß nichts dagegen, daß ein Frieden zu Stande

käme, allein ein Arrangement, das uns nicht sichere Garantien seiner Dauer gäbe, würde doppelt vom Uebel sein und würde alle unsre Leiden verschlimmern; daß wir aber zu einem wirklich guten gelangen könnten, das halte ich, seit ich hier bin, noch weniger für wahrscheinlich, als früher." Gerade deshalb aber gesteht er, guten Muths zu sein, wie wenig angenehm auch seine augenblickliche Lage sei. „Denn ich schmeichle mir," fährt er fort, „daß wir hier nichts verderben werden, sondern daß im Gegentheil, wenn die Feindseligkeiten, wie es nur zu wahrscheinlich ist, wieder aufgenommen werden müssen, die Verbündeten durch die Hülfe werden verstärkt sein, die man im Publicum so lange schon erwartet. Eure Hoheit hat vielleicht schon gefunden, daß ich immer zu sehr an einen glücklichen Ausgang der Krisis glaube, in der wir uns befinden. Allein wenn ich die gerechteste Sache sehe, eine Nation, die bereit ist, zu den schon gebrachten Opfern neue hinzuzufügen, eine Armee, die sich die allgemeine Bewunderung erworben hat und welche vor Eifer brennt, den Kampf zu erneuern, endlich materielle Streitkräfte, wie sie vielleicht noch nie vereint waren, so kann ich unmöglich verzweifeln. In einer solchen Lage der Dinge würde, scheint mir, das einzige wahre und nicht wieder gut zu machende Unglück das sein, wenn man einen Zustand der Dinge unterzeichnete, welcher, unglücklich an sich, beinahe selbst die Möglichkeit, jemals zu einem befriedigenderen zu gelangen, zerstörte."

War dies die Ansicht und Gesinnung des preußischen Bevollmächtigten, so war durch die gegenseitige Stellung aller Betheiligten dafür gesorgt, daß seine Hoffnungen in Erfüllung gehen mußten. Eine Einrichtung sofort wurde getroffen, welche gleich sehr dem Interesse Oesterreich's wie dem Interesse der Verbündeten entsprach. Es war eine zwischen Metternich, Humboldt und Anstett abgekartete Sache, daß alle Verhandlungen zwischen den Bevollmächtigten der Verbündeten und denen Napoleon's lediglich schriftlich und durch die Vermittelung Oesterreich's zu führen seien. In dieser Formalität präcisirte sich die Auffassung, welche alle Theile von dem vorliegenden Unterhandlungsgeschäft mitbrachten: die Begierde Oesterreich's, die Entscheidung in der Hand zu behalten, die Sympathien der Verbündeten für Oesterreich, ihr Mißtrauen gegen Frankreich. An dieser Formalität, folgerichtig, zerschlug sich das Friedenswerk und entschied

sich der Beitritt Oesterreich's. Lächerlich genug war der Vorschlag, in solcher Weise zu verhandeln, von Metternich durch den Zweck größerer Beschleunigung des Geschäftes motivirt. Gleichviel indeß: der preußische und russische Bevollmächtigte erklärten ihre Zustimmung, und Humboldt benutzte überdies diese Motivirung, auf das verspätete Erscheinen Caulaincourt's hinzudeuten und die Schuld der Verzögerung und Erschwerung des Friedensgeschäfts im Voraus von seinem Hofe auf den französischen hinüberzuwenden. Schon dieser erste Vorgang, so scheint es, enttäuschte die Franzosen vollständig über die Gesinnungen der Verbündeten. Hatte Napoleon die Hoffnung gehegt, sich mit Kaiser Alexander verständigen zu können, so hatte ihn hiervon außerdem noch ein anderer Umstand abbringen müssen. Kaiser Alexander hatte Anstett nach Prag geschickt, und Anstett, ein geborner Elsässer und Unterthan Frankreich's, war in den Augen der Franzosen ein Ueberläufer. Die Wahl eines solchen Unterhändlers war an sich eine Beleidigung, und sie ward als solche empfunden. Zu der Erbitterung gegen Oesterreich gesellte sich daher bei Napoleon Erbitterung gegen Rußland. Schwerlich zwar konnte er auch nur einen Augenblick daran denken, es nunmehr mit Preußen zu versuchen: allein die Note, mit welcher endlich am 6. August, nach Einholung neuer Instructionen, die französischen Bevollmächtigten antworteten, enthielt in der Hauptsache nur Zweierlei: Vorwürfe gegen Oesterreich und Insulten gegen Anstett. Hatten die Verbündeten mit Recht aus der Unpünktlichkeit der Franzosen geschlossen, daß es Napoleon mit dem Frieden nur halber Ernst sei, so folgerten die Franzosen mit gleichem Rechte aus dem von Metternich unter Zustimmung Rußlands und Preußens gemachten Vorschlag, daß alle drei Mächte den Abschluß des Friedens eher zu erschweren als zu befördern gewillt seien. Sie beschuldigten Oesterreich, daß es die Rolle eines unparteiischen Vermittlers, über die man übereingekommen, nicht eben innezuhalten scheine. Rußland, sagten sie, indem sie das Verhalten Preußens völlig mit Stillschweigen übergingen, habe zu erkennen gegeben, daß es die Eröffnung der Friedensunterhandlungen lediglich als ein Mittel betrachte, „Oesterreich zu compromittiren und die Leiden des Krieges noch weiter auszudehnen.“ Sie erklärten sich endlich, nach einer unwiderleglichen Kritik des vorgeschlagenen Unterhandlungsmodus, nichts

desto weniger auf denselben einzugehen bereit, sofern nur die mündliche Unterhandlung in Conferenzen dadurch nicht ausgeschlossen sei. Wolle der russische Bevollmächtigte, so fügten sie boshafter Weise hinzu, seinerseits dabei verharren, den Frieden zu unterhandeln, ohne den Mund aufzuthun, so solle es ihm für seine Person freistehn, nur durch Noten die Ansicht seines Hofes kundzugeben. So gereizter Sprache gegenüber war es leicht, auf dem Papiere Ruhe und Würde zu bewahren. Ruhig und würdig, dabei doch kräftig und entschieden protestirte Anstett gegen die gehässigen Insinuationen und Angriffe der französischen Note, gab den Vorwurf, den Frieden nicht zu wollen, zurück, und erklärte natürlich, daß er bei der von Metternich proponirten Form der Verhandlungen einfach verharren müsse. Eine günstigere Position aber konnte es nicht geben, als die, in welche sich jetzt Humboldt gestellt sah. Er hatte den unermeßlichen Vortheil voraus, daß der Gegenpart ihm eine Rücksicht auf Kosten Rußlands und Oesterreichs erwiesen hatte, die er schnöde abzulehnen entschlossen war. Man sieht, dünkt uns, der Humboldt'schen Erwidrungsnote vom 7. August, mit ihrem sicheren und energischen Ton das Vergnügen an, das es dem Diplomaten verursachte, mit Einem Schlage den Gegner zurückweisen und die Freunde sich näher verbinden zu können. Der gemischte Unterhandlungsmodus wird natürlich auch von ihm verschmäht. Der französischen Kritik der Form eines bloßen Notenwechsels und den aus diesem Vorschlag hergenommenen Vorwürfen setzt er natürlich lediglich Gegenvorwürfe entgegen. Die Franzosen, heißt es von Neuem, seien die Verzögerer; an ihrem üblen Willen scheitre das Friedenswerk: — „Europa und die Nachwelt werden urtheilen, welche der beiden Parteien sich dem raschen Zustandekommen desselben widersetzt hat.“ Aber er beeilt sich vor Allem, den Versuch, Preußen und Rußland auseinanderzuhalten, den Versuch, jenem durch Beschimpfung dieses zu schmeicheln, durch die nachdrücklichsten Wendungen zu vereiteln. „Obgleich die Note der französischen Bevollmächtigten sich anstellt, als ob sie ausschließlich das Benehmen und die Ansichten des russischen Hofes rüge (ein Anstellen, welches bis auf die Minister der beiden Höfe ausgedehnt wird), während der Gang Preußens und Rußlands, sowie der ihrer beiderseitigen Unterhändler fortwährend die vollkommenste Uebereinstimmung gezeigt hat, — so hat

der Unterzeichnete nicht nöthig, zu sagen, daß der König, sein Herr, nur um desto empfindlicher von der Stelle berührt werden wird, die sich auf seinen erhabenen Verbündeten bezieht und die es unmöglich wäre, mit den Benennungen zu charakterisiren, die sie verdient. Darauf zu antworten, wäre wider alle Würde.“ Und ebenso wie Rußland wird endlich die vermittelnde Macht in den wärmsten und anerkennendsten Ausdrücken in Schutz genommen. Mit Einem Worte: es wird schon jetzt mit Frankreich wie mit einer feindlichen, nicht zu versöhnenden, von Oesterreich wie von einer befreundeten und verbündeten Macht gesprochen.

Mit diesem Notenwechsel, offenbar, war es entschieden, daß der Prager Congreß nicht den Frieden zum Ergebniß haben werde. Denn enthielten sich nun auch die französischen Bevollmächtigten in ihrer Note vom 9. August alles Eingehens auf die Proteste und Recriminationen der Alliirten, so war es doch immer nur erst die Formfrage, die sie von Neuem zu erörtern gezwungen waren, und der 9. August war der letzte Tag vor dem Ablauf des Waffenstillstandes. Humboldt war höchlich zufrieden, in seiner Antwort alle weiteren Debatten über diese Frage durch Ein Argument, — durch den Hinweis auf das Datum ablehnen zu können, an welchem er schreibe. Die Erfindung einer Congreßform, bei der man unterhandelte, ohne sich zu kennen, zu sehen und zu sprechen, hatte sich bewährt. Erst durch ihre Unpünktlichkeit, dann durch ihre Gereiztheit waren die Franzosen den Absichten der Alliirten zu Hülfe gekommen. Die geschickte Benutzung beider Umstände durch Anstett und Humboldt hatte die Gefahr eines Friedens nach dem Wunsche Napoleon's oder eines Friedens nach dem Wunsche Metternich's vereitelt. Das Andre freilich, was es zu erlangen galt, war der Beitritt Oesterreich's, und eine zweite Gefahr lag in einer möglichen Verständigung Oesterreich's mit Frankreich hinter dem Rücken des Congresses. Es ist bekannt, daß diese Gefahr bis zum letzten Augenblicke über Deutschland schwebte. Von Rußland und Preußen zurückgestoßen, überwand sich Napoleon, noch einmal mit Metternich anzuknüpfen. Noch zwischen dem 6. und 10. August gab sich Caulaincourt alle Mühe, ein Verständniß mit diesem herbeizuführen. Auch diese Vorgänge wußte oder ahnte Humboldt. Noch fünf Tage vor dem Ablauf des Waffenstillstandes hatte er keine Meinung darüber, ob Oesterreich

sich schlagen werde oder nicht. Noch als er, um Mitternacht am 10. August, die Note unterzeichnete, in der er seine Vollmacht für erloschen erklärte, als schon die Feuerzeichen flammten, die das Hauptquartier von dem Abbruch der Unterhandlungen in Kenntniß setzten, hielt er sich der österreichischen Entschließung nicht vollkommen sicher. Noch in dieser Schlußnote hatte er die Complimente an die vermittelnde Macht nicht gespart. Es wird erzählt, daß er sich nicht eher beruhigt und seine Mission für vollendet angesehen habe, als bis die österreichische Kriegserklärung, unterzeichnet und versiegelt, die Kanzlei des Ministers verlassen habe.[1])

Mit Recht hob Stein in einem bekannten Briefe an Münster den Antheil hervor, welchen Humboldt nebst Anstett an dem Verdienste gebühren, den Beitritt Oesterreich's endlich herbeigeführt zu haben. Es war nach der Katastrophe in Rußland und nach der Erhebung Preußens das wichtigste Ereigniß, es war die letzte Bürgschaft für das Gelingen des großen Befreiungskampfes. Auch bei seinem Monarchen fand das Benehmen Humboldt's volle Anerkennung. Noch in Prag empfing er aus der Hand desselben das Zeichen des eisernen Kreuzes, — die einzige Ordensauszeichnung, wie er an die Prinzessin Louise schrieb,[2]) die er zu besitzen den Ehrgeiz gehabt hatte. Wohl mochten die Wiener aus diesem edlen Symbol einen Gegenstand des Cultus machen; wohl mochten die Frauen am Wiener Hofe es küssen; denn das Herz, welches darunter schlug, war nicht minder der großen vaterländischen Angelegenheit ergeben, als die Herzen derer, die unter demselben Zeichen im Felde den Sieg oder den Tod suchten.

Nach Wien aber war Humboldt von Prag aus gegangen, unmittelbar nachdem auch die Monarchen sich von hier aus zu ihren Armeen begeben hatten.[3]) Er hatte von den Seinigen Abschied zu nehmen und sich auf eine längere Abwesenheit einzurichten. Seine

---

1) Soviel wird von der bekannten Hippel'schen Erzählung stehen bleiben dürfen, deren Ungenauigkeit schon Schlesier (II. 234) hervorhebt. Die obige Darstellung des Prager Congresses hat sich vorzugsweise an die officiellen Actenstücke gehalten.

2) Pertz, III. 678; vergl. ebendas. S. 682.

3) An die Prinzessin Louise, Pertz III. 678, wodurch Schlesier's Angabe (II. 234) berichtigt wird.

bewährten Dienste sollten ferner so viel wie möglich benutzt werden. Er selbst, durch die Ereignisse getragen, durch den Erfolg seiner Thätigkeit befriedigt, begann dieselbe mit anderen Augen anzusehn und war gefaßt darauf, nicht sobald, wie er wohl früher gedacht, die diplomatische Laufbahn wieder zu verlassen. Nach einem nur achttägigen Aufenthalt in Wien war er schon am 1. September wieder in Prag, welches er indeß nur berührte, um sich in's Hauptquartier nach Teplitz zu begeben. Es gab hier vollauf zu thun; denn der Gang der Kriegsereignisse war so gewesen, daß die Diplomatie mit der Sorge für die zukünftige Ordnung der Dinge nicht hinter den Thaten der Feldherrn zurückbleiben durfte. Der gescheiterte Angriff des großen böhmischen Heeres auf Dresden war schon durch Vandamme's Niederlage bei Culm in Vergessenheit gebracht. Siegesbotschaften trafen von der schlesischen wie von der Nordarmee ein. Dort hatte Blücher den großen Sieg an der Katzbach erfochten; hier hatte Bülow die französischen Marschälle erst bei Großbeeren, dann, und glänzender, bei Dennewitz geschlagen. Unter dem Eindruck dieser Siege ward zunächst Oesterreich durch den Vertrag vom 9. September vollständiger in die antinapoleonische Allianz hineingezogen. Ohne Zweifel unter lebendiger Mitwirkung Humboldt's, der jetzt im engsten Vertrauen Hardenberg's und in der vollen Gunst seines Königs stand. Der Teplitzer Vertrag freilich war nicht mehr in dem Geiste des Vertrages von Kalisch gefaßt. Die österreichische Hülfe war durch einen Waffenstillstand und durch einen Friedenscongreß noch nicht theuer genug bezahlt; sie mußte jetzt und fortwährend durch Concessionen an die furchtsame, matte und eigensüchtige Politik Metternich's bezahlt werden. Der Rheinbund sollte zwar aufgelöst werden, aber die verrätherischen Fürsten sollten auch nach ihrer Befreiung von dem Joch, das sie so willig getragen, nicht aufhören, souveraine deutsche Fürsten zu sein. Vergebens stemmte sich Stein gegen diese Politik der Nachgiebigkeit und der schwachmüthigen Rücksichten, durch die er mit Recht die zukünftige einheitliche Gestaltung Deutschlands gefährdet sah, und machte sich durch Ausfälle gegen die flache Schlauheit und den kalten Egoismus des österreichischen Ministers Luft. Daß ein Theil der Schuld an den schwächeren Bestimmungen der Teplitzer Verträge auf Humboldt fiele, ist wenig wahrscheinlich. Gewiß we-

nigstens ist, daß er in Beziehung auf die deutschen Angelegenheiten im Wesentlichen mit Stein einverstanden und unermüdlich mit diesem für dieselben thätig war. Er war und blieb der gute Kamerad Metternich's. Wie er in Prag allabendlich dessen Haus besucht und nächtlich mit ihm und Gentz durch die schlechtgepflasterten Straßen herumgezogen war, so verkehrte er auch in Teplitz täglich mehrere Stunden mit dem österreichischen Minister und setzte brieflich den Verkehr mit dessen in Prag zurückgebliebenem Schatten fort. Er schloß sich außerdem, unter den Mitgliedern der diplomatischen Gesellschaft, vor Allem an Lord Aberdeen an, mit dem ihn die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, sowie die Kenntniß der griechischen Literatur verband. Derjenige jedoch, an den er sich in politischen Dingen vorzugsweise hielt, war kein Andrer als Stein. Er war in Prag zu der Familie desselben in das engste Verhältniß getreten. Die Gefühle von Achtung und Zuneigung, die er gegen ihn selbst schon längst empfunden, konnten sich nur steigern, seit ihm vergönnt war, sich täglich von dem großen Blick, den reinen Absichten und dem hohen Willen des Mannes zu überzeugen. Der Moment, den er sich früher herbeigewünscht hatte, mit und unter Stein wirken zu können, war nun gekommen. Nicht in Allem zwar konnte er ihm beipflichten. Wenn Stein von Kaiser und Reich sprach, so stimmte Humboldt schon jetzt, wie später, mit Hardenberg aus specifisch-preußischen Gründen dagegen. Er war dagegen vollkommen einverstanden, daß ein festes Band in Zukunft die deutschen Staaten zusammenhalten müsse, daß die Willkür, die bisher in denselben regiert, nicht besser als durch die Einführung von Repräsentativverfassungen gehemmt werden könne, daß gerade jetzt der geeignete Zeitpunkt sei, derartige Bestimmungen durch einen einträchtigen Entschluß der vier Mächte im Voraus zu sanctioniren. Entwürfe zu einer festen Bundesverfassung der deutschen Staaten wurden gemeinschaftlich von Humboldt und Stein ausgearbeitet. Es fehlte leider dem österreichischen Kabinet an dem guten, allen Uebrigen an dem raschen Willen, sie anzunehmen. Im Drange der Ereignisse fielen diese Entwürfe zu Boden und vage und ungenügende Verabredungen traten an deren Stelle. Genug indeß, wenn durch ein zweckmäßiges Provisorium die richtigen Grundsätze allererst in Kraft träten und eine nützliche Präcedenz für das künftige Definitivum gewonnen würde. Es handelte

sich um die vorläufige Verwaltung der von den Verbündeten zu erobernden Länder, sowie darum, dieselben zur Theilnahme am Kriege heranzuziehn. In häufigen Besprechungen wurde diese Angelegenheit zwischen Humboldt und Stein erwogen. Beide kamen überein, daß die zu besetzenden Länder einer einheitlichen Centralverwaltung unterworfen werden müßten, deren Chef zwar unter der Gesammtheit der vier Mächte stehn, übrigens aber nach einer möglichst weiten Vollmacht unter seiner eignen Verantwortlichkeit handeln sollte. Unbedingt müsse sich der Wirkungskreis dieser Behörde über alle diejenigen, im Laufe des Krieges einzunehmenden Länder erstrecken, welche für den Augenblick herrenlos oder deren Herren dem Bunde gegen den gemeinsamen Feind nicht beigetreten sein würden. Durch besondre Verträge möge bestimmt werden, wie weit sich die Centralbehörde in die Regierung auch derjenigen Länder einzumischen habe, deren Fürsten dem Bunde beiträten: auf alle Fälle werde auch diesen Fürsten ein Agent der Centralbehörde beizuordnen sein. Man sieht es: die Centralbehörde so stark wie möglich zu machen, den gemeinsamen Zweck so wenig wie möglich durch weichliche Schonung der Abtrünnigen gefährden zu lassen, das waren die leitenden Principien für diese Bestimmungen. Noch andere Principien indeß wurden von den beiden Staatsmännern in's Auge gefaßt. Eben diejenigen, die in dem Manifest von Kalisch und in dem Aufruf von Breslau einen Ausdruck gefunden hatten. Sie betrachteten diesen Krieg als einen Nationalkrieg. Sie waren der Ansicht, daß jetzt und in Zukunft in Deutschland nicht anders als unter lebendiger Mitbetheiligung des Volkes regiert werden dürfe. Sie kamen daher überein, daß die von dem Chef der Centralverwaltung zu ernennenden Gouverneure allenthalben wo Landstände vorhanden wären, vermittelst dieser wirken und daß sie überall das Volk zu thätiger Hülfsleistung für die große Sache der Befreiung in Bewegung setzen müßten. Humboldt faßte das Resultat aller dieser Besprechungen in einen Entwurf zusammen. Stein wurde unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig mit der Leitung dieser Centralverwaltung beauftragt. Wiederum indeß war es der Einfluß der österreichischen Politik, welcher den Plan wie die Ausführung dieser großen Maaßregel durchkreuzte. Die demokratischen Bestimmungen des Humboldt'schen Entwurfes über die Mitwirkung des Volks und der Stände wurden gestrichen. Allein damit

nicht genug. Hatte Oesterreich schon vor der Leipziger Schlacht dem rheinbündnerischen Bayern eine schmähliche Amnestie bewilligt, so entzog es nach jener Schlacht auch den König von Württemberg der verdienten Bestrafung, sowie sein Land dem Einfluß der Centralverwaltung. Der Kreis unsicherer Bundesgenossen erweiterte sich. Die österreichische Partei verstärkte sich. Allzufrüh wurden die alten Hindernisse eines Rechtszustandes in Deutschland von Neuem befestigt. Der Wirkungskreis der von Stein und Humboldt projectirten Centralverwaltung verengte sich zugleich mit der Macht und Autorität derselben. Der Vertrag von Ried und der von Fulda hatte die vorläufige Verwaltung der Rheinbundländer durch die Verbündeten thatsächlich zur Unmöglichkeit gemacht. Das Einzige, was sich nach diesen Vorgängen erreichen ließ, war die Annahme einer gemeinsamen Form für die Beitrittsverträge mit den übrigen Fürsten des Rheinbundes.[1])

Eben dies war das Geschäft, welches Humboldt erwartete, als er Anfang November mit dem Hauptquartier in Frankfurt angelangt war. Er war diesem vor und nach der Leipziger Schlacht beständig gefolgt, und er hatte die schöne Zeit, die man in Weimar verbrachte, seinerseits zum Verkehr mit Göthe benutzt. Solcher Muße folgte jetzt ein um so ärgerer Geschäftsdrang. Der Lohn, welchen die Fürsten von Bayern und Württemberg für ihre Treulosigkeit und Mißregierung aus der Hand Oesterreich's empfangen hatten, machte auch die übrigen Schützlinge Napoleon's lüstern. Sie selbst und ihre Minister erschienen zu Hauf in Frankfurt. Wetteifernd sagten sie sich los von ihrem ehemaligen Protector, wetteifernd suchten sie um den niedrigsten Preis die günstigsten Bedingungen zu erlangen. Humboldt war es vorzugsweise, der die ganze Last der hieraus sich ergebenden Unterhandlungen zu tragen hatte. Denn obgleich ihm zur Führung derselben von Seiten Oesterreich's Binder und von Seiten Rußlands Anstett beigeordnet worden waren, so war er doch bekannter als Beide. Tag und Nacht wurde er belagert. Zahllose Forderungen, die nicht bewilligt werden konnten, zahllose Klagen,

---

1) Das Thatsächliche der obigen Darstellung fast ausschließlich nach Pertz, Band III.

die nicht erledigt werden konnten, wurden in zahllosen Conferenzen durchgesprochen. Ein Glück noch, daß er bei aller ernsten Theilnahme an den Dingen, auch den Humor derselben zu schmecken verstand. Er sei, hatte früher wohl Körner von ihm zu sagen gepflegt, „zu Schimpf und Ernst“ zu gebrauchen. Niemals war Schimpf und Ernst so dicht bei einander, wie in diesem Bettelaufzug der Rheinbundfürsten. Dalberg's mitleidswürdige Gestalt kam glücklicher Weise seinem philosophischen Freunde nicht vor Augen; der Primas hatte es für gerathener gehalten, sich aus dem Staube zu machen. Die Komödie war darum nicht weniger vollständig. „Wir haben,“ schrieb Humboldt an die Prinzessin Louise, „die köstlichsten Figuren von Bevollmächtigten zu sehen bekommen und haben die allerlächerlichsten Auftritte gehabt.“ Man beschuldige ihn, fügt er hinzu, daß er von Allem nur die unterhaltende Seite für sich nehme: „aber Eure Hoheit weiß zu gut, daß mir die Dinge darum nicht weniger am Herzen liegen; es ist nur unmöglich, daß man nicht zuweilen auch Bemerkungen von etwas heitrerer Art machen sollte.“[1])

Frankfurt blieb noch bis tief in den December der Sitz des Hauptquartiers. Abermals waren es die Interessen des Staates und Hauses Habsburg, die sich mit bleierner Schwere an die Unternehmungen der Verbündeten anhingen. Für Oesterreich waren die Schlachten, die es mitgeschlagen, nichts Anderes als Noten zur Friedensunterhandlung, die es, des größeren Nachdrucks wegen, mit Blut geschrieben hatte. Der von Haß und Rachgefühl durchglühten Begeisterung der Völker bediente es sich, nicht ohne Mißtrauen und Besorgniß, als eines diplomatischen Apparates. Es rechnete längst, daß nicht die nationale Bewegung alle Dämme altgewohnter Ordnung durchfluthen und mit der fremden zugleich die heimisch-patriarchalische Tyrannei hinwegspülen möchte. Bei Zeiten daher hatte es sich nach Bürgschaften gegen diese Gefahr umgesehen und hatte zweien deutschen Fürsten, von denen Einer der verhärtetste und schaamloseste der Tyrannen war, im Voraus die Hand gegen ihre Unterthanen frei gemacht. Es sah ungern den überwiegenden Einfluß, welchen sich Rußland durch seine Befreierrolle in Deutschland

1) Pertz, III. 700.

verschaffen mußte, und fand, daß ein übermächtiger Staat im Osten ihm selbst viel bedrohlicher sei, als ein übermächtiges Frankreich. Es blickte scheel auf den Kriegsruhm, auf die jugendliche Kraft und Keckheit Preußens. Es wollte Napoleon, den Friedensstörer und Eroberer, aber es wollte nicht Napoleon, den Kaiser und den Gemahl von Marie Louise bekriegen. Wie es sich daher am spätesten zum Kriege entschlossen hatte, so sprach es am ersten wieder von Frieden. Schon in Weimar war der in Prag zerrissene Faden der Unterhandlungen von Metternich wieder aufgenommen worden. In Frankfurt wurden dieselben ernstlicher fortgeführt. Das Gebiet der Republik, Frankreich, begrenzt vom Rhein und den Alpen, das waren die Bedingungen, unter denen Napoleon von Metternich und den übrigen Diplomaten durch einen raschen Entschluß im November den Frieden und die Fortdauer seiner Herrschaft hätte erhandeln können. Aber nicht Alle, die im Hauptquartier eine Stimme hatten, waren nach so großen Erfolgen so unermeßlich bescheiden, nicht Alle so gutmüthig und so österreichisch. Nicht Stein insbesondere und nicht die Blücher und Gneisenau. Die drohende und trotzige Haltung des Besiegten bewies deutlich genug, daß man den Frieden nur jenseits der Grenzen Frankreich's dictiren dürfe. Stein und Alexander, die Feldherrn und die Preußen trugen es davon. Am ersten December war die Fortsetzung des Krieges beschlossen, und in langgedehnter Linie rückten die Heeresmassen der Verbündeten gegen die feindlichen Grenzen vor.

Vom Einbruch in Frankreich indeß war noch weit bis zur Eroberung der Hauptstadt und bis zum Sturze Napoleon's. Daß man nur hierbei enden dürfe, war die Meinung des preußischen Heers und seiner Führer, die Meinung Stein's und seines kaiserlichen Freundes. Die Metternich und Castlereagh, die Hardenberg und Nesselrode hatten keinen andren Gedanken, als den, durch die Besetzung eines Theils von Frankreich, den unnachgiebigen Uebermuth des Feindes um so sichrer zu brechen. Ebenso waren auch die Gedanken Humboldt's, während er dem Hauptquartier über Freiburg und Basel bis nach Langres folgte. Es ist wahrscheinlich, daß er auch in Frankfurt nur zu den Ueberredeten gehörte. Es ist gewiß, daß er auch jetzt nicht glaubte, daß ihn die Siege Blücher's bis

nach Paris führen würden. „Wenn wirklich," schrieb er von Freiburg aus an seine fürstliche Gönnerinn, „wenn wirklich unsre Armeen eine gute Strecke in Frankreich vordringen, so muß der Kaiser Napoleon mächtige Gründe haben, den Frieden zu suchen, und sollte er sich gegen die Stimme der Vernunft verstocken, so könnte er vielleicht seinen Thron selbst durch innere Bewegungen erschüttert sehen."[1])

Aus Ansichten wie diese, vor Allem durch Metternich's Betreiben, kam es Anfang Februar, mitten unter dem Lärm der Waffen zu dem Friedenscongreß von Chatillon. Wieder wie in Prag erschien Humboldt als preußischer Bevollmächtigter auf demselben. Schon dort hatte die Macht der Dinge der diplomatischen Klugheit nur einen verhältnißmäßig geringen Antheil an der Entscheidung gelassen. Hier vollends hatte die Diplomatie wenig, der Einzelne nichts in der Hand. Ganz anders zwar schien die Stellung Caulaincourt's, des französischen Unterhändlers zu sein. Sie bildete einen vollen Contrast zu der Stellung der Bevollmächtigten Oesterreich's, Preußen's, Rußland's und England's. Ein Einzelner stand er gegen Viele. Der Bevollmächtigte des eigenwilligsten Herrschers, war er angewiesen, nach eignem Ermessen zu unterhandeln. Anfangs ohne alle, weiterhin nur mit den vagsten Instructionen versehen, war er genöthigt, seine ganze Rolle zu extemporiren. Nach einem festen, nach Form und Inhalt verabredeten Programm handelten Humboldt und seine Collegen. Ihre Rolle war ihnen fertig mitgegeben. Was sie thaten, thaten sie als Ein Körper; was sie sprachen, war wie aus Einem Munde gesprochen. Nichts desto weniger stand die Lösung der großen Frage so wenig bei Caulaincourt wie bei einem Einzelnen der ihm gegenübergestellten Diplomaten. Sie stand überhaupt nicht bei dem Congresse. Napoleon war nicht gemeint, einen Frieden auf anderen als den Frankfurter Grundlagen anzunehmen. Die Verbündeten waren nicht gemeint, ihm mehr als das Frankreich der Bourbonen zu bewilligen. Die ganze Unterhandlung beruhte auf dem Glauben Metternich's, daß Napoleon lieber aufhören werde, Napoleon, als Kaiser von Frankreich zu sein, und auf der Hoffnung Napoleon's, daß Oesterreich, um ihn auf

1) Pertz, III. 701.

dem Throne zu erhalten, ihm auch die Eroberungen der Republik werde erhalten wollen. Daher unterstützte Metternich auf dem Congresse die demüthigenden Forderungen der übrigen Alliirten, während die Schwarzenberg'sche Armee durch ihre Unthätigkeit und ihre Rückzugsbewegungen zu Gunsten des kaiserlichen Schwiegersohnes diplomatisirte. Daher gestattete Napoleon seinem Minister in Chatillon, bis dicht an die Bedingungen der Alliirten heranzugehn, während er im Felde seine ganze Kraft aufbot, jene Bedingungen zu Nichte zu machen. So kam es, daß die Entscheidung sich auf das Schlachtfeld verlegte. Napoleon sollte Recht behalten, daß das bourbonische Frankreich nicht sein Frankreich sei. Die Stein und Blücher sollten Recht behalten, daß nur der Sturz des Usurpators zum Frieden führe. In dem Momente, wo die Waffen der Verbündeten am meisten im Nachtheil waren, kehrte ihre Politik entschiedener als je zu den strengsten Forderungen an den gemeinsamen Feind zurück. Der Vertrag von Chaumont brachte Einigkeit in ihre Entschlüsse, Nachdruck in ihre Kriegsführung. In dem Momente, umgekehrt, wo sich in Folge dessen das Schlachtenglück von Napoleon am meisten abgewandt hatte, führte Caulaincourt auf dem Congresse die kühnste Sprache. Mit der Verwerfung seines am 15. März auf die Forderungen der Verbündeten eingereichten Gegenentwurfes zerschlug sich folgerecht jede Unterhandlung. Die Bevollmächtigten erklärten ihre Vollmacht für erloschen, und das Manifest von Vitry [1]) unterrichtete Frankreich und Europa von dem einmüthigen Entschluß der Mächte, mit bewaffneter Hand fortan den Frieden zu erzwingen, der von Napoleon, und auf dem Wege der Unterhandlung, nicht zu erlangen gewesen sei.

In Paris selbst dictirten endlich die Mächte diesen Frieden. Nach einem letzten blutigen Kampfe unter den Thoren der Stadt, war dieselbe zur Capitulation gezwungen. Schon am 31. März hielten die Monarchen an der Spitze ihrer siegreichen Heere ihren

---

1) Die Vermuthung, welche Schlesier (II. 243) fallen läßt, daß dies Manifest möglicherweise aus Humboldt's Feder geflossen sei, können wir nicht theilen. Dasselbe ist, hauptsächlich für Frankreich bestimmt, in einem so französischen Tone, einem so colorirten und declamatorischen Stile gehalten, wie Humboldt nie etwas geschrieben hat, noch zu schreiben im Stande war.

Einzug. Napoleon hatte aufgehört zu regieren: seine Abdication und die Herstellung der Bourbonen war Eins. Man gab Frankreich seiner alten Dynastie, den Bourbonen das alte Frankreich zurück. Schwieriger war die Vertheilung der eroberten Länder unter die Sieger. Preußen den ihm gebührenden Antheil zu sichern, war die Sache Hardenberg's und Humboldt's. Leider indeß ist das Ergebniß dieser Unterhandlungen bekannter als der Gang derselben. Ueber Humboldt's Thätigkeit insbesondre, über seine Ansichten, wie über das Maaß seines Einflusses sind wir so gut wie völlig im Dunkeln. Seine Rastlosigkeit und Arbeitsamkeit, die er hier wie bei jeder Gelegenheit entwickelte, konnte nicht gut machen, was Hardenberg's Charakterschwäche verdarb, was dessen Sorglosigkeit schon vorher verdorben hatte. Weder zu Reichenbach, noch zu Teplitz, noch zu Chaumont, weder mit England, noch mit Oesterreich, noch mit Rußland hatte sich der Staatskanzler wegen der Preußen zu gewährenden Entschädigungen vorgesehn. Es war verlorene Mühe, wenn sich Vincke jetzt mit dringenden Vorstellungen wegen der Erhaltung Ostfrieslands an Humboldt wandte.[1]) Ostfriesland war seit den Verträgen von Reichenbach ein an Hannover vergebenes Land. Sachsen war noch unvergeben, aber in Betreff Sachsens beging Hardenberg in Paris denselben Fehler, den er noch bei jeder früheren Verabredung begangen hatte: er gewährte, ohne zu fordern. Indessen Oesterreich und England alle ihre Wünsche erfüllt sahen, duldeten die preußischen Staatsmänner, daß die Abrundung ihres Staates von Paris nach Wien vertagt wurde. Auch Humboldt unterzeichnete, gemeinschaftlich mit dem Staatskanzler, die Friedensurkunde. Schön und ruhmvoll nannte er diesen Frieden in einem Briefe, den er noch mitten aus dem vollsten Geschäftsdrange an die Prinzessin Louise richtete.[2]) Er durfte ihn so nennen, ohne mit Allem, was bestimmt und was nicht bestimmt war, zufrieden zu sein. Es wird erzählt, daß er wirklich die leichtsinnige Behandlung der sächsischen Frage durch Hardenberg gemißbilligt, und wiederholt, aber vergeblich, den Staatskanzler auf die Nothwendigkeit einer rechtzeitigen Erledigung derselben aufmerksam gemacht habe.[3]) Billiger-

1) Bodelschwingh, Leben Vincke's, I. 542.

2) Vom 25. Mai 1814, bei Pertz, IV. 614.

3) Schlesier, II. 245, nach „handschriftlicher Quelle.“

weise wird er nichts desto weniger als Mitschuldiger für jene Unterlassungssünde der preußischen Diplomatie in Anspruch genommen. Daß er für die Schwächen, für die Mißgriffe und Versäumnisse des Staatskanzlers den schärfsten kritischen Blick hatte, würden wir auch ohne jene Erzählung für ausgemacht halten. Viel weniger ausgemacht scheint es uns, daß er, wenn er allein oder an erster Stelle gestanden, alles dasjenige durchgesetzt hätte, was Hardenberg preisgab. Die Thatsache ist, daß er nicht Widerstandskraft und Energie genug besaß, um sich von Hardenberg entweder loszusagen oder den Einfluß einer in officieller Hinsicht zweiten Stelle, der Sache nach zu einem Einfluß der ersten Stelle zu steigern. Er und Hardenberg waren ein Zwiegespann, bei welchem das edlere Roß dem minder edlen leider nicht kräftig genug entgegenstrebte. Lenksam wie er in der politischen Praxis war, und bereit, fremden Impulsen zu folgen, hätte er mit Stein zusammengeschirrt werden müssen, um die ganze Tüchtigkeit seiner Natur und den ganzen Umfang seiner Gaben zum Nutzen des Vaterlandes zur Geltung zu bringen.

Daß es so sei, sollte von Neuem auf dem Wiener Congreß an den Tag kommen, jenem Congreß, dem die Mächte die endgültige Ordnung der europäischen Verhältnisse, sowie die Feststellung der deutschen Verfassung zugewiesen hatten. Schon in Paris war Humboldt versprochen worden, daß er bei den dort bevorstehenden Verhandlungen mit thätig sein solle. Weiterhin war ihm der Gesandtschaftsposten am Hofe Ludwig's XVIII. zugedacht. Er folgte einstweilen in Gesellschaft des Staatskanzlers den Monarchen auf ihrer Excursion nach London. Gern lernte er ein Land kennen, von dem er gestand, daß er es liebe.[1]) Er machte die Bekanntschaft und gewann das Vertrauen des Prinz-Regenten. Schon Ende Juni indeß befand man sich wieder auf dem Festlande. Ueber Paris begleitete Humboldt den König nach Neuenburg, Bern und Zürich. Während seine Gattin, mit der er sich in der Schweiz wieder vereinigt hatte, von nun an ihren Aufenthalt in Berlin zu nehmen beschloß, eilte er selbst, noch vor dem Beginn des Congresses in Wien zu sein. Im August bereits war er in dem nahen Baden und verkehrte hier, da noch Alles im weiten Felde war, mit Metternich,

1) An die Prinzessin Louise, Pertz IV. 614—615.

Gentz, und wer sich sonst von der vornehmen Gesellschaft hier eingefunden hatte.[1])

Ward nun auch die eigentliche Eröffnung des Congresses bald auf den 1. November hinausgeschoben, so begannen doch schon in der Mitte des September die vorläufigen Besprechungen der Staatsmänner. Es begann eine Zeit der angestrengtesten Thätigkeit für Humboldt. Einen reicheren Stoff und eine mannigfaltigere Gelegenheit zu staatsmännischer Arbeit hatte es niemals gegeben. Eine weitere Bahn zu diplomatischem Wettkampf war niemals eröffnet gewesen. Preußen hatte keineswegs die leichteste, der Nebenmann Hardenberg's hatte unfehlbar die mühsamste und voraussichtlich die undankbarste Arbeit. Durch Schwäche des Gehörs war dem Kanzler jede eingreifende Theilnahme an allen mündlichen Verhandlungen wesentlich erschwert. Wie dies körperliche Gebrechen, so hatte seine Lässigkeit und Bequemlichkeit mit den Jahren zugenommen. Sein Leichtsinn endlich und seine Charakterschwäche hatte darum nicht abgenommen. Wer ihn loben wollte, lobte sein feines weltmännisches Wesen, seine unzweifelhafte Liberalität und seine patriotische Wohlgesinntheit. Es waren Tugenden der allerbedenklichsten Art, und von den größten Fehlern, die ein Staatsmann besitzen kann, nur kaum zu unterscheiden. Durch einen starken Zusatz von Eitelkeit und Frivolität verloren sie allen Werth. Es wäre nöthig gewesen, den wohldenkenden, aber schwachen Mann beständig unter der Autorität eines kräftigeren und festeren Willens zu halten, welcher ihm imponirt und ihn gestählt hätte. Statt dessen machte ihn seine Stellung zum Ersten, und mit Eifersucht behauptete er die Prärogative dieser Stellung. Der Mann, welcher ihm beigeordnet war, war ihm in Wahrheit untergeordnet. Derselbe besaß die glänzendsten und achtenswerthesten Gaben. Die Gaben, durch welche man schwächeren Gemüthern unwiderstehlich Ehrfurcht abnöthigt und sie zu Entschlüssen fortreißt, besaß er nicht. Er besaß nichts Gebieterisches und nichts Antreibendes in seinem Wesen. Die Natur hatte ihn nicht gemacht, irgendwo ein Führer und ein Erster zu sein. Sein Charakter war fest in sich gegründet, aber ohne jenen Ueberschuß von Kraft, der sich zum Wirken nach Außen und auf Andre

1) Tagebuch von Gentz, Grenzboten 1846 No. 42.

drängt. Er war unendlich zäh und ausdauernd, aber nichts weniger als aggressiv und durchgreifend. Seine Art und Weise glich mehr der Gediegenheit des edlen Goldes als der nützlicheren Härte des Eisens, geeigneter, um zu einem Schau- und Kunstwerk verbraucht zu werden, als um Waffen daraus zu schmieden. Solche Eigenschaften, verbunden mit der außerordentlichsten Urtheilskraft und der seltensten Verstandesgewandtheit, reichten aus, um oftmals Hardenberg's wohlmeinenden Absichten Nachdruck und Sicherheit zu geben, aber sie erwiesen sich als unzulänglich, ihm in den entscheidenden Augenblicken die Tapferkeit und Herzensfestigkeit einzuflößen, die in der Regel den Sieg und immer die Ehre des Kampfes gewinnt. So standen bereits auf dem Wiener Congresse die preußischen Interessen, daß sie nur durch einen Willen zu retten waren, der Alles einzusetzen bereit wäre. Nicht einmal seinen Posten war Hardenberg bereit einzusetzen. An jenem Willen gerade, der sich überall einen Punkt und ein Ziel setzt, das er will, schlechterdings und unter allen Umständen und ohne Transaction will, fehlte es dem Kanzler in der sächsischen Frage wie in der deutschen Verfassungsfrage. Er ward von Humboldt in jeder Weise geschoben, gehalten, bei'm Rückzug gedeckt und immer von Neuem gedeckt. Aber ein Moment trat ein, wo der Vordermann rücksichtslos und plötzlich Kehrt machte. In solchen Momenten war der Einfluß Humboldt's vollkommen machtlos. Er sah sich mit zurückgedrängt, und es war viel, wenn es ihm gelang, nur den diplomatischen Anstand zu retten, welchen Hardenberg zugleich mit der Sache preiszugeben bereit war.

Unter diesen Umständen gewährt die erstaunenswürdige Thätigkeit und die erstaunenswürdigere diplomatische Kunst, die von Humboldt an den Tag gelegt wurde, einen wenig befriedigenden Anblick. Es war zum großen Theil weggeworfene Arbeit und verschwendete Kunst. Kein Anderer von gleichen geistigen Fähigkeiten würde es ertragen haben, so viel gebraucht und so oft in Stich gelassen zu werden. Allein der Grund so bescheidener Geduld, der Grund zugleich so geringen Einflusses auf die letzten großen Entscheidungen lag in der Denkweise Humboldt's. Er war nicht der Meinung, daß der Gang der Staatsangelegenheiten das Wichtigste auf der Welt sei. Für das Höchste, wofür man arbeiten könne, erklärte er die Ruhe und Freiheit des Gewissens. Nicht die Rücksicht auf den Stoff und nicht die

auf das äußere Ziel, sondern die Uebung der inneren Kraft an sich selbst beschäftigte und befriedigte ihn. Daß eine so edle und wenig gemeine Denkweise das segensreichste Wirken für das Gemeinwesen möglich macht, das hatte, wenn es bezweifelt werden könnte, Humboldt's eigne Thätigkeit in der Verwaltung bewiesen, das bewies auch sein jetziges und sollte sein späteres Wirken beweisen. Noch weniger scheint bezweifelt werden zu können, daß diese Denkweise vor rein sittlicher Beurtheilung auf ein hohes Lob Anspruch machen dürfe. Derjenige, welcher staatsmännische Zwecke um den Preis der Ruhe und Freiheit des Gewissens zu erkaufen keinen Anstand nimmt, dem es schlechterdings nichts Höheres giebt als den Gang der Staatsangelegenheiten, ist sicher nicht der echte Staatsmann, und er ist sicherer kein Mann, der vor dem rein moralischen Urtheil bestehen könnte. Nichts desto weniger fehlt viel, daß der wahre Staatsmann denken dürfte wie Humboldt dachte, und beinahe ebensoviel, daß diese Denkweise moralisch unverfänglich wäre. Wer nicht die höchste Achtung vor dem Stoff hat, in welchem er arbeitet, wer nicht voll Leidenschaft für die Zwecke ist, denen er nachstrebt, wie sollte den nicht sein Gewissen allzuhäufig vom Kampf zur Resignation, zu skeptischem Verzicht auf Erreichung des Zieles zurückführen? Er mag in der Politik viel Gutes und Nützliches wirken: er wird selten weit hinausliegende Entwürfe machen; er wird häufig selbst das Beste und Nützlichste fahren lassen. Ebenso, wer nicht die innere Kraft beständig nach der äußeren Wirkung mißt, wer nicht die gute Absicht beständig am Erfolge prüft, wie sollte der nicht der Gefahr der Selbsttäuschung und der moralischen Sophistik unterliegen? Er mag geschützt sein, jemals das Schlechte und Unedle zu thun: er wird oft das Bedenkliche geschehen lassen, und er wird öfter das mögliche Gute versäumen.

Die höchste Pflichttreue, immer gleichmäßig leidenschaftslos waltend, verbunden mit einem beinahe skeptischen und einem beinahe sophistischen Zuge, bezeichnet die Humboldt'sche Congreßwirksamkeit. Er steht nun einmal, durch seine eigne Wahl, an dieser Stelle. Die öffentlichen Dinge und die Geschäfte können nicht verfehlen, bis auf einen gewissen Grad seinen Geist, sein Gemüth, seinen Willen zu interessiren; dies Interesse ist in den letzten großen Zeiten gewachsen;

es muß in Wien, wo die Politik und die Staatsmänner von ganz Europa beisammen sind, einen Höhepunkt erreichen. Ja, ein Funke sogar von jener vaterländischen Begeisterung, von dem volksthümlichen Aufschwung des Jahres 1813 ist in seine Seele geflogen; bis auf einen gewissen Grad ist ihm die politische Unabhängigkeit Deutschlands, die militairische und die staatliche Ehre Preußens zur Herzenssache geworden. Er setzt deshalb seinen ganzen Willen und seine ganze Kraft an die großen Aufgaben der Gegenwart. Nur Wenige giebt es auf dem Congresse, die sich in Arbeitseifer und Unermüdlichkeit mit ihm messen können. Nur er und Gentz ist nie unter den Spaziergängern auf der Bastei zu blicken. Er ist es, der neben den Wessenberg und Clancarty, den Gentz und Labesnardière die eigentliche pragmatische Arbeit verrichtet. An allen großen Verhandlungen der Mächte nimmt er Theil. Er fehlt in keiner einzigen von den Sitzungen der Fünf. Neben wie ohne Hardenberg ist er regelmäßig in den Conferenzen der Acht. Er ist der Thätigste und Eifrigste in dem Comité der deutschen Staaten. Unentbehrlich ist die Gewandtheit und das Arbeitsgeschick eines solchen Mannes in den zahlreichen für besondere Gegenstände gebildeten Ausschüssen. In seiner ganzen Stärke zeigen ihn die Protokolle des Comité's für die Freiheit der Flußschifffahrt. Er formulirt hier sofort in großen und einfachen Zügen die Aufgabe, die es zu lösen gelte. Er hält beständig den Berathenden das Ziel und Wesen ihrer Arbeit gegenwärtig. Er weiß ausgleichend und versöhnend die streitenden Ansichten und Interessen zu einem befriedigenden Resultat zusammenzuführen. Er ist es, der überall die letzte Fassung für die einzelnen Bestimmungen ausfindig macht. Er lenkt die Debatten, er redigirt die Beschlüsse, er weiß sich mit den Dingen wie mit den Menschen, mit dem Inhalt wie mit der Form auf das Geistvollste und Geschickteste abzufinden. Deshalb werden ihm vor Allem eine Reihe von Verhandlungen, von Referaten, von Redactionen übertragen. Noch bei der endlichen Schlußredaction der Congreßacte ist er neben Clancarty und Gentz thätig. Er theilt mit dem Letzteren das Talent der Formung. Aber auch dieser hat seinen Meister an ihm gefunden. Wie die unglaubliche Thätigkeit, so erwarben sich die Arbeiten Humboldt's die ungetheilte Bewunderung der Congreßmitglieder. Am wenigsten gewogen waren ihm die Franzosen. Auch sie nichtsdesto-

weniger mußten beistimmen, daß an Gediegenheit wie an Formvollendung seine Arbeiten unübertroffen seien.[1])

Unvergleichlicher doch und eigenthümlicher noch war der Stil seiner diplomatischen Kunst. Derselbe befremdete und verwirrte selbst diejenigen, die am wenigsten gewohnt waren, sich aus der Fassung bringen zu lassen. Die spitzeste Zunge und den raschesten Verstand, zugleich das weiteste Gewissen und die eisernste Stirn hatte Talleyrand. Sein Leben bestand aus einer Kette von Ueberläufereien. Das Glück und die Geschicklichkeit, womit er dieselben bewerkstelligt hatte, die Erfolge, die er im Interesse Frankreich's auch auf dem Wiener Congreß noch davontrug, bestärkten ihn in der Einbildung, die zugleich die Meinung der Welt war, daß Napoleon nicht gewisser der erste Feldherr, als er der erste Diplomat des Jahrhunderts sei. Zum ersten Mal in seinem Leben begann Talleyrand an seiner Kunst zu zweifeln. Zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, daß es vielleicht eine Gattung von Diplomatie gebe, die für ihn unerreichbar bliebe und die zu erlernen er verzweifeln müsse. Mit den Metternich und Hardenberg nahm er es in alle Wege auf: mit Humboldt fertig zu werden fand er unmöglich. Widerwillig ließ er sich zu dem Lobe herbei, dies sei ein Staatsmann, wie deren Europa zu dieser Zeit nicht drei oder vier zähle. Aber im Geheimen quälte ihn das Gefühl, daß er diesem Manne nicht gewachsen sei und das demüthigendere Gefühl, daß er sich von der dämonischen Macht, die demselben innewohne, nicht im Stande sei, vollständige Rechenschaft zu geben. Er half sich am Ende, wie immer, mit einer Pointe. Le sophisme incarné, die fleischgewordene Sophistik, das war der Ehrentitel, den er für seinen Gegner münzte, und der aus diesem Munde wie pures Lob klang. Und es war Wahrheit in dieser Bezeichnung, wenn sie auch bezeichnender für Talleyrand als für Humboldt war. Wer so wie Humboldt an den feinsten Windungen und Verschlingungen des Gedankens ein selbständiges Interesse hatte, konnte sich leicht im Laufe der Discussion

1) S. die Zeugnisse bei Gagern, Antheil an der Politik, Bd. II. S. 39 ff. und passim. Varnhagen in der Charakteristik Humboldt's und der Skizze über den Wiener Congreß in den Denkwürdigkeiten. Die besten Zeugnisse, wenn auch nicht das beste Bild gewähren die Protokolle in der Klüber'schen Sammlung, besonders Bd. III. S. 11 ff. Vergl. die Zusammenstellung bei Schlesier, II. 266 ff.

so weit von dem Substantiellen des Streites entfernen, daß nur er selbst den Rückweg zu demselben wieder aufzufinden im Stande war. Wer so gering von dem Stoff der Debatte, so groß von der Macht und dem Recht des Geistes dachte, konnte sich leicht seine Herrschaft über die geistigen Mittel zu Nutze machen, um in dem Netz der bloßen Dialektik den Widersacher zu fangen und ihn zur Capitulation zu nöthigen. Er bediente sich auf einem Felde, wo die List für eine Tugend gilt, der listigsten und erlaubtesten, der feinsten und doch offensten List, der List des Gedankens und der Reflexion. Auf Lug und Trug, auf Hinterlist und praktische Heimlichkeiten verstand er sich nicht. Er überließ es den Talleyrand und Metternich, mit Lächeln und Händedrücken Versicherungen zu beglaubigen, die bestimmt waren, nach vierundzwanzig Stunden gebrochen oder abgeleugnet zu werden. Es war ihm nicht gegeben, was den Oesterreichern natürlich war, unter gutmüthigem Aussehn und mit treuherziger Rede Bosheit und Schadenfreude zu verstecken. Er verachtete herzlich die unruhige Geschäftigkeit der Franzosen, Verschwörungen anzuzetteln, Verwickelungen herbeizuführen, die ganze Politik wie ein unterhaltendes Intriguenstück zu behandeln. So unglaublich es klingt: Alles was einer Intrigue auch nur von Weitem ähnlich sah, verabscheute er auf's Aeußerste, und dennoch war er, dieser undiplomatischen Eigenschaft zum Trotze, ein diplomatischer Künstler vom ersten Range. Seine Intrigue war die Discussion. Seine einzige Rüstung, die ihm zur Vertheidigung wie zum Angriff ausreichte, war sein unbesieglicher und unermüdlicher Scharfsinn. Stahlblank und stahlhart war diese Rüstung. Seine durch langjähriges Studium erworbene Menschenkenntniß machte es ihm leicht, praktische Fragen jetzt mit derselben Subtilität zu behandeln, mit der er ehedem die höchsten Punkte der Metaphysik, anthropologische, ästhetische oder grammatische Probleme analysirt hatte. Leicht entdeckte sein mit hundert Augen versehener Verstand die geheimen Absichten und Hintergedanken des Gegners. Ohne Mühe fand er, sobald es zur Debatte kam, die Schwächen desselben aus, umschlich er die Stärke desselben, gewann er ihm die Vortheile ab. Im längsten und schärfsten Rennen behielt er noch ruhigen und starken Athem, während der Andre längst keuchte und nach Luft schnappte. Er war unerschöpflich an Einwendungen, und er fand kein Ende mit Distinctionen. Durch jene ermüdete er, durch

diese verwirrte er die Menschen. Die Talleyrand'sche Kunst des Schweigens vermochte wenig gegen diese Meisterschaft des Sprechens. Die spitz gedrehten Pointen der Franzosen waren zu stumpf für die Schärfe sowohl als für die Härte dieses Geistes. Hier prallte List und Feinheit ab, hier fand noch weniger Zutraulichkeit und Schmeichelei einen Eingang. Vergebens suchten diejenigen, die diesem Gegner auf dem diplomatischen Felde begegneten, hinter den Dornen seines Verstandes, an denen sie sich wund rissen, die vielgerühmte deutsche Herzlichkeit und Gemüthlichkeit. Auf dem Markte der Politik wahrte sich Humboldt vor der Profanation seiner Gefühle. Seines inneren Schatzes gewiß, mit dem ganzen Stolze geistiger Ueberlegenheit, sah er auf das Treiben derer herab, die sich mit aller Leidenschaft an vergänglichem Stoffe abmühten, die Alles, was sie in sich hatten, Schlechtes wie Gutes, an den Tag kehrten, die sich auf der Bahn des Ehrgeizes und auf dem Markte der Eitelkeit völlig verausgabten. Der Mann, dessen Gemüth vom allerweichsten Stoffe war und dessen Empfindung zart wie Weiberempfindung war, erschien, als ob er von Eis oder Stein sei. Die kalte und undurchdringliche Ruhe seines Wesens schüchterte jede vertrauliche Annäherung zurück. Sein ungemeiner Sinn für das Lächerliche und sein Talent zum Sarkasmus machte ihn zu einem Gegenstand der Scheu und des Schreckens. Er war, wie der Rheinische Merkur schrieb, „kalt und klar wie die Decembersonne."

Daß solches Wesen nicht immer nützlich war, ist gewiß. Es konnte nicht ausbleiben, daß die eisigen Antworten Humboldt's oft zur Unzeit die Gegner verletzten. Selbst Freunde konnten durch die kühle und zugleich übermüthige Laune des Mannes zu Feinden werden. Aus Anlaß einer derartigen Beleidigung gab es noch kurz vor dem Schlusse des Congresses ein Duell zwischen Humboldt und dem preußischen Kriegsminister von Boyen.[1]) In der Regel jedoch war die Freude, welche Humboldt sichtlich an der Macht des Verstandes empfand, von dem feinsten weltmännischen Takte im Zügel gehalten. Seine Kälte war nichts weniger als Schroffheit. Vor Allem auch Glätte und Biegsamkeit wußte seine Klugheit dem spröden Stoff

1) Das Nähere über den Vorfall bei Schlesier, II. 293, der sich ganz an die Erzählung von de la Garde hält.

abzugewinnen, aus welchem er seine Worte und sein Benehmen formirte. Ebenso oft dienten ihm die feinen Fäden der Reflexion, um entgegenstehende Ansichten in Eins zusammenzuspinnen. Ein Meister im Ausweichen, war er nicht minder ein Meister im Eingehen. Auch dazu kam ihm die Feinheit und Schärfe seines Geistes zu Statten, um sich fremder Eigenthümlichkeit anzuschmiegen und seine Ansicht in eine Form zu fassen, unter der sie dem Andern am leichtesten eingehen mochte. Die Form überhaupt stand ihm uneingeschränkt zu Gebote. Er wußte Gedanken und Ausdruck so zart zu nüanciren, daß die bitterste Wahrheit ihr Bitteres und daß auch der Widerspruch seinen Stachel verlor. Er sprach und schrieb wie nur die Höchstgebildeten sprechen und schreiben können, — mit vornehmer Höflichkeit, auch wenn er es mit Gleichgesinnten, mit fließender Artigkeit, auch wenn er es mit Andersgesinnten zu thun hatte. Wir sind, um uns von diesem Stil seines diplomatischen Benehmens ein Bild zu machen, fast ausschließlich auf die Zeugnisse derer angewiesen, die in dieser Zeit mit ihm in Berührung kamen. Es giebt indeß in den Humboldt'schen Briefen mehr als Eine Stelle, welche diesen Zeugnissen zur Bestätigung dient. Zwei davon, obgleich aus späterer Zeit, sind uns ganz besonders charakteristisch erschienen. Im Sommer des Jahres 1819 wartete Humboldt in Frankfurt am Main vergeblich auf seine endliche Abberufung nach Berlin, wo er bestimmt war, als Minister die Leitung der ständischen Angelegenheiten zu übernehmen. Der Verzögerer war kein Andrer als Hardenberg, mit dem er inzwischen in ein Verhältniß feindseliger Spannung gerathen war. Auf einmal erhielt er von dem Staatskanzler ein eigenhändiges Billet. Die Anrede war „cher Humboldt“, der Ton der cordateste, der Inhalt eine nichtsbedeutende persönliche Commission; ganz beiläufig war in einer Phrase von Humboldt's Uebersiedelung nach Berlin wie von einer selbstverständlichen und sehnsüchtig erwarteten Sache die Rede. Ein Brief Humboldt's an Stein weiht uns in die Ueberlegungen ein, die der kluge Mann bei derartigen Anlässen anzustellen pflegte und läßt uns einen Blick in seine diplomatische Methode thun. Handelte es sich wirklich blos um die Commission einer Wagenbestellung? Oder war die Commission blos Vorwand, und der eigentliche Zweck der einer Annäherung? Möglich das Erstere; wahrscheinlich das Zweite. Und wie demnach ant-

worten? „Es ging," schreibt Humboldt, „gegen meine Gesinnung, auf dieselbe Weise, als wäre der Brief vor drittehalb Jahren geschrieben, zu antworten; ich habe doch aber auch den Mann weder reizen, noch sein Mißtrauen vermehren mögen. Ich habe daher ihm sehr freundlich auf die Commission, die ich besorgt, geantwortet, dann mich kälter gehalten und nur in Mon Prince und Votre Altesse geantwortet." Die Schlußphrase aber habe er ergriffen, um dem Kanzler zu sagen, daß er ohne Zweifel ungesäumt kommen werde, sobald sein Frankfurter Geschäft es erlaube. Dies Geschäft aber bestehe in Nichtsthun, während es in Berlin das Allerwichtigste zu thun gebe. Somit habe er mit dem Antrag geschlossen, daß er sofort zurückgerufen, und sein Geschäft einem Andern übergeben werde. — Man kann, dünkt uns, nicht wahrhafter, nicht vorsichtiger, nicht artiger sein. Aber es giebt eine andere Probe von der feinen, bei aller Ehrlichkeit schlauen, bei aller Freundschaft diplomatisirenden Weise des Mannes, die vielleicht noch charakteristischer ist. Stein hatte die Absicht, die nach Humboldt's Verdrängung aus dem Ministerium immer mehr in's Stocken gerathene ständische Angelegenheit, auch persönlich, durch sein Erscheinen in Berlin zu fördern und kräftiger als es durch Eingaben und Denkschriften möglich war, anzustoßen. Humboldt, nach seiner Kenntniß der Dinge und seiner Kenntniß von Stein's Persönlichkeit, war der Ueberzeugung, daß der Sache dadurch gewiß nicht genützt werden, der Freund selbst sich nur schaden könne. Die Art und Weise, wie er ihm dies in einem Briefe vom Januar 1820 zu verstehen gab, ist unübertrefflich. „Ich freue mich," schrieb er, „ungemein, Sie zu sehen; ich fühle auch, wie Sie eine Reise, die auch manches Unangenehme hat, nur in der edlen und selbstverleugnenden Absicht beschlossen haben, dadurch Gutes zu wirken. Allein doch leugne ich Ihnen nicht, daß ich nicht weiß, ob Sie die wahre Befriedigung davon finden werden. Ihr Gutachten ist hier. Ob Ihr mündliches Reden mehr wirken wird, scheint mir zweifelhaft. Oft macht hier das am wenigsten Eindruck, was nicht ausdrücklich herbeigeholt worden ist. Da Sie immer lieben, daß ich Ihnen die Dinge gerade so sage, wie ich sie denke, so gestehe ich, daß ich in Ihrer Stelle eine ausdrückliche Berufung abgewartet hätte. Sie haben — eine Sache, die Sie weniger fühlen, da Sie immer nur an die Sache, nicht an Sich denken, und was

also Ihre Freunde Ihnen eher sagen können — durch das, was Sie gethan haben, durch Ihren Geist, Ihre Gesinnungen, Ihre Lage eine innere und äußere Würde, der es immer gebührt, daß man sich recht eigentlich und ausdrücklich um Sie bemüht. Ich möchte Ihnen aber darum auch nicht eigentlich abrathen, zu kommen, und gewiß ist es immer, daß die Sache auch jetzt schon darin anders steht, daß man weiß, daß Sie haben kommen wollen.“ Es ist unmöglich, dünkt uns, eine Meinung, unter der Form von Zweifeln und Erwägungen, mit größerer Bestimmtheit auszudrücken, unmöglich, einen guten Rath verbindlicher einzuschmeicheln, unmöglich, mehr Offenheit mit mehr Behutsamkeit und Zurückhaltung zu verbinden.

Offenbar — denn wir kehren auf den Wiener Congreß zurück — es fehlte Humboldt von diplomatischen Talenten keines und von staatsmännischen Tugenden nur Eine: Frische des Interesses an praktischen Zwecken und, was unzertrennlich damit verbunden ist, Hartnäckigkeit und Unbedingtheit des Wollens derselben. Vor Allem Eine Angelegenheit war es, bei welcher ebenso alle jene glänzenden Gaben des Mannes wie dasjenige zum Vorschein kam, was ihm nicht gegeben war. Für den Besitz Sachsens stritt er wie für eine schon verscherzte und verspielte Sache: eine starke deutsche Verfassung half er wesentlich mit verspielen und verscherzen. Für keinen von allen Gegenständen der Wiener Berathungen hatte er ein wärmeres Interesse. Keinem widmete er mehr Anstrengung und Sorgfalt. Bei keinem documentirte er mehr Scharfsinn und Gewandtheit. Die Gesinnung, mit der er diese Sache betrieb, war über alles Lob erhaben. Der Geist, in dem er sie auffaßte, war der edelste und reinste. Das Ergebniß war nichts desto weniger die deutsche Bundesacte, und neben der Bundesacte eine ohnmächtige Clausel. Die Geschichte der deutschen Angelegenheiten ist nichts desto weniger eine Reihe von Rückzügen und Niederlagen, von Nachgiebigkeiten und Compromissen. Mit all' seinem Fleiß war er nur behülflich, aus besseren Entwürfen schlechtere zu machen. Seine Feinheit diente nur, den Faden der deutschen Verfassung immer dünner und dünner zu spinnen. Von seiner Gesinnung rettete er nur den Trost, das Gute gewollt und in das Unvermeidliche sich gefügt zu haben.

Schon seit dem Sommer 1813 hatte sich Humboldt lebhaft mit der künftigen Gestaltung Deutschlands beschäftigt. Er hatte mit

dem darüber verhandelt, gestritten und gearbeitet, dem diese Sache von allen lebenden Menschen am meisten am Herzen lag. Keinem wiederum vertraute Stein in dieser Hinsicht mehr als ihm. Vielleicht waren es Humboldt's Einwürfe gewesen, welche Stein von seiner ursprünglichen Idee, die Kaiserwürde wieder herzustellen, allmälig abgebracht hatten. Eine Stein'sche Denkschrift aus der Zeit der Unterhandlungen von Chatillon hatte die Grundzüge einer Directorialverfassung aufgestellt, und hatte für die Commission, die nach diesen Grundzügen eine deutsche Verfassung auszuarbeiten haben würde, an erster Stelle Humboldt in Vorschlag gebracht. Als darauf Stein mit Hardenberg im Sommer 1814 in Frankfurt einen neuen Verfassungsentwurf von wesentlich dualistischer Tendenz verabredete, war Humboldt abwesend; aber er war einer der Ersten, dem noch vor Beginn des Congresses das neue Project in Wien mitgetheilt wurde. Bald genug sollte er für die Angelegenheit in Thätigkeit gesetzt werden. Auf Stein's Betrieb wiederum ward sofort die deutsche Verfassungsfrage von den großen europäischen Fragen abgetrennt und ein eigner Ausschuß für sie gebildet, der freilich wider Stein's Meinung nur aus den Vertretern Oesterreichs, Preußens, Bayerns, Hannovers und Württembergs bestand. Lag aber schon in dieser Zusammensetzung der Keim unbesiegbaren Widerstands, so hatte Hardenberg überdies, ehe der Kampf nur begann, im Voraus gezeigt, auf welche Nachgiebigkeit von preußischer Seite zu rechnen sei. Er hatte sich durch Metternich und Münster die wichtigsten und positivsten Bestimmungen seines mit Stein verabredeten Planes aus den Händen winden lassen. Er hatte nicht nur die dualistische Bundesspitze, sondern auch die namentliche Aufführung der in den Einzelstaaten zu gewährenden landständischen und Unterthanenrechte geopfert. Aus einem vielleicht zu künstlichen war ein leerer und nichtssagender Entwurf geworden. Es hieß vor dem Anfang anfangen und es hieß zugleich, das traurige Ende anticipiren, wenn unter dem Namen von zwölf Deliberationspunkten ein so beschaffener Entwurf einem so zusammengesetzten Collegium vorgelegt wurde. Humboldt hauptsächlich fiel die Aufgabe des Kampfes zu. Mehreren Sitzungen des Ausschusses wohnte er allein, ohne den Staatskanzler bei. Mit redlichem Eifer verfocht er den Grundgedanken eines in Einheit fest verbundenen Deutschlands, hob er die Nothwendigkeit eines Bundes-

gerichts hervor, drang er auf Feststellung eines Minimums von Grund- und ständischen Rechten, wies er die Großmachtsansprüche Bayerns und Württembergs zurück. Vergebens. Bayern und Württemberg waren vollkommen entschlossen, sich auf keinerlei Verbindung mit Deutschland einzulassen, die irgend den Namen einer Verfassung verdiente; ihr Souveränetätsegoismus widersetzte sich jeder, auch der leichtesten bundesstaatlichen Controle, ihr Machtdünkel jeder, auch der natürlichsten Bevorzugung Oesterreichs und Preußens. Einen und nur Einen Weg gab es, diesen Widerstand zu brechen. Gegen den unpatriotischen Particularismus der Mittelstaaten mußte der Patriotismus und das Bedürfniß der kleinen Staaten zu Hülfe gerufen werden. In diesem Sinn setzte Stein die Vertreter der kleinen deutschen Höfe in Bewegung. Sie forderten Zulassung zu den Berathungen, erklärten sich bereit, den nothwendigen Beschränkungen der Einzelsouveränetät sich unterwerfen zu wollen, forderten Herstellung des Reichs und der Kaiserwürde. Wenn sich gleichzeitig Württemberg eigensinnig isolirte, indem es seinen Austritt aus dem Ausschuß erklärte, — nur desto besser! Mit den Vielen wären die Wenigen zu besiegen, ihnen zum Trotz wäre rasch, unter Zustimmung der ganzen Nation, das Verfassungswerk zu schließen gewesen. Allein verhängnißvollere Zerwürfnisse als die innerhalb des deutschen Ausschusses hatten begonnen, die Friedensarbeit des Congresses zu stören. Die deutschen wurden durch die sächsisch-polnischen Streitigkeiten gekreuzt. Die am 16. November überreichte Note der neunundzwanzig Kleinstaaten blieb unbeantwortet und der durch Württembergs Austritt gesprengte Fünferausschuß hatte aufgehört zu existiren.

Erst nach Monaten wurden die deutschen Angelegenheiten wieder aufgenommen. Stein und Humboldt waren es vor Allem, welche die unterbrochenen Berathungen wieder in Gang zu setzen versuchten. Beide doch in charakteristisch verschiedener Weise. Praktisch und bündig der Eine; theoretisch und umständlich der Andre. Wäre es nach Stein gegangen, so hätten die verbündeten Mächte für jetzt nur eine nachträgliche Erklärung der die deutschen Angelegenheiten betreffenden Artikel der Chaumonter und Pariser Verträge erlassen; Ausführung und Anwendung derselben wären einem nach Frankfurt zu berufenden deutschen Congresse überwiesen worden. Allein Preußen hoffte noch

immer, in Wien selbst zu einer definitiven und befriedigenden Abschließung der Bundesacte gelangen zu können. Nur Fleiß und Mühe durfte nicht gespart werden. Auf alle zum Vorschein gekommene Meinungsverschiedenheit in minder wesentlichen Punkten mußte nur Rücksicht genommen, allen billigen Wünschen mußte entgegengekommen, alles irgend Nachlässige mußte nachgelassen werden. Es mußte nur andrerseits der große Zweck, um den es sich handle, mit Nachdruck geltend gemacht, und das Unnachläßliche in echt patriotischer Weise vertreten werden. Es mußte nur endlich den Berathungen soviel wie möglich vorgearbeitet, ein nach allen Seiten Annehmbares im Voraus formulirt und zurechtgemacht werden. So war die Absicht der preußischen Diplomaten, und in ihr, wenn irgend wo, fand das Talent und die Gesinnung Humboldt's einen Spielraum. Die kleinen Staaten hatten auch in der Zwischenzeit nicht gerastet. Gern sah man sich preußischer Seits von ihrem Drängen auf Wiedereröffnung der deutschen Conferenzen mit Zuziehung aller Betheiligten unterstützt. Man befürwortete dies ihr Verlangen. Am 9. Februar 1815 war die Zustimmung Metternich's erlangt, und schon am 10. übersandten Hardenberg und Humboldt dem österreichischen Minister einen zwiefachen, von einer erklärenden Note begleiteten Verfassungsentwurf.[1])

Es beruht auf dem ausdrücklichen Zeugnisse Klüber's, des Herausgebers der Congreßprotokolle, daß der Urheber dieses Doppelentwurfs kein Andrer als Humboldt war. Im Grunde waren es nicht zwei, sondern nur Ein Plan. Lediglich durch die Beibehaltung oder Nichtbeibehaltung der in dem Stein-Hardenberg'schen Plane zuerst aufgetauchten Kreiseintheilung unterschieden sie sich. Alle von dieser Einrichtung nicht berührten Bestimmungen: die Unterscheidung zwischen den mächtigeren und den minder mächtigen Bundesgliedern, der pentarchische erste neben einem blos gesetzgebenden zweiten Rathe, das Bundesgericht, die Grundrechte, alles übrige Wesentliche war durchaus gleich in beiden. Dieselben und die erheblichsten Mängel

---

1) Alle drei Schriftstücke bei Klüber, Acten des Wiener Congresses II. 6 ff., keins in den G. W. Der Abdruck bei Klüber ist indeß offenbar nicht durchaus correct. Wir machen in den folgenden Noten die Conjecturen bemerklich, denen wir an drei Stellen des Textes gefolgt sind.

drückten ebendeshalb beide. Nichts kläglicher als eine solche Fünferherrschaft. Nichts kleinlicher als die Examenbestimmung für die Mitglieder des Bundesgerichts. Der ganze Entwurf, mit oder ohne Kreiseintheilung, litt an einer verwickelten Künstlichkeit. Die Feststellungen in Beziehung auf das Verhältniß zum Auslande und das Recht der Bündnisse verriethen schon allzuviel Nachgiebigkeit gegen die bayrisch-württembergischen Prätensionen. Noch nachgiebiger vollends erklärte die Note, daß Preußen auf seine zweite Stimme im Rath zu verzichten bereit sei. Diese Dinge sind schwerlich zu loben: sie blos zu tadeln ist thöricht. Ohne Zweifel wußte Humboldt, was selbst einem Kinderverstande begreiflich ist, daß Einherrschaft eine bessere Sache ist, als Fünfherrschaft. Ohne Zweifel hätte er den Isolirungsgelüsten der Mittelstaaten am liebsten den allerkräftigsten Zaum auferlegt. Ohne Zweifel fühlte er, wenn auch wahrscheinlich nicht stark genug, daß die Maschine, die er aufstellte, im höchsten Grade complicirt sei. Seine Aufgabe war leider noch complicirter. Er hatte nicht blos nach Interessen und Principien eine Verfassung zu entwerfen, sondern er hatte Ansprüche zu befriedigen und Anträge zu vermitteln. Er war nicht blos Gesetzgeber, sondern er war zugleich Diplomat. Er hatte die Erfahrung von dreizehn fruchtlosen Verfassungsconferenzen hinter sich, und er sah den Schluß des Congresses vor sich. Es geschah ebendeshalb, daß er statt Eines Entwurfes deren zwei übergab, unerachtet er für seine Person nicht zweifelhaft war, welcher der bessere sei. Wir mißtrauen billig unserem eigenen Urtheil einem Manne gegenüber, wie der Verfasser der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Aber sicher waren jene zwei Entwürfe nicht in dem Sinne zur Wahl gestellt, welchen Gervinus diesem Verfahren unterlegt: — „als ob nur der Schreiberzweck vorläge, die Vorhand im Entwerfen, den Ruhm zu haben, zu irgend einer Verfassung wenigstens den Plan gemacht zu haben.“ Das Wesentliche zu sichern, das minder Wesentliche preiszugeben, das ist der Gedanke, welcher sichtlich die Bestimmungen beider Entwürfe dictirt hat. Sie tragen überall die Spuren geflissentlicher und doch freier Rücksicht auf die Berathungen des Fünferausschusses. Für das Zustandebringen ferner der Verfassung war Zweierlei wesentlich: Verständigung mit Oesterreich und Beschleunigung des ganzen Werkes. Nun hatte Oesterreich Anstoß genommen an der Kreis-

eintheilung. Diese Kreiseintheilung konnte unmöglich für eine Einrichtung von principieller Wichtigkeit gelten. Sie hatte in den Augen Hardenberg's und Humboldt's große Vorzüge; sie hatte selbst in ihren Augen nicht wegzuleugnende Nachtheile. Stein hatte sie gemißbilligt; er hatte sie dennoch aus dem Hardenberg'schen Plane nicht weggestrichen. War dies ein Gegenstand, an dem die Gewinnung Oesterreichs und die rasche Beendigung des Verfassungswerkes scheitern sollte? Ohne Weiteres offenbar hätte man sie fallen lassen können. Allein Oesterreich hatte gewünscht, diesen Punkt noch einmal in Erwägung zu ziehen. Auf Grund einer ausdrücklichen Verabredung mit Metternich stellte Humboldt die zwiefache Version seines Verfassungsplanes auf. Nicht ein Schreiberzweck, sondern der höchst praktische Zweck waltete dabei ob, dem österreichischen Minister die Consequenzen der einen und anderen Einrichtung so handgreiflich wie möglich und die Entscheidung so bequem wie möglich zu machen. Nicht die Eitelkeit der Planmacherei, sondern das ehrliche Verlangen beseelte die preußischen Minister, nach allen Plänen endlich zur Sache und zu einem vernünftigen Resultat zu gelangen. „Die Unterzeichneten," sagen sie in der begleitenden Note, „ersuchen nunmehr den Herrn Fürsten von Metternich, diese von ihnen hier gemachten Vorschläge einer aufmerksamen Prüfung zu unterwerfen, und sie, sobald es möglich, wissen zu lassen, welches die Meinung des kaiserlich-österreichischen Hofes: über die Einführung einer Kreisverfassung und über die der Bundesverfassung zu gebende Einrichtung ist. Sobald diese Hauptfragen entschieden sind, wird es nur einige Stunden erfordern, aus den bisherigen Entwürfen einen neuen zusammenzusetzen, welcher der künftigen Berathung zur Grundlage dienen kann."

Auch diese begleitende Note — wir hegen nicht den mindesten Zweifel — ist aus Humboldt's Feder geflossen. Sie trägt den vollen Stempel seines Geistes, eines Geistes, der unter tausenden zu erkennen und den mit dem Geiste Hardenberg's zu verwechseln unmöglich ist. Es ist ein feiner, subtiler, metaphysischer Geist. Es ist ein milder, versöhnender und vermittelnder Geist. Es ist ein Geist, der an die Macht des Geistes, an den Segen der Freiheit und der freien Discussion glaubt. Zwar auch Hardenberg war für die Kreiseintheilung; aber nur Humboldt konnte sie vertheidigen, wie sie in der Note ver-

theidigt wird. Nur ein mäßiger Vorzug des Entwurfs ohne Kreiseintheilung war es in den Augen des hoch- und feinsinnigen Theoretikers, daß derselbe einfacher und allgemein anwendbar sei. Das Künstlichere war ihm das Tiefere, und das Tiefere schien ihm das Praktischere. Auch in der politischen Wirklichkeit galt ihm stätige und sanfte Vermittelung der Gegensätze als das Wünschenswertheste. In derselben „metaphysischen“ Weise wie ehedem die Organisation der Unterrichtsbehörde, faßte er jetzt die Organisation des deutschen Staatskörpers. Die Kreisverfassung empfiehlt sich ihm als eine „Mittelstufe der Verbindung“ zwischen dem Wirken der Centralgewalt und den Einzelstaaten. Für besonders heilsam erklärt er es, daß durch die anhaltende gemeinschaftliche Beschäftigung der Kreisstände mit Bundesangelegenheiten „manchen Abweichungen auf eine geschickte und sanfte Weise vorgebeugt werden kann.“ Nach einer Vermittelung sucht er ebenso zwischen den mächtigeren und den schwächeren Bundesgliedern; die Aufnahme eines Ausschusses des gesetzgebenden in den vollziehenden Fürstenrath würde ihm als ein zweckmäßiges Verbindungsmittel zwischen beiden, als ein Mittel erscheinen, um zu verhüten, „daß sich nicht im zweiten Rath ein Geist des Mißtrauens und des Widerspruchs gegen den ersten bilde.“ Die vermittelnde Kraft aber der kreisständischen Einrichtung sieht er vorzugsweise in den Versammlungen und Berathungen der Kreisstände. Denn bei gemeinschaftlichen Berathungen, ganz anders, als wenn blos der Weg diplomatischer Verhandlungen offen steht, „wirkt schon das gegenseitige Erwägen der Gründe und der sich zugleich aussprechende Wille Vieler.“ Die Regierungen, wenn ihrer mehrere sich in regelmäßig wiederkehrenden Versammlungen mit der Sorge für das Wohl desselben Theils von Deutschland [1]) beschäftigen, werden mehr und mehr ein lebendiges „und ein solches Interesse daran gewinnen, in welchem die einseitigen und eigensüchtigen Ansichten, die sich sonst bei Großen und Kleinen nur zu leicht einfinden, gegen einander abgeschliffen werden.“ Die Berathschlagungen endlich im zweiten Bundesrath können nur gewinnen, wenn sie durch die kreisständischen Berathungen schon vorbereitet wurden. Es sind Erwägungen sofort von nicht minder feiner, nicht minder für Humboldt

---

1) „Noch verbundenen Theils;“ wahrscheinlich: „noch näher verbundenen.“

charakteristischer Art, womit er den gegen die Kreiseinrichtung erhobenen Einwendungen begegnet. Auf's Stärkste drängt sich die ihm so eigne schonungsvolle Achtung des Individuellen vor: man glaubt im Hintergrunde die ihm so geläufige, jetzt auch politisch gewendete Parallele zwischen Deutschland und Griechenland zu erblicken. Nichts, heißt es, sei weniger die Absicht der vorgeschlagenen Kreisverfassung als die Zerstörung des politischen Individualismus in Deutschland. Nur zu lebhaft, in der That, ist der Humboldt'sche Protest dagegen; nur zu gering wird die Macht und Einheit des Ganzen dem Einzelrecht gegenüber veranschlagt, nur zu warm die Sache jenes Individualismus geführt. „Niemand fühlt so sehr, daß gerade die Vorzüge, welche die Deutschen auszeichnen, in der Vielfachheit der Regierungen und der Verschiedenheit der Verfassungen ihren Grund haben, wenn auch Deutschland manchmal sehr schwer dafür durch die Bedrohung und den Verlust seiner Unabhängigkeit büßen mußte. Niemand ist daher so sehr jeder Idee entgegen, die auf Beherrschung, Unterdrückung oder Verschlingung des kleineren Staats durch den mächtigeren geht." Und damit nicht genug. Selbst für die Herstellung der ohne eigne Schuld mediatisirten Fürsten möchten die preußischen Staatsmänner sich erklären. Beide, offenbar, sahen sich zu dieser Ansicht durch die Erfahrung gestimmt, die sie an den süddeutschen Mittelstaaten gemacht hatten, Humboldt, offenbar, noch außerdem durch seine hellenisirende Individualtheorie. Aber wie idealistisch nun wieder, wie sinnig und geistvoll die Ausführung, daß gerade die Verfassung ein Gegenmittel gegen das Zerfallen Deutschlands in Theile und gegen die Unterdrückung der Kleinen durch die Großen sei! Gerade in der Entwöhnung von aller, auch noch so billigen gemeinschaftlichen Verfassung liege der Keim einer derartigen Gefahr; gerade durch die Wiederherstellung einer Verfassung werde sie abgewandt. Zum mindesten schief sei das Raisonnement, daß man nicht [1]) der schon beträchtlichen physischen Macht durch die Constitution ein Gewicht mehr zulegen dürfe. Denn, „gerade dadurch, daß man bei Staaten, deren physische Macht richtig geleitet, eine Wohlthat für den Schwächeren wird, derselben auch ihren Platz in der Verfassung einräumt und sie zu einer verfassungsmäßigen macht,

1) Offenbar ist S. 11 a. a. O. dies „nicht" zu inseriren.

verwandelt man sie in eine moralische, bildet Gesetzmäßigkeit und Verantwortlichkeit, und mindert auf diese Weise den Nachtheil des blos physischen Uebergewichts."

Bekannter als das Uebrige ist der Schluß unsrer Note. Derselbe zeichnete mit klaren und entschiedenen Worten die Grenze, bis zu welcher die preußischen Staatsmänner im Nachgeben und Rücksichtnehmen zu gehen bereit seien. Gern wolle man auf andere Vorschläge eingehen oder selbst deren machen, wenn dadurch der dem preußischen Hofe vorzüglich am Herzen liegende Endzweck einer festen Uebereinstimmung der deutschen Fürsten und eines regeren [1]) Eifers in der Theilnahme an der neuen Verfassung erreicht werden könne. „Denn jede Verfassung hat ihr Gedeihen und ihr Fortbestehen nur von dem Geiste zu erwarten, der ihre Mitglieder beseelt." Drei Punkte jedoch gebe es, von denen man nicht abgehen könne: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht, und landständische, durch den Bundesvertrag gesicherte Verfassungen. Unerläßlich seien diese Punkte, weil es sich wesentlich um eine nationale Verbindung handle. „Die Unterzeichneten können sich schmeicheln, daß auch der österreichische Hof die Ansicht theilt, daß die Errichtung einer deutschen Verfassung nicht blos in Absicht auf die Verhältnisse der Höfe, sondern ebensosehr zur Befriedigung der gerechten Ansprüche der Nation nothwendig sei, die, in der Erinnerung an die alte, nur durch die unglücklichsten Ereignisse untergegangenen Reichsverbindung, von dem Gefühle durchdrungen ist, daß ihre Sicherheit und Wohlfahrt, und das Fortblühen echt vaterländischer Bildung größtentheils von ihrer Vereinigung in einen festen Staatskörper abhängt; die nicht in einzelne Theile zerfallen will, sondern überzeugt ist, daß die treffliche Mannigfaltigkeit der deutschen Völkerstämme nur dann wohlthätig wirken kann, wenn sich dieselbe in einer allgemeinen Verbindung wieder ausgleicht."

Die Lection, welche Humboldt in diesen Worten den süddeutschen Höfen ertheilte, war wohl verdient; die Gesinnung, die sie eingegeben hatte, war die allein gemäße und würdige. Zu zweifeln war nur, ob eine so gekünstelte, in der Spitze fünffach getheilte Bundesform jenes so kräftig hervorgehobene nationale Einheitsbedürfniß wirklich

---

1) Klüber: „engeren."

zu befriedigen im Stande sei. Der die Bundesglieder beseelende Geist sollte die Mängel der Form vergessen machen: es war nach dem bisherigen Verhalten Bayerns und Württembergs im Gegentheil zu erwarten, daß er jene Mängel doppelt fühlbar machen werde. Kein Wunder daher, wenn dieselbe Gesinnung, welche den Humboldt'schen Entwürfen zu Grunde lag, von einer anderen Seite her einem völlig davon verschiedenen Projecte den Ursprung gab. Dem nationalen Einheitsbedürfniß am nächsten stand das Bedürfniß der kleinen deutschen Staaten. Ihnen zugleich lagen die Gefahren am nächsten, die von einer Fünfherrschaft unzertrennlich schienen. Sie wollten sich gern einem Mächtigsten unterwerfen, aber sie hatten mit Recht keine Lust, dem Ehrgeiz der Mittelmächte Platz zu machen und der organisirten Zwietracht von fünf Regierungen zum Spielball zu dienen. Sie hatten niemals aufgehört, für die Herstellung der Kaiserwürde zu agitiren. Die Kaiserwürde war ebenso Stein's erster Gedanke gewesen. Zwar wußte er, daß sich Oesterreich lau und abwartend dagegen verhielt und daß Preußen schon durch den Sinn der Verträge von Chaumont und Paris die Kaiseridee für beseitigt erachtete. Er beschloß jetzt nichtsdestoweniger, das Verlangen der Kleinstaaten zu unterstützen und demselben durch Rußland Nachdruck zu geben. Von ihm war eine Denkschrift inspirirt, welche Capodistria um dieselbe Zeit dem Kaiser Alexander überreichte, wo die preußischen Staatsmänner mit Metternich über das pentarchische Project zu conferiren begonnen hatten. In jener lebhaften, grotesken und nachlässigen Manier, welche die Schriftstücke des geist- und phantasiereichen Mannes charakterisirt, trug Capodistria die Gedanken Stein's vor. Mit dramatischer Anschaulichkeit schilderte er die Unzuträglichkeiten und die Gefahren der Pentarchie. Unvermeidlich werde dieselbe Eifersucht, Reibungen, Zwietracht erzeugen. Nur zu bald werde, begünstigt von den Intriguen Bayerns und der Rivalität Württembergs, Frankreich von Neuem seine Hand in Deutschland haben. Nun werde Deutschland gegen Deutschland stehn, nun werde sich die ganze Nation im Zustande der Anarchie befinden. Werde Rußland dies ruhig mit ansehen können? Werde Oesterreich nicht, der Einmischung Rußlands gegenüber, zu einer Verbindung mit Frankreich hingetrieben werden? Offenbar, eine starke und dauerbare Constitution sei unmöglich ohne ein einheitliches, sei es erbliches,

sei es wählbares Oberhaupt. Am natürlichsten empfehle sich Oesterreich dazu. Stark durch ganz Deutschland, werde Oesterreich alsdann auf seine unmittelbare Beherrschung Italiens verzichten können und keinerlei Versuchung zu einer Allianz mit Frankreich haben, während Preußen andrerseits, unangefochten in seiner gegenwärtigen Machtstellung, seine politischen Beziehungen zu Rußland werde erhalten können. Gefahr aber drohe keine von dem durch die deutsche Krone verstärkten Oesterreich. Das Uebergewicht, das ihm daraus erwachse, sei nicht angreifender, sondern erhaltender und passiver Natur.

Vortrefflich, man sieht es, verstand sich Capodistria auf das Interesse Rußlands: wie ein völlig Unkundiger und mit naiver Oberflächlichkeit sprach er von der Politik Oesterreichs. Weder unkundig noch oberflächlich war Stein. Am 17. Februar trug auch er dem Kaiser Alexander eine Denkschrift über denselben Gegenstand vor. Sie verrieth eine Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten Oesterreichs, wie man sie von dem großen Staatsmann erwartet; allein sie hatte ihren Nerv in einer Ausführung, welche, ganz gegen die sonstige Art Stein's, blendend, aber nicht überzeugend, geistreich aber praktisch unhaltbar war. Von den richtigsten Vordersätzen gelangte Stein zu dem seltsamsten Schlusse. Das größte Interesse, Deutschland stark constituirt und weise verwaltet zu sehn, habe, schon seiner geographischen Lage wegen, Preußen. Das geringste Interesse habe Oesterreich. Zwischen den Bewohnern Oesterreichs und den Deutschen bestehe überdies eine Entfremdung, die ihren letzten Grund in der Verschiedenheit des beiderseitigen Charakters habe. Alles deute auf eine Trennung hin. Man muß daher, — so lautet die Schlußfolgerung, Oesterreich mit Deutschland durch ein Verfassungsband verknüpfen; man muß Oesterreich für Deutschland gewinnen, indem man ihm durch Uebertragung der erblichen Kaiserwürde einen Einfluß und ein Uebergewicht einräumt, wodurch die beiden Länder in eine auf Pflicht und Interesse beruhende Wechselbeziehung treten.

Nicht leicht war es, die in diesen Denkschriften gegen die Zweckmäßigkeit eines Fünferdirectoriums erhobenen Einwände zu beseitigen. Es war so, wie Stein, anknüpfend an die Ausführungen Capodistria's, gesagt hatte: man hatte ein solches Directorium nicht aufgestellt, weil man es für eine gute Einrichtung hielt, sondern es

war lediglich ein Product der zwischen Oesterreich, Preußen und Bayern bestehenden Eifersucht. Nicht schwer, andrerseits, war es, das Ungenügende und blos Speciöse in der von Stein und Capodistria für ein österreichisches Kaiserthum vorgebrachten Argumenten nachzuweisen. Das Eine wie das Andre übernahm Humboldt. Seine auf Hardenberg's Anregung Ende Februar abgefaßte Denkschrift ist das Glänzendste und Gründlichste, was über den Gegenstand geschrieben werden konnte.[1])

Es ist unmöglich, so führt diese Denkschrift aus, einem deutschen Kaiser die ausgedehnte Macht zu geben, die er haben müßte. Preußen würde sich einer solchen nicht unterwerfen können, Bayern und die übrigen mächtigeren Staaten nicht wollen. Ohne diese Macht aber würde der Kaiser stets das Interesse seiner eignen Staaten dem Interesse Deutschland's voranstellen. Von Oesterreich nämlich ist die Rede, und von Oesterreich gerade gilt das Gesagte doppelt. Das Haus Habsburg hat stets die Staaten, die es in Deutschland besaß oder beeinflußte, ihren Verpflichtungen gegen das Reich zu entziehen, sie dem deutschen Interesse zu entfremden gesucht. Dies hat es gethan, als es durch Besitz und Einfluß noch vielfach mit den übrigen deutschen Staaten verzweigt war. Wie viel mehr jetzt? „Jetzt, wo alle politischen Interessen Oesterreichs sich nach dem Osten und nach Italien hinrichten, ist es Deutschland noch ungleich fremder geworden. Durch die Natur der Sache selbst würde es dahin gebracht werden, die Kaiserkrone entweder als eine nichtsbedeutende Prärogative zu betrachten, die es erforderlichen Falls wichtigeren Interessen opfern dürfe — was gefährlich für Deutschland wäre, — oder sie als ein Mittel zu betrachten, seine Einzelmacht als selbständiger Staat zu vergrößern, — was nicht blos für Deutschland, sondern auch für Europa gefährlich wäre." Ausgerüstet mit der Kaisermacht würde es, im Fall eines zwischen Oesterreich und Preußen ausbrechenden Zwiespalts, zu den kleineren Staaten in ein Verhältniß, wie Frankreich zum Rheinbunde treten. Von Zweien Eins. Man suche den möglichen Mißbrauch der kaiserlichen

---

1) Sie findet sich bei Pertz, IV. 752 ff., nicht in den G. W. Bei Pertz, dessen Darstellung wir auch übrigens als Quelle für das Obige benutzen, finden sich ebenso die Denkschriften von Capodistria und Stein.

Autorität durch das Gegengewicht von beschränkenden Institutionen zu verhüten. Man hat alsdann dem Spiel der Eifersucht, des Mißtrauens, der Intrigue, allen den Reibungen Thor und Thür geöffnet, die man von dem Directorialsystem befürchtet. Oder man lege dem Kaiser eine schrankenlosere Machtvollkommenheit bei. Man übertrage ihm z. B. die alleinige Entscheidung über Krieg und Frieden. Alsdann — und ohne es zu sagen, appellirt damit Humboldt an die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit — alsdann wird Oesterreich im Stande sein, die gerechteste und hochherzigste nationale Bewegung zu hemmen. Deutschland würde sich an die Geschicke Oesterreichs als einer europäischen Großmacht gefesselt sehen, in alle Wechselfälle derselben wider Willen verwickelt sein. Denn man hoffe nicht, irgend eine Vorkehrung treffen zu können, um Oesterreich als Haupt von Deutschland von Oesterreich in seiner Eigenschaft als europäische Großmacht zu unterscheiden: alle solche Unterscheidungen würden immer nur auf dem Papiere bestehen. Und wie in Beziehung auf die äußere, so in Beziehung auf die innere Politik. Die Entscheidung würde auch hiefür bei Oesterreich sein. Den Ausschlag würden auch hiefür Oesterreichs europäische Machtbeziehungen und der Geist des österreichischen Regierungssystems geben. Der Einfluß der öffentlichen Meinung, dem eine föderative Verfassungsform Raum giebt, würde Nichts sein. Das aber entspricht nicht dem Geiste der deutschen Nation. Dieser Geist ist kein Geist der Unruhe oder der Widersätzlichkeit, aber er ist fortschrittsbegierig und bildungslustig, er „widerstrebt jener Unbeweglichkeit, für welche die Erfahrung nichts ist und an der die Jahrhunderte nutzlos vorübergehen."

Das war so deutsch wie preußisch, das war so deutlich wie richtig gesprochen. Das war, genau besehen, eine Polemik gegen Oesterreich, deren schlagende Wahrheit am allerwenigsten Stein hätte verkennen sollen. Vielleicht gerade deshalb fand weder Form noch Inhalt der Humboldt'schen Denkschrift in seinen Augen Gnade. Er mußte im Herzen ohne Zweifel dem Allen beistimmen, was die Denkschrift gegen ein österreichisches Kaiserthum ausführte, und er mußte doch zugleich von ganzem Herzen an der Ueberzeugung festhalten, daß eine deutsche Verfassung ohne einheitliche Spitze ein elendes Flickwerk bleiben müsse. Schlagend war Alles, was Humboldt gegen die Hegemonie des Hauses Habsburg vorgebracht hatte: schlagend

war Alles, was Stein und Capodistria gegen die Pentarchie raisonnirt hatten. Durch ein theoretisches Blendwerk hatte sich Stein, wie wenig dies sonst seine Gewohnheit war, über die handgreiflichen Gefahren getäuscht, oder zu täuschen gesucht, die eine Beherrschung Deutschlands durch Oesterreich mit sich bringen mußte. Dies Blendwerk hatte Humboldt ohne Mühe zerstört; aber er war seinerseits einer nicht minder speciösen Selbsttäuschung verfallen. Schwach war Alles, was Capodistria von dem „blos erhaltenden und passiven“ Uebergewicht Oesterreichs, was Stein von der „Bindung Oesterreichs durch Banden der Pflicht und des Vortheils“ gesagt hatte. Schwach, ganz ebenso schwach war Alles, was Humboldt's Denkschrift zu Gunsten des föderativen, d. h. des pentarchischen Systems vorgebracht hatte. War es etwa mehr als eine theoretische Illusion, wenn behauptet wurde, daß sich die fünf deutschen Regierungen an der Spitze des Bundes von dem Einfluß der öffentlichen Meinung und von dem Reformverlangen der deutschen Nation würden regieren lassen? Und was soll man sagen von der Schlußausführung der Denkschrift? In alle Wege hänge die Ruhe und Sicherheit Deutschlands von der Einigkeit Preußens und Oesterreichs ab. Ein Hauptgesichtspunkt bei der Errichtung einer deutschen Verfassung müsse also darin bestehn, jeden Anlaß zu einer Entzweiung beider Mächte nach Möglichkeit fern zu halten, und vorzusorgen, daß, in dem unglücklichen Falle eines Krieges zwischen ihnen, der Zusammenstoß für Deutschland und Europa weniger fühlbar sei. Die Kaiserwürde nun schaffe durch ihre Existenz selbst ein System des Gegensatzes zwischen Oesterreich und Preußen und zwinge Deutschland, im Falle eines Krieges, entweder sich auf die Seite des Ersteren zu stellen, oder die Verfassung zu brechen. Das Föderativsystem dagegen mache alle Berührungen zwischen beiden Staaten sanfter und gefahrloser; selbst wenn sich demungeachtet ein Kampf entwickele, so sei durch die Verfassung selbst die Möglichkeit gegeben, daß Deutschland unter dem Schutze Bayerns und anderer mächtigeren Bundesstaaten und unter dem Schutze der Mächte des Auslandes seine Neutralität bewahre. Selbst endlich, wenn es in den Kampf mit fortgerissen würde, würden sich seine Fürsten wahrscheinlich zwischen beiden Kämpfenden theilen und deren Gewicht eben dadurch für Europa minder furchtbar werden. War diese Auseinandersetzung etwas Anderes als ein Eingeständniß,

daß das Föderativsystem ein System verfassungsmäßiger Anarchie sei? Hieß dies die Directorialregierung vertheidigen oder sie verspotten? Hatte derjenige ein Recht, von dem Bundesgericht als dem „letzten und nothwendigsten Schlußstein des Rechtsgebäudes in Deutschland“ zu sprechen, der sich mit so kläglichen Fundamenten für dies Gebäude zu begnügen bereit erklärte?

Dann freilich, wenn selbst ein Mann wie Humboldt kein Arg dabei hatte, an die Anarchie und die itio in partes als nothwendige Momente der Verfassung zu appelliren und sogar rheinbündnerische Coalitionen im Voraus in seine Rechnung mitaufzunehmen; dann freilich, wenn selbst die zwei bestgesinnten und urtheilsfähigsten Staatsmänner in so ganz entgegengesetzte Ansichten auseinandergingen: dann freilich war Einer der Humboldt'schen Gründe für das pentarchische Project unwiderleglich, — der Eine, daß es „unter den gegebenen Umständen das Einzige sei, was sich erreichen lasse.“ Wie groß immer die Mängel einer blos föderativen Verfassung seien: — „elle seule est possible!“ Was half es nun, daß alle Prämissen zu dem richtigsten Schlusse in den beiderseitigen Denkschriften zu Tage gekommen waren? Nur unter einer starken einheitlichen Leitung kann Deutschland zu einer Verfassung gelangen, die in sich selbst die Bürgschaft der Dauer und der Macht trägt. Oesterreich darf diese Leitung nicht anvertraut werden; denn Oesterreich ist ein wesentlich undeutscher Staat, und Preußen kann sich ihm nimmer unterwerfen. Das größte Interesse an Deutschland hat Preußen. Es ist nicht, wie Oesterreich, auf das Princip des Stillstandes und der Aufklärungsfurcht gegründet. Es ist nicht, wie Oesterreich, durch seine Lage, seine Interessen, seine europäische Stellung von Deutschland ab-, sondern auf Deutschland hingewiesen. Und weiter. Die Verfassung Deutschlands muß so beschaffen sein, daß die öffentliche Meinung und der Geist der Nation sie beeinflussen kann. Sie muß endlich so beschaffen sein, daß sie Preußen nicht mit Oesterreich fortwährend compromittirt. Die Verbindung Oesterreichs mit Deutschland, sagte Stein, ist für Deutschland unerläßlich. Die Ruhe, die Sicherheit, der Machteinfluß Deutschlands, sagte Humboldt, wird allezeit auf dem einträchtigen Zusammenwirken Preußens und Oesterreichs beruhen. Die Summe aller dieser Gegebenheiten, das Wort des verwickelten Räthsels lag so weit nicht.

Unserer eigenen Zeit und einem Manne, dessen Genossenschaft sich die Stein und Humboldt zur Ehre gerechnet haben würden, war es vorbehalten, die Lösung in wenigen großen und klaren Zügen zu formuliren. Die einzige Form, unter der sich Deutschland seinen Interessen gemäß constituiren kann, ist der Bundesstaat ohne Oesterreich unter der einheitlichen Leitung Preußens. Die einzige Regierungsweise, bei der auch unter einem einheitlichen Haupt die öffentliche Meinung zur Geltung gelangen kann, ist die parlamentarische. Das einzige Verhältniß, durch welches, trotz der preußischen Hegemonie, trotz eines deutschen Parlaments, trotz der Ausschließung Oesterreichs aus dem Bundesstaat, Preußen und Oesterreich in Eintracht, Oesterreich und Deutschland verbunden bleiben können, ist das Verhältniß einer engen und unauflöslichen, die beiderseitigen Interessen sorgfältig berücksichtigenden Union. — Es ist nicht ausgemacht, ob eine kommende Generation die Verwirklichung dieses Gedankens sehen wird, nachdem die gegenwärtige ihn zuerst mit Begeisterung begrüßen, dann in ungeschickten und treulosen Händen verderben, endlich beschimpfen und verhöhnen gesehen hat. Die Generation des Wiener Congresses brachte den Gedanken selbst nur bruchstückweise zusammen. Keiner der rathschlagenden Staatsmänner, wenn nicht Stein in einzelnen Momenten des Unmuths, dachte an die Möglichkeit einer Ausschließung Oesterreichs. Von einer Volksvertretung bei'm Bunde schrieben die Journalisten, aber Humboldt sagte: bis dahin sei noch ein weiter Weg.[1]) An ein preußisches Kaiserthum wagte man nur so zu denken, wie man an etwas denkt, woran man verzweifelt. Stein hatte früher von Oesterreich oder Preußen gesprochen. Er formulirte gegenwärtig die Kaiseridee einfach als ein erbliches österreichisches Kaiserthum. Nur die Capodistria'sche Denkschrift stellte auch jetzt noch die Alternative der Erblichkeit und der Wählbarkeit, und sie schloß mit einem Wink für die Zukunft. Es komme darauf an, sich mit Oesterreich wegen der Annahme der Kaiserkrone zu verständigen. Weigere sich Oesterreich, so sei dies keine Sache, die sich mit Gewalt durchsetzen lasse. Genug, wenn man für jetzt das allein Passende ausspreche und begründe. Genug, wenn man sich das Recht vorbehalte, bei günstiger Gelegenheit in

1) Varnhagen, Denkwürdigkeiten, VII. 293.

Zukunft — sei es mit Oesterreich, sei es mit Preußen, darauf zurückzukommen.

Unter diesen Umständen hatte ohne Zweifel Humboldt Recht: la fédération seule est possible. War aber nur ein Bundessystem nach dem eigenen Urtheil und Willen der preußischen Staatsmänner möglich, so hätten sie leicht begreifen sollen, daß dieselben „gegebenen Verhältnisse", auf die sie sich beriefen, auch nur das allerschlechteste Bundessystem möglich machten. So viel Hoch- und Freisinnigkeit neben soviel Rücksicht auf die elendeste Wirklichkeit, — das mußte wohl mit völligem Unterliegen unter der letzteren enden. Die tapferen Worte über die Nothwendigkeit, das Bedürfniß der Nation zu befriedigen, über die Unerläßlichkelt eines Bundesgerichts, einer starken Kriegsgewalt und repräsentativer Einzelverfassungen, diese Worte mußten nothwendig zu Schanden werden, wenn man doch principiell und für den Grundplan der Verfassung von dem gerade Entgegengesetzten, — nicht von dem Bedürfniß der Nation, sondern von dem Eigensinn ihrer Regierungen, nicht von dem Einheitsverlangen jener, sondern von der Zwietracht und Eifersucht dieser ausging. Es kam wie es mußte. Der innere Widerspruch in den Motiven des preußischen Entwurfs durchlöcherte denselben dergestalt, daß zuletzt kein Paragraph davon auf dem andern blieb. Diejenigen trugen den Sieg davon, die sich von Hause aus das Ziel niedrig gesteckt und sich niemals mit idealeren Anschauungen bemengt hatten. Ihr Weg war schlecht, aber er war einfach. Sie verzichteten auf das Lob, das Gute auch nur gewollt oder gemeint zu haben: sie ersparten sich den Tadel, es gewollt, aber preisgegeben zu haben. Nach unsäglichem Bemühen langten Humboldt und Hardenberg genau da an, wo Wessenberg und Metternich mit geringer Mühe die Dinge hinlenkten.

Zwar das Ereigniß, dessen Kunde Wien am 7. März erreichte, wäre wohl geeignet gewesen, die deutschen Fürsten und Staatsmänner noch einmal an das Eine zu erinnern, was Noth thue. Auch fühlte man allgemein, daß die Gefahr, mit welcher das Wiedererscheinen Napoleon's ganz Europa bedrohte, eine Beschleunigung vor Allem des deutschen Verfassungswerkes fordere. Abermals schlug Stein vor, daß man sich über die wesentlichsten Punkte vereinigen, die nähere Entwickelung den versammelten Abgeordneten des gesammten

Bundes überweisen möge. Eine neue Aufforderung, eine dem Bedürfniß der Nation entsprechende Verfassung in's Werk zu richten, erging von den kleineren Staaten, und zum letzten Mal wurde dabei die Kaiseridee zur Sprache gebracht. Für Beschleunigung war auch Preußen und sprach auch Oesterreich. Ueber Beseitigung der Kaiseridee einverstanden, erklärten sie, daß der Congreß nicht auseinandergehen solle, ehe die Grundlagen der deutschen Verfassung gelegt wären. Zu gemeinsamer Berathung wurden Ende März die Abgeordneten sämmtlicher deutscher Staaten eingeladen, und ein neuer Entwurf wurde von Preußen für diese Berathungen in Bereitschaft gehalten. Humboldt wiederum war der Verfasser dieses Entwurfes. Er begann mit demselben, für die schiefe Stellung zu büßen, die er als Vermittler der idealsten Forderungen und der schlechtesten Wirklichkeiten von allem Anfang an freiwillig eingenommen hatte. In dem undankbarsten Material arbeitend, hatte er von nun an fortwährend zwischen seiner Ueberzeugung und zwischen dem Drange der Nothwendigkeit zu laviren. Einmal angelangt auf der geneigten Ebene der Nachgiebigkeit, war er gezwungen, zwischen das Beste und das Schlechteste immer neue Mittelglieder einzuschieben und für das Mittelmäßige immer neue Formeln zu ersinnen. Seine Kunst und Betriebsamkeit im Formuliren von Nachgiebigkeiten erinnert von hier ab an das schematisirende Verfahren eines neueren preußischen Staatsmanns, der, wie tief auch sonst unter Humboldt, darin ihm glich, daß seine theoretischen Gaben stärker als seine praktischen und daß er im Erfinden schwach, im formulirenden Zurechtmachen groß war. Wie die in immer größere Ferne zurückweichenden Nebelbilder des preußisch-deutschen Unionsprojectes unter der Hand des Herrn von Radowitz sich dennoch immer wieder fixiren und gestalten mochten, das ist uns Heutigen in gutem Gedächtniß. Nicht unähnlich war dasjenige, was dem deutschen Verfassungsproject auf dem Wiener Congreß durch Humboldt widerfuhr. Schon die vierzehn Artikel, zu denen Humboldt jetzt seinen ehemaligen Entwurf zusammengeschmolzen hatte, waren nichts als ein formulirter Rückzug, eine Transaction mit den staatenbündnerischen Anschauungen, auf welche ein von Wessenberg verfaßter österreichischer Entwurf hinauswollte. Die Münze sollte jedoch noch schlechter werden. Eine abermalige Pause, die während des Aprils in der Förderung der ganzen Angelegenheit eingetreten

war, gab zu einer neuen Redaction Zeit, und diese neue Redaction ging abermals einige Schritte näher an die Bestimmungen des Wessenberg'schen Entwurfs heran. Noch war der ursprüngliche Stempel zur Noth zu erkennen, aber das Gepräge war stumpfer, das Gewicht leichter geworden. Noch waren die unerläßlichsten Dinge stehen geblieben, aber sie waren so modificirt, daß sie keiner vernünftigen Anwendung mehr fähig blieben. Und nun war die Zeit gekommen, wo Oesterreich die durch sein Zaudern gepflegte Ermüdung und Ungeduld nutzen durfte. Nun, am 7. Mai, erklärte es, daß die Verhandlungen beginnen sollten. Eine Umarbeitung des Wessenberg'schen Entwurfes wurde als Gegenentwurf gegen den letzten Humboldt'schen übergeben. Es war neuer Stoff zu einer neuen Vermittlungsformel. Als der Monat Mai beinahe um war, nach zahlreichen Zusammenkünften, war man mit dieser Formel zu Stande. Ein Entwurf war vereinbart, in welchem, wie Stein sich ausdrückte, sehr viel von den Mediatisirten, sehr wenig vom deutschen Volke die Rede war, — ein Entwurf, in welchem die Garantie landständischer Rechte und Verfassungen auf den unbestimmten und allgemeinen Satz herabgebracht war: „es soll in allen deutschen Staaten eine landständische Verfassung bestehen." Und noch war man nicht am Ende. Was das bisherige Zögern noch nicht verdorben hatte, das verdarb die nunmehrige Uebereilung. Es folgten vom 26. Mai bis zum 8. Juni eine Reihe von Gesammtberathungen. Nichts verfing der Einspruch der Bessergesinnten gegen die kahlsten und schlechtesten Bestimmungen. Wohl aber fiel noch am letzten Tage das Bundesgericht, — jenes Bundesgericht, welches die Humboldt und Hardenberg vor vier Monaten noch für den letzten und nothwendigsten Schlußstein des deutschen Rechtsgebäudes erklärt hatten! Auch sie unterzeichneten die Bundesacte. Mit ihrer Gesinnung und Ueberzeugung fanden sie sich durch zwei Papiere ab: Hardenberg durch die Verordnung vom 22. Mai über die in Preußen zu bildende Repräsentation des Volkes, Beide durch die Erklärung, mit der sie ihre Zustimmung zur Bundesacte motivirten. Sie hätten gewünscht, erklärten sie, daß dieser Urkunde eine größere Ausdehnung, Fertigkeit und Bestimmtheit wäre gegeben worden. Besser jedoch, vorläufig einen weniger vollständigen und vollkommenen Bund zu schließen, als gar keinen. Den Berathungen der Bundesversammlung in Frankfurt bleibe es frei, den Mängeln der Verfassung abzuhelfen.

Nur durch diese Betrachtungen bewogen, hätten sie geglaubt, ihre Unterzeichnung nicht vorenthalten zu müssen.

So war das Ende der deutschen Angelegenheiten, so war der Ursprung des Bundestages. Am 11. Juni war die Bundesacte; zwei Tage vorher war die Schlußacte des Congresses unterzeichnet worden. Man befand sich mitten im Kriege, als die Bevollmächtigten Wien verließen. In der besten Arbeit am europäischen Friedenswerke waren sie durch die Nachricht von der Rückkehr des großen Friedensstörers überrascht worden. „Vortrefflich! das giebt Bewegung," hatte Humboldt bei der Botschaft ausgerufen, welche Andere mit Schrecken, noch Andere mit verrätherischen Hoffnungen erfüllte. Er versprach sich von der drohenden Aussicht auf neuen Kampf eine wirksamere Förderung der stockenden Geschäfte als von der Ruhe, welche nur allzurasch die Saat der Eifersucht, der Intrigue und der Uneinigkeit in die Höhe getrieben hatte. Es war wohl Ursache zur Eile. Man hatte es mit einem raschen Manne und einem raschen Volke zu thun. Napoleon war so geschwind in der Residenz Ludwig's XVIII., wie er ehedem in den Hauptstädten von Oesterreich und Preußen erschienen war. Indem man noch beschäftigt war, die von Napoleon durcheinandergeworfenen Staaten und Throne Europa's wiederzusammenzulesen und wiederaufzubauen, war der Grundstein der neuen Ordnung, das bourbonische Frankreich, schon wieder aus den Fugen gerissen. Auf dem Friedenscongreß daher mußte man zu neuem Kriege rüsten. Eine erste Erklärung der acht Unterzeichner des Pariser Friedens gegen Napoleon trug die Spuren der Hast und Ueberraschung an der Stirn. Es folgte die Erneuerung des Bündnisses von Chaumont durch die vier Großmächte; weiterhin eine Reihe von Beitrittsverträgen mit den übrigen Staaten. Hier war es, wo sich auch für Humboldt während des März und April neue Arbeit ergeben hatte. Er war bei den Einzelverträgen mit den größeren, er war bei der Gesammtverhandlung über den Beitritt der kleineren deutschen Staaten beschäftigt worden. Er hatte bei letzterer einen nicht unbedeutsamen Versuch gemacht, das Interesse Preußens und dessen dereinstige Stellung in Deutschland im Voraus zu wahren. Dies war der Sinn der Bestimmung im ersten Artikel des Vertrages, daß der Anschluß der kleinstaatlichen Truppen an die großen Armeen „nach der geographischen Lage der Staaten" er-

folgen solle. Es galt, nach den Vortheilen, welche Oesterreich in Süddeutschland errungen hatte und die es im Begriff war, durch die deutsche Verfassung in ganz Deutschland zu erringen, die Hegemonie Preußens über den Norden zu sichern und die Mainlinie als die Grenze des österreichischen Einflusses zu fixiren. Nicht ganz drang er mit dieser Tendenz durch. Als Schutzredner für die Unabhängigkeit der kleinen Fürsten mußte er zufrieden sein, den von Gagern in Antrag gebrachten Zusatz, daß bei dem Anschluß überdies auf die speciellen Beziehungen der kleinen Staaten Rücksicht zu nehmen sei, zu dem unverfänglicheren abzustumpfen, daß außer der geographischen Lage die militärische Zweckmäßigkeit entscheiden solle.[1])

Auch Humboldt's Geschäfte in Wien waren endlich beendet. Einer der Ersten, war er auch einer der Letzten auf dem Platze. Bis Mitte Juni mit Nacharbeiten des Congresses beschäftigt, verließ er mit einigen andern Nachzüglern den Congreßort erst, als Blücher und Wellington bereits die Schlacht bei Belle-Alliance geschlagen hatten. Auf dem Wege nach Berlin erfuhr er die Siegesbotschaft. Dennoch hielt er nicht dafür, daß das Ende des ganzen Kampfes so nahe bevorstehe. Noch weniger rechnete er auf einen zweiten Einzug in Paris; denn nicht leicht, meinte er, wiederhole sich in der Geschichte kurz hintereinander dieselbe Wendung. Marschall Vorwärts und Gneisenau machten diese geschichtsphilosophische Reflexion zu Schanden. Während Humboldt in Berlin seinen Aeschylus von Neuem vorgesucht hatte, um in Muße, unter Wolf's Beistand, an seiner Uebersetzung zu feilen, hatte sich die Macht des rächenden Schicksals rasch an dem Manne der Vermessenheit offenbart. Die Dichtung reichte nicht an die Wirklichkeit. Eine Kunde, größer als die, welche die flammenden Feuerzeichen dem Wächter auf dem Dach der Atriden meldeten, flog durch Europa. So schnell fast als in der Tragödie die Ankunft des Agamemnon auf die Botschaft von dem Falle Troja's, so schnell folgte die Capitulation der feindlichen Hauptstadt auf die Niederlage des Kaisers bei Waterloo. Abermals mußte Humboldt seine wissenschaftliche durch die diplomatische Thätigkeit unterbrechen. Er durfte hoffen, daß dieselbe diesmal zu erfreulicheren

---

1) S. Gagern, a. a. O., II. 164. 165, vergl. mit Klüber II. 280, Artikel 1 des Traité d'accession.

Resultaten führen werde, als in Wien und als das erste Mal in Paris. Nur mit den Engländern hatten ja die Preußen diesmal die Arbeit und den Ruhm der Waffen zu theilen gehabt. Es schien eine leichte und glorreiche Aufgabe, den Kampfpreis mit Mäßigung zu bestimmen und mit Entschiedenheit einzufordern, welchen der Tapferkeit des preußischen Heeres selbst der Neid nicht werde verweigern dürfen. In siegesfroher Laune reiste Humboldt über Frankfurt nach Paris. In Saarbrücken vereinigte er sich mit Hardenberg und dem übrigen preußischen Diplomatenpersonal; seine Gegenwart trug nicht wenig dazu bei, die Heiterkeit und Zuversicht der Gesellschaft zu vermehren.[1])

Bald jedoch und vollständig sollte er enttäuscht werden. Weit entfernt, daß der wunderbar rasche und glückliche Erfolg der verbündeten Waffen den Siegern, so kam er vielmehr dem besiegten Theile zu Statten. Die Gefahr, welche noch einmal Europa bedroht hatte, schien, nachdem sie durch einen einzigen Schlag war beseitigt worden, um so gewisser niemals wiederkehren zu können. Im Momente des Sieges war das Band zerrissen, welches die vielfach auseinandergehenden Interessen der gegen das Napoleonische Frankreich verbündeten Mächte zusammengehalten hatte. Aeltere Beziehungen und natürlichere Wahlverwandtschaften drängten sich hervor, sobald der unnatürliche Zwang, den Napoleon auf den Welttheil geübt hatte, sobald die Besorgniß vor einem übermächtigen Frankreich verschwunden war. Schon auf dem Wiener Congreß war dies hervorgetreten; es mußte noch viel mehr hervortreten, seit in Folge dieses Congresses die europäischen Staaten sich neu geordnet und den Schwerpunkt ihrer eigenthümlichen Interessen wiedergefunden hatten. Nicht mehr die Erinnerung an die nächste Vergangenheit, sondern die Berechnung des nun folgenden Zustandes und Entwürfe der Zukunft lenkten die Politik der Monarchen und Staatsmänner. In dieser Berechnung und in diesen Entwürfen spielte die Sicherung gegen erneute Eroberungspläne Frankreichs nur für Deutschland und vor Allem für Preußen eine Rolle. Am allerwenigsten lag eine Schwächung Frankreichs im Interesse Rußlands. Von dem Einfluß, welchen Stein durch Kaiser Alexander auf Rußland ausgeübt hatte, mußte es sich losmachen, um zu den alten Traditionen seiner Politik, zu dem Testamente Peter's

1) Varnhagen, Denkwürdigkeiten, VII. 142 ff.

des Großen zurückzukehren. Es durfte die Früchte seiner Befreier- und Beschützerrolle nicht dadurch wieder preisgeben, daß es die deutschen Staaten von dem Bedürfniß seines Schutzes für die Zukunft befreite. Es konnte nicht wünschen, daß Deutschland und Preußen stark und selbständig würde, und es konnte am wenigsten wünschen, daß dies auf Kosten Frankreichs geschähe. In der Seele Alexander's hatte ein Gedanke Platz gegriffen, der seine ganze Einbildungskraft in Flammen setzte und den Capodistria mit dem ganzen verschwiegenen Eifer nährte, dessen die Vaterlandsliebe bei den Angehörigen einer unter dem Joche der Knechtschaft seufzenden Nation fähig ist. In Paris träumte Alexander von Byzanz, und seit Jahren brütete Capodistria über dem Project der Befreiung Griechenlands. Nur in Frankreich konnte man für dies byzantinisch-griechische Project einen Bundesgenossen hoffen, um den von England und Oesterreich zu besorgenden Widerstand in Schach zu halten. Den Schwachen zu beschützen, den Unterliegenden wiederaufzurichten lag im Vortheil, und es war ebenso im Geschmacke des ritterlichen Kaisers. Es kitzelte seine Eitelkeit und es förderte seine Zwecke, den Großmüthigen zu spielen. Von den Franzosen in jeder Weise umschmeichelt; berathen von Capodistria, der auf die Befreiung seiner Landsleute, und von Pozzo di Borgo, der auf ein französisches Portefeuille speculirte: — so war Alexander der Erste, der auf die Seite der Besiegten trat und sich jeder Beeinträchtigung Frankreichs wiedersetzte.

Es war seltsamer und unnatürlicher, daß dieselben Grundsätze der Schonung von Wellington und Castlereagh getheilt wurden. Denn die Politik Wellington's war nicht identisch mit den Interessen Englands, und sie lief hart gegen die öffentliche Meinung des Landes. Englisch freilich waren die Ansichten des edlen Herzogs dennoch. Eine englische Anschauung war es, sich nicht für die Erringung von Vortheilen zu erhitzen, die, sofern sie in Landabtretungen beständen, dem Insellande doch nicht zu Gute kommen könnten. Ein Calkül ebenso des insularen Egoismus war es, daß man jedes Arrangement vermeiden müsse, welches England auf's Neue in einen Continentalkrieg verwickeln könnte. So waren Wellington's staatsmännische Ansichten. Andre Gründe gehörten dem Feldherrn an; noch andre hatten ihre Quelle in seiner persönlich engen Verbindung mit Fouché und Talleyrand. Seine Ansichten aber waren die Ansichten Castle-

reagh's. Höchstens Gründe wie der, daß in der Politik Sicherheit auf sieben oder zehn Jahre das Maximum sei, wofür menschliche Vorsicht sorgen könne, waren diesem eigenthümlich. Vollkommen abhängig von Wellington, war Seine Lordschaft froh, in der Zustimmung Frankreichs zu dem Verbot des Negerhandels einen Talisman zu besitzen, der ihn gegen den Unwillen des Parlaments schützen werde. Nichts verfingen dem gegenüber die Verdienste, welche sich Preußen auf dem Schlachtfelde um die Engländer erworben hatte. Gerade von seinen Kampfgenossen sah sich Preußen am schnödesten verlassen und durchkreuzt.

Es sah sich angewiesen auf die Unterstützung Oesterreichs, der Niederlande und der deutschen Mittelstaaten. Allein die Unterstützung der Letzteren konnte nur bei der weisesten Benutzung von Einfluß werden. Die Niederlande hätten nur dann ein stärkeres Gewicht in die Wagschaale werfen können, wenn sie im Stande gewesen wären, Englands Stimme für sich zu gewinnen. Die Unterstützung Oesterreichs endlich war die unzuverlässigste von der Welt; denn es war die eines vereitlungssüchtigen Intriguanten und die eines übelwollenden Nebenbuhlers. Genöthigt, mit solchen Verbündeten zu handeln, hätte Preußen nach allen vorausgegangenen Erfahrungen seine Forderungen bei Zeiten formuliren, es hätte seine Bedingungen vor dem Kampfe stellen sollen. Statt dessen hatte man eine Erklärung und einen Allianzvertrag unterzeichnet, die jetzt als Waffen gegen Preußen gebraucht werden konnten. Andre Fehler wurden in Paris begangen. Zur Ehre Humboldt's jedoch muß es gesagt werden, daß er nur in geringem Maaße auch für diese verantwortlich ist. Von Neuem gab er Beweise seiner erstaunlichen Arbeitskraft. Hardenberg war anfangs durch ernstliches Unwohlsein von den Geschäften entfernt gehalten. So sehr daher mußte ihn der zweite Bevollmächtigte übertragen, daß derselbe später selbst erkrankte. Selten, außer in den Mußestunden der Tischzeit, wurde Humboldt sichtbar. Bei Tag und bei Nacht schrieb er stundenlang in einem Zuge fort, und dann wieder in kleinsten Abschnitten zahlreicher Unterbrechungen: — „immer in gleicher Klarheit, Schärfe und Sicherheit.“[1]) Es war dies das geringste seiner Verdienste. Er hat auf das größere

---

1) Varnhagen, a. a. O., S. 200 und 221.

Anspruch, daß er überall beflissen war, die Fehler Andrer zu verbessern oder unschädlich zu machen. Kein Andrer war preußischer und in einem besseren Sinne preußisch. Kein Andrer vertrat das einzig Vernünftige mit größerem Eifer und zugleich mit größerer Würde und Mäßigung. Niemals, mit Einem Worte, entfalteten sich die diplomatischen Talente und der staatsmännische Charakter des Mannes in glänzenderer und tadelloserer Weise.

Nicht wenig zunächst schadete den Preußen in Paris das barsch-militairische Auftreten Blücher's und Gneisenau's. Es schadete doppelt, je mehr es gegen die galante Ritterlichkeit Alexander's und gegen das gentlemanartige Benehmen des englischen Feldherrn abstach. Einen vollendeteren Gegensatz jedoch konnte es nicht geben, als den martialischen Blücher und den feingebildeten Humboldt. Charakteristisch ist die Scene, die uns aus der ersten Zeit des Pariser Aufenthalts ein Augenzeuge geschildert hat.[1]) Humboldt und andre Mitglieder der preußischen Diplomatie saßen an der Tafel des Gasthofs Rocher de Cancale, als Blücher und Gneisenau in den Saal traten. Kaum hatten die Angekommenen Platz genommen, so machte der alte Haudegen seinem Herzen Luft. Er schalt und schimpfte gegen die Bourbonen, gegen den Grafen Münster, gegen Abwesende und Anwesende. Auch an Humboldt richtete er seine verbindlichen Aeußerungen: es wäre besser gewesen, wenn er und alle Diplomaten noch weggeblieben wären; sie würden sicher Alles wieder verderben. Die Ehre der Feder und des Wortes stand gegen die Ehre des Schwertes auf dem Spiel. Und sie ward von Humboldt nicht im Stich gelassen. „Ungleichartigere Streitkräfte“ — sagt Varnhagen — „konnte man nicht gegeneinandergestellt sehn. Ob die Keule oder der Stoßdegen die bessere Waffe sei, blieb unbestimmt. Aber soviel war klar: Humboldt stand nicht im Nachtheil, und als man sich etwas näher verständigt hatte, stieß man zusammen auf guten Erfolg und auf beste Eintracht an.“ Man war in der That in der Hauptsache einig. In Einem Punkte unterstützte die Humboldt'sche Diplomatie mit Nachdruck die zugreifende Derbheit Blücher's. Wie Blücher der Erste gewesen war, der bei der Capitulation von Paris auf der Rückgabe der von den Franzosen geraubten Kunst- und Lite-

1) Varnhagen, a. a. O., S. 170.

raturschätze bestanden hatte, so verwandte auch Humboldt allen seinen Einfluß, daß den Räubern nichts geschenkt werde, was man ein Recht habe zurückzufordern. Vor Allem seinen Bemühungen, bei Franzosen und Italiänern, verdankt es die Heidelberger Bibliothek, daß sie von Neuem in den Besitz des werthvollsten Theils jener literarischen Schätze gelangte, die im dreißigjährigen Kriege nach Rom entführt und von denen Einiges dann in den Revolutionskriegen nach Paris gewandert war.[1]) Es fehlte übrigens nicht an Gelegenheiten, wo der Diplomat dem Soldaten Widerpart halten mußte wie im Gasthof Rocher de Cancale. Er suchte zu versöhnen, wo das Auftreten Blücher's verletzt hatte.[2]) Er suchte zu biegen, was jener brechen wollte. Nicht seine Schuld war es, wenn man schließlich die Macht preußischer Bildung und Intelligenz nicht bequemer fand als das rauhe Gebahren des preußischen Soldatenthums.

Nicht blos jedoch neben Blücher, auch neben Hardenberg erscheint Humboldt als der Ein- und Umsichtigere. Wie Preußen in Wien bei den Verhandlungen über die deutsche Verfassung versäumt hatte, sich von Hause aus durch die Zuziehung der kleineren Staaten eine Hülfe und ein Gegengewicht gegen Oesterreich, Bayern und Württemberg zu schaffen, so duldete man jetzt in Paris, den Allianzbestimmungen zum Trotz, daß abermals die Staaten zweiten und dritten Ranges von den Friedensverhandlungen ausgeschlossen wurden. Mit Recht drangen diese Staaten auf Zulassung. Sie wurden in einer, auch von den preußischen Bevollmächtigten unterzeichneten Note beschieden, daß es sich für jetzt — am 10. August — nur um vorbereitende und einleitende Discussionen handle. Die Wahrheit ist, daß es sich um diejenigen Discussionen handelte, welche die eigentlich entscheidenden sein mußten, und daß die Stimme Bayerns, Württembergs und Hannovers wenig helfen konnte, wenn erst Preußen in den „délibérations préalables“ von den drei Großmächten überstimmt war. Es ist Grund zu glauben, daß dies Humboldt vollkommen begriff. An preußischem Großmachtsdünkel zum mindesten

1) Das Nähere bei Wilken, Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten Heidelbergischen Büchersammlungen.

2) Gagern, der zweite Pariser Frieden, I. 140 ff.

war er nicht krank. Drei Wochen später konnte er, Gagern gegenüber, von dem Groß-Allianz- und Vier-Mächte-System nicht genug Uebles sagen, sprach er auf's Ausfälligste gegen die Unzuverlässigkeit, Anmaaßung und Ungerechtigkeit der Viere. Er hatte dem niederländischen Gesandten schon früher Beweise von dieser Gesinnung gegeben, Beweise dafür, daß er die Freundschaft der Niederlande nach ihrem ganzen Werthe für Preußen zu schätzen wisse. Eine Reihe von Mißverständnissen hatte preußischerseits eine starke Verstimmung gegen die niederländische Regierung zuwegegebracht. Nur zu sehr ließ Hardenberg den Gesandten dieser Regierung seine Empfindlichkeit merken. Humboldt trat als Versöhner und Vermittler ein. Von dem ersten Augenblick an ließ er es sich angelegen sein, das Entgegenkommen Gagern's zu erwidern und das Verhältniß auf einen Ton zu stimmen, in welchen die Noth freilich bald genug auch den Staatskanzler einstimmen machte.[1])

Auf den Staatskanzler, in der That, fallen noch größere Vorwürfe. Zu früh vielleicht — wir entlehnen die Formel der Anklagen von Gervinus[2]) — ging er mit zu starken Forderungen vor, die er doch nachher den Muth und die Macht nicht hatte, aufrecht zu erhalten. Er hätte in Rücksicht auf die gegen Preußen herrschende Mißgunst weniger für Preußen, mehr für Deutschland fordern sollen. Nicht auf Humboldt jedoch treffen diese Vorwürfe zu. Wenn irgend wer, so war er für das maaßvollste Auftreten. Wenn irgend wer, so besaß er den „großen vaterländischen Sinn," das Interesse Deutschlands voranzustellen, und in diesem den Vortheil Preußens zu erblicken. „Preußen," so sagte er wenige Tage nach seiner Ankunft in Paris zu Gagern, „wird wenig zu wünschen haben. Aber Sie müssen stärker sein, — mehr Festungen und mehr Land haben. Suchen Sie nur davon die Engländer zu überzeugen."[3]) Dies war anfangs und dies war weiterhin seine Gesinnung. Als das einzige Bruchstück der unermeßlichen Thätigkeit des Mannes aus der Zeit der Pariser Verhandlungen liegt uns die Denkschrift vor, in der er zu Anfang August seine Ansicht über die von Frankreich zu fordernden

---

1) Gagern, der zweite Pariser Frieden, passim.
2) Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, I. 246.
3) Gagern, S. 111, und Gagern an Stein, bei Pertz, IV. 481.

Entschädigungen und Gewährleistungen entwickelte.[1]) Sachgemäßer, patriotischer, taktvoller und freier selbst von dem Schein egoistischer Exigenzen kann nichts sein. Die Denkschrift betrifft den Kern der Fragen, um die sich Alles herumbewegte. Unmittelbar führt sie uns in den Gesammtverlauf der Verhandlungen ein.

In ganz abstracter Weise, wie er selbst sagt, hatte Capodistria nach den ersten Conferenzen der vier Mächte, mit einem wunderbaren Actenstücke die Erörterung über die Hauptpunkte der Friedensfrage eröffnet. Selbst nach den Aenderungen, welche die Hand des Kaisers an diesem Aufsatz anzubringen für gut befunden, hatte derselbe mehr den Anschein einer französischen als einer russischen Denkschrift. Der Verfasser deducirte aus den bei'm Beginn des Krieges von den Verbündeten unterzeichneten Erklärungen, daß Schonung und Versöhnung Frankreich's das Ende des Krieges sein müsse. Der Beweggrund zum Kriege sei die Aufrechterhaltung des Pariser Friedens und der neuen in Wien gestifteten europäischen Ordnung gewesen. Mit dieser Absicht würde jede Verletzung des französischen Gebiets in Widerspruch stehn. Die Verbündeten hätten Ludwig XVIII. während der Gewaltherrschaft Bonaparte's anerkannt. Ihre Pflicht sei daher die Befestigung seines Thrones; man schmälere sein Ansehn, man erschüttere diesen Thron, wenn man ihn zu demüthigenden Zugeständnissen zwinge. Es gelte die Ruhe und Sicherheit Europa's. Dieselbe könne durch sachliche oder durch sittliche Garantien befestigt werden. Die letztere Art der Gewährleistung schließe jedoch thatsächlich die erstre mit ein. Sobald nämlich nur Ludwig XVIII. im Einverständniß mit den Verbündeten den französischen Staat so umbilde, daß dadurch die Revolution geschlossen erscheine, so werde die Aussicht, daß jede neue Erschütterung der Verfassung die Heere der Verbündeten wieder auf den Boden von Frankreich führe, der beste Zügel der Leidenschaften, das sicherste Mittel zur Erhaltung von Ruhe, Ordnung und Frieden sein. Also keine Beschädigung des französischen Gebiets. Es genüge, wenn

1) Mémoire devant servir de réfutation à celui du Comte de Capo d'Istria. G. W. VII. 279 ff., nach Schaumann, Geschichte des zweiten Pariser Friedens, Anhang S. XXVII. ff. Es ist jedoch versäumt worden, den Abdruck in den G. W. nach dem correcteren Texte zu verbessern, welcher Pertz vorlag; vergl. in dessen Leben Stein's IV. 600, Anmerk. 27. u. 28.

man Frankreich so lange kriegerisch besetzt halte, bis man sich von der Festigkeit der neu einzuführenden Verfassung überzeugt halten dürfe. Eine Kriegssteuer, ferner, könne natürlich dem Besiegten nicht erspart werden: allein sie sei mäßig, und schon jetzt fasse man die Gewährung einer künftigen Erleichterung in's Auge. Ueber das Alles endlich verständige man sich mit der französischen Regierung so rasch wie freundschaftlich. Denn es sei ein Irrthum, daß man sich in einem feindlichen und eroberten Lande befinde. Nicht mit einem Feinde, sondern mit einem Verbündeten schließe man Frieden.

Dieser russisch-französischen Logik gegenüber, welche alsbald durch eine Talleyrand'sche Note unterstützt, von Wellington und Castlereagh approbirt ward, blieb den deutschen Mächten die Aufgabe, die Grundsätze des gesunden Menschenverstandes und die wahren Interessen, nicht blos Deutschlands, sondern Europa's zu verfechten. Es geschah mit vollendeter Ueberlegenheit durch die Humboldt'sche Denkschrift.

Vernichtet wird in dieser Denkschrift zunächst die Grundvoraussetzung der gegnerischen Behauptungen. Falsch, so wird ausgeführt, ist die Schlußfolgerung aus den Erklärungen der Alliirten vom 13. und 25. März und vom 12. Mai. Denn fortwährend hat sich mit den Ereignissen die Stellung der Mächte gegen Frankreich geändert. Schon am 25. März stand man anders zu Frankreich und zu Ludwig XVIII., als am 13. März. Noch später, — und die Verbündung nahm ganz entschieden den Charakter eines Bundes gegen Frankreich für die eigne Sicherheit der Mächte an. Und nun der Krieg, die Entscheidungsschlacht, der Einzug in Paris. „Man müßte alle Begriffe umkehren und willkürlich die Bedeutung der Worte verändern, wenn man leugnen wollte, daß Frankreich jetzt der Feind der Verbündeten war, und daß der besiegte Theil ihre Eroberung ward." Ludwig XVIII. hatte nichts zum Erfolge beigetragen. Vergeblich vollends der Versuch, das französische Volk von aller Schuld und allem Unrecht freizusprechen; der Volkswille setzte Napoleon von Neuem auf den Thron; eine nationale Armee schlug sich für ihn bei Waterloo; es wäre den Verbündeten thatsächlich unmöglich gewesen, die Nation von dem Usurpator zu trennen. Die Einnahme von Paris freilich änderte abermals den Stand der Dinge. Allmälig, es ist wahr, stellte sich nunmehr die Situation wieder her, wie sie vor der

Krisis gewesen. Mit einem zwiefachen, unermeßlichen Unterschied nichtsdestoweniger. Im Rücken liegt eine gewaltige Erfahrung: die Erfahrung von der Unsicherheit und Haltungslosigkeit des bourbonischen Thrones, die Erfahrung, wie viel feindlicher Zündstoff noch immer in Frankreich aufgehäuft ist. Erkauft ist diese Erfahrung durch schwere Opfer. Gegen die offenbar geworbne Gefahr gilt es, Garantien; für die gebrachten Opfer gilt es, Entschädigungen zu fordern. Und zweitens. Ist die königliche Autorität darum schon befestigt, weil sich äußerlich Frankreich von Neuem derselben unterworfen hat? Wenn aber nicht, ist es dann jetzt schon möglich, den König und Frankreich als eine und dieselbe Macht anzusehn? So, ohne Widerrede, ist der historische Verlauf und die factische Lage der Dinge. Das letzte Motiv aber des Krieges war die Sicherheit Europa's. Es folgt, daß die Verbündeten das unbestreitbare Recht haben, Alles, was sie für diese Sicherheit nöthig erachten, ohne jede andre Rücksicht, von Frankreich und dessen Regierung zu fordern. Es folgt, da sie ganz allein haben beginnen und endigen müssen, daß auch sie ganz allein zu beurtheilen haben, was nothwendig ist, um ihnen ähnliche Opfer in Zukunft zu ersparen. Es folgt unmittelbar, daß sie auch Gebietsabtretungen zu fordern das Recht haben. Das Recht. Denn gesetzt auch, man könnte ohne Weiteres auf die mehrerwähnten Proclamationen zurückgehn: weder der Vertrag vom 25. März noch die Erklärungen vom 13. März und 12. Mai enthalten eine directe Verheißung, die Grenzen Frankreichs nicht anzutasten. Selbst die Verpflichtung, den Pariser Frieden aufrechtzuerhalten, hat nicht diesen Sinn. Es ist klar, daß man sich dadurch nicht, Frankreich gegenüber, die Hände binden wollte; unter sich vielmehr wollten sich die Alliirten verpflichten, nicht zu dulden, daß der Pariser Friede gegen sie geändert würde. Ganz gewiß freilich, daß der gegenwärtige Krieg kein Eroberungskrieg ist; aber ist die Eroberung darum weniger eine Thatsache? Und bedient man sich etwa, wenn man statt Land Geld fordert, des Eroberungsrechtes nicht? Wenn man kein Recht hat, das Gebiet Frankreichs anzugreifen, nach welchem Recht soll Frankreich Opfer bringen, um dies sein Gebiet zu behalten?

Verhält es sich aber so mit der Rechtsfrage, so ist weiter nach Gründen der Zweckmäßigkeit zu entscheiden, welcher Art die zu fordernden Gewährleistungen und Entschädigungen sein müssen. Zwei

Wege bieten sich dar. Man kann sich gegen neue Gefahr sichern, wenn man Frankreich im Innern beruhigt, wenn man die Revolution schließt. Man kann sich sichern, wenn man durch vorübergehende oder durch dauernde Mittel das Machtverhältniß Frankreichs zu den Nachbarstaaten dergestalt ändert, daß es deren Rechte zu verletzen außer Stande ist. Sehr schön, ohne Zweifel, ist der Versuch, das Erstere zu thun. Eine gesunde Politik jedoch muß sich stets vorzugsweise an das halten, was zu thun ganz in ihrer Macht steht. Es steht in der Macht der Verbündeten, eine den Umständen angemessene Vertheilung der Vertheidigungs- und Angriffskräfte herzustellen. Es steht nicht in ihrer Macht, Frankreich im Innern zu beruhigen, die Leidenschaften zu beschwichtigen, alle Interessen an die Erhaltung der legitimen Autorität zu knüpfen. Schwer ist es, die öffentliche Meinung in Frankreich zu beurtheilen, schwerer, einen unmittelbaren Einfluß auf dieselbe auszuüben. Ja, selbst das Recht einer solchen Einmischung ist zweifelhafter als das, vollständig für die eigne Sicherheit zu sorgen. Durch sich selbst muß sich fortan die französische Regierung halten. Denn die Revolution war die Folge einer schwachen Regierung: schwerlich würde sie enden, wenn fremde Mächte Frankreich bevormunden. Nur der andre Weg mithin, nur das Mittel einer Aenderung des gegenseitigen Machtverhältnisses der Staaten bleibt übrig. Von allen Methoden aber, die dazu führen, besteht die einfachste darin, daß man den Nachbarstaaten Frankreichs eine gesicherte Grenze verschafft, indem man ihnen als Vertheidigungsmittel die Festungen giebt, deren Frankreich sich, so lange es sie besitzt, als Stützpunkte zum Angriff bedient hat. Es ist dadurch keine wesentliche Abänderung der Wiener Congreßacte bedingt; wohl aber entspricht es dem Geiste dieser Urkunde, die Unabhängigkeit Deutschlands und der Niederlande nicht beeinträchtigen zu lassen. Belgien würde einige wichtige Punkte gewinnen. Für Deutschland würde dadurch ein Abfinden zwischen Oesterreich und Bayern erleichtert, wie es die Wiener Verträge offen gelassen haben. „Preußen gewönne genug, wenn es seine Nachbarn in dieser Weise sich verstärken sähe, um sich seinerseits auf ganz wenige Forderungen zu beschränken, welche lediglich die Vervollständigung seines eignen Vertheidigungssystems zum Zweck hätten.“ Dies sind die natürlichen, die durch die Sache selbst gebotenen, die gefahrlosen Mittel, Frank-

reich zu schwächen. Denn nicht etwa erst seit Napoleon oder seit der Revolution richtet sich Frankreich angreifend gegen Belgien und Deutschland. Deutschland andrerseits ist ein wesentlich friedliches Land. Deutschland endlich hat noch immer am meisten ungerechte Eroberungen zurückzufordern. Unmöglich dagegen oder selbst ungerecht sind alle anderen in Vorschlag gebrachten Mittel, Frankreich zu schwächen. Unzweckmäßig ganz besonders der Vorschlag, Frankreich kriegerisch besetzt zu halten, um sich dadurch des inneren Zustandes des Landes zu vergewissern, und zugleich eine starke Contribution einzutreiben, welche dann die Nachbarstaaten Frankreich's zur Errichtung neuer Grenzfestungen zu verwenden hätten. Es heißt das, die Rückkehr eines wahren Friedenszustandes auf eine unbestimmte Reihe von Jahren hinausschieben. Es heißt das, die Begriffe von Sicherheitsleistung und Entschädigung verwechseln. Es heißt, eine offenbare Ungleichheit unter den Verbündeten schaffen, da auf diese Weise die Frankreich benachbarten Staaten allein belastet würden. Abtretung von Land ferner und Plätzen wird verschmerzt; nichts dagegen, was für ein stolzes Volk kränkender wäre als die verlängerte Anwesenheit ausländischer Truppen. Es ist eine Kränkung, welche von Allen und welche täglich empfunden wird, eine Kränkung, welche man natürlich die Regierung wird entgelten lassen. Was aber die Hauptsache ist: das vorgeschlagene Mittel leistet gar die Gewähr nicht, die es soll. Es verstärkt die Nachbarstaaten zu wenig; es läßt den Franzosen die Hauptangriffsmittel; es reizt und erbittert sie auf's Aeußerste. Und klar ist also nach alle dem, welches Verfahren sowohl dem Interesse der Verbündeten, wie dem des französischen Königthums am meisten entspricht: eine Landabtretung zum Behuf der Verstärkung der niederländischen, deutschen und schweizerischen Grenzen als Garantie, und eine Contributionszahlung als Entschädigung. In Einem Punkte endlich hat die Capodistria'sche Denkschrift unbestreitbar Recht: es ist dringend nöthig, sich unverzüglich über die Garantien wie über die Entschädigungen zu verständigen, mit der französischen Regierung darüber zu verhandeln und einen Vertrag zwischen Frankreich und den Verbündeten zu Stande zu bringen.

So ungefähr der Gang und Inhalt einer Denkschrift, die wir uns nur mit Mühe enthalten haben, noch vollständiger und wörtlicher

wiederzugeben. Denn in alle Zukunft würden wir unserem eigenen Urtheil mißtrauen, wenn wir glauben müßten, daß uns biographische Parteilichkeit von dem Werth dieses Aufsatzes übertrieben urtheilen lasse. Wir halten dafür, daß derselbe das glänzendste diplomatische Actenstück ist, welches während der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens überhaupt zum Vorschein gekommen ist. Auf's Einleuchtendste ist darin nachgewiesen, daß der preußische Standpunkt der deutsche und der deutsche Standpunkt der europäische war. Alles, was im Allgemeinen für diesen Standpunkt geltend gemacht werden konnte, ist darin beisammen. Vorher und nachher hatten die Metternich, Stein und Gagern den Humboldt'schen Ausführungen nichts hinzuzufügen. Die Denkschriften von Knesebeck und Boyen gingen tiefer auf den militairischen Gesichtspunkt ein; sie konnten im Uebrigen nur wiederholen, was schon einmal und was vortrefflich gesagt worden war. Die Denkschrift von Hardenberg hatte das Verdienst, die Abtretungsforderungen bestimmter zu formuliren; eben hier versah sie es durch ein unzeitiges Zuviel; sie war im Uebrigen nur ein übel geordneter Auszug aus der Denkschrift von Humboldt. Und wie hätte es anders sein können? Aus Gerechtigkeit, Mäßigkeit und gesunder Vernunft war die letztere zusammengesetzt. So wenig für das Richtige und Sachgemäße, wie gegen das Verkehrte und Unzweckmäßige war etwas zu sagen übrig gelassen. Konnte gegen die Richtigkeit der Thatsachen oder gegen deren Deutung etwas aufgebracht werden? Konnte von irgend einem Verständigen die Gesundheit der Grundsätze geleugnet werden, auf welche die Frage von der inneren Beruhigung Frankreichs oder die Frage von der äußeren Sicherheit Europas zurückgebracht war? War noch irgend ein Argument in der russischen Denkschrift, das nicht durchlöchert, noch irgend ein Sophisma, das nicht zerstört gewesen wäre? War es möglich, sie vollständiger zu widerlegen, oder vielmehr, ist jemals ein diplomatisches Papier schonungsloser zerfetzt, zerknittert und unter die Füße getreten worden?

In der That: Einen Vorzug hat diese Arbeit, durch den sie sich vor allen sonstigen diplomatischen Arbeiten Humboldt's auszeichnet. Sie alle, soweit wir sie kennen, tragen den Stempel seines hochgebildeten Geistes und seines feinen Kopfes. Sie alle zeigen den Mann von unnahbarem Verstande, den in den Formen der Sprache

wie in denen der Logik Bewanderten. Sie alle sind Muster politischen Taktes und diplomatischer Etikette. Allein zuweilen hat die Beschaffenheit der Aufgabe den Scharfsinn des Mannes zur Spitzfündigkeit verleitet. Zuweilen erscheint die Vernunft zu so feinen Fäden ausgesponnen, daß sie sophistisch wird. Zuweilen wird, wie Varnhagen sich ausdrückt, der Gegenstand dergestalt umstrickt, daß man zuletzt, statt der Sache, nur das umhergelegte Netz hat. Zuweilen endlich und häufig ist die Form so glatt und kalt, daß man durch allen Aufwand von Verstandeskunst den Abstand hindurchfühlt, der zwischen dem politischen Thema und dem tieferen Gemüthsinteresse des Schreibenden besteht. Aber diese Denkschrift, allein von allen, ist von diesen Fehlern vollkommen frei. Kein Satz in ihr ist blos vom Verstande gemacht: jedes Wort ist von lebendiger Ueberzeugung dictirt. Sie dreht sich nicht herum um die Sache; sie redet nicht hin und her an den Dingen; sie steuert gerades Weges zum Ziel; sie sagt ganz und ohne Umstand die Wahrheit. Sie ist im überzeugtesten, einschneidendsten und bestimmtesten Tone gehalten. Sie sagt nicht blos, was zu sagen ist, wahr und klar, sondern sie sagt es warm und sagt es mit Eifer. Der Verfasser ist dabei gewesen — eine solche Sprache lügt nicht — mit seinem Kopf wie mit seinem Herzen. Ueber der Ungerechtigkeit, mit welcher man im Begriff stand, Preußen und Deutschland zu behandeln, ist sein Patriotismus, und über der elenden Sophistik der Russen, Franzosen und Engländer ist seine Vernunft, — die kälteste Vernunft, die es gab, in Flammen gesetzt worden.

Es war wohl Ursache, warm und eifrig; es sollte bald Ursache geben, bitter und heftig zu werden. Gegen den hartnäckigen Unverstand der Engländer, gegen den durch die Schmeichelkünste der Franzosen bestrickten Willen Alexander's war nicht durchzudringen. Vergebens, daß sich Baden für die preußisch-österreichischen Anträge erklärte; vergebens, daß der Kronprinz von Württemberg auf den Kaiser von Rußland einzuwirken suchte. Umsonst die Bemühungen Münster's und Gagern's; umsonst, daß Stein von Hardenberg zu Hülfe gerufen wurde. Preußen und Oesterreich standen allein. Bald stand Preußen auch von Oesterreich verlassen. Vortrefflich hatte anfangs Metternich Humboldt secundirt. Er zuerst hatte auf's Ueberzeugendste ausgeführt, wie Frankreich seit Ludwig XIV. mit Con-

sequenz darauf ausgegangen sei, auf Kosten der Nachbarn ein Befestigungs- und Vertheidigungssystem von wesentlich aggressivem Charakter an seinen Grenzen herzurichten, hatte mit Nachdruck hervorgehoben, daß dieses Angriffs- und Festungssystem nicht sowohl Napoleonisch und revolutionär als vielmehr im Zusammenhang mit den Tendenzen des französischen Königthums sei. Er war in der allgemeinen Forderung, daß Frankreich jene Angriffspunkte verlieren müsse, mit den preußischen Bevollmächtigten durchaus einig. Es fehlte leider viel, daß man ebenso über die besonderen Forderungen sich geeinigt hätte; es fehlte noch mehr, daß auf Metternich irgend ein Verlaß gewesen wäre. Der schlaue Minister sah nicht sobald, daß Rußland und England entschlossen seien, Frankreich zu schützen, als er sich über den Verlust des mäßigen Gewinns, den Oesterreich erlangen könnte, mit der viel größeren Benachtheiligung tröstete, welche dem durch den Ruhm seiner Siege schon allzu hoch gestiegenen Preußen bevorstand. Er begann, nach einem Mittelding zu suchen, das ein wenig von den temporären Garantien, die die Einen, und ein wenig von den dauernden Garantien enthielte, die die Andern von Frankreich verlangten. Oesterreichisch hatte er anfangs für Deutschland gesprochen, österreichischer formulirte er jetzt das Ziel seiner Politik dahin, daß Preußen mit Frankreich „compromittirt" werden müsse. So standen die Dinge im Anfang September; Hardenberg war Schritt für Schritt zum Nachgeben gedrängt; er bereitete sich zu einer letzten Widerlegung, einem letzten Protest und einem letzten kleinlauten Vorschlag. Um diese Zeit war es, daß Gagern Humboldt in einer Aufregung sah, die an dem kühlen und maaßvollen Manne doppelt auffallen mußte. Er war krank von dem Uebermaaß der Arbeit, kränker vor Unwillen über den Triumph, welchen Egoismus und Unverstand über die gerechteste Sache davontragen sollte. Aber diese Wallungen des Unmuths, dünkt uns, stehen ihm gut. Niemals war seine Gesinnung und sein Urtheil gesünder. Castlereagh, der hohlste und unselbständigste der Diplomaten, war schon in Wien mit seinem Lieblingsausdruck: features ein Gegenstand des Spottes für Humboldt gewesen; Clancarty beklagte sich jetzt über die kühlen Mienen und Worte des preußischen Ministers. Und doch war Humboldt auf diese Zwei noch besser zu sprechen als auf Wellington. Ohne Rückhalt kritisirte er gegen Gagern die

Methode des Herzogs, seinen leichten, soldatischen Ton, wenn es sich darum handle, auf Gründe und diplomatische Noten zu antworten. Zu noch größerem Erstaunen Gagern's schonte er selbst Metternich nicht; er sprach von dem falschen, zweideutigen und gewundenen Charakter des Mannes, den doch alle Welt für seinen genauen Freund und Vertrauten hielt. Er ging noch weiter. Im Vorgefühl des Ausgangs, welchen die Dinge zu nehmen drohten, ergoß er seinen Unmuth über das ganze Allianz-System und über jene Solidarität der vier Großmächte, bei welcher Preußen sich und die Interessen Deutschlands zum Opfer brachte.[1])

Mit welchen Anwandlungen sarkastischer Laune wird er in dieser Stimmung die Nachricht von dem Abschluß einer noch thörichteren und kindischeren Allianz vernommen haben, zu der Kaiser Alexander den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen in dem Momente beredete, wo es mehr als je offenbar geworden war, daß Empfindsamkeit und Vertrauseligkeit in der Politik nichts sind gegen die Macht der Interessen und gegen das Recht des Stärkeren! Es war eine Erfindung, durchaus würdig einer Romanschriftstellerinn, die jetzt in Politik und Religion Geschäfte machte, auch aus der Politik einen Roman und aus dem Christenthum eine Intrigue zu machen. Würde nicht Humboldt die ganze Schärfe seines Skepticismus und die ganze Energie seines männlichen Verstandes, würde er nicht eine volle Ladung des bittersten Spottes verwandt haben, um das Project der „heiligen“ Allianz zu vereiteln, wenn er frühzeitig genug davon unterrichtet gewesen wäre? Es wird erzählt, und es scheint uns vollkommen glaubhaft, daß sich Kaiser Alexander von Friedrich Wilhelm ausdrücklich ausbedungen habe, Humboldt von dem Plane dieser Allianz nicht eher etwas zu sagen, als bis sie abgeschlossen sei.[2])

So kam ohne ihn die christliche Allianz und trotz ihm der Pariser Friede zu Stande. Frankreich wurde auf die Grenzen von 1790 reducirt; aber diese Abtretungen waren weit entfernt, es zu künftigen Angriffen unfähig zu machen, Deutschland und Preußen zu sichern oder nach Verhältniß der gebrachten Opfer zu entschädigen.

1) Gagern, der zweite Pariser Frieden, I. 218.

2) Schlesier II. 313: „nach handschriftlicher Mittheilung von guter Hand.“

Man suchte diese Sicherheit und diese Entschädigung durch eine Kriegsschatzung und eine temporäre Besatzung zu ergänzen, und auch in Beziehung auf diese Punkte, wußte Richelieu, der Minister, welcher durch Kaiser Alexander's Einfluß der Nachfolger Talleyrand's geworden war, noch wesentliche Erleichterungen zu erhandeln. Mit mehr als Resignation blickte der Staatskanzler auf dies kümmerliche Resultat. Humboldt suchte, wie er schon öfter gethan, in der mühevollsten und pflichttreusten Thätigkeit eine Zuflucht vor der Mißstimmung, mit der ihn das Scheitern seiner Entwürfe und die Niederlage seiner Ansichten erfüllte. Wieder wie in Wien wurde er mit herangezogen, um die Redaction des Hauptfriedensvertrages überwachen zu helfen. Noch bis in den November dauerten die Conferenzen der Bevollmächtigten, bis endlich am 20. des Monats der förmliche Abschluß erfolgte. Es gab auch außer diesen Conferenzen noch reichliche Arbeit. Von Humboldt insbesondere wurden die Arbeiten des Comité's geleitet, welches die Normen festzusetzen hatte, nach denen die mannigfaltigen durch den Pariser Frieden bedingten Entschädigungen zu regeln seien. Er war es, der dann in Separatconferenzen über diese Dinge mit den Franzosen zu unterhandeln hatte.

Am 25. November endlich verließ Humboldt Paris. Denn obgleich er als Gesandter dorthin zurückzugehen bestimmt war, so sollte er doch zunächst in Frankfurt zu einem Geschäft verwandt werden, das mit den Friedensarbeiten des letzten Jahres im engsten Zusammenhang stand. Noch waren eine Reihe von Gebiets-, von Austausch- und Entschädigungsfragen in Deutschland unerledigt. Eine besondere Commission ward niedergesetzt, diese Verhältnisse zu ordnen. Wessenberg von österreichischer, Humboldt von preußischer Seite hatten vorzugsweise die einschlagenden Verhandlungen zu führen, — Verhandlungen, welche ihrer Natur nach verwickelt und zeitraubend waren. Erst im Januar 1817 ging die Commission auseinander, ohne doch ihre Aufgabe vollständig gelöst zu haben. Mit Heiterkeit bestand Humboldt die Geduldsprobe, welche diese Geschäfte auferlegten, mit der Ruhe des Stoikers fand er sich in die endlose damit verbundene Schreiberarbeit. Wohl möglich, daß oft die Umständlichkeit der Sache durch die zähe Genauigkeit und durch den kalten Gleichmuth des Unterhändlers noch vermehrt wurde. Wohl möglich, daß er sich zuweilen zu unrechter Stunde für die Trockenheit seiner Arbeit durch

jenen beißenden Witz entschädigte, welcher der Schrecken aller Pedanten und Strohköpfe war. Mit etwas mehr praktischer Angreifsamkeit wäre vielleicht manche Verstimmung zu vermeiden, mancher üble Wille leichter zu brechen gewesen. So urtheilte wenigstens die Ungeduld des Ober-Präsidenten von Vincke, als die von Humboldt verhandelte Uebergabe des Herzogthums Westfalen an Preußen von der Hessischen Regierung bis in den Sommer 1816 verzögert wurde.[1]) Allein schwerlich war der ehrliche Westfale in seiner Ungeduld vollkommen unparteiisch. Er sprach, auf Hörensagen hin, von dem Unwesen, welches Humboldt angerichtet habe; er gab ihm Schuld, daß er es dahin bringe, Preußen vollends mit allen deutschen Fürsten zu entzweien. Das Zeugniß Gagern's wiegt das Vincke'sche wohl auf. Mit vollkommener Befriedigung spricht der niederländische Gesandte von der Unterhandlung, die er über Luxemburg mit Humboldt zu führen hatte und die durch Vertrag vom 8. November 1816 ihren Abschluß erreichte.

Die Genauigkeit und Strenge, die Kühle und Schärfe des preußischen Diplomaten, den Kleineren gegenüber oft unangebracht, erwies sich um dieselbe Zeit dem gefährlichsten Rivalen Preußens gegenüber äußerst zweckmäßig. Schon am 1. November 1815 hatte der auf dem Wiener Congreß geschaffene Bundestag zusammentreten sollen. Man stand im Sommer 1816: noch immer war der Bundestag nicht eröffnet; noch immer war nicht einmal das Wirrsal der deutschen Gebietsverhältnisse geordnet. Hardenberg inzwischen hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die in Wien übereilten deutschen Angelegenheiten in Frankfurt zu einer für Deutschland und Preußen günstigeren Gestaltung zu führen. Er behielt den Gedanken im Auge, auf welchem sein ursprünglicher mit Stein verabredeter Verfassungsentwurf gebaut gewesen war, — den Gedanken einer zwischen Preußen und Oesterreich gleichgetheilten Leitung der Bundesversammlung. Ehe diese Versammlung eröffnet würde, sollte Oesterreich das Zugeständniß dieser Gleichstellung durch einen Vertrag abgedrungen werden, für welchen alsdann die Beistimmung der übrigen Bundesglieder nicht ausbleiben könne. Mit dem Entwurf eines derartigen Vertrages erschien der zum Bundestagsgesandten ernannte Geheime

1) Bodelschwingh, Leben Vincke's I. 615. 616.

Rath von Hänlein in Frankfurt. Jedoch auf's Neue sollte der Staatskanzler die Frucht jener Sorglosigkeit ernten, welcher noch jedesmal im entscheidenden Augenblick die gerechten Ansprüche Preußens zum Opfer gefallen waren; auf's Neue sollte er erfahren, was mündliche Zusagen im Munde von Männern bedeuten, denen die Sorge für Oesterreichs Interessen ein höheres Gesetz als das Gesetz des Worthaltens ist. Hänlein scheiterte vollständig. Graf Buol-Schauenstein, der österreichische Bundestagsgesandte, war längst von den preußischen Absichten unterrichtet; er kannte die Hauptpunkte des Entwurfes; er hatte sie mehreren von den übrigen Bundestagsgesandten mitgetheilt, und es hatte ihn wenig Mühe gekostet, dieselben gegen einen Plan einzunehmen, der die eingebildete kleinstaatische Selbständigkeit mit der Gefahr einer Doppelherrschaft der Mächtigsten bedrohte. Seine Weigerung, sich auf eine Unterhandlung ohne Zuziehung der übrigen Gesandten einzulassen, die Aufregung und das Geschrei der Letzteren bewogen den Staatskanzler, die Sache fallen zu lassen. Mit jener glattwortigen Nachgiebigkeit, die ihm nachgerade geläufig geworden war, verzichtete er auf die äußere Gleichstellung Preußens mit Oesterreich. Er proclamirte das vollkommenste Einverständniß beider Mächte als zweifellose Thatsache und als unerläßliche Bedingung alles Erfolges. Er rief den Gesandten zurück. An seiner Stelle ward der frühere Minister des Auswärtigen, Graf Goltz, zum Vertreter Preußens bei'm Bundestage bestimmt. Allein Goltz war an sofortigem Eintreffen verhindert. Es war eine sich von selbst darbietende Auskunft, daß Humboldt einstweilen seine Stelle zu vertreten beauftragt wurde.

Die Zeit, wo Humboldt den Frankfurter Posten gern übernommen hätte, war vorüber. Aus denselben Gründen wie Stein würde er schon jetzt die dauernde Uebernahme desselben abgelehnt haben. Er war so gut wie Stein von der Unvollkommenheit der neuen Bundeseinrichtung überzeugt; er fühlte, und er sprach es aus, daß diejenigen, die den Anfang des jetzigen Bundestages sähen, den Anfang des verheißenen nicht erleben würden.[1]) Allein er hatte bei der Unterzeichnung der Bundesacte sein Wort dafür eingesetzt, daß der Versuch gemacht werden müsse, den Mängeln

---

1) Varnhagen, Denkwürdigkeiten. VII. 293.

derselben in der Bundesversammlung selbst abzuhelfen, und seine Ehre war dabei betheiligt, die Niederlage, welche die preußische Politik nur eben von der österreichischen erlitten hatte, wieder gutzumachen. Er that sein Bestes. In sieben vertraulichen Conferenzen wurden vom 1. October an die vorläufigen Einrichtungen des Bundestages besprochen. Von der größten Wichtigkeit dabei war die Geschäftsordnung. Durch sie konnte Preußen bis auf einen gewissen Grad wiedergewinnen, was es sich bis dahin in seiner Stellung gegen Oesterreich vergeben hatte. In diesem Sinn faßte Humboldt den Entwurf dazu ab, und wußte denselben gegen die Einwendungen Buol's aufrechtzuerhalten. Buol erfuhr, mit wem er es zu thun habe. Gegen den an Geist und Charakter ihm weit überlegenen Diplomaten fand er es unmöglich, jenes System der Intrigue und der geheimen Gegenwirkung fortzusetzen, welches er so erfolgreich gegen dessen Vorgänger in Anwendung gebracht hatte. Humboldt machte mit Geschick und Energie das ganze Uebergewicht seiner Persönlichkeit geltend. Noch immer gab es einen Weg, den Grundsätzen Anerkennung zu verschaffen, von denen mit Recht auch der Staatskanzler ausgegangen war. Diesen Weg schlug Humboldt ein. Auf Schritt und Tritt, selbst bei der Eröffnung der von Wien eingehenden Depeschen, überwachte er seinen österreichischen Collegen. Mit Entschiedenheit erklärte er demselben, daß Oesterreich und Preußen zusammengehen müßten, wenn aus dem Bundestage etwas werden solle; er verlange daher, daß Graf Buol sich über jede Maaßregel mit ihm vorher berathe und dann erst das gemeinschaftlich Beschlossene an die Versammlung bringe; weigere er sich dessen, so werde er von dem Grundsatz der Gleichheit aller Bundestagsgesandten den nöthigen Gebrauch machen und die österreichische Präsidial-Geschäftsführung auf's Strengste bewachen und angreifen. [1]) Es blieb Buol nichts übrig als sich zu fügen und auf den vorgeschlagenen Weg einzugehn. Man gelangte auf diesem Wege Anfang November zur wirklichen Eröffnung des Bundestags. Auch dabei noch sollte sich der Einfluß von Humboldt's gebietendem Geiste fühlbar machen. Graf Goltz war am 3. November endlich angekommen, allein, in Folge eines Unfalls, der ihn unterwegs betroffen, noch nicht im Stande, seine Functionen an-

1) Pertz V. 92ff.

zutreten. Es war daher Humboldt vergönnt, in der Eröffnungssitzung am 5. noch einmal im Namen seiner Regierung die Ansichten auszusprechen, die er über Zweck und Aufgabe eines deutschen Bundes in seiner Note vom 10. Februar 1815 niedergelegt hatte. Der Präsidialgesandte hatte nicht umhin gekonnt, in einem ähnlichen Sinne vor ihm zu sprechen. Die Auspicien daher, unter denen die Versammlung im Turn- und Taxis'schen Pallaste ihre Arbeiten begann, waren die besten. Den Pomp eines feierlichen Gottesdienstes und gewisse „anregende" Toaste an der Festtafel des österreichischen Gesandten hatte Humboldt zu verhindern gewußt. Er fand ohne Zweifel, daß wenig Grund sei, zum Beginn eines überaus unvollkommenen Einigungswerkes die alte religiöse Zwietracht der Nation zur Ausstellung und in Erinnerung zu bringen, und er dachte ohne Zweifel über anregende Toaste ein gut Theil verständiger als Friedrich Schlegel und Dorothea Mendelssohn.[1]) Dem verständigen und verheißenden Anfange jedoch entsprach der weitere Fortgang keinesweges. Bereits in der ersten Geschäftssitzung, am 11. November, erschien Goltz auf seinem Posten, und Goltz war demselben in keiner Weise gewachsen. Mit dem Augenblick, in welchem Humboldt zurücktrat, war die Aussicht verschwunden, daß Preußens liberalere Politik den hemmenden Einflüssen der österreichischen das Gegengewicht halten werde. Jene Aera begann, in welcher die Saat der Reaction in immer dichteren und volleren Trieben sich entwickelte. Frankfurt wurde zu einer Commandite von Wien. Einen Moment lang hatte die Nation mit zweifelnder Hoffnung nach der alten Kaiserstadt geblickt. Nur wenige Jahre, und die Institution, welche das öffentliche Recht, die Macht und die Einheit Deutschlands befestigen sollte, war in namenlose Verachtung gesunken. Im Munde des Volkes war der Bundestag ein Spott: er war ein Gegenstand des Unwillens und der Verzweiflung für jeden Vaterlandsfreund geworden.

Und schon mehrten sich auch die Symptome, welche verriethen, daß in Preußen selbst der Geist, welcher den Aufschwung der Befreiungskriege hervorgerufen und durch die davongetragenen Erfolge in der Nation genährt worden war, in harter Bedrängniß sei. Dieselben Gesinnungen und Bestrebungen, die man in der Zeit der

---

1) Dorothea Schlegel an Rahel, bei Dorow, Denkschriften und Briefe IV. 122.

Gefahr benutzt hatte, fing man in der Zeit des wiedererrungenen Friedens zu beargwöhnen und zu fürchten an. Es erfolgte das Verbot des von Görres redigirten Rheinischen Merkurs, des Hauptorgans der liberalen, auf die Gewährung der verheißenen Verfassung hindrängenden Partei. Es erfolgte die Ordensverleihung an Schmalz für das Verdienst, das erste Pasquill auf die nationale Begeisterung der letzten Jahre geschrieben zu haben. Während Schmähung und Verdächtigung einen Anspruch auf Belohnung zu begründen schien, wurden patriotische Hingebung, Freimuth und langjährige Dienste mit Zurücksetzung belohnt. Ein neuer Maaßstab für die Vertheilung von Gunst und Ungunst machte sich in der Besetzung der höchsten Stellen im Heere und in der Verwaltung bemerklich. Gneisenau glaubte es seiner Ehre schuldig zu sein, seine Entlassung zu fordern: der Oberpräsident Sack erlangte mit Mühe Genugthuung für die kränkendste und rücksichtsloseste Behandlung. Diese Dinge geschahen unter dem Namen und der Autorität eines Mannes, dessen ganze Vergangenheit eine Bürgschaft für liberale Maaßregeln schien, dessen Worte noch immer nach lauter Freisinnigkeit und lauter gutem Willen klangen. Es war augenscheinlich, daß Hardenberg nicht mehr konnte, wie er wollte, und daß er so nicht wollte, wie er gesollt hätte.

Humboldt war noch nicht lange in Frankfurt, als er dies an sich selbst erfahren hatte. Zum zweiten Mal hatte Hardenberg Alexander von Humboldt, der ja ohnehin durch seine wissenschaftlichen Arbeiten an Paris gebunden war, das Anerbieten gemacht, für seinen Bruder einzutreten. Er sollte für diesen in Paris fungiren, bis dessen Frankfurter Geschäfte ihm selbst die Uebernahme des Gesandtschaftspostens gestatteten. Zum zweiten Mal hatte Alexander abgelehnt; seine Liebe zur Wissenschaft überwog seine Liebhaberei für Politik. Ein anderer und schlechterer Ersatzmann war daher ausfindig gemacht worden. Die Vertretung Preußens bei der französischen Regierung, der für jetzt ohne allen Vergleich wichtigste auswärtige Posten, war interimistisch dem unfähigen Grafen Goltz, bisherigen Gesandten in München, übertragen worden. Seine Unfähigkeit war eine Empfehlung für ihn in den Augen des französischen Ministeriums. Richelieu, der von Rußland begünstigte Nachfolger Talleyrand's, hatte nicht sobald erkannt, mit wem er es zu thun habe, als er mit Hardenberg wegen der dauernden Besetzung der Stelle durch Goltz

in Unterhandlung getreten war. Dieselben Gründe, welche mit soviel Erfolg gegen die preußischen Friedensbedingungen geltend gemacht worden waren, wurden jetzt gegen denjenigen vorgebracht, der in der Ansicht des französischen Cabinets neben den Blücher und Gneisenau rangirte. Die Sendung Humboldt's würde eine kränkende Erinnerung an den demüthigenden Frieden in sich schließen, der unter seiner Mitwirkung abgeschlossen worden, seine Gegenwart würde in den Augen der Nation ein fortdauernder Vorwurf für die Regierung sein, die man stärken und stützen zu wollen erklärt habe. Hardenberg, voll Rücksicht überdies für die Wünsche des russischen Cabinets, lieh diesen Vorstellungen ein williges Gehör. Die eben eintretende Erledigung des Londoner Gesandtenpostens gab ihm ein Mittel an die Hand, sich mit seinem an Humboldt ertheilten Versprechen abzufinden. So wenig dieser mit Hardenberg's Nachgiebigkeit einverstanden war, so wenig schmerzte ihn persönlich der Verzicht auf Paris. Er selbst war es, der sich statt dessen nunmehr den Londoner Posten erbat [1]).

In der That, er konnte wohl zufrieden sein, einer Mission überhoben zu werden, die bei dem erklärten Widerwillen der französischen Regierung gegen seine Person nicht einladend und bei der Unsicherheit der Restaurationszustände in Frankreich voll schwerer Verantwortlichkeit war. Wäre nur die Nachgiebigkeit gegen Richelieu nicht zugleich ein Zeichen von der Haltlosigkeit des politischen Systems des Staatskanzlers gewesen! Hätte sich dessen Gesinnung nur nicht auch darin verrathen, daß er die Gesandtschaftsstelle am Bundestage nur dann erst Humboldt angetragen hatte, als man einen Lückenbüßer brauchte und als sie bereits aufgehört hatte, wünschenswerth zu sein! Nur um so wichtiger indeß, wenn Humboldt noch vor seiner Uebersiedelung nach London Zeit blieb, seinen Einfluß allererst in Berlin selbst geltend zu machen. Die Aufforderung dazu war zugleich mit der Bewilligung des Londoner Postens an ihn ergangen. Er sollte zu den wichtigen Berathungen zugezogen werden, die über die Finanzverfassung des Königreichs und über die Constitutionsfrage demnächst in Berlin bevorstanden. Sichtlich befand sich der Staatskanzler in einer Klemme zwischen entgegengesetzten Parteieinflüssen

1) An Caroline Wolzogen, Nachlaß II. 29.

und Meinungsströmungen. Es konnte scheinen, als ob er ernstlich Willens sei, sein bedrängtes Ansehen durch die Hülfe seines ehemaligen diplomatischen Genossen zu verstärken, und dieser war vollkommen bereit, den liberalen Absichten Hardenberg's gegen die Umtriebe der reactionären Partei jede Unterstützung zu leihen, die in seinen Kräften stünde.

Im Januar 1817 reiste demgemäß Humboldt mit den Seinigen, mit denen er seit dem letzten halben Jahre in Frankfurt auf's Glücklichste zusammengelebt hatte,[1]) über Weimar, wo Göthe besucht ward, und über Burgörner, wo andre alte Erinnerungen aufzufrischen waren, nach der Hauptstadt. Im Februar langte er daselbst an. Belohnungen und Auszeichnungen warteten seiner. Reichlich waren schon früher seine diplomatischen Verdienste ihm durch die Gunst seines Königs und durch eine Menge von Orden bezahlt worden, unter denen das eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse die ehrendsten waren. Er erhielt jetzt in der Herrschaft Ottmachau im Fürstenthum Neiße auch die schon früher ihm zugesagte Dotation angewiesen, nachdem er sich dieselbe auf einer eigens zu diesem Zweck nach Schlesien angetretenen Reise selbst ausgewählt hatte. Durch Cabinetsordre vom 20. März wurde der Staatsrath gegründet. Es war eine neue Auszeichnung für Humboldt, daß durch dieselbe Cabinetsordre auch er unter die Mitglieder dieses Collegiums aufgenommen wurde.

Die Ehre freilich dieser Ernennung war so zweifelhaft wie der Werth der ganzen Institution. Ein buntes Gemisch von Namen fand sich in der Liste der Ernannten beisammen. Es war klar daß sich der Staatskanzler, der dem Collegium präsidiren sollte, mit Freunden wie mit Feinden hatte abfinden wollen. Nur sehr von Weitem und mittelst eines allzu umständlichen Apparates waren dadurch Reformen in der Verwaltung in Aussicht gestellt. Es sollte ein Schritt nach der verheißenen Verfassung hin sein, allein Stein hatte Recht, wenn er einen solchen Gesetzgebungskörper für ein hors d'oeuvre neben der Verfassung erklärte: derselbe konnte ebenso ein

---

1) An Wolf d. d. 10. August 1816, G. W. V. 297. An Caroline Wolzogen, Nachlaß II. 22. Vergl. Schlesier, II. 326 ff. und was daselbst aus Zelter's und Rahel's Briefen mitgetheilt wird.

Mittel zur Umgehung und Vereitelung der Verfassung werden. Nichts destoweniger war es gerathen, die gebotene Gelegenheit zu benutzen, um auf die Regierungsmaaßregeln einzuwirken. Es war hohe Zeit dazu. Die Anzeichen der beginnenden Reaction waren in der Nähe erschreckender als in der Ferne. Alle Befürchtungen, welche Humboldt mitgebracht hatte, sollten sich ihm an Ort und Stelle mehr als bestätigen. Er fand, daß die Macht und das Ansehn des Fürsten Staatskanzler auf's Aeußerste erschüttert sei. Die Männer, welchen von je her die Stein-Hardenberg'sche Politik ein Aergerniß gewesen war, und welche sich seit dem Frühjahr 1813 zu einer Oppositionspartei gegen den Kanzler verbündet hatten, begannen seit der Beendigung des Krieges mit immer zunehmendem Erfolge den König nach ihrem Willen zu lenken und den Minister zu durchkreuzen. Alle diejenigen, welche über ehemalige Zurücksetzung grollten, die durch die Hardenberg'sche Gesetzgebung in ihren Interessen verletzten Junker, bornirte Militärs und fanatische Anhänger des Alten, — sie Alle, denen zum Trotz Preußen sich erhoben, gesiegt und sich befreit hatte, bildeten, unterstützt von österreichischem und russischem Einfluß, eine geschlossene Phalanx gegen das neue Preußen und gegen das politische System, wie es einst durch das Stein'sche Testament und wie es noch jüngst durch die Verordnung vom Mai 1815 war bezeichnet worden. Eine Coterie regierte in und neben dem Ministerium; die regelmäßige Leitung der Geschäfte wurde durch eine organisirte Cabale den Händen des Staatskanzlers von Tag zu Tag mehr entwunden. Diese Hände selbst waren schwach und zitternd geworden. Hardenberg — es muß gesagt werden — war nichts mehr als ein eitler und gebrechlicher alter Mann. Von den Eigenschaften, die ihn einst, in der Zeit der nothgedrungenen Allianz mit Frankreich, zu dem geeignetsten Lenker preußischer Politik gemacht hatten, war ihm nichts als die glatte Freundlichkeit des Diplomaten und die gewandte Liebenswürdigkeit des Weltmanns geblieben. Von dem wagenden Willen, den er einst gegen das rebellische Junkerthum eingesetzt hatte, war jede Spur bis auf den Entschluß verschwunden, die Ehre und die Einkünfte seiner Stelle um keinen Preis fahren zu lassen. An dieser Schwäche, welche mit Fehlern einer schlimmeren und verächtlicheren Art zusammenhing, hielten ihn die Wittgenstein und Schuckmann, die Bülow und

Lottum in der Gewalt. Ein Sclave seiner Eitelkeit und seiner durch das Alter weder zu Verstand noch zum Schaamgefühl gekommenen Sinnlichkeit, war er der Sclave sowohl derer, die ihm schmeichelten, wie derer, die ihm drohten. Zwischen grundsatzlosem Liberalismus und grundsatzlosen Concessionen an die Reaction schwankend, träge und gedankenlos stand er am Ruder eines Staates, welches der kräftigsten Leitung niemals mehr als jetzt bedurft hätte. Seine Umgebungen waren die schlechtesten; die Minister, die ihm zur Seite standen, waren allgemein verachtet. Alle Verwaltungsgeschäfte lagen in der heillosesten Verwirrung. Unordnung und Willkür herrschte insbesondere in dem Finanzdepartement des Ministers von Bülow. Und zu dem Allen das Schlimmste! Schon fingen die Bestgesinnten an, an der Möglichkeit einer Heilung der Zustände zu verzweifeln. Die Erschlaffung, welche in den oberen Regionen herrschte, fing an, sich auch der öffentlichen Stimmung zu bemächtigen. Selbst den Muthigsten versagte der Muth und die Lust, gegen das Unwesen zu reden und zu wirken, und selbst ein so kräftiger Mann wie Schön wußte keinen andern Rath zu geben, als den, „dem Zufall und den Schicksalen das Weitere zu überlassen.“

Aber so war nicht die Ansicht und die Gesinnung Wilhelm's von Humboldt. Er hatte sich kaum mit eigenen Augen von der Heillosigkeit der Zustände und von dem Verfall des Staatskanzlers überzeugt, als er seinen Entschluß gefaßt hatte. Niemand, der die früheren Verdienste Hardenberg's neidloser anerkannt hätte, Niemand, der ihm ein treuerer und bescheidnerer Gehülfe gewesen wäre. An ihm hatte die vom Glück begünstigte Klugheit des Staatskanzlers in der auswärtigen Leitung des Staates während der Jahre 1811 und 1812 einen warmen Lobredner gefunden. Er hatte nicht zu denen gehört, welche die heilsame Thätigkeit desselben in der gleichzeitigen Reform des Innern um der einzelnen Fehlgriffe willen, die mit unterliefen, verkannten oder befehdeten. Im Jahre 1813 hatte er sich in der vollkommensten Harmonie mit den Ansichten Hardenberg's befunden und auf kein höheres Lob für sich selbst Anspruch gemacht, als daß er so gut gesinnt sei wie jener. Hardenberg zur Seite und im engsten collegialischen Bunde mit ihm, hatte er seitdem, während der ganzen Dauer des Krieges und auf drei großen Congressen, die Interessen Preußens vertreten. Nicht immer zwar hatten

es die andern Diplomaten leicht gefunden, den Grad der Uebereinstimmung zu erkennen, der zwischen den Ansichten des einen und des anderen preußischen Gesandten bestehe. Ueber Manches, wie sich von selbst versteht, waren ihre Meinungen auseinandergegangen, und nicht immer hatte Humboldt seine abweichende Ueberzeugung zurückgehalten. Er hatte die Fahrlässigkeit des Staatskanzlers nicht gut heißen können, und er war nahe daran gewesen, mit Bitterkeit von seiner Nachgiebigkeit zu sprechen. Es war dennoch zu keinem Bruch zwischen ihnen gekommen. Bei dem kalten und ruhigen Temperament des Einen, bei dem leichten und versöhnlichen Sinn des Andern war ohne Mühe jeder Streit vermieden, jede Differenz zugedeckt worden. In allem Wesentlichen, soweit es sich um Ansichten handelte, war man in der That einig gewesen. Die Abweichung hatte in der Regel erst da begonnen, wo es sich um die letzte praktische Entscheidung handelte. Immer jedoch hatte es auch hier einen mächtigen Grund gegeben, Einigkeit zu zeigen. Die Vertreter Preußens standen meist allein gegen die verbündete Opposition der übrigen Mächte. Um irgend etwas zu erreichen, war die erste Bedingung, daß man nicht Verschiedenes und auf verschiedenem Wege erstrebte. Diese Rücksicht fiel jetzt weg. Die Scene hatte sich völlig geändert. Die Schwäche des Staatskanzlers hatte denselben zum Werkzeug in den Händen einer Partei gemacht, die gegen ihn selbst, gegen seine eigenen besseren Ueberzeugungen und Absichten, gegen die wahren Interessen des Staates anging. Wenn es noch möglich war, ihn den unwürdigen Fesseln zu entreißen, in denen sein Wille gefangen ging, so war es dadurch, daß man offen und scharf den Maaßregeln entgegentrat, denen er die Sanction seines Namens lieh. Auf alle Fälle ging die Pflicht für das Vaterland über die Pflicht der Freundschaft und über die Rücksichten der Collegialität. Auf die Gefahr hin, mit dem Staatskanzler zu brechen und in noch höheren Regionen Anstoß zu geben, ergriff Humboldt seine Partie. Er zuerst, während alle Uebrigen schwiegen und resignirten, pflanzte gegen die beginnende Reaction die Fahne der Opposition auf und trug sie mitten in das Lager des Feindes.

Gleichzeitig mit der feierlichen Eröffnung des Staatsrathes am 20. März bestimmten zwei Cabinetsordren die Bildung und Zusammensetzung eines zwiefachen Ausschusses aus dessen Mitte. Der

Eine sollte sich mit der Entwerfung der verheißenen Verfassung, der andere mit der Prüfung eines von dem Finanzminister entworfenen neuen Steuergesetzes beschäftigen. Humboldt war zum Mitglied beider Ausschüsse ernannt. Aber der Verfassungsausschuß gab ihm für jetzt wenig zu thun. Eine einzige Sitzung wurde abgehalten. Nur der Anfang des Anfangs wurde gemacht. Auf den Antrag des Staatskanzlers verschritt man zur Wahl von Commissarien, welche über die in den einzelnen Landestheilen bestehenden oder untergegangenen Verfassungen an Ort und Stelle Nachrichten einziehen, mit Eingesessenen der Provinzen über die ganze Angelegenheit verhandeln und so für die nächstjährigen Sitzungen das Material zu weiteren Berathungen vorbereiten sollten.

Eine regere Thätigkeit entwickelte der Finanzausschuß. Humboldt hatte in diesem den Vorsitz zu führen, und er führte ihn mit der ihm eigenen Ruhe und Klarheit. Kaum jemals war Ruhe und Klarheit nöthiger gewesen. Die Commission sollte die Vorlage des Ministers begutachten; sie sollte, im Falle der Mißbilligung, mit eigenen Vorschlägen hervortreten. Der Finanzbericht und der Steuergesetzentwurf des Herrn von Bülow war, wie sich von einem Manne erwarten ließ, dessen Leichtsinn noch größer als seine Unfähigkeit war und dessen Verwaltungsgrundsätze den Zuschnitt derjenigen hatten, die in dem Cabinet des weiland Königs von Westfalen gegolten hatten. Heftige Debatten fanden daher in der Commission Statt. Heftigere sollten im Plenum des Staatsraths Statt finden. Der Ausschuß hatte sich in seiner Mehrheit gegen den ministeriellen Entwurf erklärt und sich über die Grundzüge eines zeitgemäßeren und richtigeren Steuersystems vereinigt. Humboldt vor Allem führte neben dem Berichterstatter in der Staatsrathssitzung vom 2. Juli das Wort. Schonungslos stellte er die Blößen des lügenhaft glänzenden Rapports auf, den der Minister über die preußische Finanzlage entworfen hatte. Mit sachkundigem Scharfsinn kritisirte er die Gesetzesvorlage. Lange war so nicht gesprochen worden; ein so kühnes und offnes Auftreten gegen die Ansichten der Regierung war neu und überraschend. Es wurde stürmisch in dem kleinen Parlament. Die Ministeriellen thaten ihre Schuldigkeit; sie eilten dem Bedrängten zu Hülfe und suchten den Entwurf zu retten. Aber nun erst zeigte sich die ganze Stärke des Angreifers. In einer

glänzenden Replik, im fließendsten und lichtvollsten Vortrag, antwortete Humboldt jedem Einzelnen und auf jeden einzelnen Einwurf. Der Staatsrath wurde bald nach diesen Vorgängen vertagt. Es kam nicht zur Feststellung eines anderen Regierungssystems: aber das Bülow'sche Project war unrettbar verloren. Bülow ward noch in demselben Jahre zum Aufgeben seines Departements vermocht und mit einem unbedeutenden, eigens für ihn gestifteten Portefeuille des Handels abgefunden. Allein nicht ihn blos hatte der Schlag getroffen. Die ganze Verwaltung des Staatskanzlers hatte eine schwere Niederlage erlitten, und der Staatskanzler fühlte sie scharf. Man sprach davon, daß er zurücktreten und daß Humboldt ihn ersetzen würde. Das Gerücht war falsch, aber es bezeichnete die Stimmung des Publicums. Die Scenen im Staatsrath waren nicht verschwiegen geblieben. Man hatte gehört, wie alte Freunde und Gesinnungsgenossen in Gegensatz getreten waren. Es war nur Eine Stimme der Bewunderung über die Beredsamkeit, die Geistesgegenwart und die Sachkenntniß, welche Humboldt bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt habe. Er war zu einem populären Mann und zum Haupt der Opposition geworden. Voll Scheu und Besorgniß blickte Hardenberg auf den gefährlichen Rivalen, welchen die Wünsche und Hoffnungen des Publicums voreilig zu seinem Nachfolger machten. [1])

Das Mittel, sich des Gefürchteten zu entledigen, lag in dessen Bestimmung für die Londoner Gesandtenstelle bereit. Das Verfahren Hardenberg's jedoch war von charakteristischer Heimlichkeit und Illoyalität. Der Staatsrath hatte seine Sitzungen für dies Jahr beendet. Noch im Juli hatte Humboldt seine schlesische Reise angetreten. Der Staatskanzler war nach Karlsbad gegangen. Hier war es, wo er Anfang August von Humboldt aufgesucht wurde. Es schien, als ob nichts zwischen den beiden Staatsmännern vorgefallen wäre, und Hardenberg nahm die Miene an, als ob ihm nichts angelegener wäre, als ein fortgesetztes collegialisches Zusammenwirken. Er hatte beschlossen, die neuerworbenen preußischen Besitzungen am Rhein zu

1) Für die Darstellung der Hergänge im Staatsrath standen uns leider keine anderen Quellen zu Gebote als die von Schlesier benutzten. Diesen sind wir daher im Obigen gefolgt.

bereisen. In Frankfurt am Main, so ward verabredet, sollte Humboldt ihn erwarten, um sodann gemeinschaftlich mit ihm die neuen Landestheile zu organisiren. Kaum jedoch war Humboldt in Frankfurt angekommen, als er durch eine Botschaft des Staatskanzlers benachrichtigt wurde, daß dieser, bedenklicher erkrankt, vorerst zu einer weiteren Kur nach Pyrmont abgegangen sei; er selbst möge sich so bald wie möglich auf seinen Londoner Posten begeben, woselbst seine Anwesenheit dringend sei. Was die Absicht dieser Weisung sei, konnte Humboldt nicht entgehen. Es war klar, daß seine Anwesenheit in Preußen dringender sei als in England. Es war klar, daß er durch seine Entfernung vom Vaterlande seinen persönlichen Einfluß auf den Gang der Dinge für's Erste aufgab. Er beschloß demungeachtet, zu gehorchen. Er war nicht lüstern nach politischen Kämpfen und persönlichen Conflicten, und er war nicht bekümmert um einen Einfluß, den auf die ephemere Stimmung des Publicums zu bauen seiner ganzen Gesinnung zuwiderlief. Seine Absicht war, zu gehen, aber so bald wie möglich zurückzukehren.

Am 13. September verließ er Frankfurt.[1]) Er machte unterweges in Brüssel seine Aufwartung und traf Anfang October in Begleitung des Freiherrn von Bülow, seines Legationssecretärs und Verlobten seiner Tochter Gabriele, in London ein. Er wurde in England mit allen Zeichen der Achtung aufgenommen, von dem Prinz-Regenten mit freundschaftlicher Vertraulichkeit behandelt. Allein seine Geschäfte waren Null.[2]) Sein ganzer Aufenthalt in London war wenig mehr als ein glänzendes Exil, um so mehr Exil für ihn, da das Land der Nebel demjenigen wenig zusagen konnte, der im Stillen eine beständige Sehnsucht nach dem heiteren Himmel Italiens nährte.[3]) Es kam hinzu, daß der Staatskanzler die Abwesenheit Humboldt's zu benutzen sich angelegen sein ließ. Ungestört wirthschaftete er in seiner Weise fort und war beflissen, alle Zugänge zu Macht und Einfluß im Fall der Rückkehr des Gesandten im Voraus

---

1) An Caroline v. Wolzogen; d. d. 10. September 1817. A. a. O. S. 23.

2) An Stein, bei Pertz, V. 258: „Geschäfte habe ich gar nicht; vom Departement, seit der Staatskanzler in Berlin ist, keine Zeile; mehrere nichtssagende Depeschen von Graf Lottum, der, wie man ihn gesetzt hatte, nicht einmal im Stande war, etwas schreiben zu lassen."

3) An die Wolzogen; a. a. O. S. 26.

für diesen zu versperren. Ein neu errichtetes Ministerium des Cultus und Unterrichts wurde der Leitung Altenstein's übergeben. Auch das Departement des Auswärtigen wurde endlich einem besonderen Chef zugewiesen. Mehr als einmal hatte der Kanzler in früherer Zeit angedeutet, daß er diese Stelle seinem treuesten Gehülfen vorbehalte. Jetzt, als ob alle Zusagen zugleich mit allen Verdiensten vergessen wären, wurde statt dessen der bisherige dänische Gesandte am preußischen Hofe, Graf Bernstorf mit dem neuen Amte betraut.

Dennoch war es nicht erst diese Zurücksetzung, welche einen Entschluß in Humboldt's Seele reifte, den nur das Bewußtsein der Pflichterfüllung und die Spannung der Thätigkeit so lange niedergehalten hatte. Schon im April 1818, und also vor der Ernennung des Grafen Bernstorf, hatte er durch den Staatskanzler um seine Zurückberufung an den König geschrieben, und hinzugefügt, daß er außer der Beschäftigung im Staatsrath keinerlei Anstellung verlange, sondern in ländlicher Zurückgezogenheit leben wolle.[1]) Der Staatskanzler hatte seine Absicht vollständig erreicht; nur zu gut war ihm sein Manöver geglückt. Es wäre, einem andern Nebenbuhler gegenüber, gefährlich gewesen, durch Undank und Vernachlässigung den Durst nach Einfluß zu steigern, das Gefühl der Rache und des Ehrgeizes gegen sich wachzurufen. Bei Humboldt hatte dieses Mittel nichts Anderes zur Folge, als daß ihm die öffentliche Thätigkeit verleidet wurde, und daß er freiwillig auf einen Einfluß Verzicht leistete, den er nur durch die härtesten Kämpfe und auf Kosten seiner letzten und tiefsten Gemüthsinteressen hätte behaupten können. Die Erfahrung des letzten Jahres und wenige Monate der gesandtschaftlichen Verbannung in London reichten vollkommen aus, um seiner alten Neigung für ein Leben der Beschaulichkeit das Uebergewicht über sein Interesse an der Politik zu geben und den Wunsch nach Muße und Selbstbeschäftigung mit neuer Lebhaftigkeit in ihm wiederzuerwecken.

Fünf Jahre rastloser und überangestrengter politischer Thätigkeit waren vorübergegangen. Niemals während aller dieser Zeit war jene contemplative Neigung in ihm erstorben. Das geheime Verlangen nach der Muße seiner Jugend war übertäubt, aber nie-

1) An Stein vom 7. Juni 1818 bei Pertz, V. 256.

mals unterdrückt worden. Seine Ansicht von dem eigentlichen Zweck und Ziel des Lebens war durch den Drang der Zeiten zurückgestellt, aber keinen Moment ganz aufgegeben worden. „Meine ganze innere Neigung“ so schrieb er wenige Wochen nach dem Prager Congreß an Caroline von Wolzogen, „geht eigentlich viel mehr auf ruhige und betrachtende Existenz, allein ich bin nun durch den Zufall einmal in das Weltgetreibe hineingeworfen, und nun freut mich auch am meisten das dichteste und ärgste Gewirre. Ich erhalte doch mitten darin immer meine Einsamkeit, die mich nie verlassen wird.“ [1]) Diesem öfter wiederholten Geständniß gemäß war die Art und Weise seines Lebens in allen jenen geschäftsvollen Jahren. Er verdoppelte und verzehnfachte seine Zeit. Er wußte die kurzen Pausen der Ruhe und Geschäftslosigkeit zu einem in sich zusammenhängenden Ganzen zusammenzuschieben, welches selbständig neben den Stunden der Arbeit fortlief. Er besaß die Kunst, ähnlich der geheimen Kraft des Ringes des Gyges, der seinen Besitzer unsichtbar machte, inmitten der lärmendsten Gesellschaft einsam und inmitten der drängendsten Arbeit müßig und genießend zu sein. So oft die ihm gestellten praktischen Aufgaben ihm gestatteten, zu sich selbst zurückzukehren, so oft nahm er diejenigen Beschäftigungen wieder auf, die seinen Geist mehr fesselten als Staatsverträge und Verfassungsentwürfe. Zwischen Actenstößen und diplomatischen Noten dachte er dem Geheimniß der Sprache nach und bedeckte manches Blatt mit einem ungesucht entstehenden Sonnett. In Wien, in Berlin, in Frankfurt hatte er immer wieder seine Agamemnonübersetzung vorgenommen. Auch im Hauptquartier verließen ihn nicht die Alten; auch unter dem Geräusch der Waffen lauschte er den Klängen hellenischer Dichtung. „Ich lese,“ schreibt er aus Prag, „den Homer und sehe die Kosacken.“ „Ich habe gestern,“ schreibt er aus Freiburg, „den ganzen Abend ruhig in den Alten gelesen, zu denen ich immer und im Grunde täglich zurückkehre. Alles Schöne liegt in der Vergangenheit; ich suche, wie ein Andrer, und mehr vielleicht, für die Gegenwart und Zukunft zu arbeiten, allein es bleibt eine eiserne Zeit, in der wir leben, und nicht blos wir, sondern alles Moderne. Sie kann würdigen Stoff zum Wirken geben, aber zum Genuß bedarf man

---

1) A. a. O. S. 17; vergl. für das Folgende ebendas. S. 478, 18, 22, 27 ff.

etwas Tieferes und Höheres." Mit der Vergangenheit daher, der allerältesten wie der selbstdurchlebten, durchflocht er beständig seine gegenwärtigen Tage. Unter Arbeiten, welche sonst alle Musen zu verscheuchen pflegen, dachte er der Zeit, der für immer entflohenen, in welcher zwei edle, ihm innig befreundete Dichter eine Bilderwelt geschaffen hatten, die der Homerischen und Pindarischen nahe verwandt war. Aus dem Kreise kalter und eigensüchtiger Politiker, aus dem Rathe trockener und pedantischer Staatsmänner versetzte ihn das Zauberspiel der Phantasie in jenen poetisch geistreichen Cirkel, den ach! die unerbittliche Hand des Todes und des Schicksals auseinandergerissen hatte. Selbst dem „armen Primas," dessen Großherzogthum er vertheilen geholfen, und dem er nun eine armselige Pension aussetzen half, konnte er sich nicht erwehren eine mitleidsvolle Erinnerung zu widmen, wenn er auf den Wällen von Frankfurt spazieren ging. Nur zu oft, während die Diplomaten seine kalte und schneidende Rede fürchteten, und während sein sarkastischer Humor mit den Schwächen der vornehmen Gesellschaft sein Spiel trieb, war sein Herz in Gefühlen der Liebe und Sehnsucht aufgelöst. Aus dem Glanz der Salons und aus dem Lärm diplomatischer Feste träumte er sich zu den Seinigen und zu den Menschen hinweg, die ihm durch frühe Begegnung für immer theuer geworden waren. Fast immer, während dieser bewegten Periode, von seiner Gattin getrennt, lebte er doch durch einen, fast keinen Tag unterbrochenen Briefwechsel in Geist und Empfindung mit ihr fort. Er hörte nicht auf, mit Caroline von Wolzogen zu correspondiren. Er befand sich auf dem Congresse zu Wien. Er war, wie er selbst sagt, zerrissen von Sorgen, Geschäften und Zerstreuungen. Da brachte sich ihm durch einen Brief jene Freundin in's Gedächtniß, mit welcher er in seiner Universitätszeit in Pyrmont drei selige Jugendtage verlebt hatte.[1]) Aber sechs und zwanzig Jahre waren nicht im Stande gewesen, das Bild zu verlöschen, welches sich damals seiner Seele eingeprägt hatte. Keine Zerstreuung und kein Geschäftsdrang konnte ihn verhindern, der treu Anhänglichen, Hülfsbedürftigen, Vertrauenden zu antworten. Die Lage Europas, die Verfassung Deutschlands, die Interessen Preußens beschäftigten seine Gedanken: mit Freude und Rührung ergriffen ihn in demselben Augenblicke „die

1) S. oben S. 13 und 14.

Bilder der Vergangenheit und Jugend." Er sei, gestand er der Freundin, noch jetzt derselbe und noch jetzt gleich einfach wie damals. Er lebe, dem Gebote der Pflicht gehorchend, in verwickelten Verhältnissen; seiner Neigung seien sie wenig angemessen, ihm würde ein stilleres Leben bei Weitem mehr zusagen. Innig hänge das Bild der Freundin mit allen Gefühlen seiner Jugend und eines schöneren Zustandes Deutschlands und der Welt in seinem Geiste zusammen. „Ich habe," schließt er, „eine große Liebe für die Vergangenheit; nur was sie gewährt, ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich, wie das Leben, warm und beglückend." [1])

War es ein Wunder, wenn dieser Mann jetzt in der Lage, in die ihn die Eifersucht des Staatskanzlers gebracht hatte, nach der ehemaligen Freiheit zurückverlangte, die er nur widerstrebend und nur aus Pflichtgefühl aufgegeben hatte? Wäre Ehrgeiz in seiner Natur gewesen, so würde es dem Staatskanzler schwerlich je gelungen sein, ihn dergestalt zur Seite zu schieben; jedenfalls würde Ehrgeiz ihn die Mittel gelehrt haben, für die erfahrene Behandlung an dem Staatskanzler seine Rache zu nehmen. Allein die Kälte, mit der er überhaupt alle Staatsangelegenheiten, und die philosophische Gleichgültigkeit, mit der er persönlichen Ruhm und Einfluß betrachtete, war Eins in ihm. Schon öfter hatte sich jene Mattigkeit des politischen Interesses als ein Fehler in seiner staatsmännischen Rolle fühlbar gemacht: er lieferte jetzt den Beweis, daß dieser Mangel an Ehrgeiz kein geringerer Fehler sei. Noch immer war er durchaus bereit, seine Pflicht für das Vaterland, da, wo das Vaterland seiner wirklich bedürfe, und wo er, seinen Ueberzeugungen gemäß, demselben wirklich nützen könne, gewissenhaft und mit Hintanstellung seiner individuellen Interessen zu erfüllen. Allein eine solche Stellung gerade hätte er sich nur erringen und erkämpfen können, und eine solche Stellung gerade war Hardenberg ihm aus freien Stücken zu geben ganz und gar nicht gemeint. Der Staatskanzler hatte sein Gesuch um Zurückberufung dem Könige zu überreichen gezögert. Gleich sehr offenbar scheute er sich, den hochangesehenen und populären Mann zu entlassen, wie er sich scheute, ihn an der rechten Stelle wirken zu lassen. Er hatte also Gegenvor-

1) Briefe an eine Freundin, I. 9.

stellungen gemacht. Lediglich Humboldt's Schuld sei es, wenn er nicht in's Ministerium eintreten wolle. Möge er indeß wenigstens eine andre Gesandtenstelle annehmen. Möge er in Frankfurt bei'm Bundestage wirken; möge er wieder nach Rom gehen; möge er sich irgend sonst einen beliebigen diplomatischen Posten aussuchen. Aber das war Humboldt's Meinung nicht. Noch ehe er dieses Schreiben des Staatskanzlers erhalten hatte, war er vollkommen mit seinen Ueberzeugungen auf's Reine gekommen. Einer Freundin gegenüber, der er gewohnt war sein ganzes Inneres aufzuschließen, hatte er sich deutlich und vollständig darüber ausgesprochen. „Ich bin fest entschlossen," schrieb er Anfang April von London aus an Caroline von Wolzogen, „nicht mehr, wie bis jetzt der Fall war, in einer halben Lage zu bleiben, mich als Talent zu diesem und jenem benutzen zu lassen. Ich verlange gar keine Wirksamkeit, aber ich will auch keine andre annehmen, als für die ich selbst, und ich allein verantwortlich sein kann. Es ist ferner meine Ueberzeugung, daß ich in meiner Lage nur in Berlin Gutes wirken, halten und herstellen kann. Was es auch sein möchte, außerhalb ist man in einer schiefen Stellung, in der man sich und die Sache zugleich stürzt. Uebrigens kennen Sie mich von früher Jugend. Ich habe keinen Ehrgeiz, keinen Geschäftstrieb, keine Sucht, mich einzumischen, ich glaube sogar, daß der Gang der Staatsangelegenheiten nicht einmal bei Weitem das Wichtigste auf der Welt ist. Ich würde am liebsten bestimmt mich losmachen, und unter keiner Bedingung wieder eingreifen. Nur weil dies eine egoistische Denkungsart ist, die sich nicht vertheidigen läßt, wenn man, wie ich, einen Theil der Bahn gemacht hat, so werde ich, so lange ich Kraft habe, nicht so handeln, aber gewiß auch nicht länger um eine unbedeutende, schiefe oder halbe Wirksamkeit mich selbst, das Leben mit den Meinigen und meinen individuellen Plan aufgeben."

In dieser Ansicht und diesen Entschließungen konnte begreiflich das Schreiben des Staatskanzlers keine Aenderung hervorbringen. Er wiederholte demselben seine Gründe und bat um sofortige Abgabe seines Gesuchs an den König. Einen wichtigen Platz unter diesen Gründen nahm die Rücksicht auf seine Frau ein. Dieselbe befand sich seit dem Frühjahr 1817 in Italien, wo sie durch den Genuß eines milderen Klima's und durch Alles, was ihr das geliebte Rom

auch an geistigen Genüssen darbot, zu genesen hoffte. Ihr graute vor der „Nebelinsel“, und ihr Gesundheitszustand war in der That so, daß Humboldt nicht wagen konnte, sie, wie ursprünglich der Plan gewesen war, zu sich nach London kommen zu lassen. Aber auch getrennt von ihr wollte er nicht länger leben. Der beste Theil des Daseins, schrieb er an Stein, gehe darüber verloren. Er faßte dies Zusammenleben mit seiner Frau im engsten Zusammenhange mit seinen höchsten Geistes- und Gemüthsinteressen. Was nur ein äußerlicher Grund zu sein schien, war in Wahrheit der innerlichste. Seiner Frau zu leben und sich selbst zu leben war ihm dasselbe. An die Wolzogen sprach er sich jetzt auch hierüber und sprach sich in einer Weise aus, die kaum anders als durch das Wiedergeben seiner eignen Worte zu charakterisiren wäre. „Ich habe,“ schreibt er am 18. Juli, nachdem er der Freundin eine Schilderung von dem Zustande seiner Frau entworfen, — „ich habe, wie Niemand so noch es gesehn hat als Sie, mein Leben mit der Idee angefangen, nur mit ihr, und in diesem häuslichen Dasein eingeschlossen zu leben. Zeit und Umstände haben es hernach anders gewandt, und ich bin gegen meinen Willen in vielfach andere Thätigkeit gestoßen worden, die uns nie einen Augenblick innerlich getrennt, aber äußerlich ganz von einander geführt hat. Das ändert aber den eigentlichen Zweck meines Lebens nicht, d. h. ich kehre natürlich, so wie ich nur kann, zu ihm zurück. Man kann auch, und gern, und in der besten Bedeutung nach außen hin nicht wirken, wenn man nicht sein inneres, auf Ideen und Empfindungen gebautes und von allem Aeußeren ewig unabhängiges Dasein in frischer und reger Kraft erhält; und wenn man so lange als wir jetzt, und immer in gleicher Innigkeit mit einander fortgelebt hat, so läßt sich das eigene Dasein nicht mehr von dem des Anderen trennen. Es ist daher wohl meine geheime Sehnsucht, von jetzt an, so lange es nur noch währen mag, wieder so vereinzelt auf einander zu leben, als wir es im Beginnen gethan haben, und wenigstens kann ich das Verlangen darnach nur für etwas Wichtiges, und was jenes Verhältniß wenigstens nicht so, wie es in diesen Jahren gewesen ist, gänzlich zerreißt, aufgeben.“ Derselbe Brief aber, dem wir diese Worte entnommen haben, wiederholt zugleich die Auseinandersetzungen des früheren Briefes. Wir lesen in ihm, was er dem Staatskanzler geschrieben haben wird, aber wir lesen zugleich die tieferen Motive,

den Commentar zu seiner Ablehnung alles dessen, was Hardenberg ihm proponirt hatte. Er sei nicht durchaus abgeneigt, in das öffentliche Leben einzuwirken, wohl aber sei er es im höchsten Grade satt und müde, „das Treiben eines einzelnen, in das Ganze nur zufällig und wenig entscheidend eingreifenden Postens fortzuwälzen.“ Immerhin und auf alle Fälle denke er seine Thätigkeit als Mitglied des Staatsraths fortzusetzen. Denn „dies gerade ist eine Stellung, wo man, ohne alle Intriguen, die ich immer hasse, am rechten Ort seine Meinung über alles Wichtige aussprechen, und auch, je nachdem man sieht, daß es fruchtet oder nicht, mehr oder weniger in das Geschäft eingehen oder sich zurückziehen kann.“ Im Widerspruch dagegen mit dem, was sein individueller Plan ihm zur Nothwendigkeit mache, stehe das Verbleiben in London, stehe auch die Annahme des Frankfurter Postens oder der Eintritt in das Ministerium, so wie dasselbe augenblicklich beschaffen sei. Der Eintritt in's Ministerium: denn, sagt er, „so wenig ich gern alles tadle, so ist doch die ganze Organisation fehlerhaft und wenn ich diese Fehler nicht ändern kann, will ich sie nicht theilen.“ Die Annahme des Frankfurter Postens: denn — so schreibt er an Stein — „für den Bundestag kann man nur in Berlin und Wien nützlich sein; in Frankfurt ist man ein blos abhängiges Werkzeug und kommt gewiß in die Lage, thun und sagen zu müssen, was man nicht billigt.“ Ihm sei, fügt er in dem Brief an die Wolzogen hinzu, schon bald nach der Eröffnung des Bundestages, in Frankfurt sehr unheimlich geworden; deutlich habe er gesehen, daß man eigentlich nichts gewollt und doch wieder nicht gewollt habe, daß es nur nichts sei. Er könne jetzt nicht dahin zurückwollen, wo an keinen Erfolg zu denken sei, und von wo er ebendeshalb durch die Annahme der Londoner Stelle hinwegzukommen gesucht habe. Und durch Eins endlich bekamen alle diese Motive ein verstärktes Gewicht. Es war nicht schwer, die Absichten des Staatskanzlers zu durchschauen, und Humboldt durchschaute sie vollkommen. „Auch können Sie mir sicher glauben,“ schreibt er abermals an die Freundin, „daß diejenigen, welche mich schlechterdings auf einen auswärtigen Posten haben wollen, dabei gar nichts anders beabsichtigen, als nur, daß es den Schein haben soll, ich sei sehr wichtig beschäftigt, aber daß in Wahrheit jedes wichtige Geschäft von mir entfernt bleibe. Davon habe ich die unverkennbarsten Spuren.

Selbst auf Frankfurt kommen sie nur in der Noth, weil es nun einmal nicht gut möglich ist, mich in London festzuhalten.“

Er war entschlossen, nach alle dem, seiner Thätigkeit eine Krisis zu ertheilen, durch die sie zu einer entscheidenden werden oder überhaupt eine öffentliche zu sein aufhören sollte. Er verschmähte es, irgend einen positiven Schritt zu thun, den Einfluß und die Stellung, die ihm gebührten, dem Staatskanzler aus den Händen zu winden. Lediglich darauf wollte er es ankommen lassen, was sein Name und seine Person für sich selbst etwa gelten möchten. Die Probe wollte er machen, ob vielleicht der Gedanke, daß er, ein Mann des öffentlichen Vertrauens, in Unthätigkeit gelassen werde, eine Aenderung in dem System des Staatskanzlers hervorbringe, bei der er alsdann mit Hoffnung auf Erfolg und in Uebereinstimmung mit seinen Principien ein Ministerium annehmen könne, oder nicht.

Das Letztere, in der That, schlug durch und entschied die Krisis. In den ersten Tagen des November 1818 kehrte Humboldt von seinem Londoner Posten zurück. Er fand die Souveräne und Minister in Aachen auf dem ersten jener Congresse, deren Wiederholung schon in Paris in Aussicht genommen war, und welche die Bestimmung hatten, das große Werk der Beruhigung Europa's im Sinne der Reaction und der Unterdrückung aller freiheitlichen Regungen der Völker fortzuführen. Hier war es, wo sich die nächste Zukunft Humboldt's entschied. Hardenberg hatte sich überzeugt, daß es unmöglich sei, den Einfluß seines Rivalen länger durch Gesandtschafts- und Scheingeschäfte fern zu halten, und er fühlte, daß es, der öffentlichen Meinung gegenüber, unmöglich sei, ihn müßig zu lassen. Er sollte also in's Ministerium eintreten. Es ward ihm versprochen, daß die Organisation der Verwaltung eine andre werden solle. Es ward hinzugefügt, daß er genau diejenige Stellung und Beschäftigung erhalten solle, die er sich selbst auswählen würde. Nur einstweilen möge er einwilligen, sich einem anderweitigen Geschäft zu unterziehen, welches sich in ganz kurzer Zeit und von Niemand rascher und besser zu Ende führen lasse als von ihm. Inzwischen werde es möglich sein, in Berlin alle diejenigen vorbereitenden Einrichtungen zu treffen, die er selbst zur Bedingung seines Eintritts in das Ministerium gemacht habe.

Das Geschäft, welches Humboldt auf solche Weise interimistisch

übertragen wurde, war in der That von der Art, daß er die Uebernahme desselben nicht füglich von sich weisen konnte. Unter den Angelegenheiten nämlich, welche den Aachener Congreß beschäftigt hatten, befanden sich auch die Ansprüche, welche Bayern in Folge des Rieder Vertrages auf die Pfalz, auf einen Theil mithin des Großherzogthums Baden, erhob. Oesterreich hatte schon früher Vermittelungsvorschläge gemacht, nach denen, immer doch auf Kosten Badens, jene Ansprüche befriedigt werden sollten. Allein die übrigen Cabinette hatten ihre Zustimmung verweigert und sich zu Gunsten der Untheilbarkeit des Großherzogthums erklärt. Nachdem jene Territorialcommission, als deren Mitglied Humboldt nach dem Pariser Frieden in Frankfurt gearbeitet hatte, diese Angelegenheit verhandelt, aber nicht erledigt hatte, war dieselbe unter Abweisung der Ansprüche Bayerns auf dem Congreß endgültig entschieden worden. Nur die formelle Erledigung blieb noch übrig. Diese, sowie die Fertigung eines allgemeinen Territorialrecesses, ward nun nach Frankfurt gewiesen, wo die frühere Commission noch einmal zusammentreten sollte. Wie die übrigen Mitglieder der Commission, fand sich, Anfang December, auch Humboldt an dem Sitze des Bundestages ein.

Dritter Abschnitt.

Die Verfassungsfrage.

Es kostete Hardenberg, sein in Aachen gegebenes Versprechen zu halten. Unter den Männern jedoch, welche das Vertrauen des Königs besaßen, befand sich einer, den verwandte Denkweise und die liebenswürdigsten Gemüthseigenschaften mit Humboldt verbunden hatten. Der Generaladjutant von Witzleben besaß gerade jenes Maaß geistiger Befähigung und jene Milde und Biederkeit des Charakters, welche in den Augen Friedrich Wilhelm's eine größere Empfehlung waren, als Genialität. Ohne ein großer Politiker zu sein, wußte derselbe doch den Werth eines Mannes wie Humboldt zu schätzen. Seine Freundschaft machte ihn beredt und dringend: trotz alles Zögerns war endlich auch Hardenberg nicht im Stande, zu hintertreiben, was er, Humboldt gegenüber, lebhaft zu wünschen vorgegeben hatte. Am 11. Januar 1819 erschien die Cabinetsordre, welche dem Ministerium des Innern eine neue Organisation gab. Fürst Wittgenstein wurde zum Minister des königlichen Hauses ernannt, das bisher von ihm verwaltete Polizeiministerium mit dem des Innern verbunden, die Leitung der ständischen und Communalangelegenheiten mit einer Reihe anderer Verwaltungsgegenstände als eine eigene Branche des Letzteren hingestellt und diese „mit Sitz und Stimme im Ministerium" Wilhelm von Humboldt überwiesen.

Sehr wahrscheinlich, daß Hardenberg bei dieser Vervielfältigung der ihm untergebenen Ministerien für seinen obersten Einfluß eher zu gewinnen als zu verlieren hoffte. Allein er war andrerseits

durch diese Einrichtung den Wünschen und Bedingungen Humboldt's entgegengekommen. Eine Stellung schien eigens für diesen geschaffen, in welcher eine selbständige Wirksamkeit möglich wäre. Mit den ständischen Angelegenheiten war die Herstellung der verheißenen Verfassung in seine Hand gelegt. Er war damit geradezu an den wichtigsten Punkt der Staatsleitung gestellt. Die, wenn auch schwache Aussicht, dem Vaterlande nützen und eine nach seiner Ansicht schon halb verfahrene Angelegenheit wieder in das rechte Geleis bringen zu können, verbunden mit den Bitten der Freunde, mußte ihn zur Annahme bestimmen. Einige Bedenken wegen möglicher Conflicte des neugeschaffenen mit den angrenzenden Departements ließen sich hoffentlich beseitigen. Der Versuch wenigstens mußte gemacht werden, ob es möglich sein werde, unter Hardenberg eine Aufgabe zu lösen, welche, schwierig an sich, durch ihre bisherige Behandlung und durch die gesteigerte Erwartung der Nation auf's Höchste verwickelt war. Der Ehrgeiz würde vielleicht vor ihr zurückgetreten sein: wir wissen, daß nur das kälteste Pflichtgefühl und der reinste Patriotismus für die Entschließungen Humboldt's den Ausschlag gab.

Sofort daher, nachdem er sich zur Annahme des neuen Postens bereit erklärt hatte, richtete er sein ganzes Interesse auf die Verfassungsfrage. Er war so glücklich, in Stein, welcher sich seit dem November 1818 in Frankfurt aufhielt, einen gleichgesinnten Freund zu finden, dessen Eifer und Einsicht den lebhaftesten Gedankenaustausch herbeiführten. Er wußte dieses Glück zu schätzen und zu benutzen. Auf's Vollkommenste würdigte er, was Stein gewesen war, was er war und was er insbesondere für ihn war. „Zu Geschäften," schrieb er noch aus London an Caroline Wolzogen, „ist Stein nicht mehr; nicht einmal vielleicht, in bestimmten Fällen Rath zu ertheilen. Allein er ist trefflich, um den, der wirken soll, immer in der höhern Region des Denkens und Fühlens zu erhalten; er wirkt auf einen wie einer der alten Geschichtsschreiber oder Redner, und, weil er aus einer nähern Welt spricht, stärker und praktischer. Ich würde immer Alles dafür geben, ihn bei wichtigen Gelegenheiten in der Nähe zu besitzen." Er hatte dies oft, und hatte es noch zuletzt während seiner Frankfurter Thätigkeit im Jahre 1816 erprobt. Jetzt wiederholten sich diese Zeiten. Wieder konnten sich die Beiden in Gespräch und wechselseitiger Mittheilung ergehen. Wie

ehedem mit Wolf über Homer und Pindar, wie mit Schiller über die letzten Fragen der Aesthetik und Philosophie, so wurde jetzt mit Stein über die nächste Zukunft des Vaterlandes, über den Plan einer Repräsentativverfassung für Preußen verhandelt.

Mit jener ihm eignen praktischen Rastlosigkeit und jenem reinen Interesse für die öffentlichen Dinge, hatte Stein diese Angelegenheit verfolgt und sie von seinem privaten Standpunkt aus zu fördern kein Mittel unversucht gelassen. Er hatte jeden Schritt, der in dieser Richtung in Preußen wie in dem übrigen Deutschland geschah, mit der ernstesten Theilnahme verfolgt. Er hatte die Verzögerung und die verlorenen Jahre beklagt und die geschehenen Mißgriffe herb getadelt. Er hatte seine Standesgenossen zu Berathungen, Eingaben und Schritten aller Art angeregt. Er hatte unermüdlich Materialien gesammelt, Gutachten, Entwürfe, Aufsätze über einzelne Theile wie über das Ganze dieser großen Frage theils veranlaßt, theils selbst ausgearbeitet. Jetzt schien es ihm, als ob man dem Ziele näher gerückt sei. Die Ernennung Humboldt's, dieses „geistvollen, geschäftserfahrenen, arbeitsamen, gutgesinnten Mannes," wie er ihn jetzt von Neuem nennt, schien ihm ein Ereigniß von der besten Vorbedeutung. Ungesäumt daher theilte er ihm eine Reihe der wichtigsten von ihm über diese Angelegenheit gesammelten Papiere mit, veranlaßte Zuschriften seiner Freunde an den designirten Minister und besprach mündlich die Sache von allen Seiten mit demselben.

Unter so lebhafter Anregung und auf Grund eines so reichen Materials geschah es nun, daß Humboldt zu Anfang Februar seine eigenen Ideen in einer ausführlichen Denkschrift zusammenfaßte. Seine in Wien ausgearbeiteten Entwürfe einer deutschen Verfassung gestatteten nur einen ganz allgemeinen Einblick in seine Ansichten über Constitutionalismus. Abgesehen hiervon bildete früher ein im Jahre 1823 zur Beantwortung eines Vincke'schen Memoire's über Wiederherstellung der Provinzialminister geschriebener Brief die Hauptquelle für unsere Kenntniß dieser Ansichten. Seit mehreren Jahren ist jetzt auch die Frankfurter Denkschrift bekannt. Wir besitzen in derselben das Programm, welches Humboldt seinem nachmaligen Wirken zu Grunde zu legen gedachte, und damit zugleich ein fast erschöpfendes allgemeines politisches Glaubensbekenntniß. Nur unvollständig konnten wir uns die Thätigkeit des Mannes als Leiter des Cultus und Unter-

richts vergegenwärtigen. Nicht viel reichlicher flossen unsere Quellen für die Würdigung seiner diplomatischen Wirksamkeit. Seine Ansichten über die Grundlagen des Staatslebens, über Verfassung, Regierung und Verwaltung sind wir fast vollständig zu beurtheilen in Stand gesetzt. Wir entwickeln dieselben am Leitfaden jener Denkschrift und unter Benutzung der übrigen hier einschlagenden Schriftstücke. Denn sowohl das erwähnte Schreiben an Vincke als ein kürzerer Brief vom 31. März 1819 an den Hofgerichtsadvokaten Sommer, den Verfasser einer Schrift über die Verfassung Westfalens, sowie endlich eine Reihe von Briefen an Stein wiederholen entweder die in der Denkschrift näher ausgeführten Anschauungen oder dienen zur Vertheidigung und Erläuterung einzelner Hauptpunkte derselben.[1])

Auf's Lebhafteste war Humboldt von der Bedeutung der Verfassungsänderung ergriffen, die in der Einführung ständischer Institutionen in Preußen enthalten war. Er erblickte darin eine Entäußerung eines Theils der königlichen Rechte, eine Alteration des rein monarchischen Charakters der bisherigen Verfassung.[2]) Nur von einem höheren Gesichtspunkte aus konnte das Wagniß einer solchen Aenderung sich rechtfertigen. Vor den Augen eines Staatsmanns, der in dem Geiste der Zeit den Geist der lebendigen Geschichte achtet, konnte diese Rechtfertigung in der Forderung des Zeitgeistes enthalten scheinen. Auch ohne aus der Schule Rousseau's zu sein, konnte ein großsinniger Politiker in der Gewährung einer Repräsentativverfassung die Anerkennung eines Rechtes des Volks gegenüber dem Fürsten erblicken; er konnte in der Treue und dem Heldenmuth des preu-

---

1) Die Denkschrift über Preußens ständische Verfassung (Humboldt an Stein, Frankfurt, den 4. Februar 1819) wurde zuerst in den von Pertz herausgegebenen „Denkschriften des Ministers Freiherrn von Stein" (Berlin, 1848) veröffentlicht und ist von da in die G. W., VII. 199 ff., übergegangen. Der Brief von Vincke, mitgetheilt von Dorow in der Schrift: Job v. Witzleben (Leipzig, 1842) S. 13 ff. S. Schlesier, II. 383 u. 417. 418 Anm., an welcher letzteren Stelle mit Recht die Dorow'sche Angabe bestritten wird, daß jenes Schreiben an Witzleben gerichtet gewesen sei. — Der Brief an Sommer, mitgetheilt von Schlesier, II. 377 Anm., nach der Veröffentlichung in der A. A. Z. vom 10. Juni 1819 (Vergl. über diese Veröffentlichung: Humboldt an Stein d. d. 4. Juli 1819 bei Pertz, Leben Stein's, V. 393). — Die Humboldt'schen Briefe an Stein im 5. Bde. des Stein'schen Lebens (daselbst S. 254, 374, 380, 390, 393, 436, 448, 694, 769, 777).

2) Denkschrift §. 15, §. 22.

tzischen Volkes während der Befreiungskriege eine Bewährung dieses Rechtes und ein Zeugniß für die Reife und Mündigkeit dieses Volkes sehen. Ein Staatsmann endlich von strengem Rechtssinn konnte sich einfach an die gegebenen Verheißungen halten und die Erfüllung dieser für eine über allen Zweifel erhabene Pflicht ansehn. Es ist bezeichnend für Humboldt, daß er bei keinem dieser Motive sich beruhigen mochte. Sie gehörten einer praktisch-historischen Auffassung der Dinge an, der gegenüber die seinige als eine theoretisch-rationelle, ja, um sein eigenes Wort abermals zu brauchen, als eine metaphysische, bezeichnet werden muß. Sie waren die Motive der populären und trivialen Meinung, und Humboldt war nicht gewöhnt, seine Anschauungen aus derselben trüben und oberflächlichen Quelle wie die Menge zu schöpfen.

Es kann zunächst höfisch und hyperloyal klingen, wenn er die Vorstellung, als sei die Gewährung einer Verfassung der Regierung durch das Volk abgedrungen, für eine „in sich ungeziemende Idee" erklärt. Zu gewöhnt, die gerechten Forderungen des Zeitgeistes aus reactionärem Munde schmähen zu hören, stutzen wir, wenn wir einen Mann wie Humboldt sich gegen das „Nachgeben gegen einen behaupteten Zeitgeist" verwahren oder das Reden von diesem Geist eine „verderbliche und im Grunde sinnlose Phrase" nennen hören.[1]) Wir stutzen ebenso, wenn wir ihn die Mündigkeit des Volkes in Abrede stellen und den Gedanken einer Belohnung der patriotischen Anstrengungen der Nation abweisen hören. Noch mehr endlich als wir geneigt sind zu thun, werden diejenigen, welche in politischen Dingen den Maaßstab des Rechts obenan stellen, darüber sich verwundern, daß auch das gegebene Versprechen in Humboldt's Augen nichts gilt, wofern sich dasselbe nicht auf noch fortdauernde und also für sich selbst redende Gründe stütze. Nicht als ob er das Gewicht des gegebenen Wortes nicht gekannt hätte. Aber warum überhaupt es geben? „Es giebt," schreibt er schon am 7. Juni 1818 an Stein, „nichts, worauf sich weniger praktisch etwas aufbauen läßt, als die in dem unseligen Edict von 1815 allgemein und unbestimmt ausgedrückte Idee, daß der König seinen Unterthanen eine ständische Verfassung geben will," ja, er nennt es „wahre Vermessenheit"

1) Denkschrift §. 15. Brief an Stein vom 7. Juni 1818.

nach jenem Edict eine Verfassung für den Staat entwerfen zu wollen. Noch lange nach seinem Austritt aus dem Ministerium ist er derselben Meinung. Es sei „thöricht und gefährlich," schreibt er noch im Januar 1823, wenn man nur jenem Edict zu Liebe an dem Vorhaben, Stände zu gründen, festhalte.

Dergestalt befindet sich Humboldt auf allen Punkten in Differenz gegen die liberale Tagesmeinung. Alle Schlagworte und Hauptargumente der Wortführer der damaligen Presse desavouirt er. Er scheint mit den Metternich und Gentz, den Wittgenstein und Kamptz auf der Seite des superklugen Geschäftsverstandes gegen die Unklarheit und Phantastik des Liberalismus von damals zu stehen. Er scheint. Denn die Wahrheit ist: er steht ebenso hoch über den Naivetäten und Trivialitäten der jugendlichen Constitutionsschwärmerei wie über den Perfidien und dem Weisheitsdünkel der Restaurationseiferer. Er ist tief und innig von der Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit ständischer Einrichtungen durchdrungen. Wäre es nach ihm allein gegangen, so hätte man zwar jenes Verheißungsedict nicht erlassen, aber ebensowenig Jahre lang die Hände in den Schooß gelegt, sondern, ohne Versprechungen, an einer Verfassung gearbeitet.[1]) Denn eben die innere Nothwendigkeit einer Verfassung, die reine Idee der Sache selbst gebietet ihre Einführung, wie sie und sie allein auch das Maaß und die Weise derselben bestimmen muß. Denn, so schreibt er mehrere Monate vor seiner Berufung in's Ministerium, keiner der gewöhnlich angezogenen Gründe „ist von der Art, daß er zugleich den Grundsatz des Maaßes und der Art einer solchen Verleihung in sich hielte, und was daher auf diese Weise gegeben werden mag, kann immer dem Ertheilenden das Aeußerste und dem Empfänger ungemein wenig erscheinen." Und genau damit übereinstimmend drei Jahre nach seiner kurzen ministeriellen Laufbahn: „Nur dann sind Stände gut und möglichst gefahrlos, wenn ihrer ganzen Einsetzung die tiefe und innige Ueberzeugung zum Grunde liegt, daß sie wohlthätig und heilsam sind. Nur dann geht man ohne Aengstlichkeit zu Werke, und giebt auch keiner unbilligen Forderung nach, weil man genau weiß, was und wie man will, weil dies durch den erkannten Zweck bedingt ist, und weil keine schiefe

1) An Stein 7. Juni 1818 und Januar 1823.

und falsche Rücksicht weder zu weit zu gehen verführen kann, noch auch verbietet, innerhalb der Grenze stehen zu bleiben. Wenn die Regierung Stände nicht aus dieser vollen Ueberzeugung einsetzt, sondern dazu einen Nebengrund hat, so handelt sie, soweit sich die Wirkung dieses Nebengrundes erstreckt, entweder nicht freiwillig, oder aus Rücksichten, die der ständischen Einrichtung selbst fremd sind. Nun entsteht natürlich Unsicherheit, nun weiß man nirgends mehr die rechte Grenze zu finden, nun thut man für Alle leicht zu viel, und zugleich doch für Keinen genug." Er fordert statt dessen — und diese Worte bezeichnen erschöpfend den allgemeinen Geist seiner eignen staatsmännischen Haltung — „die höchste Klarheit der Ansicht, die vollste Ueberzeugung von der Wohlthätigkeit der Einrichtung und den festesten Muth bei der Ausführung."

Und worauf nun beruht für ihn selbst die Ueberzeugung von der inneren Nothwendigkeit, welches ist die der Schöpfung einer Repräsentativverfassung rein sachlich zu Grunde liegende Idee? Steht diese Idee im Widerspruch mit den Forderungen des Zeitgeistes, mit dem Recht der Nation, mit dem Sinn der königlichen Verheißungen, oder ist sie nur eine Bestätigung und Rechtfertigung für das Alles?

Das Letztere offenbar. Es ist an sich, nach Humboldt, der Beruf des Staatsbürgers, als thätiges Mitglied der Staatsgemeinschaft an der Gründung und Erhaltung der öffentlichen Ordnung Theil zu nehmen,[1]) nicht blos passiv sich zu fügen, so daß die öffentliche Thätigkeit lediglich die Berufspflicht des eigentlichen Staatsdieners wäre. Durch diese Theilnahme am Ganzen des Staates wird die individuelle Sittlichkeit gehoben, indem der Bürger dadurch, daß er sein Thun und Treiben näher an das Wohl seiner Mitbürger knüpft, demselben einen höheren Werth giebt. Durch diese Theilnahme am Ganzen gewinnt aber ebenso das Ganze. Nicht blos, daß die Verwaltung von Seiten der Regierung dadurch gediegener, stätiger, einfacher, minder kostspielig, gerechter und regelmäßiger wird, sondern nur so wird die Regierung in Harmonie mit den Bedürfnissen und Gesinnungen des Volkes, in lebendiger Beziehung zur lebendigen Wirklichkeit bleiben. Exclusive Beamtenherrschaft, Uebergreifen und Umsichgreifen der Staatsbehörden ist das

1) Denkschrift §. 12. 13.

Hauptübel, dem gesteuert werden muß. Denn dieses bloße Regieren durch den Staat muß, da es Geschäfte aus Geschäften erzeugt, sich mit der Zeit in sich selbst zerstören, in den Mitteln immer unbestreitbarer, in seinen Formen wie nach seinem Inhalt immer hohler werden. Und diese Vortheile verfassungsmäßiger Mitwirkung des Volkes an der Verwaltung und Regierung bewähren sich endlich in Zeiten öffentlicher Gefahr. Unmöglich kann man den Staat bei Unglücksfällen, die immer wiederkehren können, blos der Vertheidigung durch physische Mittel überlassen. Man bedarf der moralischen. Und man bedarf mehr als des bloßen guten Willens, mehr als der spontanen und vorübergehenden Begeisterung. Man bedarf der an regelmäßiges Zusammenwirken mit der Regierung gewöhnten, der geübten und eben deshalb zuverlässig bereiten Kraft der Nation. Um es mit Humboldt's eigenen Worten zusammenzufassen: der Sinn und die Wirkung einer Repräsentativverfassung besteht darin: „dem Staate in der erhöhten sittlichen Kraft der Nation, und ihrem belebten und zweckmäßig geleiteten Antheil an ihren Angelegenheiten, eine größere Stütze und dadurch eine sicherere Bürgschaft seiner Erhaltung nach Außen und seiner innern fortschreitenden Entwicklung zu verschaffen.“[1])

Man erkennt leicht in dieser Hervorhebung der sittlichen Motive der Volksbetheiligung und in diesem Gegensatze gegen den hohlen Formalismus der Büreaukratie dieselbe Uebereinstimmung mit den Stein'schen Anschauungen, die uns schon an der Humboldt'schen Wirksamkeit in den Jahren 1809 und 1810 entgegentrat. Man erkennt ebenso in dem gereiften Staatsmann von Neuem die Grundzüge der Ideen wieder, die er als jugendlicher politischer Schriftsteller in dem „Versuch“ ausgesprochen hatte. Noch immer ist die Erhöhung individuellen Lebens durch den Staat und in dem Staate eins seiner Ziele; noch immer polemisirt er gegen die „fureur de gouverner.“ Allein dem Lenker des Staates hat der Staat als solcher eine immer größere Bedeutung gewonnen; jene Erhöhung des individuellen Lebens soll vor Allem dem Ganzen zu Gute kommen, sie ist weder alleiniger noch bloßer Zweck. Sie soll nicht trotz, sondern mit, nicht blos durch, sondern zugleich für den Staat erzeugt werden. Sie wird ebenso sehr als Wirkung, wie als Ursache, ebenso sehr als Zweck wie als Mittel gefaßt.

1) Denkschrift §. 3, 4, 12, 13, 15. Brief an Sommer.

Aus dieser Idee aber des Sinnes und Zieles ständischer Institutionen fließt für Humboldt sofort das ganze concrete Bild ihrer Beschaffenheit. Und diesem Ursprung entspricht der Charakter des Bildes. Ohne Zweifel: dasselbe würde sich anders gestaltet haben, wenn die ideelle Betrachtung von stärkerer Berücksichtigung des Historischen gekreuzt gewesen wäre. Ist dies jedoch ein Vorwurf, so ist derselbe im Voraus entschuldigt. Humboldt offenbar konnte, auch abgesehen von dem eigenthümlichen Zuschnitt seines Geistes, eher von dem reinen Begriffe des Staates und der Regierung ausgehen als wir es heute dürften. Er entwarf seine Organisationspläne zu einer Zeit, in der wenigstens die Edelsten noch durchdrungen waren von dem Gefühl jener Gemeinsamkeit, in welcher Fürst und Volk gestanden hatten, von dem Gefühl der Solidarität ihrer beiderseitigen Interessen. Er war gewiß, daß, wenigstens in den höchsten Regionen, kein böser Wille und keine Perfidie obwalte. Er erblickte das preußische Königthum in dem Bilde eines Mannes, der, von dem reinsten Wohlwollen für sein Land beseelt, großer Ungerechtigkeiten wie großer Treulosigkeiten unfähig war, von dessen Ehrgeiz so wenig wie von seiner Energie dem Lande große Gefahren drohten. Auf's Schärfste daher faßte er diejenigen Gefahren in's Auge, die er selbst erlebt hatte, die Gefahr büreaukratischer Mißregierung und die Gefahr der Wehrlosigkeit gegen das Ausland. Er übersah dagegen, er ließ außer Rechnung die Gefahr königlicher Willkürregierung, die Gefahr der freiwilligen Selbstentadelung und des Verraths an das Ausland. Wie er, nur ein Menschenalter vor dem Ausbruch der Bewegung von 1848, den Gedanken einer Revolution weit wegwies,[1]) so auch den, als ob in Preußen eine Verfassung nöthig sein könne, um das Land gegen Eingriffe der Krone sicher zu stellen. Es handelt sich ihm lediglich um Sicherstellung gegen die Eingriffe und die Prärogative des Büreaukratismus. Er ist billig genug, die Gewaltthätigkeiten der französischen Revolution und das unvermittelte Eingreifen des Volkes in die höchste Leitung des Staates aus der Größe der vorhandenen Mißbräuche zu erklären.[2]) Aber daß ähnliche Mißbräuche in Preußen sich einstellen, daß es irgend wann möglich sein

1) Denkschrift §. 137.
2) Ebendaselbst §. 4, 13, 17.

könne, daß die höchstgestellte Macht gezügelt werden müsse durch Macht, daß der Staat, so zu sagen, gegen sich selbst geschützt und gerettet werden müsse — diese Betrachtungen liegen völlig jenseits der Grenze seiner Anschauungen. Er faßte ebendeshalb, man muß es gestehen, die Aufgabe nicht in ihrem ganzen Umfange: er faßte sie innerhalb jener Grenze bewunderungswürdig tief und richtig.

Von sich weist er mithin die Vorstellung, als ob es sich um ein System gegenseitiger Beschränkung, um die Herstellung eines Gleichgewichts der Gewalten handle. Das belebende Princip der neuen Einrichtung darf nicht Lust zum Mitregieren des Ganzen, sondern muß echter, auf Entbehrlichmachung vieles Regierens durch zweckmäßiges Ordnen der einzelnen Verhältnisse gerichteter Gemeinsinn sein. Er will die Theilnahme des Volkes an den höchsten und allgemeinsten Regierungsmaaßregeln nicht ausschließen; er will dieselbe nur frei erhalten von den Motiven des Machtbesitzes. So idealistisch faßt er das Verhältniß, weil und indem er es so durchaus nicht abstract faßt. So gering schlägt er das Machtinteresse an, weil und indem er soviel Gewicht auf das Interesse an der Freiheit und Selbstthätigkeit legt. Jene Theilnahme am Staate nämlich soll nur nicht in der Luft schweben; sie soll tief wurzeln; sie soll sich bis in's Einzelnste hineinverzweigen. Sie soll von unten herauf, nicht von oben herab gegründet werden. Sie soll da anfangen, „wo unmittelbares Berühren der Verhältnisse wirkliche Einsicht und gelingendes Einwirken möglich macht“ und mag sich dann von da zum Höchsten und Allgemeinsten erheben. An der ganzen Thätigkeit der Regierung muß die Nation Theil nehmen — aber Theil nehmen innerhalb fest bestimmter Grenzen und Stufen. „Die gesetzgebende, beaufsichtigende und gewissermaßen auch die verwaltende Thätigkeit der Regierung muß dergestalt zwischen Behörden des Staats und Behörden des Volks, von ihnen selbst, in seinen verschiedenen politischen Abtheilungen und aus seiner Mitte gewählt, vertheilt sein, daß beide, immer unter der Oberaufsicht der Regierung, aber mit fest gesonderten Rechten, sich in allen Abstufungen ihres Ansehens zusammenwirkend begegnen, daß von jeder Seite zum höchsten Punkt der Berathung über die allgemeinen Angelegenheiten des Staats nur also gesichtete, einander schon näher getretene, aus dem Leben der Nation selbst gewonnene und mithin wahrhaft praktische Vorschläge gebracht werden.“ Glie-

derung somit ist das Wesen und die nothwendige Unterlage der Theilnahme des Volkes am thätigen Staatsleben. Die allgemeine Ständeversammlung darf nicht unmittelbar auf die Basis der ganzen Volksmasse gegründet werden, nach blos numerischen, die vorhandenen Unterschiede ignorirenden Verhältnissen, sondern sie muß sich von der Verwaltung der einfachsten Bürgervereine durch Mittelglieder zur Berathung über das Ganze erheben. „Es kömmt nicht blos auf die Einrichtung von Wahlversammlungen und berathenden Kammern" — es kömmt nicht blos auf Repräsentation: „es kömmt auf die ganze politische Organisation des Volkes selbst an." [1])

Es trifft sich nun aber — wir geben den weiteren Gedankengang Humboldt's an — daß sich die so gefaßte Idee ständischer Verfassung noch aus einer anderen Rücksicht empfiehlt. Es ist, meint er, eine alte und weise Maxime, daß neue Maaßregeln und Einrichtungen im Staate an schon vorhandene geknüpft werden müssen, damit sie, als heimisch und vaterländisch, im Boden Wurzel fassen können. Dies ist mit der im Allgemeinen geschilderten Verfassung durchaus möglich. Sie kann und muß sich an die altständischen Einrichtungen, wie sie in Deutschland noch vielfach erhalten sind, anschließen. Man darf auf Deutschland nicht den neusten Constitutionstypus anwenden, darf nicht die americanische Verfassung, die gar nichts Altes vorfand, und nicht die französische, die alles Alte zertrümmerte, zum Muster nehmen. Ja, nicht blos erhalten, sondern recht eigentlich wiederherstellen muß man das Wesentliche jener alten Verfassungen. Im Gegensatz zu einer, nach vorhergegangener allgemeiner Nivellirung, auf bloßen Zahl- und Vermögensverhältnissen beruhenden Volksrepräsentation besteht dies Wesentliche in nichts Anderem als darin, daß „das Ganze der politischen Organisation aus gleichmäßig organisirten Theilen zusammengesetzt werde." [2])

Dergestalt sprach, so scheint es, schon Humboldt jene Alternative: Repräsentativ oder Ständisch? aus, welche wenige Monat später durch Gentz auf dem Karlsbader Congreß zum Schibboleth

1) S. besonders §. 16 vergl. §. 6, 10, 11, 14.

2) §. 18, 19, 20, 117. Vergl. den Brief an Sommer.

der Reactionspolitik erhoben wurde. Wie Gentz erklärte er sich für landständische und gegen Repräsentativverfassungen. Wie die reactionäre Doctrin bis auf den heutigen Tag, brandmarkte er das moderne Constitutionswesen durch den Vorwurf des Nivellirungssystems, beanspruchte er für die altständischen Einrichtungen das Lob des Organischen. Er bekannte sich laut für die Maxime des Conservatismus. Er verhehlte nicht, daß seine Reformideen den Zeitgeist nicht als Motiv, dagegen die Restauration des Alten und des Historischen allerdings zu ihrem Ziele hätten. Schon die Mitwelt nichtsdestoweniger hütete sich wohl, ihn in Eine Klasse mit den Metternich und Gentz, mit den Haller und de Maistre zu werfen. Sie urtheilte nach der Handlungsweise des Mannes. Sie fand, daß Hardenberg mit allen seinen Sympathien für französischen Constitutionalismus und allem seinem Coquettiren mit dem Zeitgeist weder die Karlsbader Beschlüsse noch den Triumph der Reaction in Preußen verhinderte, während Humboldt gegen jene protestirte und gegen diese unterlag. Und dieses Urtheil war das richtige. Auf's Vollkommenste bestätigen es die weiteren Ausführungen Humboldt's. Sie zeigen, daß er sich in einem Sinne für das ständische Princip erklärte, den Gentz, mit seiner willkürlichen, sophistischen und karrikirenden Definition dieses Begriffes, perhorrescirt haben würde. Sie zeigen, daß er das Alte und Bestehende in einer so großen und vorurtheilsfreien Weise für den Neubau zu benutzen gedachte, daß er damit mehr als Einmal die beschränktere Auffassung und den Standesgeist selbst eines Stein weit hinter sich ließ. Sie zeigen, daß sein Conservatismus und seine Restaurationstendenz nur die Bahn war, in welcher der echteste Liberalismus und eine Achtung vor dem Geiste der Freiheit sich regte, vor welcher die Schüler französischer Freiheit erröthen müßten. Sie zeigen — um Alles zu sagen — daß Er und Er allein der Mann war, welcher, wenn die Umstände ihn begünstigt hätten, Institutionen in Preußen hätte schaffen können, welche dem wahren Bedürfniß des Landes entsprochen, welche die Gemüther versöhnt und der nachfolgenden Generation das Unglück einer Revolution erspart haben würden.

Stein hatte an Humboldt — zu einer Zeit freilich, wo dieser bereits aufgehört hatte, officiell für die Verfassungssache zu wirken, ein Schreiben des Redacteurs des Hammer Wochenblattes, Dr. Heinrich

Schulz, mitgetheilt. Dieses Schreiben ist es, was ihm Gelegenheit giebt, sich gegen die doctrinäre Auffassung des historischen Princips, gegen die sich selbst so nennende „individuelle historische Ansicht“ auszusprechen. Diesem Doctrinarismus gegenüber kömmt die ganze Freiheit und Beweglichkeit seiner eignen Auffassung, sowie die ganze Gediegenheit seiner Gesinnung zu Tage. Ihm ist nicht die Geschichte bloße Vergangenheit. Ihm ist nicht das Anknüpfen an Bestehendes gleichbedeutend mit dem Zurückkehren zu Erstorbenem. Nicht handelt es sich darum, „dasjenige, was und wie es gewesen ist, wiederherzustellen,“ sondern darum vielmehr, „dasjenige, was ist, in eine an Recht und Billigkeit gebundene Form, allein in eine solche zu gießen, die ferneren Vervollkommnungen nicht starr sich entgegensetzt.“ Er weiß, wie er es schon wußte, als er im Jahre 1791 zum ersten Mal über Staatsverfassung schrieb, — er weiß, daß alles praktische Handeln und alles politische Schaffen ein Compromiß ist. Ein Compromiß mit der Wirklichkeit, in der das Meiste halb und unrein ist, ein Compromiß mit der Gegenwart, die durch das Recht des Lebens über die vergangenen Zustände hinausgeschritten ist. Mit ihr hat man sich abzufinden, sie anzuerkennen, auch wenn man principiell den Sinn der alten ständischen Einrichtungen wiederbeleben will. Die Kirche hat aufgehört, ein Stand zu sein. „Der Adel,“ — so schreibt Humboldt an Stein, und Stein verfehlt nicht, eine abwehrende Randglosse zu machen — „der Adel hat, schon vor der Einwirkung der Revolutionen, durch eigne Lauigkeit und Schlaffheit, frivole Verschuldung, Veräußerung seiner Güter, wo ihm nur das Gesetz nicht geradezu in den Weg trat, Abweichen von der Einfachheit und Reinheit vorväterlicher Sitte, sich selbst die Grube gegraben.“ Vor Allem endlich: ein Mittelstand hat sich erhoben, der zu keinem der alten Stände gehört und doch in den Besitz und die Beschäftigungen aller sich eingedrängt hat. So ist der derzeitige Stoff für ständische Einrichtungen, so beschaffen sind die Zustände der Gegenwart. Und diese Zustände sind menschlich und historisch berechtigt. Sie sind nicht blos die Folge „fehlerhafter Gesetzgebungen“ und „revolutionärer Gesinnungen,“ sondern sie sind das natürliche Erzeugniß des Aufschwungs der gesammten commerciellen und industriellen Thätigkeit, eines Aufschwungs, in welchem die Fortschritte des menschlichen Geistes zu respectiren sind. Und weiter. Sowie jener

Aufschwung von Handel und Wandel nicht ohne intellectuelle Thätigkeit möglich war, so wirkt er — wir wollen nicht länger paraphrasiren oder excerpiren — „auch auf dieselbe zurück; auch die Ansicht wird freier, und läßt sich weniger in gewisse Formen binden. Forderte nun die „„individuelle historische Ansicht,““ daß man dies ganze regere Leben, das allerdings, aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet, viel weniger werth sein mag, als das einfachere und schlichtere, aber gediegenere von ehemals, wieder in ein engeres Geleis zurückdrängte, das Eigenthum vinculirte, das Gewerbe schlösse, und in gleichem Sinn überall verführe, so gestehe ich, halte ich das für unmöglich. Die Schranken würden, meines Erachtens, auf eine oder andre Weise durchbrochen werden, oder wenn man dies verhindern könnte, würde ein Starren eintreten: man würde wohl Tod dessen hervorgebracht haben, was jetzt da war, aber nicht Leben erweckt, was man aus der Vergangenheit hervorrufen wollte.“ [1])

Wie tief Humboldt von diesen Anschauungen durchdrungen war, davon ist sofort die ganze Behandlung der ständischen Frage in allen einzelnen Zügen der Beweis. Ganz vorzugsweise aber tritt dies in der Behandlung des Adels und tritt hier im Gegensatze gegen die viel unfreieren und befangneren Ansichten Vincke's und Stein's hervor. Stein's Charaktergröße ist über alles Lob, und wir denken über allen Vergleich erhaben. Seine Thatkraft und sein patriotischer Feuereifer hatte gewirkt, was Humboldt niemals gewirkt haben würde. Das Auge unverwandt auf das Ziel der Befreiung des Vaterlandes gerichtet, hatte er alle Schranken des Vorurtheils durchbrochen, hatte die Kühnheit seiner Maaßregeln alle Rücksichten zu Boden geworfen. Sein politisches Handeln war wie das eines Helden in der Schlacht. Je nach dem Momente war er Tyrann oder Revolutionär: — er war immer der große Mensch, dem es Gott in die Seele gegeben hatte, sein Vaterland zu retten, und dessen Hand stark war, bis er am Ziele stand. Aber seine heroische Laufbahn war am Ende. Sein starker Geist war immer noch stark, sein festes Herz war immer noch fest. Dennoch war der Stein von 1820 nicht mehr der Stein von 1807 und 1812. Der Minister Stein war ein andrer als der Freiherr von Stein. Umgekehrt wie die

---

1) Brief an Stein vom Januar 1823, a. a. O. S. 780.

meisten der Menschen, war er kühner und freier in der Praxis gewesen, als er jetzt in der Theorie war. Es war der Einfluß seiner persönlichen Verhältnisse, welcher nun zuerst auf seine Denkweise sich geltend machte. Seine politischen Ideen erhielten einen starken Beigeschmack von aristokratischen Vorurtheilen und von Antipathien gegen den Neuerungsgeist des Jahrhunderts. Derselbe Mann, welcher einst sich bis zu dem Gedanken gänzlicher Abschaffung des Adels verstiegen hatte, war jetzt der eifrigste Verfechter der Unentbehrlichkeit der Fideicommisse; der größte Demagog und Revolutionär, der je gelebt hatte, sprach jetzt häufig in den wegwerfendsten Ausdrücken von dem „eitlen, seichten Haufen,“ und ward nicht müde, sich gegen den herrschenden Geist der Anarchie und Zügellosigkeit zu ereifern. Wie neben loderndem Feuer ein still und mild leuchtendes Licht, so erscheint der Humboldt'sche Genius neben dem von Stein. Seine politischen Anschauungen waren heut im Wesentlichen dieselben, wie vor dem Beginn seiner politischen Laufbahn. Kant's Ansichten schmeckten ihm einst zu sehr nach Demokratismus: er war noch jetzt ohne alle persönliche aristokratische Vorurtheile. Die hochgehenden Wogen der Ereignisse hatten ihn nicht kühner und freier, die zurückgetretene Brandung hatte ihn nicht zaghafter und engherziger gemacht. Sein Glaubensbekenntniß war unabhängig von den begeisternden oder abspannenden Eindrücken der praktischen Situation. Es wurzelte in einem Charakter, welcher unbeweglich in der Umfassung jener hohen und feinen Intelligenz ruhte, die zum Verständniß alles Menschlichen geeignet und gebildet war. Mit Stein hatte daher Humboldt die allgemeine Gesundheit und Freiheit der Ansicht gemein. Er hatte die Stätigkeit und Unbefangenheit, die Zartheit und Billigkeit, die Tiefe und Universalität des Urtheils vor ihm voraus.

Die reinste humanistische Gesinnung hatte Humboldt ehedem bei seinem Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit die Feder geführt. Unedel hatte es ihm damals geschienen, auch auf die am tiefsten in der Gesellschaft stehenden Klassen einen anderen als den höchsten menschlichen Maaßstab anzuwenden. Dieser Humanismus ist ihm nicht abhanden gekommen, wenn er jetzt in politisch-praktischer Absicht zu den Unterschieden ständischer Gliederung zurückgreift und dem Fortbestehen des Adels auf das Bestimmteste das Wort redet. Gegen jeden Versuch, den Adel zu einer Kaste wer-

den zu lassen, protestirt er mit der ganzen Wärme des Gefühls für Menschlichkeit und individuelles Freiheitsrecht. Daher keine Ahnenprobe. Denn „Verbot der Vermischung durch Ehe ist eines der ersten Kriterien einer Kaste“ und es ist „nicht mit den wahren Begriffen der Sittlichkeit und dem Begriffe der Ehe zu vereinigen, daß Ehen andere Hindernisse finden sollen, als die in den Willen der sich verheirathenden Personen und derer, von welchen sie unmittelbar abhängen, liegen, noch andere Reizmittel, als die gegenseitige Neigung und individuelle Convenienz.“ Irgend ein nutzbares, Geld bringendes Vorrecht dem Adel zu lassen, würde nach Humboldt thöricht und ungerecht sein, und er macht mehrere Vorschläge, auf welche Weise die Steuerfreiheit des Adels, deren Fortdauer ihm unmöglich scheint, vermittelst einer billigen Auskunft beseitigt werden könne.[1]) Der Adel bestehe, aber er nehme keine andere Stellung ein, als welche durch den Zweck: politische Organisation und darauf gegründete Verfassung des Staats, bedingt wird. Die Errichtung von Majoraten daher — so sagt er gegen Stein — sei kein Vorrecht des Adels. Dieselbe werde lediglich in Verbindung mit der Berechtigung zur Landstandschaft und mit dem für diese zu erweckenden Interesse betrachtet.[2]) Ueberhaupt aber geht er in Betreff des Adels in allen Stücken von dem großen Grundsatz aus, daß seine Erhaltung eine Sache der Freiheit sein müsse, und daß die Gesetzgebung nicht über den dem Institute selbst einwohnenden lebendigen Trieb hinausgehen dürfe. Nicht mit Gewalt, nicht durch irgend welche künstliche und positive Veranstaltungen, wie durch absichtliches Adeln und dergleichen, sondern schlechterdings nur soweit ist der Adel zu halten und zu stützen, „als die Sitte und sein eignes Wesen ihn hält.“ Der Staat thut genug, ihm durch die hergestellte politische Bedeutung einen neuen A n t r i e b zu verleihen, ihn gesetzlich in die Lage zu versetzen und ihm Freiheit zu geben, „durch seine eigne Kraft in's Leben zurückzukehren.“[3])

Und Humboldt's Vertrauen zu der Lebenskraft des Adels ist nicht groß. Er weiß, daß das Emporkommen eines Mittelstandes

---

1) Denkschrift §. 93. §. 98 — 101.
2) Brief an Stein 14. Mai 1819, Pertz, V. 376.
3) Denkschrift §. 88, 94. 95.

dem Adel nicht wenig Terrain entzogen hat. Er weiß, daß die Strömung der materiellen wie der intellectuellen Entwickelung der Zeit gegen den Adel geht. Er ist unter Anderm deshalb gegen zu große Häufigkeit von Familien-Fideicommissen, weil er darin eine Absperrung gegen den Einfluß der Industrie erblickt und ihm eine solche nicht ohne moralisch nachtheilige Folgen zu sein scheint.[1]) Nicht nur also, daß er dem Adel jede positive Hülfe Seitens des Staats verweigert: nur wie ein Zweifelnder stellt er sogar das Experiment an, durch gegebenen Impuls den Adel sich selbst retten und wiederbeleben zu lassen. Auch dieser Impuls soll nicht zu einem eigentlichen, auch nur politischen Prärogativ werden. Blos darum, weil man adlich und nicht ganz arm ist, geborner Landstand und über alle Wahl hinausgesetzt zu sein — wie dies die Ansicht von Vincke war — erscheint ihm bereits als ein zu großes Vorrecht.[2]) Mehr aber. Um der fortschreitenden Entwickelung der Verhältnisse nirgends die Wege zu versperren, um die Wirklichkeit ganz wie sie ist, die Zukunft ganz wie sie zu werden verspricht, in die Form der zu gründenden Verfassung hineinzupassen, geht er überall darauf aus, Adel und Nicht-Adel, soweit beide sich factisch berühren, auch verfassungsmäßig in lebendige Beziehung zu bringen. Der Adel soll ein besonderer Stand zu sein versuchen, wenn auch lediglich von politischem Charakter. Allein die Grenzen dieses Standes sollen keinesweges vollkommen geschlossen sein. Vortrefflich, wenn der Adel sich in gemeinsamer Bahn aus eigener Kraft zu regeneriren versteht. Aber unbedingt darauf gerechnet ist nicht. Die intendirte Verfassung würde darum noch nicht über den Haufen stürzen, wenn diese Eine Stütze versagte. Es ist Sorge getragen, daß die Lebensverhältnisse, wie sie wirklich sind, zur Correctur für die precäre Regeneration des Adels werden. Die nichtadlichen Besitzer adlicher Güter stehen den adlichen Besitzern zu nahe, als daß sie politisch von ihnen geschieden werden dürften. Es ist sogar zu erwarten, daß, da Erziehung, Sitten, Lebensart dieselben sind, bei Kindern und Enkeln gar keine Ungleichheit mehr sichtbar sein wird. Soll man bei diesem Stande der Dinge dennoch das Bestehen einer geschlossenen

---

1) An Stein 14. Mai 1819, Pertz, V. 375.

2) Denkschrift §. 114.

adlichen Genossenschaft fordern? soll man jene nichtadlichen Besitzer geflissentlich adeln? soll man die Ausschließung der Bürgerlichen von adlichen Gütern erneuern? Humboldt hebt mit Nachdruck die Differenz hervor, in der er sich in diesem Punkte zu Stein befindet und erklärt es schon in der Denkschrift für nothwendig, jene bürgerlichen Rittergutsbesitzer mit der adlichen Corporation, überall da, wo von Wahl die Rede ist, für das landständische Geschäft zu verbinden.[1]) Auch sonst polemisirt er gegen jede Einrichtung, welche den Adel zu sehr von den übrigen Staatsbürgern absondern würde. Es soll eine erste und zweite Kammer sein. Aber nicht in der adlichen Qualität werde der Eintheilungsgrund gesucht. Es sitzen nach Humboldt Nichtadliche in der ersten und Adliche in der zweiten Kammer.[2]) Dergestalt sucht er überall nach Vermittelung zwischen dem herzustellenden Alten und dem nicht zu ignorirenden Neuen. Er ist gleich conservativ und schonend gegen das Vergangene wie gegen die Keime der Zukunft. Er nimmt endlich nicht minder auf die Verschiedenheit der localen Verhältnisse und Stimmungen Bedacht. Die ganze Behandlung der Adelsfrage hat zum Hintergrunde die Rücksicht auf die Verhältnisse jenseits des Rheins, wo die neufranzösischen Institutionen Platz gegriffen haben. Gewaltsame und geflissentliche Wiederherstellung des Adels würde dort nur erbittern und die Gemüther entfremden. Der hier empfohlene Mittelweg empfiehlt sich daher von einer neuen Seite. „Die bürgerlichen Vorrechte des Adels müssen auch diesseits des Rheins nach und nach aufhören, den Adel selbst aber, als politische Corporation, muß man jenseits mit Vorsicht wiedererwecken.“ „Bei dem Allen aber“ — so fügt der skeptisch behutsame Politiker noch zuletzt hinzu — „scheint es immer viel ausgemachter, daß man in den Rheinprovinzen mit dem Adel nicht weiter, als daß man nur so weit gehen könne, und es kommt dabei immer noch auf genaue Kenntniß aller Districte an.“[3])

Wie nun an der Behandlung der Adelsfrage, so ließe sich auch in jeder anderen Beziehung zeigen, welche Bewandtniß es mit der

1) An Stein 4. April 1823, a. a. O. S. 781. 782; vergl. Denkschrift §. 104.
2) Denkschrift §. 111. 112.
3) Denkschrift §. 117; vergl. Brief an Stein vom 14. Mai 1819, a. a. O. S. 374.

restaurativen Tendenz Humboldt's hatte. Hier so wenig wie irgend sonst ist er Willens, seine „alten Lehren" von der Wichtigkeit der individuellen Freiheit und von der Berechtigung des industriellen Fortschritts jener Restaurationstendenz zum Opfer zu bringen oder gegen die abweichende Ueberzeugung selbst eines Stein zurückzunehmen. In der Herstellung des Gewerbezwanges oder der Zunfteinrichtung kann er diesem nicht beistimmen.[1]) Der ganze Unterschied von Ständen reducirt sich ihm[2]) auf die Gliederung in Städter, Landbauer und grundbesitzender Adel — eine Gliederung, welche von den einfachsten und schlagendsten Gesichtspunkten ausgeht. Innerhalb der Städte verlangt er Theilung in Corporationen, zum Behuf der Besorgung des städtischen Interesse's und „nach dem Grundsatz, daß Theilnahme an einem kleinen, bestimmt abgeschiedenen Körper den Bürgersinn und die Moralität mehr als einzelnes Handeln in einer größern Masse vermehrt." Aber weder lästige Schranken noch künstliche oder gehäufte Unterschiede sollen dadurch eingeführt sein. Die einfachste Eintheilung ist ihm die beste; also die in Landbau, Handel und Handwerktreibende, wozu noch eine vierte „gemischte" Klasse kommen würde. In kleineren Städten würde sich diese Theilung noch vereinfachen: — genug, daß überhaupt das volle Bürgerrecht an der Zugehörigkeit zu einer solchen Corporation haftet, genug, daß Glieder der Gemeinde nur die Glieder von Corporationen sind und keine andere.[3])

Man sieht: wenig kümmert sich unser Gesetzgeber um das altfränkische Aussehn seiner Einrichtungen: er ist um so mehr beflissen, die wirklichen Mängel der alten Institutionen bei ihrer Wiederbelebung zu tilgen. In Einem Punkte vor Allem sind dieselben principiell fehlerhaft. Sie haben durchweg einen privatrechtlichen Charakter; sie sind nicht beherrscht durch den Begriff des Gesammtstaats, des gemeinsamen öffentlichen und nationalen Interesse's. Hier also muß unbedingt der neuen Zeit Recht gegen die alte geschafft werden. Bei allem Festhalten an dem Sinn des Alten, d. h. an dem Wesen der Gliederung des Ganzen in wieder gegliederte Theile, muß doch Alles, was dem Begriff des Staates widerspricht, ver-

---

1) 4. April 1823; a. a. O. S. 781.

2) Denkschrift §. 74 ff. u. §. 138.

3) Ebendas. §. 58 — 62.

mieden; es muß „verhindert werden, daß die Theile sich unrechtmäßiger Weise Gewalt anthun, daß sie mit einander in Widerstreit stehen, daß sie auch nur zu scharf abgegrenzt sind, um in ein Ganzes zusammenzuschmelzen." Daß überall die oberste Aufsicht des Staates über die verschiedenen Volksbehörden gefordert wird, versteht sich demnach von selbst — eine Aufsicht natürlich, die nicht in Bevormundung, sondern nur in Einführung strenger Verantwortlichkeit bestehen, die somit den Geist und die Fähigkeit der Selbstregierung nicht unterdrücken, sondern befördern soll. Aber auch das Ineinandergreifen der verschiedenen landständischen Behörden und ihr Zusammenwirken zum Ganzen wird beständig im Auge behalten. Auf das Bestimmteste entscheidet sich Humboldt für die Errichtung von Provinzialständen neben allgemeinen Ständen. Auf das Bestimmteste jedoch sucht er zugleich der daran haftenden Gefahr des Particularismus vorzubeugen. Sucht ihr dadurch vorzubeugen, daß er die letzteren nicht aus den ersteren, sowenig wie diese aus den Municipalbehörden hervorgehen, vielmehr alle diese Körper unmittelbar vom Volke wählen läßt. Denn ohne diese Bestimmung „würde der Municipalgeist in die Provinzialstände, der dieser in die allgemeinen übergehen, und da er in den verschiedenen Provinzen nicht derselbe sein kann, so würden in den allgemeinen Ständen schroff geschiedene Massen neben einander dastehen." Auf das Bestimmteste endlich fordert er, daß nicht bei Provinzialständen stehen geblieben werde. Fordert es aus vielen Gründen, ganz besonders aber aus dem, daß bloße Provinzialstände ohne die übergreifende Einheit von Reichsständen unausbleiblich eine Trennung der Provinzen, einen Zerfall der Staatseinheit zur Folge haben würden. Er ist überzeugt davon, daß „die Einheit eines Staates nicht gerade auf der Einerleiheit der bürgerlichen und politischen Verhältnisse in allen seinen Theilen" beruht, überzeugt, daß eine Eintheilung wie die französische Departementaleintheilung die Einheit nur fördert, indem sie zugleich den Despotismus erleichtert.[1]) Allein auf der anderen Seite ist er ebenso überzeugt von der Nothwendigkeit, die provinzielle Verschiedenheit nicht zu einer Quelle der Spaltung und der Schwächung werden zu lassen. Daher sein späteres Votum gegen das von Vincke gehegte

1) Denkschrift §. 135, 20, 53, 134, 136.

Project der Errichtung besonderer Provinzialminister. Das Wesen des Staates, sagt er in der an Vincke im Jahre 1823 gerichteten Denkschrift,[1]) besteht in der Verknüpfung der einzelnen Kräfte zur Gesammtkraft. Diese Kräfte nicht durch Zersplitterung zu schwächen, sondern durch Leitung in gerader Richtung zusammenzuhalten und zu schonen, hat der preußische Staat durch seine ungünstige Lage in Europa noch besonders dringende Veranlassung. Ja, die Frage, ob man Provinzialstände ohne allgemeine schaffen dürfe, oder nicht anders als mit solchen, scheint ihm, wie er am Schluß desselben Schreibens sich ausspricht, identisch mit der: ob ein Staat wieder eine Verbindung mehrerer Staaten werden oder Ein Staat bleiben soll.

Noch ein anderer, mit dem privatrechtlichen Ursprung und Charakter zusammenhängender Fehler drückt das System der ständischen Gliederung. Humboldt verhehlt sich nicht, daß man demselben den Vorwurf machen könne, daß es die Nation zu sehr in verschiedene Theile spalte und allzu complicirt sei. Auch dem sucht er abzuhelfen. Das Streben nach Vereinfachung ist in vielen der angeführten Bestimmungen unverkennbar: nur dies ist unter Anderm der Grund, weshalb er sich dagegen erklärt, zwischen die Municipalbehörden und die Provinzialstände eigentliche Kreisstände einzuschieben.[2]) Vollkommen durchgedrungen indeß — man muß es gestehn — ist dieses Streben nicht. Auch so noch bleibt das Ganze complicirter, als daß nicht Reibungen der einzelnen Theile und somit Hemmung und Verzögerung der Geschäfte vorauszusehen wäre. Die Bestimmungen z. B., welche in einem der späteren Paragraphen über die Befugnisse der Provinzial- und der allgemeinen Stände rücksichtlich der Gesetzgebung von Provinzialgesetzen gegeben werden, erscheinen im höchsten Grade unpracticabel. Gewiß freilich ist es, daß, wo irgend Humboldt allzu complicirten Einrichtungen das Wort redet, nicht Parteilichkeit für das Vergangene ihn geleitet hat, sondern die Eine, ihn auf das Entschiedenste beherrschende und immer wieder betonte Ueberzeugung, daß nichts so verderblich sei, als ohne Sachkenntniß nach allgemeinen Ideen zu regieren. Allein verwickelte Künstlichkeit war schon der Fehler seiner deutschen Verfassungsentwürfe. Verwickelte Künstlichkeit war

1) Dorow, a. a. O. S. 21.
2) Denkschrift §. 46.

dasjenige, wohinein sich zu verirren ihm überhaupt immer am nächsten lag. Einfachheit war ihm nach seiner intellectuellen Eigenthümlichkeit am wenigsten natürlich. Im Schreiben wie im Handeln gerieth er, ohne es zu wollen, in's Umständliche. Wie seine Gesichtspunkte für praktische Zwecke zuweilen zu tief, so waren seine Einrichtungen nur zu oft zu fein und zerbrechlich.

Nahe verwandt mit der übergroßen Feinheit seiner Reflexion war eine andere, mehr praktische Eigenthümlichkeit seines Geistes, und auch diese hat sich in seinem Verfassungsentwurf abgedrückt. Wenn irgend ein Mann den Muth der Freiheit hatte, so wahrlich er. Was sich ihm irgend aus der fest in's Auge gefaßten Idee des Freiheitslebens als Consequenz ergiebt, das ist er bereit, ganz und ohne kleinliches Handeln, ohne Furcht und Zögern zu geben. Allein dieser Muth ist nichtsdestoweniger mit einer gewissen Aengstlichkeit gepaart. Wir nennen Aengstlichkeit, was wir vielleicht besser Bescheidenheit nennen würden. Es ist nicht Besorgniß vor Menschen oder vor Dingen, sondern es ist eine allgemeine und instinktartige Scheu, das Maaß zu überschreiten; es ist die Unmöglichkeit, verwegen, rücksichtslos oder vermessen zu verfahren. Sein an Ordnung und Maaß gewöhntes Auge, sein feiner und gebildeter Sinn, seine zarte und aristokratische Constitution will die Linien der Freiheit scharf und bestimmt, rein und elegant gezogen sehen. Alles soll gewährt werden, was durch die Idee der Sache selbst gefordert wird, aber nichts darüber. Wie er selbst, so soll die Freiheit maaßvoll und bescheiden: sie soll ohne Pomp, ohne Lärm und ohne Exceß sein. Selbstregierung wird im Princip durch ihn auf's Reichlichste gespendet, der Möglichkeit freiheitlicher Entwickelung rückhaltlos gehuldigt: aber sparsam und karg wird die Macht ausgetheilt und der Apparat der Freiheit nur knapp und zurückhaltend bewilligt. Er bleibt hier gelegentlich hinter Stein, dem stark und keck auftretenden, ebenso zurück, wie er in den eigentlichen Grundsätzen der Freiheit ihm voraus ist. Humboldt giebt den Ständen durchaus nie die Initiative. Er spricht sich gegen die periodische Steuerbewilligung aus. Die Dauer der Function der Abgeordneten soll auf sieben bis acht Jahre angesetzt werden, und nicht zu selten scheint es ihm, wenn die allgemeinen Stände alle vier Jahr zusammenberufen werden. Die Wahlen sollen ohne Reden und ohne Aufregung vor

sich gehn, und die Oeffentlichkeit der Verhandlungen soll nur unter seltsamen und kleinlichen Cautelen gewährt werden. [1])

Genug indeß dieser zerstückelnden Darstellung der in der Denkschrift entwickelten Verfassung! Wir fahren nur fort, Humboldt selbst in seiner Stellung zu den Principien des Constitutionalismus zu charakterisiren, wenn wir jetzt dazu übergehn, seinen Entwurf im Zusammenhang zu übersehn und die Bestimmungen desselben zu einem selbständigen Bilde zu vereinen.

Im Vordergrunde nun dieses Bildes, als die Basis der ganzen Verfassung, steht die Einrichtung der städtischen und ländlichen Gemeinden da. In der Städteordnung existirt bereits, nur vereinzelt, eine solche Gemeindeeinrichtung. Als Princip dabei gilt die Ernennung der obrigkeitlichen Behörde durch die Gemeinde, ein Princip, das jedoch mit Schonung gegen noch bestehende Rechte der Rittergutsbesitzer oder sonst entgegenstehende Verhältnisse durchzuführen ist. In den Städten corporative Organisation. Die Vorsteher sofort der ländlichen und städtischen Gemeinden, sowie die Kreisvorsteher bilden die unterste Stufe landständischer Behörden. Sie haben lediglich zu verwalten, und zwar muß alle Verwaltung des Communalinteresse's, soviel irgend möglich, unentgeltlich geschehen.

Die zweite Stufe bilden die Provinzial-Stände. Ihre Bildung geschieht nach den angegebenen ständischen Klassen, durch Volkswahl und zwar so, daß jeder Stand nur Personen aus seiner Mitte und jede Districtswahlversammlung nur in dem Kreise, zu dem sie gehört, eingesessene Personen wählt. Ein nicht zu hoch zu greifender Steuersatz, und zwar ein höherer als zur Wahl der Gemeindevertreter, qualificirt allererst zum Wählen. Uebrigens geschehen die Wahlen ohne Mittelstufen — denn das Gegentheil ist unnatürlich und unzweckmäßig. Die Oeffentlichkeit dagegen ist ausgeschlossen — denn es bedarf bei uns nicht wie in England einer so ausdrücklichen Aufbietung und Verstärkung der öffentlichen Meinung zur Sicherung der Unabhängigkeit der Wahlen. Zu den gewählten Mitgliedern der Provinzialstände kommen aber noch erbliche, und so ergeben sich hieraus, sowie aus der allgemeinen Zweckmäßigkeit einer doppelten Berathung, zwei Kammern. Nicht zwar, als ob es eine wesent-

1) S. Denkschr. §. 37 — 38. §. 129. §. 144, 131. §. 140, 132.

liche Sache wäre, ob die Provinzialstände Eine oder zwei Kammern bilden. Gesetzt aber, man entschiede sich, trotz der anscheinenden Weitläuftigkeit, für Letzteres, so würde die Landstandschaft in der einen Kammer erblich, in der anderen auf Wahl beruhend sein müssen. Die Herrenbank würde bestehen, zunächst aus den eigentlichen d. h. erblich und persönlich berechtigten Erbständen und der hohen Geistlichkeit, sodann aus denjenigen Grundbesitzern, welche fideicommissarische Güter von einer gewissen Größe hätten, endlich aus denjenigen, die einen Steuersatz bezahlen, welcher, nach Verschiedenheit der Provinz, da die obere Kammer nicht zahlreich sein muß, den doppelten oder dreifachen der Abgeordneten in der unteren Kammer ausmacht. Bei den letzten beiden Klassen wäre die Qualität des Adels gleichgültig, und die adlichen Wahldeputirten von geringerem Steuersatz nähmen in der unteren Kammer ihren Platz. So die Zusammensetzung und Organisation der provinzialständischen Versammlung. Ihre Function ist eine zwiefache. Theils Verwaltung, theils Berathung. Sie haben die Privatangelegenheiten ihrer Provinz zu besorgen, und werden dies nur können mittelst eines Ausschusses, zu dem sie sich in ihrer Gesammtheit berathend und beaufsichtigend verhalten. Denn ihre zweite und eigentliche Function ist, daß sie in Berathung eingehn. Ihr desfallsiger Geschäftskreis würde sich ausdehnen: auf Zustimmung zu Provinzialgesetzen und Bewilligung provinzieller Steuern, auf Berathung über allgemeine Gesetze und Steuern aus dem Standpunkte der besondern Verhältnisse der Provinz, auf eigene Vorschläge zu Gesetzen und Einrichtungen, und auf Beschwerdeführungen. Die Verwaltung der niederen wie die der provinzialständischen Behörde steht natürlich unter Controle der Regierung. Diese Controle der landständischen Behörden, sofern sie verwaltend sind, wird, nach ihren verschiedenen Abstufungen durch die ihr gegenüberstehende Abstufung der Regierungsbehörden ausgeübt. Der Landrath berücksichtigt die Kreisbezirke, die Regierung den Ausschuß der Provinzialversammlung, sofern er ihrem Präsidialbezirk angehört, das Oberpräsidium diesen Ausschuß in seinem Ganzen. Der Letztere oder ein eigener Commissarius hat außerdem bei den Provinzialständen alles dasjenige zu thun, was bei der allgemeinen Sache des Landesherrn ist. Die Zusammenberufung kann natürlich nur von dem Landesherrn ausgehn, allein es würde noth-

wendig sein, zu bestimmen, daß sie alle zwei Jahre versammelt werden müßten.

Endlich die allgemeinen Stände. Sie können mit der Verwaltung gar nichts, sondern allein mit der Berathung über Gesetz- und Geldvorschläge von absolut oder relativ allgemeiner, die ganze Monarchie betreffender Natur zu thun haben. Auch sie, soweit sie nicht erblich sind, gehn aus unmittelbarer Volkswahl, nicht aus den Provinzialständen hervor. Zweifelhaft bleibt, ob für diese Wahlen abermals eine höher gegriffene Steuerqualification zu fordern wäre. Nicht zweifelhaft, daß sie sich in zwei Kammern theilen müssen. Hier jedoch kann die obere allein aus persönlich zur Landstandschaft berechtigten Personen bestehen, nicht aus gewählten. Es treten in sie die königlichen Prinzen, nach diesen die Mediatisirten, die schlesischen Standesherren, von dem übrigen Adel diejenigen, welche das bedeutendste Grundeigenthum besitzen, endlich die Häupter der protestantischen und katholischen Geistlichkeit. Willkürliche Ernennung erblicher oder lebenslänglicher Peers durch den Landesherrn muß nach Humboldt in die Verfassung aufgenommen werden, da es „dem Landesherrn zu sehr die Hände binden würde, das Recht dazu nicht zu besitzen.“ Andrerseits jedoch wird „das wahre Wesen der oberen Kammer dadurch unzweckmäßig alterirt“ und es muß daher „Staatsmaxime bleiben, nicht häufig von diesem Rechte Gebrauch zu machen.“ Die Befugnisse nun dieser und beziehungsweise der Provinzialstände anlangend, so entscheidet sich die Denkschrift auf das Bestimmteste dagegen, daß dieselben eine blos berathende, und dafür, daß sie eine entscheidende Stimme haben. Die Stände nämlich blos zu berathenden Behörden zu machen, „nimmt dem Institute zu viel von seiner Würde und seinem Ernst,“ und: „über Entschlüsse, die man doch auszuführen gesonnen ist, allgemein auszusprechende Mißbilligung gleichsam hervorrufen zu wollen, kann unmöglich zweckmäßig genannt werden.“ Unmöglich zweckmäßig auch, das Entscheidungsrecht blos auf verfassungswidrige Maaßregeln zu beschränken; denn „die Stände würden dadurch veranlaßt werden, wenn nicht durch sophistische, wenigstens doch durch spitzfindige Gründe, sehr entfernt liegende Beziehungen der gemachten Vorschläge mit Verfassungsgesetzen aufzusuchen, um Verletzungen derselben darin anzutreffen, und dadurch den schlimmsten Geist, den Stände haben können, einen Sachwaltergeist annehmen.“

Also ein wirkliches Entscheidungsrecht in Beziehung auf alle eigentlichen Gesetze, sowie in Beziehung auf die Besteuerung. Auf der anderen Seite jedoch, „um der Regierung gehörige Freiheit und Sicherheit für die Ausführung ihrer Zwecke zu lassen,“ genaue Bestimmung des Begriffs der Gesetze, sowie der Art der Steuerbewilligung, verbunden mit Erschwerung der Form der auszusprechenden Mißbilligung. In ersterer Hinsicht sind nicht als Gesetze, welche der Berathung der Stände unterliegen, alle diejenigen, wenn auch allgemeinen Vorschriften zu betrachten, welche unmittelbar zur Ausübung der Verwaltungspflichten der Regierung gehören. Die Steuerbewilligung, zweitens, anlangend, so genügt es, nach Humboldt, wenn jede Veränderung des Besteuerungs- und des Vermögenszustandes des Staates den Ständen zur Entscheidung vorgelegt, im Uebrigen aber ihnen zwar bei ihrer jedesmaligen Zusammenberufung das Budget mitgetheilt, ihren desfallsigen Bemerkungen und Rügen jedoch keine zwingende Folge gegeben würde.[1] Anlangend endlich den dritten Punkt, die Form der auszusprechenden Mißbilligung eines Gesetzesvorschlags, so könnte, meint Humboldt, bestimmt werden, daß, um die Zustimmung zu demselben zu bewirken, die absolute Mehrheit der Stimmen genügen solle, dahingegen, um die Nichtannahme zu begründen, zwei Drittel der Stimmen sich gegen den Vorschlag vereinigen müssen. Daß ferner weder die Provinzial- noch die Reichsstände das Recht der Initiative haben sollen, wissen wir bereits. Es soll ihnen unbenommen sein, eigene Vorschläge zu Gesetzen und Einrichtungen zu machen, allein „sie können nie die Regierung gewissermaaßen nöthigen, über einen Vorschlag in Discussion einzugehn“, und jene Vorschläge selbst „müssen nur im Allgemeinen, mehr um den Gegenstand anzuzeigen, als um ihn auszuführen, gemacht werden.“ Bleibt endlich das Recht der Beschwerdeführung, und, was damit zusammenhängt, der Ministeranklage Seitens der allgememeinen Stände. Es ist seltsam und zugleich bezeichnend sowohl für die Unschuld jener Zeit wie für die Bescheidenheit Humboldt's, in welcher Weise sich derselbe für dies letztere Recht zwar erklärt, aber doch nicht entscheidet. „Gegen die Sache ist nichts zu sagen, sie ist vielmehr unläugbar heilsam.“ Allein „diese Befugniß

1) Denkschrift §. 28, §. 129.

stellt die Stände, die auch einen vom Regenten beschützten Minister angreifen können, in eine gewissermaaßen imponirende Lage gegen ihn." Es ist dies daher „eine Frage, die der Landesherr selbst allein entscheiden muß."

Nicht blos ständische Behörden indeß, sondern eine Constitution im vollen Sinne des Wortes wollte Humboldt. Auch in seinen Entwürfen einer deutschen Verfassung hatte er neben den Rechten der Stände die allgemein zu bewilligenden Unterthanenrechte aufgezählt. Ebenso jetzt. Mit der Verfassung zugleich muß als ein integrirender Theil derselben Sicherheit der Person und des Eigenthums, Freiheit des Gewissens und der Presse gewährt und formell verbürgt werden. Er fügt die Sicherung des ungestörten Laufs der Gerechtigkeit durch die Bestimmung der richterlichen Unabsetzbarkeit hinzu, und ist geneigt, die letztere auch noch auf einige andere Staatsdiener auszudehnen.[1])

So ungefähr waren die Principien und so die äußeren Umrisse der Verfassung, welche Humboldt im Sinne hatte. Eins hatte dieser Plan vielleicht vor allen Plänen voraus, welche später theils nur entworfen, theils wirklich versucht worden sind. Es war, um es mit Einem Worte zu sagen, ein ehrlicher Plan. Er enthielt keinen Paragraphen, den die Consequenz einer einseitigen Doctrin der freien Ueberzeugung seines Urhebers abgenöthigt hätte. Es war keine Bestimmung in ihn aufgenommen, die darauf berechnet gewesen wäre, etwa auf dem Papiere dem Liberalismus zu imponiren, um ihn in praxi alsbald zu enttäuschen. Es war Alles aus der Idee der Sache selbst mit derselben Umsicht und Folgerichtigkeit, mit derselben Sachlichkeit und Wahrheitsliebe abgeleitet, die in den wissenschaftlichen Arbeiten Humboldt's uns Achtung und Bewunderung abnöthigt. Und diese Idee war nicht etwa blos eine freisinnige, sondern die Idee der Freiheit selbst, der Gedanke der Selbstthätigkeit und der Selbstregierung der Nation. Unsere feste Ueberzeugung daher ist es, daß diese Verfassung, mit ihrer ängstlichen Begrenzung der Befugnisse des Parlaments, innerhalb eines Menschenalters die Nation weiter auf der Bahn der Freiheit und des Rechts geführt haben würde, als sie es jetzt nach einer längeren Zeit ist. Jene Schranken wür-

---

1) A. a. O. §. 7 — 9.

den sich erweitert, der echte Sinn und die rechte Fähigkeit der Theilnahme am Staate würde sich festgesetzt haben. Wenn wir die Wahl hätten, im Jahre 1819 die Humboldt'sche, oder heute die heutige preußische Verfassung zu haben, so würden wir keinen Augenblick zögern, uns für das Erstere zu entscheiden. Denn so entstanden und so beschaffen wie sie ist, verhindert diese heutige Verfassung nicht, daß ihr Formalismus zum Gefäß und zur Stütze büreaukratischer Willkür wird und daß die Nation theilnahmlos dem verhängnißvollen Gange der Staatsleitung zusieht. Jenem Büreaukratismus gerade würde die Charte Humboldt die Spitze abgebrochen, und den Volksgeist würde sie wachsam, rege und eifersüchtig auf die Interessen und die Ehre des Königreiches gemacht haben. Solche Wirkungen versprach sich Humboldt selbst von der Einführung seiner Charte. Er sah im Geiste voraus, wie der Ständeversammlung gegenüber eine schwankende und inconsequente Regierung sich nicht werde halten können. Er wollte und glaubte damit zu haben eine Bürgschaft gegen Mißregierung. Er sah damit auf doppelte Weise die Verantwortlichkeit des Ministeriums wachsen, „einmal gegen die Landstände, und dann gegen den König, der in den Landständen, zu seiner eignen Hülfe und Leitung, einen strengen und sachkundigen Beurtheiler seiner Minister erhält." Er sah endlich in seinen Ständen ein Princip der Erhaltung und der Stätigkeit, des letzten Zweckes und Haupterfordernisses alles Regierens, — einen Zügel, so meinte er, gegen die Lust zu neuen Gesetzen und Einrichtungen, die ohne einen solchen leicht in bloße Einfälle ausarten. Er irrte nun zwar, wie wir glauben, wenn er alle diese Ziele durch einen so zahmen Parlamentarismus glaubte erreichen zu können. Aber er würde ebendeshalb, da er einmal das Ziel wollte, auch die Mittel gewollt, und zu jeder durch die Erfahrung sich als nothwendig erweisenden Erweiterung der ständischen Machtbefugnisse den Muth gehabt und die Hand geboten haben. „Um der Erfahrung ihr Recht und der fortschreitenden Entwickelung der Institute aus sich selbst Spielraum zu lassen," forderte der Schluß seiner Denkschrift, daß nur das Wesentlichste und Charakteristischste fest und unwiderruflich hingestellt, Anderes als verhältnißmäßig gleichgültig behandelt und nicht sofort als Gesetz ausgesprochen werde.[1])

---

1) Denkschrift §. 157.

Nicht aber ein Bild blos der zu gebenden Verfassung, sondern ein Bild auch von dem Gange ihrer Einführung, ein sehr bestimmtes, stand ihm vor Augen. An die Stein'sche Städteordnung sollte sich stufenmäßig alles Uebrige anlehnen. Die möglichste Beschleunigung lag in seiner Absicht. Nach überall hin müsse man zugleich arbeiten, allein, wenn das Gebäude an Einer Stelle eher zu Stande komme, als an einer andern, so sei darum auf diese nicht zu warten. Eins aber stand ihm vor Allem und unverbrüchlich fest. Unter keinen Umständen, erklärt er wiederholt, darf der Schlußstein des Ganzen fehlen. Man darf nicht bei Provinzialständen stehen bleiben, oder die allgemeinen auch nur sehr langsam auf sie folgen lassen. Die Provinzialverfassungen müssen um einige Zeit der allgemeinen vorangehn. Die Nation muß sich erst einen anschaulichen Begriff von dem ständischen Leben erwerben. Vieles muß erst in den Provinzen vorbereitet werden, um dann als Gesetzentwurf vor die allgemeine Versammlung gebracht werden zu können. Auch wird die Verwaltung auf diese Weise Zeit gewinnen, in einer festeren Haltung den Ständen gegenüberzustehen. Allein innerhalb zweier Jahre nach Vollendung der Provinzialverfassung müßte die allgemeine Versammlung auf jeden Fall zusammenberufen werden, und Alles müßte in der Zwischenzeit den festen Willen bekunden, sie in Wirksamkeit zu setzen. Er rechnete, daß, unter glücklichen Umständen, im Jahre 1820, höchstens 1821, die ständischen Versammlungen in allen Provinzen gebildet sein, und im Jahre 1822, höchstens 1823, die Zusammenberufung der Reichsstände auf sie folgen könne. Bis zu letzterem Termin müßten, nach seiner Idee, auch alle zur Verfassung gehörenden organischen Gesetze zu Stande gebracht und die Preßfreiheit angebahnt sein, so daß die Zusammenberufung der allgemeinen Versammlung auch in dieser Beziehung das Ganze abschlösse. So war im Februar 1819 seine Idee, so war sie, was den Hauptpunkt anbetrifft, noch im November 1821, noch im April 1823, zu einer Zeit also, wo jene Termine längst vorbeigelassen waren, zu einer Zeit, wo sich bereits selbst die Vincke und Stein an den Gedanken gewöhnt hatten, mit Provinzialständen als mit einer Abschlagszahlung vorlieb zu nehmen. Humboldt blieb dabei, daß Provinzialstände ohne allgemeine besser unterblieben; wie schon in der Denkschrift von 1819, setzte er seine von der Vincke'schen

und Stein'schen abweichende Ansicht mit Bestimmtheit und mit Argumenten auseinander, die darum nicht minder überzeugend sind, weil sie in den feinsten Wendungen verlaufen. Es ist unerläßlich, daß bei Einführung von Provinzialständen der Plan für die allgemeinen schon vollständig festgesetzt, ja daß er als Ganzes schon bekannt sei. Mit isolirten wird man keinen der Vortheile allgemeiner, wohl aber alle und neue Nachtheile haben. Daß Humboldt einen und nicht den geringsten dieser Nachtheile in der Zerreißung des Staates erblickte, haben wir bereits gehört. Weiter jedoch. Nicht blos der Staat als solcher, sondern auch die Verwaltung an sich würde dadurch in eine seltsame Disharmonie gerathen. Provinzialstände können nur für Provinzialzwecke dienen, und Allgemeines kann der Staat nicht durch sie erreichen wollen. Die allgemeinen Staatsmaaßregeln also würden ohne allen Einfluß ständischer Verfassung fortgehn, oder — noch schlimmer — sie würden eine schiefe und schädliche Richtung erhalten. Aber eine noch verderblichere Erscheinung würde eintreten. Das Bedürfniß und die Consequenz der Sache selbst würde sich auf anomalem Wege geltend machen. Die Provinzialversammlungen würden versuchen, sich an die Stelle der fehlenden Centralversammlung zu setzen; sie würden künstlicher Weise den provinzialen Angelegenheiten eine allgemeine, den allgemeinen eine provinzielle Seite abzugewinnen wissen. Und dieses Ueberschreiten ihrer nothwendigen Schranken, verderblich an sich, würde der Regierung unsägliche Schwierigkeiten bereiten. Denn diese hätte sich nunmehr über Eine Maaßregel mit vier, fünf und mehr Versammlungen zu verständigen, von denen jede noch dazu, ihrer Stellung nach, die Sache aus einem einseitigen Gesichtspunkt ansieht, und überall würden die Bewohner der Provinz auf Seiten ihrer Stände und gegen die Regierung sein. Damit nicht genug. Die Provinzialstände, je beschränkter ihre Befugniß ist, würden gerade das Recht der Beschwerdeführung für ihre wesentlichste Befugniß halten. Sie würden, wie getheilt immer sonst in ihren Ansichten, gegen die Pläne der Regierung öffentlich oder geheim in Verbindung treten und sich gegenseitig unterstützen, und die Regierung würde dieser Opposition gegenüber in einen ewigen Kampf, in polizeiliche Maaßregeln, in ein beständiges Entgegenwirken verwickelt werden. Dergestalt würde sich in jeder Weise die Unmöglichkeit herausstellen, bei Provinzialständen

stehen zu bleiben. Die Schwierigkeiten, welche die Verwaltung bei ihnen finden werde, würden bald genug die Nothwendigkeit allgemeiner Stände fühlen lassen. Gerade da aber werde sich erst die ganze Größe des Uebels offenbaren. Nicht eben auf revolutionäre Weise, so aber „wie man im Schachspiel durch unmerklich gesetzte Steine weiß, welchen Zug der Gegner nach acht oder zehn Zügen wird thun müssen,“ — so werde ein solches Verfassungsfragment früher oder später die Regierung nöthigen, die Vollendung des Ganzen auf eine ganz andre Weise vorzunehmen, als sie es sich gedacht haben möge. Der Geist des Instituts werde allbereits verdorben sein, und es werde schwer sein, den einmal verdorbenen zu verbessern.[1])

Daß solches der Geist und die Ueberzeugungen des für die ständische Angelegenheit designirten Ministers waren, und daß dennoch erst achtundzwanzig Jahre später die erste allgemeine Ständeversammlung berufen wurde, dies ist eine der Thatsachen, durch welche auf den unseligen Geist unserer Restaurationsperiode ein schlagendes Licht geworfen wird. Wie wenig guter Wille bei der Ernennung Humboldt's mitgewirkt, wie viel böser seinen Einfluß nachträglich unschädlich zu machen bemüht war, das kam bald genug an den Tag. Während jede Stunde, um welche das Verfassungswerk aufgehalten wurde, eine unwiderbringliche Versäumniß war, so ließ man, unter dem Vorwande des sich hinzögernden Territorialgeschäfts, Humboldt Monate lang in verhältnißmäßig unwichtiger Beschäftigung in Frankfurt. Die Schuld war keines Anderen als Hardenberg's. Er wünschte offenbar die Verfassungsangelegenheit noch vor Humboldt's Ankunft auf einen Punkt zu bringen, wo sie dem Einfluß von dessen abweichenden Ansichten entrückt sei; ja es verlautete zu wiederholten Malen, daß ein Verfassungsentwurf bereits vollendet und vom König unterzeichnet sei. Inzwischen versuchte der Staatskanzler, sowie der Termin der Berufung Humboldt's unvermeidlich näher rückte, zugleich eine persönliche Annäherung an diesen. In demselben Augenblick, wo das Frankfurter Geschäft zu Ende ging, erhielt derselbe die verbindlichsten Briefe von dem Staatskanzler und die, nunmehr

1) Denkschrift §. 150. An Vincke, bei Dorow, a. a. O. An Stein d. d. Januar 1823 und 4. April 1823, bei Pertz, V. 769 — 775 u. 783.

überflüssige Erlaubniß, seine Functionen einem Andern zu übertragen. Am 20. Juli wurde von den Bevollmächtigten der Territorialendreceß unterzeichnet, und zwei Tage darauf verließ Humboldt Frankfurt. Noch bis auf den letzten Augenblick hatte er die Frankfurter Wartezeit in jeder Weise benutzt, um sich für seine Berliner Thätigkeit vorzubereiten. Auch nachdem Stein im April nach Nassau zurückgegangen war, hatten die Mittheilungen und Debatten über die Verfassungsfrage fortgedauert, und sie waren mündlich bei einem Besuche Humboldt's in Nassau im Mai und Stein's in Frankfurt im Juni wieder aufgenommen worden. Auch Niebuhr war durch Humboldt von diesen Verhandlungen in Kenntniß gesetzt und um seine Ansicht befragt worden. Auch mit Witzleben hatte er Correspondenz gepflogen. Er hatte sich endlich von Ems aus, Anfang Juli, — wo er mit seiner aus Italien zurückgekommenen Frau verweilte — nach Coblenz begeben, um sich noch zuletzt durch Besprechung mit seinen dortigen Freunden und Standesgenossen von den Zuständen und der Stimmung der Rheinprovinz zu unterrichten.

Ende Juli in Berlin angekommen, ward er am 12. August feierlich in seine neue Stellung durch den Staatskanzler eingeführt. Die Art, wie er von diesem empfangen, wie ihm von seinen Collegen entgegengekommen wurde, die Lage selbst, in welcher er die Verfassungsangelegenheit fand — Alles erfüllte ihn anfangs mit dem Glauben, daß es bei einiger Beharrlichkeit doch am Ende möglich sein werde, dem König und der Nation einen großen Dienst zu leisten. Eben dies war die Hoffnung, mit welcher man im Publicum seinen Eintritt in's Ministerium begrüßte. Wie die Stein und Niebuhr, so erblickten alle Freunde des Verfassungswerkes in ihm eine Bürgschaft, daß es noch Ernst sei mit den gegebenen Verheißungen, und daß in dem unschlüssigen Gange der preußischen Politik endlich eine Wendung zum Besseren eintreten werde.

Wenige Wochen reichten hin, um die guten Erwartungen Humboldt's herabzustimmen. Er fand bald, daß man Minister sein könne, ohne irgend auf die oberste Leitung der Dinge einen Einfluß zu üben. Drittehalb Monate war er in Berlin, ohne den König auch nur gesehen zu haben. Kein andrer als schriftlicher Verkehr fand zwischen diesem und dem Ministerium Statt. Nur Einer verkehrte direct mit dem König. Der Staatskanzler war es, welcher, nach Humboldt's

Ausdruck, eine „abgesonderte Behörde" ausmachte und dadurch im Besitz einer allmächtigen Stellung war, im Stande, jede ihm unbequeme Maaßregel zu hintertreiben, jeden wohlthätigen Einfluß des Ministeriums auf den allgemeinen Gang der Geschäfte zu lähmen.

Dieser formellen Allmacht des Staatskanzlers gegenüber, bei diesem desorganisirten Zustande der obersten Behörde konnte von einer Förderung der Verfassungssache nicht die Rede sein. Zwar ward jetzt aus der bereits bestehenden Verfassungscommission, kurz nach Humboldt's Eintritt in das Ministerium, von dem König ein engerer Ausschuß ernannt. Er bestand unter dem Vorsitz des Staatskanzlers aus Humboldt, Schuckmann, Ancillon, Eichhorn und Daniels, und sollte einen, dem weiteren Ausschuß späterhin zur Prüfung vorzulegenden Entwurf ausarbeiten. Allein erst Mitte October konnten die Sitzungen dieses Comité's beginnen. Bis dahin hatte Humboldt's Bestreben sich auf die Regelung der Geschäftsthätigkeit des Gesammtministeriums, auf Reformen im Geschäftsgange seines speciellen Departements, auf die Bearbeitung der laufenden Sachen dieses Departements beschränkt. Er wird hier den Grundsätzen gemäß gehandelt haben, die er in einer späteren Denkschrift ausspricht, dem Grundsatz, daß nichts verderblicher sei, als sich bis in Einzelheiten in entfernte und Provinzialverhältnisse einmischen zu wollen, dem anderen Grundsatz, daß der Geist, in welchem die Gesetze behandelt werden, allein im Stande ist, ihre Lücken zu ergänzen, ihre Bestimmungen wirksam oder unwirksam für ihren Zweck, drückend oder nicht drückend für die ihnen Unterworfenen zu machen.[1])

Allein um auch nur mit vorbereitenden Umgestaltungen des Communalwesens vorzugehn, glaubte er die Feststellung der allgemeinen Grundsätze der künftigen Verfassung, sowie eine Verstärkung seiner Arbeitskräfte abwarten zu müssen.

Er wartete umsonst. Ansichten und Stimmungen hatten bereits in den höchsten Regionen Platz gegriffen, die weit von dem Geiste ablagen, in welchem einst die Verfassungsverheißung gegeben worden war und die auf ganz entgegengesetzter Bahn nothwendig immer weiter fortführen mußten. In Oesterreich hatte man von Hause aus den Gedanken ergriffen, daß es vor Allem Noth thue, die durch

1) Ueber die Wiederherstellung der Provinzialminister S. 27 und S. 16.

den Kampf um die Freiheit hervorgerufene Erregtheit der Gemüther und die ungewöhnliche Wallung des Nationalgeistes wieder zu beschwichtigen. Man strebte also daheim in das alte Geleise des Bevormundungs- und Polizeisystems zurück; man suchte auch in dem übrigen Deutschland constitutionellen Institutionen entgegenzuwirken. Schon mit der Verzögerung des Verfassungswerkes in Preußen war ein Großes gewonnen. Man durfte auf die Aengstlichkeit Friedrich Wilhelm's rechnen und hoffte, mit seiner Gewissenhaftigkeit fertig zu werden. Man hatte in der Schwäche, der Trägheit und Eitelkeit Hardenberg's, wenn man sie geschickt benutzte, ein hinreichendes Gegengewicht gegen die Oberflächlichkeit seines Liberalismus und Constitutionalismus. Man war endlich jener Partei in Preußen, die in Wittgenstein ihr Haupt hatte, für diese reactionären Pläne gewiß. Die politische Unreife des Volkes, die natürliche Abspannung nach der Ueberanstrengung des Kampfes, die Voreiligkeiten und Excentricitäten der Jugend kamen überdies zu Hülfe. Bald hatten in Preußen die Bewunderer der Metternich'schen Weisheit gewonnenes Spiel. Auf das Vorspiel des Wartburgfestes folgte die That Sand's und das Löning'sche Attentat. „Nun sei eine Verfassung unmöglich" hatte Hardenberg ausgerufen. Nun, in der That, hatten alle diejenigen, welche von einer Verfassung nichts wissen wollten, für ihre Bestrebungen den erwünschtesten Vorwand. Es begann nun die antidemagogische Betriebsamkeit des Herrn von Kamptz, ein schaamloses und lächerliches System der Verdächtigung und der Spionage, eine Kriegführung des Staats gegen Studenten, weil sie Lieder gesungen, und gegen Männer, weil sie in Briefen von öffentlichen Dingen gesprochen. Nun auf einmal hatte man ein Regierungssystem: — das System der Furcht und des bösen Gewissens. Nun auf einmal einigte man sich in ganz Deutschland zu einem gemeinschaftlichen Zweck: — dem Zweck der Unterdrückung und der polizeilichen Tyrannei. Von Wien aus erging an die deutschen Cabinette die Einladung zu den Karlsbader Conferenzen. Die Beschlüsse dieser Conferenzen, welche mit Einem Schlage die Presse, die Universitäten, die Repräsentativverfassungen trafen und zu Gunsten einer neuen Bundespolizei die Selbständigkeit der Einzelstaaten schwer verletzten, wurden alsbald mit Einstimmigkeit zum Bundesbeschluß erhoben. Und alles dies sollte nur der Anfang des Endes sein. Denn schon war ein neuer Con-

greß nach Wien ausgeschrieben, um das Eisen zu schmieden, weil es warm war. Es galt, die Axt an die Wurzel zu legen, die Verfassungsverheißung des 13. Artikels der Bundesacte unschädlich zu machen. Für diesen Congreß hatte sich Metternich Humboldt ausersehen. Eben den, welcher an der Fassung jenes Artikels der Bundesacte einen Hauptantheil hatte. Eben den, von dessen Opposition gegen die Karlsbader Beschlüsse er gehört haben mußte. Offenbar nicht trotzdem wollte er ihn, sondern gerade deswegen. Er kannte seine abweichenden Ueberzeugungen, aber er kannte zugleich die Macht dieses Geistes, die Talente Humboldt's für die Debatte und die Diplomatie. Kühner und selbstvertrauender als Hardenberg fürchtete er den alten Freund nicht, sondern hoffte ihn zu gewinnen. Schon als im Jahre 1817 das falsche Gerücht von Hardenberg's Tode zu ihm gedrungen war, hatte er, in Erinnerung der alten Freundschaft, seltsam genug, die Erwartung ausgesprochen, daß Humboldt Hardenberg's Nachfolger sein werde.[1]) Er rechnete jetzt, daß, wenn dieser gewonnen würde, Alles gewonnen sei, vielleicht, daß er, wenn nicht zu gewinnen, so doch in der öffentlichen Meinung zu discreditiren und dadurch unschädlich zu machen sei. Er hatte sich gänzlich verrechnet. Auch Humboldt erblickte in dem demagogischen Treiben „eine Art der Verblendung und des Irrwahns, die im Schwange gehen.“ Aber er meinte nicht, daß man eine Krankheit heile, wenn man ihre Symptome gewaltsam vertreibe. Er kannte die Ursache derselben und er kannte das Heilmittel. „Ich kann,“ so schreibt er an Stein, „die Art, wie man die hochverrätherischen Umtriebe behandelt, nicht billigen. Rein inquisitorisch zu verfahren, die Idee der Gefahr auf das Aeußerste zu steigern, und, was nun eigentlich das Gefährliche ist, in tiefes (zum größten Theil auch uns im Staatsministerium nicht enthülltes) Geheimniß zu hüllen; sich, nachdem man sich fast über nichts hat einigen können, darüber am Bundestag zu verbinden, und dieser so wie Sie sie kennen beschaffenen Versammlung eine solche Gewalt beizulegen, die Souveränetätsrechte der Einzelnen, namentlich Preußens, in einigen Dingen für immer so zu beschränken, und in andern wenigstens ein Beispiel zu geben wie sie beschränkt werden können — heißt,

1) Gagern, zweiter Pariser Friede, I. 226.

meines Erachtens, ganz über dasjenige hinausgehn, was hier nothwendig und was heilsam war. Alles blos polizeiliche Treiben verfehlt allemal seinen Zweck, es macht das Uebel in seiner Wurzel immer schlimmer, und kommt nie dahin, alle Ausbrüche zu hemmen ja nur zu entdecken. Meines Erachtens mußte man polizeilich blos aufmerken, aber gerichtlich und gesetzlich strafen, disciplinarisch mit Strenge und ernster Thätigkeit verfahren, Vertrauen der Regierungen auf ihre Autorität und auf die Stimmung und Gesinnung der großen Masse zeigen, Verfassungen, nicht, wie man immer sagt, liberal, aber ehrlich und vernünftig gründen, und die möglichste Ordnung, Sparsamkeit und Gerechtigkeitsliebe in die Verwaltungen bringen."[1])

Bei dieser Stellung Humboldt's zur Demagogenfrage mußte ihm die unzulängliche Stellung des Ministeriums und das Verhältniß desselben zum Staatskanzler doppelt empfindlich sein. Je enger die dem ständischen Minister anvertrauten Angelegenheiten mit dem Repressionssystem von Karlsbad und Frankfurt in Zusammenhang standen, um so weniger konnte er dulden, daß die Politik des Staatskanzlers ihre eigenen Wege ginge. Er konnte nicht für die Verfassungsangelegenheit die Verantwortlichkeit tragen wollen, während in einer höheren Region im Sinne der Karlsbader Beschlüsse gegen die Verfassung gearbeitet wurde. So viele Hindernisse ersprießlicher Wirksamkeit indeß schlugen ihn noch immer so wenig nieder wie die „Zerfallenheit" der Dinge im Jahre 1809. „Ich arbeite," schrieb er an Stein, „mit Resignation, mit Eifer, und ich kann sagen selbst mit Heiterkeit. Allein ich kann, wenn es nicht besser geht, und ich keine Aenderung bewirke, es nur höchstens bis zum Frühjahr fortsetzen." Denn dann, fügt er hinzu, „sinkt auch das Vertrauen, das man jetzt noch zu mir hegt, und ohne Vertrauen macht man im Verwalten nichts."[2])

Noch früher indeß sollte seiner Thätigkeit ein Ziel gesetzt werden. Sie war und mußte eine wesentlich oppositionelle, ein Kampf gegen die Stellung und ein Kampf gegen das System des Staatskanzlers sein. In ersterer Beziehung brachte Humboldt leicht das ganze Ministerum auf seine Seite. Es stellte in einem eignen Berichte dem Könige die Unzulänglichkeit seiner Stellung und die Unmöglich-

---

1) Pertz, V. 437.
2) Ebendas. S. 440.

keit einer Verantwortlichkeit, wenn der Staatskanzler eine abgesonderte Behörde ausmachte, vor, ohne indeß dadurch etwas zu erreichen. Es gelang Humboldt ebenso, das Ministerium zu einer Gesammtopposition gegen die Karlsbader Beschlüsse zu vereinigen, die er für „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend“ erklärte. Er sprach darüber im Ministerium, wie er an Stein geschrieben. Er behauptete, der Minister, welcher versprochen, preußische Unterthanen fremden Gerichten zu unterwerfen, überschreite seine Befugnisse. Er verlangte daher, daß Bernstorff in Anklagezustand versetzt, seinem Auftreten in Karlsbad die Ratification versagt und zugleich vorgesehen werden solle, daß in Zukunft dergleichen Beschlüsse nur unter Billigung des ganzen Staatsministeriums gefaßt werden könnten. Mehrmals nahm das Ministerium Anlaß, sich in ähnlichem Sinne in schriftlichen Vorstellungen gegen den König zu äußern. Solche Aeußerungen indeß konnten nur mißfallen. Der Staatskanzler hatte es in der Hand, ihren Erfolg zu vereiteln. Ein ungnädiger Bescheid war die Antwort. Nichts destoweniger setzte Humboldt seine Opposition fort, und wenigstens die Minister von Boyen und von Beyme hielten auch jetzt noch mit ihm zusammen. Diese drei überreichten nunmehr dem König besondere Memoiren gegen die Karlsbader Beschlüsse, welche inzwischen am 18. October in Preußen publicirt worden waren. Die Differenzen indeß zwischen Humboldt und dem Staatskanzler beschränkten sich nicht hierauf. Mehr als einmal gaben die Geschäfte die Gelegenheit, die Verwaltung wie sie war und damit indirect den Staatskanzler zu kritisiren. Dieser begriff, auf allen Seiten von Humboldt bedrängt und angegriffen, daß Er nicht Staatskanzler bleiben könne, wenn jener Minister bleibe. Er sprach es unverhohlen aus, daß einer von ihnen beiden weichen müsse und stellte dies dem Könige vor. Nun hatte der Kriegsminister von Boyen, aus Mißvergnügen über eine die Landwehr betreffende, vergeblich von ihm bekämpfte Maaßregel Mitte December seinen Abschied gefordert. An diesen Schritt knüpfte Hardenberg den Streich, den er gegen die ganze Opposition im Ministerium und vor Allem gegen deren Führer beschlossen hatte. Er hatte nur wenig noch von dem Ruf seiner besseren Tage und nur wenig von eigentlicher Ueberzeugung zu opfern. Aber auch zu leben hatte er nur kurze Zeit noch, und es stand fest bei ihm, daß er diese kurze Zeit noch Staatskanzler bleiben wolle.

Er beschloß daher, seiner Stellung zu Liebe mit seiner Vergangenheit und mit Allem zu brechen, wodurch er sich einst diese Stellung verdient hatte. Der Genosse Stein's und Humboldt's, der langjährige Repräsentant des Liberalismus in Preußen ließ sich herbei, mit Wittgenstein, dem Vater der Reaction, aber dem Manne, der das Ohr und das Vertrauen des Königs besaß, gemeinschaftliche Sache zu machen. Mit ihm und mit der österreichischen Partei verbündet, drängte er daher auf Humboldt's Entfernung, — und erreichte sie. Wenige Tage nach Boyen's und des Generalmajors von Grolmann Entlassung, am letzten December, erhielt mit Beyme auch Wilhelm von Humboldt seinen Abschied.[1])

So war das Ende von Humboldt's eigentlicher politischer Laufbahn. Sie war, in ihrer letzten Hälfte zumal, nicht sowohl glänzend als fleckenlos. Sie war überhaupt nicht reich an Erfolgen und sie endete mit einem Fehlschlagen. Allein kein sittlicher Vorwurf und keine Reue haftete daran. Wohin immer er gestellt worden war, hatte er mit musterhafter Pflichttreue den Aufgaben seiner Stellung sich hingegeben. Sein meditatives Wesen machte ihn nicht weichlich weder zu praktischer Arbeit, noch, wenn sie unvermeidlich waren, zu praktischen Kämpfen. Er war ein Greif, der noch vor dem Pfluge seine Schuldigkeit that. Aber Pflichttreue und Arbeitsamkeit waren in der Reihe seiner staatsmännischen Tugenden die untergeordnetsten. Eine langjährige diplomatische Thätigkeit hatte den Wahrheitssinn und die moralische Integrität dieses Mannes, in Allem was sich auf das öffentliche Leben bezieht, auch nicht mit einem Hauche berührt. Er war aus der Verwaltung in die Diplomatie hinübergetreten mit dem Bekenntniß, daß er kein höheres Ziel der Thätigkeit kenne als Ruhe und Freiheit des Gewissens. Er war in die Verwaltung zurückgetreten, mit dem Entschluß, mit redlicher und freimüthiger Gesinnung, ohne Intrigue und eigennützige Absichten zu wirken, was er wirken könne. Seine Ueberzeugung war die, daß ohne Reinheit der Mittel das wahrhaft Gute niemals gedeihen könne. Er hatte noch zuletzt die schwierigste Probe bestanden. Denn, wie unglaublich es erscheint: es ist doch gewiß buchstäblich

1) Bei dieser Darstellung dienten uns die Briefe an Stein (s. besonders Pertz, S. 448 ff.) zur Ergänzung der Mittheilungen von Schlesier (II. 390).

wahr, was er an Stein schreibt, daß er bei aller persönlichen und aller Ansichtsdifferenz von Hardenberg dessen Maaßregeln stets zwar mit strenger Wahrheitsliebe, aber ohne Parteilichkeit und Gehässigkeit kritisirt habe. Er hatte bestätigt auf der anderen Seite, was seine Freunde von ihm erwartet hatten, — daß er wisse, was seiner Ehre fromme und was ihr schade. Darum verließ er den Schauplatz mit demselben Gleichmuth wie er ihn betreten; mit dem tiefen Bedauern zwar, daß er dem Lande und dem König, die er liebte, nicht nützen gekonnt, wie er gehofft und gewünscht hatte, aber ohne Rachgefühl und ohne Erbitterung. Der Streit und alle die Widrigkeit, die er in seiner letzten Stellung erfahren, war fast in dem Momente vergessen, wo er ihr entrückt war. Ja, er wollte, daß man diese Dinge vergesse. Ausdrücklich weigerte er sich, sie der Erinnerung aufzubewahren. Am liebsten — so schrieb er nach Hardenberg's Tode an Varnhagen — hätte er für seinen Theil an allem Antheil an dem Drama der Zeitgeschichte verzichtet, „um in entschiedenerer Größe und Festigkeit über den Begebenheiten zu stehen."

Diese Worte, in der That, sowie zahlreiche ähnliche Bekenntnisse bezeichnen was seine Größe ausmachte; allein sie bezeichnen zugleich was der Mangel seines politischen Charakters und der Grund seiner geringen Erfolge war. Er stand, um es kurz zu sagen, über den Dingen. Ein wunderbar starker und reiner, ein verstandesklarer und keinesweges abstracter Idealismus sichern ihm den Anspruch auf staatsmännische Größe. Einmal hingestellt auf die Bühne der Zeitgeschichte richtete er unverwandt den Blick auf jene Ideen, die ihm als das Höchste galten, entnahm er aus ihnen Anstoß und Leitung seines praktischen Wirkens. Seine praktische Methode hatte die größte Verwandtschaft mit seiner wissenschaftlichen Methode. Als hätte er das Bedürfniß gehabt, den Uebergang aus dem thätigen in das beschauliche Leben zu vermitteln, schrieb er, bald nach seinem Rücktritt vom Amte, den schönen Aufsatz: „Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers." In genauer Analogie zu dem, was er hier von dem Geschichtsschreiber fordert, faßte er die Aufgabe des Politikers. Die Darstellung des Thatsächlichen, meint er, kann dem Historiker nur gelingen, wenn er sich zu Ideen erhebt. Noch weniger — mit dieser Bemerkung begleitete er die Uebersendung jenes Aufsatzes an Stein — noch weniger darf dieser allgemeine Gesichtspunkt

demjenigen fehlen, welcher handeln und also selbst in die Geschichte eingreifen soll. Nur lägen allerdings, fügt er hinzu, zwischen dem unmittelbaren Handeln und dem aufgestellten höchsten Gesichtspunkt viele Stufen, auf denen man nach und nach die Geschichte in beschränkterem Umfange, namentlich die vaterländische, zu Rathe ziehen müsse. So war der Idealismus Humboldt's nichts weniger als unvermittelt mit der Wirklichkeit: wohl aber war er zu wenig durchdrungen von realistischen Neigungen und Affecten. Der praktische Staatsmann muß, so scheint es, von einem gröberen Stoffe sein. Er muß glühend hassen und lieben, mit ganzer Seele achten und verachten können. Er muß jene edle Ruhmbegierde besitzen, die sich in Erreichung großer öffentlicher Zwecke zu befriedigen dürstet. Vielleicht darf er selbst nicht so weise sein, daß es ihm unmöglich wäre, eine Thorheit zu begehn, und gewiß nicht so tugendhaft, daß er vor Scrupeln über die Reinheit der Mittel die Entschlossenheit und Kühnheit des Handelns verlöre. Auf dieser Bahn ist es leicht, irre zu treten. Das Beispiel steht einzig da, und nur in den Grundzügen des deutschen Wesens lag die Möglichkeit dazu, daß einem politischen Charakter nichts zur entschiedendsten Größe mangelte als menschliche Schwäche und Leidenschaft.

Nicht leicht kann man sich des Gedankens erwehren, daß das letzte Fehlschlagen Humboldt's zum Theil auf Rechnung dieser seiner Eigenthümlichkeit kömmt. Der Kampf, den es jetzt zu führen galt, wäre vielleicht mit besserem Erfolge von einem Manne geführt worden, welcher minder schonend und minder gewissenhaft, welcher handgreiflicher und kecker zu Werke gegangen wäre. Wie dem jedoch sei; wenn die Entwickelung, welche eintrat, unvermeidlich war, so ist es erfreulich, daß die Sache, welche mit ihm erlag, durch sein Wirken noch einmal, ehe sie aufgegeben wurde, eine so lautere Repräsentation erhielt. Denen, welche sie vereitelten, ist dadurch selbst der Schein einer Entschuldigung geraubt. Sie hätten durch ihn ein reines und edles Werk echter Freiheit haben und die Bahn der friedlichsten und gesundesten Entwickelung eröffnen können: sie haben statt dessen Sturm geerntet und die Früchte der Revolution gekostet. Ihre Nachfolger sind trotzdem nicht weiser geworden und besinnungslos lenken sie eben jetzt das Staatsschiff von Neuem gegen die gefährliche Brandung.

Viertes Buch.

Zurückgezogenheit.

Erste Hälfte.

Sprachwissenschaft.

Erster Abschnitt.

Entwickelungsgang der linguistischen Studien und Ansichten Humboldt's.

Es war am 29. Juni 1820, wenige Monate nach seinem Ausscheiden aus dem Ministerium, als Humboldt in der Berliner Akademie der Wissenschaften, die ihn schon im Jahre 1810 zu ihrem Mitgliede ernannt hatte, eine Abhandlung über Begriff und Werth des vergleichenden Sprachstudiums vortrug.

Das Erste, wozu er sich wandte, sobald er sich von der Pflicht öffentlicher Thätigkeit losgesprochen sah, war die Beschäftigung mit demjenigen Gegenstande, der seit dem Aufenthalte in Rom den Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Interesse's ausmachte. Die Sprachwissenschaft war es sofort, welche bis zu seinem Tode den bei Weitem größten Theil seiner Muße ausfüllte. Durchdrungen von dem Bewußtsein, daß sein Leben bereits mächtig demjenigen zueile, was uns alle erwartet, und begierig, wie er es von einer frühen Zeit an gewesen war, seine ganze Laufbahn „zu einem Resultat zu richten," fand er kein besseres Mittel, dies zu erreichen als die Vertiefung in den Geist der menschlichen Sprache. Die Grammatiken und Wörterbücher zahlloser Sprachen waren ihm in seiner Zurückgezogenheit das, was die Bibel oder das Brevier dem frommen Einsiedler in seiner Klause ist. Wir machen uns vertraut mit dem besten und wichtigsten Theil seines nunmehrigen Lebens, wenn wir uns mit seinen Forschungen auf dem Gebiete der Linguistik und der Sprachphilosophie vertraut machen.

Diese Forschungen jedoch reichen in ihren Anfängen in viel frühere Jahre zurück. Sie bilden außerdem ein in sich geschlossenes und selbständiges Ganzes. Es scheint zweckmäßig, auf sie da einzugehn, wo wir auf der Grenze zwischen dem früheren und späteren Leben des Mannes angelangt sind, und es scheint unerläßlich, sie mit Einem Male, gesondert und in ununterbrochenem Zusammenhange zu überblicken.

Wir erinnern uns leicht der Spuren, welche Humboldt ursprünglich auf die Linguistik hingeleitet hatten. In zahlreichen schwankenden Versuchen und tastenden Fehlgriffen hatte er in der Mitte der neunziger Jahre nach dem Coincidenzpunkt von Philosophie und Philologie gesucht. Eine Aesthetik, deren höchstgelegener Punkt der Begriff des Idealmenschen war, und eine Alterthumswissenschaft, welche die Kenntniß der griechischen Menschheit als ihr Ziel aussprach, hatte gleichmäßig von seinem Geiste Besitz ergriffen. Er hatte Beides zu combiniren versucht. Er hatte empirisch-philosophische Menschenkenntniß als den eigentlichen Gegenstand seines Bildungsstrebens bezeichnet. Von diesem Gesichtspunkt aus hatte er eine Charakteristik Pindar's, hatte er seine Uebersetzung des Agamemnon begonnen. Derselbe Gesichtspunkt hatte seine ästhetischen Arbeiten, seine Beobachtungen und Reflexionen auf dem Gebiete der Physiognomik beherrscht. Dazwischen waren die Eindrücke gefallen, die er auf seiner Reise nach Frankreich und Spanien davontrug. Jener Gesichtspunkt hatte sich einestheils nach der historisch-empirischen Seite hin erweitert: er hatte sich anderentheils nach der Richtung der Innerlichkeit vertieft. Die Empfindung des Gegensatzes seiner eignen Deutschheit gegen das fremd Nationale hatte endlich den Ausschlag gegeben, und das Studium französischer und spanischer Literatur war das letzte, äußerliche Vermittelungsglied geworden, durch das er bei philosophisch-historischer Sprachvergleichung anlangte. Er hatte frühzeitig eine Ahndung von dem in seiner Seele getragen, was er zuerst gegen Ende des Jahres 1799 mit Entschiedenheit als seine wissenschaftliche Bestimmung aussprach. Schon bei Gelegenheit der Vossischen Homerübersetzung, und wieder, als Schiller seine Absicht, Griechisch zu lernen, ausdrückte, hatte er diesem gestanden, daß er lange darauf aus sei, die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten irgend einer gegebenen Sprache bringen und

nach denen man sie schildern könnte.[1]) Allein noch, hatte er hinzugefügt, sehe er das Mittel dazu nicht ein. Diese alten Träume waren jetzt, seit der spanischen Reise, um Vieles heller geworden. Sie hörten auf, Träume zu sein, seit ihn die Sonne Italiens beschien. In Rom war es, wo sein ganzes Wesen die letzte Reife erhielt; in Rom war es, wo er inne ward, daß es für ihn kein anderes Studium gäbe als Sprachstudium, daß das einzige „Vehikel" zum Verständniß der Welt für ihn in der Sprache läge. Nichts machte ihn von nun an in dieser Ueberzeugung irre. Er hatte die Loosung seines ganzen späteren wissenschaftlichen Lebens ein für alle Mal ausgesprochen. Unverbrüchlich blieb fortan die Sprache der Angelpunkt, um welchen alle seine Gelehrsamkeit und alle seine Philosophie sich herumbewegte, ja der Compaß, der ihn bei aller Zerstreuung und Mannigfaltigkeit seines Thuns und Treibens fortwährend orientirte. Wenn er früher mit seinen literarischen Projecten bald zu einem politischen, bald zu einem culturhistorischen, bald zu einem philologischen, ästhetischen oder literar-historischen Thema gegriffen hatte, so ward nunmehr die Sprachwissenschaft das Eine Thema seiner Arbeiten. Zwar vollendete er noch im Jahre 1816 seine Uebersetzung der Aeschyleischen Tragödie, zwar schrieb er auch noch nach dem Jahre 1820 den einen und anderen philosophischen oder ästhetischen Aufsatz: allein der sichtbar durchscheinende Hintergrund aller dieser Arbeiten war das linguistische Interesse. Zwar hatte ihn seit der Rückkehr aus Italien überwiegend die politische Thätigkeit in Athem erhalten: allein jede längere Pause inmitten dieser Thätigkeit war linguistischen Studien gewidmet gewesen. Sprachuntersuchung hatte ihn während seiner Gesandtschaft in Wien, Sprachuntersuchung hatte ihn während seines Londoner Aufenthalts beschäftigt.[2]) Jedes Hinderniß, jedes ablenkende Interesse war endlich beseitigt. Er war frei. Er hatte Muße. Vom ersten Augenblick an konnte seine Freiheit und seine Muße keinem anderen Gegenstand als der Sprachwissenschaft angehören.

War ihm aber nur allmälig seine Bestimmung für das Sprach-

---

1) An Schiller, den 14. September und den 20. November 1795, Briefwechsel S. 201 und S. 305.

2) Vergl. an Wolf, den 22. November 1819, G. W. V. 305.

studium aufgegangen, so lag nicht minder zwischen diesem Zeitpunkte und der Stunde, in welcher ihn der Tod von demselben abrief, eine lange Entwickelung. Es war ein weiter Weg von dem Studium des Provenzalischen und des Baskischen bis zur Abfassung der großen Abhandlung „über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus." Nur durch den Fleiß manches Tages und mancher durchwachten Nacht bildete sich das Aperçu, daß die Sprache ein Schlüssel zum Verständniß alles Menschlichen sei, zu der mit Virtuosität geübten Kunst aus, sie wirklich als einen solchen Schlüssel zu brauchen. Nicht blos der Umfang seines Wissens, sondern auch die Tiefe seiner Ansichten und die Art und Weise der Behandlung war in einem steten Fortschritt begriffen. Es ist möglich, diesen Fortschritt stufenweise zu verfolgen und nach bestimmten Epochen zu charakterisiren.

Die erste Stellung, die er der Sprache gegenüber einnahm, entsprach dem ersten Anlaß zu eingehenderem Studium. Er begann, das Baskische zu studiren, weil er sich bei seiner Reise nach Spanien für Land und Volk der Basken interessirte. Wenn er eifrig nach den Trümmern altvaskischer Lieder suchte, so geschah es nicht blos der Sprache wegen, sondern zugleich, um womöglich durch dieselbe über die älteste Geschichte, über Religion und Sitten der alten Basken Aufschlüsse zu gewinnen. Der ursprüngliche Gesichtspunkt mithin, der ihn bei seiner Beschäftigung mit dem Baskischen leitete, war der ethnographisch-historische, und das Sprachstudium erschien ihm als eine „Hülfswissenschaft des Geschichts- und Völkerstudiums." Es war seine Absicht, wie er 1812 dem Publicum ankündigte, eine „Monographie des Baskischen Volksstamms" zu liefern. Er wolle sich bemühen, heißt es in dieser Ankündigung, „die Basken nach ihren Sitten, ihrer Sprache und ihrer Geschichte zu schildern, um danach die Frage entscheiden zu können, ob sie ein abgesonderter Volksstamm, oder nur ein Theil eines anderen größeren sind, und sie in der einen oder anderen Eigenschaft in der Geschlechtstafel aller Völkerstämme richtig zu klassificiren."[1]) Diese angekündigte Monographie nun freilich erschien nicht, und nur Bruch-

---

1) „Ankündigung" in F. Schlegel's deutschem Museum, Bd. II. Heft 12 S. 487 und S. 490; Zusätze zum Mithridates im 4. Bde. des Mithridates S. 351; vergl. oben S. 291, Anmerkung 2 und 3.

stücke oder Materialien zu dem ersten Abschnitt derselben sind uns in den „Reiseskizzen aus Biscaya“ erhalten. Dennoch aber war es derselbe ethnographisch-historische Gesichtspunkt, welcher sich ausschließlich geltend machte, als Humboldt endlich im Jahre 1821 in einem abgeschlossenen und selbständigen Werke dem Publicum eine Frucht seiner Baskischen Studien vorlegte. Nicht das sprachliche, sondern das ethnographisch-historische Interesse steht in der „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Baskischen Sprache“ [1]) im Vordergrunde. Es ist die sprachliche Analyse der altspanischen Ortsnamen, welche zum Mittel wird, um die Bevölkerungsverhältnisse und die ältesten Schicksale der pyrenäischen Halbinsel zu ergründen, und der Verfasser setzt den Hauptzweck seiner Schrift darein, daß sich andre Untersuchungen über die Urbevölkerung des ganzen westlichen und südlichen Europa daran anschließen möchten.

Inzwischen jedoch, während Humboldt diesen ethnographischen Gesichtspunkt bis zu seiner letzten Publication über das Baskische festhielt, hatte sich bald genug ein tieferes Interesse an der Baskischen Sprache als solcher in ihm entwickelt. Sie war ihm Mittel zum Zweck, aber sie war ihm mehr noch Selbstzweck.

Auf Vater's Anregung schrieb er nun jene rein linguistischen Berichtigungen und Zusätze zu dem Adelung'schen Artikel über die Baskische Sprache im Mithridates. [2]) Ebenso war der zweite Abschnitt der verheißenen Monographie ausschließlich einer vollständigen Analyse der vaskischen Sprache bestimmt. Aber mehr noch. An dem eindringenden Studium des Baues der altiberischen Zunge in Verbindung mit dem Studium zunächst der romanischen, bald auch anderer Sprachen hatte sich die Liebe für das Sprachstudium überhaupt entzündet, war ihm der Sinn für Sprachvergleichung, das Interesse für das allgemeine Wesen der Sprache immer lebhafter und lebhafter aufgegangen. An das Studium des Baskischen schloß sich während des Aufenthalts in Rom und in Wien vor Allem die Aufmerksamkeit auf die americanischen Sprachen. Nicht blos auf einen ergänzenden und berichtigenden Abriß daher des Baskischen,

1) Abgedruckt im 2. Bde. der G. W. Vergl. daselbst Vorrede S. 1.
2) S. oben S. 291.

wie in den Zusätzen zum Mithridates, war es mit jenem zweiten Abschnitt der Monographie über die Basken abgesehn, sondern nach einer „systematischen und erschöpfenden Methode" sollte daselbst das alte Idiom derselben zergliedert werden. Es sollte „erst das Verständniß aller einzelnen Theile der Sprache zu einander und dann der ganzen Sprache, als Darstellungsmittel zu ihrem Gegenstande, demjenigen, was dargestellt werden soll, auseinander gesetzt werden." Vor Allem aber und weiter: andere Sprachen sollten beständig zur Vergleichung herangezogen werden, und einen Versuch galt es anzustellen, „wie man nach und nach ähnliche Zergliederungen aller Sprachen zu allgemeiner Vergleichung anfertigen, und in einer großen allgemeinen Sprachencyklopädie zusammenfassen könnte." Er bekannte bei dieser Gelegenheit, daß er die Idee eines solchen Werkes seit vielen Jahren bereits bei sich herumgetragen habe, und er entwarf endlich, um die Art der Sprachzergliederung, die er im Sinne habe, deutlich zu machen, die ersten Grundzüge seiner nachmaligen Philosophie der Sprache. [1]) Indem er aber so von Einer Sprache zu allen Sprachen, von allen Sprachen zu der Sprache überhaupt hinübergriff, so gelangte er nicht nur zur Metaphysik der Sprache, sondern gab zugleich jenem ethnographisch-historischen Gesichtspunkt einen größeren Hintergrund. Indem er von dem Mittelpunkte des Baskischen gleichsam Radien nach allen Punkten hin zog, hatte er den Standpunkt der allgemeinen Sprachvergleichung gewonnen. Indem er die Grenzen dieser Betrachtung gleichzeitig in's Breite wie in die Tiefe erweiterte, entdeckte er in „den letzten Tiefen der Menschheit" den Begegnungspunkt der Sprachphilosophie und der Geschichtsphilosophie. Nach zwei Richtungen führte er das Sprachstudium über sich selbst hinaus, knüpfte es auf der Einen Seite an die letzten Fragen alles Seins, auf der anderen Seite an die Weltgeschichte in ihrer universellsten Auffassung an. Und er sprach endlich über die Neuheit dieser Gesichtspunkte das bestimmteste Bewußtsein aus. „Man hat," so sagt er unter Anderm, indem er namentlich den geschichtsphilosophischen Gesichtspunkt betont, „man hat noch zu schwankende Begriffe über die Art, wie die Sprache einer Nation zugleich Maaßstab und Mittel ihrer Bildung ist, um nicht die Ver-

1) Ankündigung, a. a. O. S. 495 ff.

einigung des Sprach-, Geschichts- und Völkerstudiums zur Kenntniß und Würdigung des Menschengeschlechts — als eines großen in Racen, Stämme und Nationen getheilten, Naturgesetzen und unabänderlich gegebenen Bedingungen unterworfenen, aber auch zugleich sich selbst durch Freiheit bestimmenden Ganzen — für ein neues, erst jetzt wahrhaft zu bearbeitendes Feld anerkennen zu müssen." [1])

Wenn aber so mit richtigem Instinct der allgemeine Ort gewonnen war, auf welchem die linguistischen Einsichten und Arbeiten Humboldt's sich von nun an halten mußten, so stand er doch auch jetzt noch ziemlich weit vom Ziele. Es war eine durch den Zufall bedingte Einseitigkeit, daß er gerade die Sprache der alten Iberer in Verbindung mit den Idiomen America's zum Ausgangs- und Mittelpunkte seiner sprachvergleichenden und sprachphilosophischen Untersuchungen gemacht hatte. Es war zum Theil eine Folge seiner noch einseitig beschränkten Kenntniß des Sprachgebiets und der grammatischen Thatsachen, zum Theil vielleicht eine Folge sogar des Schlegel'schen Einflusses, wenn die allgemeinen linguistischen Anschauungen, mit denen er 1812 debütirte, noch wenig ausgeführt und bestimmt, wenn sie in ihrer skizzirten Fassung selbst von mystischer Unklarheit nicht völlig frei waren. Noch war die weitaus instructivste Erscheinung des gesammten Sprachgebiets, das Sanskrit, nur ganz von Weitem an ihn herangetreten. Noch hatte er überhaupt nicht die

1) Ebendas. S. 488. 489. Vielleicht jedoch wird das Schwanken zwischen dem ethnographisch-historischen und dem metaphysischen und geschichtsphilosophischen Standpunkt, worin sich Humboldt um diese Zeit befand, am besten aus dem Briefe an Stein 3. Januar 1812 (Pertz, III. 595. 596) ersichtlich. Wir wollen nur Eine Stelle citiren. „Ueberhaupt," sagt er, „ist die Art, wie sich aus der Beschaffenheit der Sprachen auf die frühesten Schicksale und Wanderungen der Völker schließen läßt, noch lange nicht vollkommen in's Reine gebracht, und die Sache wird auch nicht wenig dadurch schwierig, daß es oft fast unmöglich zu entscheiden ist, ob nicht verschiedene Völker, ohne die mindeste Verbindung mit einander, auf gleiche Eigenthümlichkeiten bei der Erfindung oder Ausbildung ihrer Sprache gekommen sein können. Dennoch bin ich überzeugt, ließe sich die Sache auf festere und vollständigere Grundsätze zurückbringen, als man gegenwärtig darüber hat, und es käme nur auf eine gehörige Zusammenstellung aller factischen Data, welche man hierüber besitzt, an, um darin zu gelingen. Immer aber würden die philosophischen, bei einer solchen Arbeit zum Grunde zu legenden Ansichten die Hauptsache dabei ausmachen."

Gelegenheit gehabt, seine allgemeinen Ansichten an einem breiteren Détail der Thatsachen zu bewähren und darzulegen. Selbst die Schule staatsmännischer Thätigkeit, so geeignet, um auch für die wissenschaftliche und schriftstellerische Praxis die Gewohnheit der Deutlichkeit und Präcision zu erwerben, hatte er erst zur geringeren Hälfte durchgemacht. Was Wunder, wenn die Ankündigung der Monographie über die Basken in Wahrheit nur eine Ankündigung dessen war, was folgen sollte; was Wunder, wenn in diesem Programm sowohl wie in dem Fragment im Mithridates, über die Bedeutung der allgemeinen Grammatik, über die Klassification der Sprachen, über das Ganze wie über einzelne Punkte der Sprachwissenschaft Ansichten ausgesprochen wurden, welche später von ihm zurückgenommen oder modificirt werden mußten? Seine Sprachkenntniß mußte an Umfang, seine Spracheinsicht an Correctheit, an Bestimmtheit, an Klarheit gewinnen. Während die americanischen Sprachen fortfuhren, seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, sobald die öffentlichen Angelegenheiten ihm irgend dazu Muße ließen,[1]) so ward, in den Jahren 1814 und 1815 zuerst sein Blick entschiedener auf das Sanskrit und die Wichtigkeit dieses Studiums für die allgemeine Sprachwissenschaft hingelenkt. Dem Sanskrit widmete er sodann gleich das erste Jahr seiner völligen Muße von Amtsgeschäften[2]) und bemächtigte sich desselben von nun an immer vollständiger. Es konnte nicht fehlen, daß er sofort durch die Natur dieser Sprache zur tieferen Ergründung auch des allgemeinen Wesens der Sprache und ihrer Elemente überhaupt angeregt wurde.

Sichtlich im Zusammenhange mit dieser neuen Anregung trat er, in drei akademischen Abhandlungen, gleichsam mit einem neuen und erweiterten sprachwissenschaftlichen Programm auf. Gleich in der ersten, am 29. Juni 1820 gelesenen Abhandlung: „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die ver-

1) Vergl. „Ueber das vergleichende Sprachstudium," G. W. III. 249.

2) Ueber die Zeit seines Eintretens in eine gründlichere Bekanntschaft mit dem Sanskrit entscheidet der Brief an Riemer vom 25. Juni 1821 im Anhang der von Riemer herausgegebenen Briefe von und an Göthe, S. 145; dazu: an Wolf 3. Juli 1821 (G. W. V. 309). Vergl. auch die Vorbemerkung, mit welcher A. W. Schlegel die Humboldt'sche Abhandlung in seiner indischen Bibliothek, Bd. I. S. 433 begleitete.

schiedenen Epochen der Sprachentwickelung"[1]) bestimmte er zunächst den Begriff und Zweck, und hob in tiefgehender Begründung die Würde und Selbständigkeit dieses Studiums hervor. Die am 12. April 1821 gelesene Abhandlung: „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers"[2]) war wenigstens nach Einer Seite nichts anderes als eine Vorarbeit für seine sprachphilosophischen Arbeiten, eine selbständige und generalisirte Ausführung desjenigen Moments der Sprachwissenschaft, welches dieselbe in die unmittelbare Nähe mit der Wissenschaft der Geschichte stellt. Unter dem ganz specifischen Einfluß endlich seiner Sanskritstudien verfaßte er die am 24. Januar 1822 gelesene Abhandlung: „Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwickelung"[3]) und gab in derselben in Anknüpfung an den Begriff der grammatischen Form die folgenreichsten Andeutungen sowohl über das historische Werden wie über die innere und allgemeine Natur der Sprache. Diese drei Abhandlungen, mit Einem Worte, sind die erste Vertiefung und Weiterführung der in der „Ankündigung" nur erst skizzirten, in der Vorrede zur Agamemnonübersetzung nur fragmentarisch und beiläufig wiederholten Ansichten. Sie bezeichnen in dem Entwickelungsgange von Humboldt's sprachwissenschaftlichen Einsichten ein zweites Stadium, dessen Beginn mit dem Anfang seines neuen Lebensabschnitts zusammenfällt. Sie endlich zuerst griffen mit entschiednerer Wirkung in das allgemeine Sprachstudium ein und gaben demselben eine geistigere Richtung. Denn wenn von den weltverkehrenden Nationen der Engländer und Franzosen die erste Kenntniß bisher unbekannter Sprachen des Ostens ausgegangen war, so hatte nunmehr Humboldt den Deutschen den Ruhm zugeführt, diese Kenntniß mit den höchsten und letzten menschlichen Interessen in Zusammenhang zu bringen und sie von ideellen Gesichtspunkten aus zur tiefsinnigsten Wissenschaft umzugestalten.

Niemand inzwischen hatte ein lebhafteres Bewußtsein, wie unvollkommen und unzureichend immer noch die bis dahin gewonnenen

---

1) G. W. III. 241 ff.; zuerst in den Abhandlungen der Akademie aus dem Jahre 1820 — 1821.

2) G. W. I. 1 ff.; (Abhandlungen der Akademie von 1820 — 1821.)

3) G. W. III. 269 ff.; (ebendaselbst von 1822 — 1823.)

Fundamente seien, als Humboldt selbst. Erst, so schrieb er im März 1822 [1]) an Stein, müßten seine Sprachuntersuchungen weiter gediehen sein, ehe sie größere und einflußreichere Resultate geben könnten. „Jetzt," fügte er hinzu, „muß man nur arbeiten, diesen eine sichere Basis durch gründliche Forschung im Détail zu verschaffen." Und an dieser gründlichen Détailforschung sofort ließ er es in keiner Weise fehlen.

Gegen seine in den genannten akademischen Abhandlungen vorgetragenen allgemeinen Principien schien zunächst das Chinesische eine Gegeninstanz zu bilden. So ward er veranlaßt, sich auf das Studium auch dieser Sprache einzulassen und die eigenthümliche Beschaffenheit derselben mit seiner Theorie zusammenzuhalten. Es entstand das Schreiben an Abel-Rémusat „Sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue chinoise en particulier," [2]) ein Aufsatz, in welchem die früher entwickelten Ansichten über den Begriff der grammatischen Formen, über Ursprung, Entwickelung und Wesen der Sprache unter beständiger Rücksicht auf den abweichenden und anomalen Charakter des Chinesischen theils berichtigt, theils erweitert, theils schärfer bestimmt werden.

Ein nicht minder eigenthümliches Interesse bot dem Sprachforscher das System der ägyptischen Hieroglyphik, ein Interesse, welches durch die Entzifferungsversuche des jüngeren Champollion zu Anfang der zwanziger Jahre von Neuem lebhaft angeregt wurde. Die Hieroglyphen haben zugleich eine künstlerische und zugleich eine sprachliche Bedeutung; sie sind zugleich eine Schriftdichtung und zugleich eine Schriftsprache. Von beiden Seiten mußten sie die Aufmerksamkeit eines Mannes in Anspruch nehmen, der, von ästhetischen Untersuchungen ausgegangen und zu linguistischen fortgeschritten war und der überdies bei diesen wie bei jenen den culturhistorischen Gesichtspunkt nie aus den Augen verlor. Mit der Prüfung der Champollion'schen Entdeckung verband daher Humboldt sofort das Studium des Koptischen. Abermals in einer Reihe aka-

1) Pertz, V. 695, 696.

2) Paris 1827, in den G. W. VII. 294 ff.; das Schreiben ist datirt vom März 1826.

demischer Abhandlungen trug er die Resultate auch dieser Studien vor. Wenn aber die im März 1824 gelesene Abhandlung: „Ueber die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des Jüngeren“ sowie die im folgenden Jahre vorgetragene: „Ueber vier ägyptische, löwenköpfige Bildsäulen“ [1]) sich wesentlich mit der Kritik der Champollion'schen Entzifferungsmethode beschäftigen, so hatte Humboldt zugleich Betrachtungen von allgemeinerem Werthe an dieses Thema angeknüpft. Wie an einer zweiten Sprache studirte er an den Hieroglyphen abermals das allgemeine Wesen und die Entstehung aller Sprache. Wie das Wesen der Sprache, so suchte er jetzt das Wesen der Schrift und den inneren Zusammenhang beider zu ergründen. Auf's Neue ward seine philosophische Sprachtheorie theils vertieft, theils durch ein neues Capitel über das Verhältniß von Sprache und Schrift bereichert. Gleich anfangs war es seine Absicht, die Kritik der Champollion'schen Entdeckung durch allgemeine Betrachtungen über die Natur der Schrift und ihr Verhältniß zur Sprache überhaupt einzuleiten. So vermuthlich entstand der unvollendete Entwurf einer akademischen Abhandlung: „Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache,“ welcher nach vorausgeschickter Einleitung der Reihe nach von der Bilder-, der Figuren-, der Buchstabenschrift und „der Entbehrung aller Schrift“ handeln sollte, in der That aber inmitten der Erörterung über die erstere abbricht. [2]) Ein anderer Aufsatz trat sodann später an die Stelle dieser fragmentarischen Ausarbeitung. Es geschah am 20. Mai 1824, daß Humboldt die allgemeinen Ergebnisse seines Nachdenkens über dieses Thema der Akademie in der Abhandlung: „Ueber die Buchstabenschrift und deren Zusammenhang mit dem Sprachbau“ vortrug. [3])

1) Jetzt in den G. W. VI. 488 ff. und G. W. IV. 302 ff.

2) Zuerst im Anhang des Werks über die Kawi-Sprache, Bd. II. abgedruckt; jetzt G. W. VI. 426 ff.

3) G. W. VI. 526. Daß dies das Verhältniß und die Entstehungsgeschichte der beiden Stücke ist und daß folglich die Angabe des Herausgebers des Kawi-Werks (Bd. II., Anhang, S. 1 Anmerk.), wonach das erstere am 20. Mai 1824 in der Akademie vorgetragen wäre, auf einer Confusion beruht, hat zuerst Steinthal (Die Entwickelung der Schrift, Berlin 1852, S. 31 u. 32) mit scharfsinnigen Gründen nachgewiesen. Nur daß Humboldt im Laufe der Ausarbeitung jenes Entwurfs den Gedanken ergriffen habe, das Thema in einer besonderen und ausführlichen Schrift zu behandeln, scheint uns weder durch die Natur der Arbeit,

Zu noch anderen Gebieten des Forschens aber hatte ihm endlich das Sanskrit den Weg gewiesen. Ohne noch den Vorsatz aufzugeben, zunächst über die americanischen Sprachen eine Reihe von Werken zu veröffentlichen, wandte sich mehr und mehr seine Aufmerksamkeit auf die Sprachen der asiatischen und australischen Inselwelt. Noch zwischen den Jahren 1829 und 1831 mit neuem Eifer in das Studium der mexicanischen und ottomitischen Sprache vertieft, hatte er doch schon 1827 den Plan gefaßt, sich in einer ausführlichen Arbeit über die Sprachmasse zu verbreiten, die sich von Sumatra bis zur Osterinsel und von Neu-Seeland bis zu den Sandwich-Inseln erstreckt. Denn er erblickte in ihr ein Vermittelungsglied zwischen dem indischen und dem americanischen Sprachgebiet.[1]) Am 24. Januar 1828 bereits trug er einen ersten Entwurf dieser Arbeit: „Ueber die Sprache der Südseeinsulaner" in der Akademie vor.[2]) Bald nun nahmen die hier einschlagenden Studien ihn ausschließlich in Beschlag, und er überließ daher die Durchführung der americanischen Forschungen jüngeren Kräften.

Innerhalb aber des weiten Sprachgebietes des südlichen Archipels ward es alsbald wiederum vorzugsweise ein engeres Gebiet, auf welchem Humboldt sich festsetzte. Seine Wahl wurde in dieser Beziehung theils durch das überwiegende Interesse entschieden, das er am Sanskrit nahm, theils durch den nie aus dem Gesicht verlorenen culturhistorischen Gesichtspunkt. In einem gewissen Kreise jener Inselbevölkerung nämlich, den er als den engeren malayischen ausschied, machten sich unverkennbar die Spuren indischen Cultur- und Spracheinflusses bemerklich. Als der Brennpunkt aber dieses Einflusses erschien sichtlich die Insel Java, und hier wieder culminirte derselbe in der Erscheinung einer eigenthümlichen Gelehrten- und Dichtersprache.

---

noch durch die von Steinthal angeführte Stelle bewiesen zu sein. Den besten äußeren Grund aber für den wahren Sachverhalt finden wir in dem Umstande, daß die Abhandlungen der Akademie unter dem Datum des 20. Mai 1824 eben nicht den ersten, sondern den zweiten der angeführten Aufsätze abdrucken (S. Abhandlungen der Akademie aus dem Jahre 1824. Historisch-philol. Klasse, Berlin, 1826, S. 161 — 188.)

1) Kawi-Sprache, III. 428.

2) S. Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen. Abhandlungen der histor.-philol. Klasse der Akademie aus dem Jahre 1829 S. 8.

Von dem Kawi, als „der innigsten Verzweigung indischer und malayischer Bildung“ glaubte daher Humboldt ausgehen und an sie die weitere Betrachtung des malayischen Sprachstamms anknüpfen zu müssen. „Ueber die Kawi-Sprache“ handelte ein Aufsatz, den er am 24. Januar 1831 in der Akademie vortrug. Ebenso lautet der Titel des großen Werkes, an welchem er in den letzten Jahren seines Lebens arbeitete und an dessen Vollendung nur der Tod ihn verhinderte. Sein Plan nämlich war es, zunächst das Kawi nach seinen grammatischen und lexikalischen Elementen zu analysiren und es als das Resultat jener Epoche darzustellen, in welcher indisches Wesen auf Java in höchster Blüthe stand. Das Hauptaugenmerk sollte dabei auf das malayische Element jener Sprachverbindung gerichtet werden und dieses sofort im weiteren Verlauf des Werkes aus erweitertem Gesichtspunkte in seiner ganzen Stammverknüpfung betrachtet und durch die verschiedenen malayischen Sprachen hindurchverfolgt werden. Von Java aus sollte somit der ganze Archipel überschaut werden und nach allem diesem schließlich eine Entscheidung über die linguistischen und ethnographischen Verhältnisse desselben gewagt werden. So war der Plan Wilhelm's von Humboldt. Nur die Arbeit indeß über die Kawi-Sprache selbst, sowie ein einleitendes Erstes Buch, „über die Verbindungen zwischen Indien und Java“ hinterließ er in vollendeter Redaction, so zwar, daß auch der Abschnitt über das Kawi einer nochmaligen Ueberarbeitung bestimmt blieb. Für den ganzen Rest des Planes war es nur eine Reihe mehr oder weniger ausgeführter und vorläufiger Ausarbeitungen, welche dem Herausgeber des Ganzen aneinanderzufügen, zu ergänzen und fortzuführen obgelegen hat.[1])

Wenn nun aber bereits die Beschäftigung mit dem Chinesischen und mit der ägyptischen Hieroglyphik seine allgemeinen Sprachansichten ergänzt und weitergeführt hatte, so blieb sofort auch diese Beschäftigung mit dem malayischen Sprachstamm nicht ohne Frucht für die Vollendung jener Ansichten. Wie das Baskische ein erstes, das

---

1) Bekanntlich ist es das Verdienst des Dr. Buschmann, sich dieser Aufgabe im Auftrage der Berliner Akademie unterzogen zu haben. Als Theile der Abhandlungen dieser Akademie erschien das Werk: „Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java“ in 3 Bänden, 4to, in den Jahren 1836, 1838 u. 1839.

Sanskrit ein zweites, so bezeichnet das Kawi mit dem ganzen ihm verbundenen oceanischen Sprachstamm ein drittes und höchstes Stadium in der Entwickelung der Humboldt'schen Sprachtheorie. Oder genauer zu reden: diese ganze Fülle der Sprachkenntniß, welche wir hiermit überblicken, befähigte ihn immer mehr zu einer abschließenden und erschöpfenden Darlegung des Wesens und Wirkens der Sprache überhaupt. Schon in zwei akademischen Abhandlungen aus den Jahren 1827 und 1829 machen sich die Spuren erweiterter Studien an größerer Klarheit und Tiefe der vorgetragenen allgemeinen Anschauungen bemerklich. Die Abhandlung: „Ueber den Dualis,"[1]) ein leider unvollendetes Stück, bestimmt die allgemeine Aufgabe der Linguistik und die von dieser Wissenschaft zu befolgende Methode mit einer Klarheit, wie keiner der früheren Aufsätze, während sie zugleich, auf erschöpfende Kenntniß der Thatsachen gestützt, die Natur der in Rede stehenden grammatischen Form mit scharfsinniger Sicherheit bestimmt und mit dem innersten Wesen der Sprache in Zusammenhang bringt. Von dem höchsten, dem geschichtsphilosophischen Gesichtspunkt ausgehend, entwickelt ebenso die Abhandlung: „Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen"[2]) mit echt philosophischer Schärfe und Bestimmtheit die in der Natur der Sprache und des menschlichen Geistes gegründeten Gesetze der Entstehung des Pronomen, um dieselben sofort durch das Beispiel der tongischen, der japanischen und der armenischen Sprache zu erläutern und zu bestätigen. Ohne Schwierigkeit wird von dem Allgemeinsten zum Speciellsten und von dem Speciellsten wieder zum Allgemeinsten übergegangen: wir bekommen den Eindruck einer geistigen Kraft, die im Gebiete der Ideen nur um so heimischer wird, je vollständiger sie mit dem unendlich-Einzelnen der Thatsachen sich vertraut macht. Einzelne sprachliche Erscheinungen vom Standpunkte der Sprachphilosophie aus zu behandeln und sie aus ihren letzten Gründen abzuleiten, ward ihm mehr und mehr geläufig. Aus den genannten beiden Abhandlungen dürfen wir einen Schluß auf mehrere unge-

---

1) G. W. VI. 562 ff. (Abhandlungen der Akademie vom Jahre 1827.)

2) Abhandlungen der Akademie a. a. O. Auch in besonderem Abdruck, Berlin, 1830, 4to, in die G. W. unbegreiflicher Weise nicht aufgenommen.

druckte ihm. Wie die Natur des Pronomen und des Dualis, hatte er bereits früher die Natur des Verbum in einer gleichfalls in der Akademie gelesenen Abhandlung erörtert und dabei sein Raisonnement durch Thatsachen unterstützt, welche ihm die americanischen Sprachen an die Hand gaben.[1]) In einer im Jahre 1828 im französischen Institut gelesenen Abhandlung: „Ueber die Verwandtschaft des griechischen Plusquamperfectum, der reduplicirenden Aoriste und der attischen Perfecta mit einer sanskritischen Tempusbildung“ setzte er die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit beider Sprachen in diesen Formen ausführlich auseinander, und zwar abermals so, daß er dieselbe „aus ihren Gründen herzuleiten versuchte.“[2]) In einem an Sir Alexander Johnston gerichteten, am 14. Juni 1828 in der Londoner Royal Asiatic Society gelesenen Schreiben[3]) endlich entwickelte er in der planften Weise die allgemeinen Grundsätze, welche bei wissenschaftlicher Beurtheilung der Verwandtschaft der Sprachen maaßgebend sein müssen.[4])

Aus allen genannten Abhandlungen nun würden wir zur Noth im Stande sein, ein Ganzes Humboldt'scher Sprachphilosophie uns zusammenzusetzen. Wir sind so glücklich, in einer letzten und reifsten Arbeit des unvergleichlichen Mannes diese Summe seiner Ansichten von ihm selbst gezogen zu finden. Auf dem Grunde einer Sprachkenntniß, wie sie nie wieder und nie früher in gleichem Umfange von einem einzigen Manne besessen worden ist, erhebt sich das wunderbare Werk: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts,“ ein Werk, welches durch die Fülle und die Tiefe seines Inhalts ebenso seinen Titel wie seine Stellung als Ein-

---

1) S. Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLXVIII, G. W. VI. 258, Anmerkung, und Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 352.

2) Einleitung zur Kawi-Sprache, a. a. O 156, Anmerkung.

3) An essay on the best means of ascertaining the affinities of oriental languages, G. W. VII. 423 ff.

4) Wir haben im Obigen nur diejenigen Schriften und Aufsätze berührt, welche den Entwickelungsgang der Humboldt'schen Sprachkenntnisse und Ansichten darzulegen dienten. Das Verzeichniß aller seiner gedruckten linguistischen Arbeiten vervollständigt sich durch folgende Aufsätze: 1) Ueber die in der Sanskritsprache durch die Suffixa twâ und ya gebildeten Verbalformen, in A. W. Schlegel's

leitung in das Kawi-Werk Lügen straft.[1]) Was in dem ersten sprachphilosophischen Programme, in der „Ankündigung" vom Jahre 1812, nur erst in verschwimmenden Umrissen angedeutet, was in den akademischen Abhandlungen der Jahre 1820 bis 1822 von Neuem, in eingehenderer Fassung, versucht worden war, das entwickelt diese „Einleitung" in erschöpfender, abschließender und vollendeter Weise. Wir stehen hier auf dem Gipfel der Humboldt'schen Sprachphilosophie und überschauen von demselben ebenso das unermeßliche Gebiet des thatsächlichen Wissens, das er sich unterworfen hatte, wie wir in die Tiefe blicken, deren Maaß mit der Weite des Horizonts wetteifert. Wir werden beständig auf der Höhe jener Anschauung erhalten, welche das allgemeine Sprachstudium durch den Begriff der Erzeugung und Entwickelung menschlicher Geisteskraft zum in-

---

Indischer Bibliothek, Bd. I. S. 433 ff. u. Bd. II. S. 71 ff. (1823); 2) Ueber die Bhagavad-Gita. Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegel'schen Ausgabe im Pariser Asiatischen Journal, G. W. I. 110 ff. (1826); 3) Notice sur la grammaire Japonaise du P. Oyanguren, G. W. VII. 382 ff. (1826); 4) Mémoire sur la séparation des mots dans les textes samscrits im Journal Asiat. T. XI pag. 163 ff. (1827); 5) Ghatakarparam, oder das zerbrochene Gefäß, ein sansk. Gedicht, herausgegeben, übersetzt, nachgeahmt und erläutert von G. M. Dursch. Zweiter Artikel, Recension in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1829, April, No. 73 — 75; 6) Lettre à M. Jacquet sur les alphabets de la Polynésie Asiatique, G. W. VII. 397 ff., daselbst jedoch ohne die Vervollständigungen, welche Buschmann, Kawi-Sprache II. 311, Anmerkung 1 nachgetragen hatte; 7) Ueber den Infinitiv, Schreiben an Maximilian Schmidt, d. d. 28. October 1826. Mitgetheilt in der Zeitschrift für vergleichende Sprachkunde, Decemberheft 1852. Nur diejenigen Arbeiten, bei denen wir es ausdrücklich angegeben, sind in die G. W. aufgenommen. Von ungedruckten Aufsätzen sei nur noch erwähnt: „Ueber die verschiedenen Formen des Präteritums der Causalverba im Sanskrit" (s. Einl. zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 161 Anmerk.) und: „Ueber die Verschiedenheit der Sprachen und Völker" (s. Alexander v. Humboldt, Kosmos I. 381). Eine Reihe umfassender Vorarbeiten aber über die Sprachen America's (s. die Vorrede Alexander's v. Humboldt zum 1. Bde. der Kawi-Sprache (S. XII.), Vorrede von Buschmann zum 2. Bde. desselben Werks (S. XIV.), vergl. Schlesier II. 561) bilden eine weitere literarische Verlassenschaft Wilhelm's von Humboldt. Auf der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt, harren dieselben noch immer der bearbeitenden Hand des Herausgebers.

1) Nur diese Einleitung ist mit Fortlassung der ersten sechszehn Seiten des Textes der Quartausgabe in die G. W. übergegangen. Sie findet sich daselbst Bd. VI. S. 1 — 425.

tegrirenden Theile der universellen Geschichtswissenschaft macht. Wir werden durch eben diesen Mittelbegriff immer zugleich in die Natur der Sprache und in die Natur des menschlichen Geistes eingeführt. Wir dürfen den Ursprung der Sprache belauschen, indem uns ihr innerstes Wesen blosgelegt wird. Wir sehen, wie die Sprache jetzt in ihre Elemente zerlegt wird, um dann doch wieder in der ganzen Lebendigkeit ihrer Erscheinung ergriffen zu werden. Wir werden ebenso mit dem physiologischen wie mit dem historischen Wirken des Geistes in und an der Sprache vertraut gemacht. Es ist jetzt die Verschiedenheit des Sprachbaus, die in dem Versuch einer Klassification aller Sprachen zur Anschauung gebracht wird, jetzt die sprachbildende Lebenskraft, die sich uns in den Entwickelungsepochen der einzelnen Sprachen offenbart. Es ist jetzt die Sprache nach der Seite ihrer selbständigen Erscheinung, jetzt in ihrem Verhältniß zur Natur und zur Freiheit, es ist jetzt die Analyse des allgemeinen Wesens aller, jetzt wieder die individuelle Charakteristik einer einzelnen Sprache, es ist mit Einem Worte der ganze Kreis der Fragen, die sich an das geheimnißreiche Wesen der Sprache anknüpfen, welchen wir an der Hand des Verfassers des Kawi-Werkes durchlaufen, um auf diesem Wege zugleich alle Probleme der Metaphysik näher oder entfernter zu berühren.

Unsere Aufgabe ist es, unter Zuhülfenahme der übrigen Humboldt'schen Aufsätze, uns den Inhalt des tiefsinnigen Werkes näher zu bringen. Um aber zu den Resultaten vordringen zu können, ist es unerläßlich, theils die philosophischen Grundlagen, theils die allgemeine Form, in welcher jene Resultate gewonnen und dargestellt werden, in's Auge zu fassen.

Zweiter Abschnitt.

Die philosophischen Voraussetzungen und Grundlagen.

Nichts hatte, außer der Form des hellenischen Geistes, einen gleich starken Einfluß auf die wissenschaftliche Denk- und Anschauungsweise Humboldt's ausgeübt, als die Philosophie des Alten vom Königsberge. Von seiner politischen Erstlingsschrift an bis zu der Schrift über Hermann und Dorothea, in seinen Briefen an Schiller wie in seinen Gedichten, in einem Theil sogar seiner amtlichen Aufsätze war die Anlehnung an Kant'sche Principien unverkennbar. Ueberall war es nothwendig, darauf aufmerksam zu machen, wie eigenthümlich sich das Kantische in seinem Geiste modificirt und individualisirt hatte; allein überall zugleich war es möglich, bis zu den zweifellos Kantischen Elementen zurückzusteigen. Im Zusammenhang mit allen früheren wissenschaftlichen Ansätzen war endlich die sprachwissenschaftliche Thätigkeit Humboldt's entsprungen. Der Kantianismus jener reicht auch in diese herüber: vernehmlich spricht uns der Buchstabe und der Geist Kant's auch aus seinen linguistischen Arbeiten an.

Auch von dem Buchstaben Kant's, in der That, war nicht wenig namentlich in die „ästhetischen Versuche" übergegangen. Noch mehr fast ist dies der Fall bei der Humboldt'schen Sprachphilosophie. Wie weit die Zeit zurücklag, wo er die Hauptschriften Kant's zum Gegenstande eines eindringenden Studiums gemacht hatte: noch in den spätesten Jahren waren ihm die formellen Grundlagen des Kriticismus vollkommen geläufig. Er rechnete Einiges davon ohne

Zweifel zu demjenigen, was so fest begründet sei, daß es nie wieder untergehen könne. Er hatte sich Einzelnes davon in den Tagen von Burgörner und Jena zum Nimmer=Vergessen eingeprägt. Er war sich vermuthlich, wenn er noch in den Tagen seines Alters Gebrauch davon machte, kaum bewußt, daß er mit dem Geräth eines bestimmten Systems operire.

Eines der ersten Ergebnisse der Zerlegung, welche die Kritik der reinen Vernunft mit dem menschlichen Erkennen vornimmt, ist die Auffassung von Raum und Zeit als reiner Formen der inneren Anschauung. Das andere Element der Erscheinung ist nach Kant die Materie derselben, während das diesem Elemente innerlich Correspondirende die Empfindung sein soll. Diese ersten und fundamentalen Resultate der Kant'schen Vernunftkritik sind für Humboldt, den Sprachforscher, unumstößliche Wahrheiten. Wenn Kant es unternommen hätte, durch eine Analyse der Sprache den Beweis für die Richtigkeit seiner Analyse der Erkenntnißelemente zu führen, so hätte er nachweisen müssen, daß die ursprünglichsten Wörter in jeder Sprache diejenigen seien, welche den Ausdruck einer Empfindung oder aber den Ausdruck einer Raum= und Zeitbeziehung enthalten. Eben dies ist es, was, im engsten Anschluß an die Kant'sche Terminologie sogar, Humboldt zu wiederholten Malen nachweist. Wenn Herder seine Widerlegung der Kant'schen Kritik zum Theil aus einer oberflächlichen Berufung auf die Sprache entnimmt, so macht dagegen Humboldt — absichtlich, könnte man meinen — an der Sprache die Probe für die Richtigkeit der Kant'schen Behauptungen. Er weist jetzt durch Thatsachen nach, daß der Bildung der Personenwörter die Anschauung des Raumes zu Grunde gelegen und findet hierin „einen Beweis mehr, wie die reinen Formen der Anschauung, Raum und Zeit, vorzugsweise geeignet sind, die in der Sprache so häufig vorkommende Uebertragung abgezogener oder schwer zu versinnlichender Begriffe auf concrete angemessen zu vermitteln.“[1]) Er führt im Zusammenhange damit den Beweis, daß die Personenwörter die ursprünglichen in jeder Sprache sein müssen und läßt an diese sich unmittelbar die Präpositionen und Interjectionen anschließen; „denn die ersteren sind Beziehungen des Raumes oder der als Ausdehnung

1) Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien u. s. w. a. a. O. S. 25.

betrachteten Zeit auf einen bestimmten, von ihrem Begriff nicht zu trennenden Punkt; die letzteren sind bloße Ausbrüche des Lebensgefühls."[1]) Im Begriffe, eine übersichtliche Darstellung der Partikeln in den Südseesprachen zu geben, versäumt er nicht, hervorzuheben, daß dieselben meistentheils von Raum- und Zeitverhältnissen hergenommen seien.[2]) Um zu zeigen endlich, wie natürlich der Dualis dem Wesen der Sprache überhaupt sei, macht er darauf aufmerksam, daß „der Begriff der Zweiheit, als der einer Zahl, also einer der reinen Anschauungen des Geistes" eine „glückliche Gleichartigkeit mit der Sprache" besitze.[3])

Noch weiter sofort bleibt er in den Spuren der Kritik der reinen Vernunft. Der Analyse der Sinnlichkeit folgt in Letzterer die Analyse des Verstandes; über den reinen Anschauungen der Sinnlichkeit erheben sich als ein höheres apriorisches Element des Erkennens die Stammbegriffe des Verstandes oder die logischen Kategorien. Eben diese Ordnung offenbar ist unserem Sprachphilosophen gegenwärtig, wenn er die verschiedenen Ansichten, die bei der Bildung der Ausdrücke für die dritte Person des Pronomen maaßgebend gewesen, eine Stufenfolge bilden läßt. „Die erste dieser Ansichten ist ganz sinnlich; die zweite bezieht sich schon auf eine reine Form der Sinnlichkeit, den Raum; die letzte beruht auf Abstraction und logischer Begriffstheilung."[4]) Wiederum bei der Anordnung der polynesischen Partikeln bilden ihm „räumliche, chronische und logische" Begriffsverhältnisse eine natürliche Scala.[5]) Ja, in der Kant'schen Kategorientafel ist er augenscheinlich ganz zu Hause. Er spricht von ihr als von der Kategorientafel par excellence. In einer verhältnißmäßig frühen Periode seiner Sprachforschungen mehr als später von dem Begriff einer allgemeinen, philosophischen Grammatik eingenommen, glaubt er das Unterscheidende der Casuszeichen von den Präpositionen darin finden zu dürfen, daß jene überall da stehen können, „wo die Beziehung aus dem Begriffe der Relation

---

1) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 115.
2) Kawi-Sprache III. 526.
3) Ueber den Dualis, G. W. VI. 592.
4) Ueber den Dualis, ebendas. 588.
5) Kawi-Sprache III. 527.

selbst herfließt, eine nothwendige Art derselben und daher ohne allen Mittelbegriff verständlich ist", woraus er dann weiter folgert, „daß die Zahl der Casuum unmittelbar durch die Tafel der Kategorien bestimmt, die der Präpositionen aber ganz willkürlich ist."[1]) Gleich zu Anfang der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium findet sich eine Stelle, in welcher er die Behauptung entwickelt, daß die Sprache in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen müsse, was sie zu einem Ganzen macht; denn, führt er aus, auch der Organismus des Denkens ist ein untrennbares, zusammenhängendes Gewebe — und sofort bezeichnet er die Fäden dieses Gewebes von den Anschauungsformen der Sinnlichkeit bis zu den Ideen der Vernunft ganz so wie sie in der Kritik der reinen Vernunft ermittelt und auseinandergelegt sind.[2])

Es giebt zahlreiche Stellen endlich, in denen die Humboldt'sche Analyse der Sprache sich wie ein Pendant zu der Kant'schen Zergliederung des menschlichen Erkennens ausnimmt. Anschauungen, Begriffe und Methoden kommen zum Vorschein, die nur von dem abstracten Gebiete des Organismus des Erkennens auf das concretere des Sprachorganismus übertragen sind. Ein Beispiel statt vieler! Man erinnert sich des eigenthümlich Kant'schen Begriffs eines Schema's. Um nämlich die reinen Verstandesbegriffe auf Erscheinungen überhaupt anwenden zu können, muß es, nach Kant, ein vermittelndes Drittes geben, was einerseits mit der Kategorie, andrerseits mit der Erscheinung gleichartig ist. Diese vermittelnde Vorstellung ist die der Zeit und als solche empfängt sie den Namen des transscendentalen Schema's. Das Schema überhaupt aber wird von Kant als die „Vorstellung von einem allgemeinen Verfahren der Einbildungskraft, einem Begriff sein Bild zu verschaffen" definirt und die Erzeugung solcher Schemata eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele genannt, „deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abrathen und sie unverdeckt vor Augen legen werden."[3]) Dieser überaus fruchtbare Begriff nun spielt auch bei Humboldt eine hervorragende Rolle. Wie es einen

1) Berichtigungen und Zusätze 2c. Mithridates IV. 317.

2) G. W. III. 243.

3) Kant, K. der reinen Vernunft. Hartenstein'sche Gesammtausgabe II. 160.

Schematismus des Verstandes giebt, damit das Urtheilen, die Subsumtion der Anschauungen unter die Verstandesbegriffe möglich werde, so giebt es einen Schematismus der Sprache, ja die Sprache und ihr erstes Element, das Wort, kömmt lediglich durch einen solchen zu Stande. In durchaus analoger Weise wie bei Kant, wird dieser Begriff von Humboldt eingeführt. Die Bezeichnung nämlich des Begriffs durch den Laut ist „eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann." Die Verbindung dieser verschiedenartigen Natur daher fordert „die Vermittelung Beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können." Und sofort wird weiter ausgeführt, daß dies Vermittelnde allemal sinnlicher Natur sei, und daß es sich — so taucht abermals die Grundlage Kant'scher Bestimmungen auf — in letzter Instanz, bei immer reinerer Absonderung des mehr Concreten, entweder ganz oder neben seiner individuellen Beschaffenheit, „auf Extension oder Intension, oder Veränderung in beiden" zurückführen lasse, so daß man am Ende „in die allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfindungsgrades" gelange."[1])

So vielfach sind die sprachwissenschaftlichen Anschauungen Humboldt's von Ansichten und Begriffen aus der Kant'schen Vernunftkritik durchzogen, so zahlreich sind die Spuren einer sich bis auf die Terminologie erstreckenden Abhängigkeit von den formellen Grundlagen des Kant'schen Systems. Und dennoch sind dies die bei Weitem unwesentlichsten Zeugnisse für den Kantianismus unseres Sprachphilosophen. Größer als die Abhängigkeit von Kant's Buchstaben ist die Zusammenstimmung mit Kant's Geist. Die Wahrheit ist, daß selbst der Gedanke oder, richtiger zu reden, der unwiderstehliche Zug zur Ergründung der Sprache aus der Wahlverwandtschaft seiner mit der Kant'schen Denkweise herstammte. Die Wahrheit ist, daß sich das Ganze seiner Sprachphilosophie, und daß es sich gerade da am gewissesten in den Bahnen jener Denkweise bewegt, wo, nach der Natur des Gegenstandes, die Uebereinstimmung mit den Formeln und Sätzen des Kant'schen Systems aufhören mußte.

Man kann sagen, daß Humboldt ein Kantianer gewesen sein würde, auch wenn er nie eine Zeile von Kant gelesen, auch wenn

---

1) Einl. zur Kawi-Sprache. G. W. VI. 111.

Kant nie geschrieben und nie gelebt hätte. Er hatte nicht von diesem erst gelernt, daß man „den wahren und einzig festen Pol im Innern trägt“; er verdankte nicht diesem erst das Interesse für den Menschen und die Begierde, gerade die feinsten und tiefsten Züge menschlicher Natur zu entziffern. Seine Gesinnungen und Neigungen wurden nur befestigt und disciplinirt durch die Lehre des Mannes, der, wie Humboldt selbst sich ausdrückt, „die Philosophie im wahrsten Sinne des Worts in die Tiefen des menschlichen Busens zurückführte.“ Kantischer daher, als wenn er ein Kantianer im gewöhnlichen Verstande gewesen wäre, hatte er ehedem über das Verhältniß des Individuums zum Ganzen des Staats, über Wesen und Ursprung der Dichtung, über das in der Geschichte erscheinende Bild der Menschheit philosophirt. Er hatte schon zu einer Zeit, wo er sich noch am meisten als Schüler zu verhalten im Stande gewesen wäre, seinen Kant nicht lesen können, ohne ihn im Lesen selbst zu platonisiren. Er hatte fortwährend seitdem auf solchen Punkten sich festgesetzt, an denen das abstract transscendentale an dem concreteren anthropologischen Interesse eine tragende Unterlage hat. Ein solcher Gegenstand war die Kunst. Ein solcher Gegenstand war der Unterschied der Geschlechter. Ein solcher Gegenstand war die Physiognomik. Aber innerhalb des Kreises der Anthropologie hatte er sich immer wieder zumeist von jenem geistigen Mittelpunkt angezogen gefühlt, der dem Auge Kant's selbst wieder als ein voller Kreis erschien. Nicht schlechthin unsinnlich wie die „reine Vernunft“ oder die „praktische Vernunft“, aber so nahe verwandt wie möglich dem transscendentalen Grunde des menschlichen Wesens mußte der Gegenstand sein, bei dessen Betrachtung er nach allen jenen früheren Stationen endlich anlangen und sich beruhigen sollte. Und ein solcher Gegenstand war die Sprache. Sie, in der That, lag auf dem ersten Uebergangspunkte des menschlichen Geistes in die natürliche Erscheinung, da wo derselbe nur erst im flüchtigen und kaum zu haschenden Hauche in's Sinnliche umschlägt. Sie, in der That, lag dem von Kant ausgemessenen Gebiete schlechterdings am nächsten. Nur einer so tiefen und abstractionsfähigen Natur, wie die Kant's, war es möglich gewesen, den erkennenden und gesetzgebenden Geist selbst in seiner Reinheit zum Gegenstande der Betrachtung zu machen. Die gleiche Tiefe und Innerlichkeit, verbunden jedoch mit einem be-

scheidenen Zusatz von Sinnlichkeit, war erforderlich, um sofort jenen Geist gleichsam aus den Händen Kant's in Empfang zu nehmen und ihn auf der Schwelle der Natur, bei seinem ersten Heraustreten aus seinem reinen Selbst mit gleich scharfem und unverwandtem Blick in's Auge zu fassen. Das eben war das Geschäft Humboldt's und das eben die geistigen Eigenschaften, die ihn zu diesem Geschäft qualificirten: die Fähigkeit, den ersten zarten Körper, mit dem sich der Geist in der Sprache umgiebt, als solchen zu ertasten, und die Bereitschaft, den aus dieser Hülle wieder zurückschlüpfenden in sein körperloses Wesen hineinzuverfolgen. Ein Vertrauter mit jenen Tiefen der menschlichen Brust, in denen sich die Kant'sche Untersuchung hielt, war er im Stande, jene Theorie aufzustellen, deren Charakteristisches nach seinem eignen Ausdruck darin besteht, daß sie die Sprache beständig „mit dem Tiefsten im Menschen in Verbindung setzt."

Es heißt aber den Geist des Kant'schen Unternehmens nur oberflächlich begreifen, wenn man bei der transscendentalen und subjectivistischen Tendenz desselben stehen bleibt. Daß Kant diesen subjectiven Standpunkt ergriff und daß er fest in ihm verharrte, dies hat seinen tieferen Grund in dem Alles überwältigenden und Alles durchdringenden Interesse an der Freiheit. Die Kant'sche Philosophie ist die Philosophie des Subjectivismus: sie ist mehr noch die Philosophie der Freiheit. Sie isolirt die Forschung in den Tiefen der menschlichen Brust, aber sie ruht nicht eher, bis sie hier in der absoluten Selbstbestimmung des sittlichen Geistes einen letzten und unerschütterlichen Ankergrund ausfindig gemacht hat. Sie macht den Menschen zum Mittelpunkt der Welt, weil sie ihn zum Herren derselben machen will. Um der Freiheit willen verzichtet ihre Weltanschauung auf geschlossene Einheit und Harmonie, und sie stellt die Natur unter das Gesetz und Schema des subjectiven Geistes, weil es ihr darauf ankömmt, die Geschichte unter das Gesetz und Schema des Moralismus zu stellen. Erst das Zusammentreffen in diesem Punkte vollendet daher die Uebereinstimmung zwischen Kant und Humboldt. Geradezu hat Humboldt es ausgesprochen, wie er durch die Kant'sche Deduction des Sittengesetzes nur das natürliche menschliche Gefühl in seine Rechte eingesetzt und in

seiner Reinheit philosophisch begründet erblickte.[1]) In ausdrücklicher Hervorhebung kehrt der Gedanke freier Selbstbestimmung und die Hochschätzung der menschlichen Freiheit in allen Schriften Humboldt's immer wieder. Auch dieser Gedanke, es ist wahr, nahm in seinem Geiste eine specifische Färbung an. Nur in der concreteren Fassung, wonach die Pflicht der freien Selbstbestimmung sich zum Rechte der freien Individualität ermildert, konnte er ein Lieblingsgedanke Humboldt's werden. So jedoch sind wir ihm auf Schritt und Tritt begegnet. In diesem Sinne hatte er in seiner frühsten, politisch-philosophischen Schrift, in demselben Sinne hatte er noch in seiner Denkschrift über die ständische Verfassung Preußens der Freiheit individueller Entwickelung im Ganzen des Staates das Wort geredet. Ebenso jetzt. Ebenso accentuirte er in seinen Forschungen über die Verschiedenheit des Sprachbau's die Bedeutung der individuellen Eigenthümlichkeit in den Sprachschöpfungen der Völker und Menschen. Nur im Individuum, hob er jetzt hervor, erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit; denn der Macht gegenüber, welche die Sprache auf den Menschen ausübt, übt hinwiederum auch der Mensch eine Gewalt auf sie aus, und diese Erscheinung eines Princips der Freiheit hat die Sprachuntersuchung zu erkennen und zu ehren.[2]) Ja, mit entschiedener Vorliebe verweilt er bei dem Anblick dieses sich manifestirenden Princips der Freiheit, so oft er von seinen sprachphilosophischen zu den beständig damit verknüpften geschichtsphilosophischen Betrachtungen hinüberstreift. Kein anderer Gedanke spielt dabei eine wichtigere Rolle, als der von dem plötzlichen, wunderartigen Hervorbrechen genialer Kräfte und Richtungen in dem Laufe der historischen Erscheinungen. Es ist der Gedanke der Apriorität und Aseität des Geistes — derselbe Gedanke, der in seiner abstractesten Fassung als die Ueberzeugung von der absoluten Autonomie unsres Wesens den Mittelpunkt und Hintergrund der Kant'schen Vernunftkritik bildet.

Nicht blos jedoch in der directen und principiellen Hervorhebung der Bedeutung der Freiheit stimmen die beiden Forscher überein, sondern sichtbarer noch tritt diese Uebereinstimmung in den

1) Briefwechsel mit Schiller, Vorerinnerung S. 50.

2) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 66.

Consequenzen jener Grundanschauung hervor. Es ist bis zum Ueberdruß wiederholt worden und es ist wie zur letzten Abfertigung Kant's geltend gemacht worden, daß seine Ansicht der Dinge auf einen Dualismus hinauslaufe, der sich in einzelnen Partien seiner Philosophie wohl ermildere, oder verstecke, an allem Ende aber doch immer wieder zum Vorschein komme. Nichts gewisser, als daß dieser Dualismus wirklich bei Kant vorhanden ist, allein nichts gewisser ebenso, als daß nur eine solche Weltansicht ihn vermeiden kann, welche zugleich auf den Begriff der menschlichen Freiheit in seiner einfachen und reinen Wahrheit Verzicht zu leisten entschlossen ist. Der Dualismus der Kant'schen Phiosophie, dieser Dualismus, welcher doch überall zum Monismus hinstrebt, ist die nothwendige Consequenz ihrer in dem Begriffe der Freiheit wurzelnden Grundanschauung. Daher, weil menschliche Freiheit nur ist, sofern sie sich bewährt, und sich bewährt nur, sofern sie arbeitet und kämpft, — daher der Gegensatz einer gesetzgebenden Vernunft und eines aposteriorischen Elements des Erkennens; daher jene Grenze, an welche die theoretische Vernunft unvermeidlich anstoße, so oft sie das Bedingte zum Unbedingten erweitern wolle, und der an dieser Grenze ausbrechende Streit der Antinomien; daher der Antagonismus von Vernunft und Sinnlichkeit, von Freiheit und Natur, einer dynamischen und einer mechanischen Verkettung der Dinge; daher die gewaltsame Lösung so vieler Gegensätze in der Form von Postulaten, und die Anweisung auf eine Zukunft, welche doch niemals Gegenwart werden könne. Eine Weltanschauung, mit Einem Worte, welche das Bedürfniß der Freiheit befriedigte, indem sie der Freiheit zugleich die unendliche Aufgabe zuwies, die Grenzen und Lücken der Theorie durch ihre eigne Gewalt und Energie verschwinden zu machen. So bei Kant, und ganz so bei Humboldt. Nur im Außereinanderhalten von Kraft und Aeußerung, von Wesen und Erscheinung weiß auch er sich über die Geheimnisse des geistigen Lebens zu verständigen.[1]) Durchdrungen ist auch er von dem Bewußtsein unübersteigbarer Grenzen möglicher Erkenntniß. Die beredte Offenbarerin des Geistes, die Sprache, ist auch ihm nicht eine Alles offenbarende

---

1) Man vergleiche über diesen Punkt Steinthal, die Classification der Sprache, Berlin 1850, S. 17 ff.

Macht; der Mensch besitzt „Ahnung eines Gebietes, das über die Sprache hinausgeht“, während eben sie andrerseits das Gefühl von diesem „nur erahnbaren Ideengebiet“ erhöht — einem Gebiete, wofür, trotz der Schärfe der verständigsten Dialektik, den Sinn nicht verloren zu haben einen Theil der Größe Kant's ausmache.[1]) Weil auch ihm das Wesen des menschlichen Geistes ganz und gar aufgeht in Thätigkeit und Energie, so empfängt ihm auch die Sprache den unzerstörbaren Character der Freiheit. Ihr Wesen ist Streben, welches nie zum abschließenden Ziele gelangt, ist die ewig sich wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen; es manifestirt sich in ihren Klängen ein stetes Ringen der inneren Idee, eine Schwierigkeit zu überwinden; es bleibt bei der angestrebten Durchdringung ein untilgbarer dualistischer Rest, ein Ueberschwanken theils des Lauts über den Gedanken, theils des gemeinten Sinnes über den Ausdruck.[2]) Die Betrachtung der Sprache in ihrer allgemeinsten Erscheinung führt nothwendig auf die Unterscheidung eines physiologischen und eines dynamischen Wirkens, eines Princips durch die Natur in sie gelegter Gesetzmäßigkeit und eines Princips menschlicher Freiheit.[3]) Eben die Achtung dieses Freiheitsprincips macht unsern Forscher durchweg zum Feinde voreiliger Systemsucht und bewahrt ihn in Beziehung auf das Ganze der Sprachwelt vor dem Irrthum, dieselbe als einen geschlossenen Organismus in einer schlechthin erschöpfenden Classification der Sprachen vorstellen zu wollen. Die Sprachwelt ist ihm nicht ein organisch geschlossener Kreis, so wenig wie ihm das Wort eine absolute Identität von Idee und Laut ist. Wie dieses nur eine gewollte Identität, so jene nur ein Streben zum Organismus. Der Kreis der Sprachen bleibt nach seiner Anschauung nach der Perspective der Freiheit und der Geschichte hin geöffnet, und eben dies ist der Punkt, wo er sich aus der Sprachwissenschaft hinübergedrängt sieht in die Geschichtswissenschaft.[4]) Auch auf diesem Gebiete endlich ist

---

1) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 210. 288 u. s. w. Briefwechsel mit Schiller. Vorerinnerung S. 44.

2) Einleitung S. 42. 88.; vergl. weiter unten: Abschnitt 4.

3) a. a. O. S. 66.

4) Anders, in seiner Kritik H.'s, Steinthal (Classification S. 65) — zum

es der Gedanke der Freiheit, des Fortschritts und der unendlichen Perfectibilität, — ist es die Kant'sche Geschichtsauffassung, die ihn leitet. In diesem Ziele der Menschengeschichte stimmt, trotz des anscheinenden Widerstreits, die Naturanlage des Menschen mit den höchsten Gesetzen seines geistigen Wesens zusammen. Das ist das Thema, welches Kant in dem schönen Aufsatz „über die Idee einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ ausgeführt hatte, das ist die Ueberzeugung, welche Humboldt seinen allgemeinen sprachphilosophischen Untersuchungen voranschickte und die er selbst im Eingange einer so speciellen Untersuchung wie die über die Sprachen der Südsee zu wiederholen sich gedrungen fühlte.[1])

Einen heftigen Stoß inzwischen hatte, noch am Ende des 18. Jahrhunderts, diese ganze, im Wesentlichen dualistische, von dem Rechte der Subjectivität und der Freiheit ausgehende Kant'sche Anschauungsweise erlitten. Die von dem Geiste des hellenischen Alterthums durchdrungenen Werke unserer Dichter hatten dem Bewußtsein der Nation das Gefühl einer lange nicht gekannten Befriedigung und Versöhntheit gegeben. Daß in der Hervorbringung und im Anschauen des Schönen der Dualismus von Freiheit und Natur sich in gewisser Weise aufhebe, hatte schon die dritte der Kant'schen Kritiken gelehrt, das hatten nachdrücklicher Schiller's ästhetische Briefe ausgeführt, das brachte die lebendige Ausstellung des Schönen in den Dichtungen Göthe's und Schiller's auch der Empfindung der Zeitgenossen nahe. Aus der Theorie der ästhetischen Briefe und aus der Praxis unsrer klassischen Dichtung entsprang sofort eine neue philosophische Weltanschauung, welche ein für alle Mal die Kant'sche für antiquirt erklärte. Auf die Herrschaft Kant's und seiner Schule folgte die Herrschaft Schelling's und Hegel's. Das ästhetische Schema wurde an Stelle des moralischen zum alleinigen und allgemeinen erhoben, die Kunst für das einzige wahre und ewige

---

Beweise lediglich, daß er trotz aller Abhängigkeit von Humboldt einerseits und trotz aller Ablehnung Hegel'scher Systematik andrerseits doch weder die Wahrheitsbescheidenheit und Freiheitsachtung des Ersteren in ihrem tiefsten Grunde zu verstehen, noch sich von dem constructiv-ästhetischen Schema der Weltanschauung des Letzteren loszumachen im Stande ist.

1) Kawi-Sprache Bd. III. S. 426 vergl. Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. S. 1 und S. 7. Siehe übrigens weiter unten: Abschnitt 4.

Organon und Document der Philosophie erklärt, und das ganze Universum unter die Formel der absoluten Indifferenz des Subjectiven und Objectiven gestellt.

Wir wissen bereits, wie sich zu diesem Umschwung in der Gedanken= und Empfindungsweise des Zeitalters Humboldt verhielt. Mehr als irgend einen Andern führte ihn seine eigne Natur auf die von Schiller geltend gemachte freie Uebereinstimmung der sinnlichen Kräfte mit dem Gesetz der Vernunft. Tiefer als die beiden Dichter war er eingeweiht in den Geist des hellenischen Lebens. Tiefer als die beiden Philosophen hatte er den Reiz der Göthe=Schiller'schen Dichtung empfunden. Er hatte die ästhetischen Forschungen Schiller's Schritt für Schritt begleitet. Er hatte dieselben ergänzt, fortgeführt, angewandt. In jenen Horenaufsätzen über den Geschlechtsunterschied hatte er, lange vor der Proclamation des Identitätssystems, auf den Parallelismus von Freiheit und Natur und auf die große Einheit der physischen und moralischen Welt hingewiesen. Aber hier gerade schieden sich die Wege. Wohl war er damit um einen Schritt über die Grenzen der Kant'schen Philosophie hinaus, aber er war nicht in die Bahnen der Schelling'schen Speculation hinübergetreten. Wohl war ihm die Einheit des Ideellen und des Reellen zu einem höchsten leitenden Gesichtspunkte, zu einer letzten orientirenden Idee, aber sie war ihm nicht zu einer tyrannischen Formel und nicht zu einem hohlen Rahmen für das Bild des Weltganzen geworden. So war der Standpunkt der Aufsätze über den Geschlechtsunterschied gewesen. Genau so war der Standpunkt, auf dem seine Sprachphilosophie erwuchs und verharrte. Er gründete damit nicht, wie der romantische Philosoph, ein neues metaphysisches System. Er that, was um Vieles schwerer war. Er stellte sich die Aufgabe, mit unbestechlicher Wahrheitsliebe die Grenze zu bestimmen, bis zu welcher die in der Kunst culminirende Durchdringung des Subjectiven und Objectiven in den übrigen Offenbarungen des Menschengeistes gelinge. Zu diesem Behuf und in diesem Sinne richtete er sich mit unverwandtem Blicke auf das Wesen der Sprache. Eine Arbeit verrichtete er ebendeshalb, die nicht zum zweiten Male gethan zu werden braucht. Das Identitätssystem sammt dem System des absoluten Idealismus ist gefallen wie andre Systeme. Die Sprach=

philosophie Humboldt's ist wie die Aesthetik Schiller's ein Besitzthum für immer, ein nicht wieder rückgängig zu machender Fortschritt in den Erwerbungen der erkennenden Vernunft, die unzerstörbare Grundlage der heutigen und der zukünftigen Sprachwissenschaft.

Man kann jedoch die Modification, welche der Kantianismus Humboldt's in seiner Sprachphilosophie durch die Einflüsse der Aesthetik erfuhr, nicht erschöpfend charakterisiren, ohne eines anderen philosophischen Zwischengliedes zu gedenken. Es ist bekannt, ein wie wesentliches Moment in dem Entwickelungsgange der modernen deutschen Philosophie die Fichte'sche Wissenschaftslehre war. An ihre Commentation zumeist knüpft sich die Schelling'sche Entdeckung der absoluten Identität an; ihre Principien und mehr noch ihr Formalismus kamen Schiller für die Deduction seiner ästhetischen Theorie zu Hülfe. Es war einmal die systematische Form der Wissenschaftslehre, welche zur Anlehnung einlud; es war sodann die principiell an die Spitze gestellte Einheit des menschlichen Ich, womit sie dem Streben der ästhetisirenden Anschauung nach einer concreteren Einheit der Gegensätze die Wege bahnte. Erst in ihr fand sich sowohl der Kant'sche Dualismus wie die in demselben enthaltene Forderung und Tendenz synthetischer Vereinigung scharf formulirt und methodisirt. Den reichen Ideenstoff daher hatte Schiller ohne Zweifel aus Kant geschöpft; auf die strenge methodische Form, in der er ihn vortrug, war ebenso unzweifelhaft die Lectüre Fichte's von entscheidendem Einfluß gewesen. Auf dem doppelten Grunde der Fichte'schen und der Schiller'schen Anschauungen daher modificirt sich auch das Kant'sche Element in Humboldt's Sprachphilosophie. Die Spuren eines zugespitzteren Subjectivismus und einer schulmäßigeren Methode verbinden sich mit den in der Aesthetik wurzelnden Anschauungen. Nur Spuren, in der That; denn die Individualität Humboldt's konnte sich im Ganzen von der harten und einseitigen Denkweise Fichte's nur abgestoßen fühlen.[1])

---

1) Leider ist die einzige Stelle des Schiller-Humboldt'schen Briefwechsels, die auf Humboldt's Meinung über die Wissenschaftslehre ein Licht werfen könnte (Schiller an Humboldt, 9. November 1795; vergl. Körner an Schiller, 6. November) von zweifelhafter Auslegung. Man fühlt sich versucht, gerade aus dem Schweigen des Briefwechsels einen für Fichte nicht günstigen Schluß zu ziehen. Daß das Verhältniß persönlich ein leidliches war, erhellt aus dem Briefe an

Umgehen konnte er sie darum doch nicht. Bei Einem Punkte vor Allem in seinen Auseinandersetzungen wird man immer von Neuem an Fichte erinnert. Es ist derjenige Punkt, wo die Sprachphilosophie am tiefsten auf das abstract Metaphysische zurückgeht, wo die Genesis der Sprache nur zugleich mit der Genesis des Erkennens erfaßt werden kann. Zwar die Vorstellungen, von denen dabei ausgegangen wird, sind auch hier wiederum Kantische. Die „Sprache verbindet die Welt mit dem Menschen;“ „die Thätigkeit der Sinne muß sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden.“ Alsbald jedoch werden diese Ausdrücke mehr im Sinne Fichte's modificirt, und die Ansicht selbst schwankt in die der Wissenschaftslehre hinüber. Es heißt nun, daß die Sprache „die Selbstthätigkeit des Menschen mit seiner Empfänglichkeit zusammenknüpft,“ und der Zusammenhang des Denkens mit der Sprache wird genauer so dargelegt: Subjective Thätigkeit bilde im Denken ein Object. Der subjectiven Kraft gegenüber werde die Vorstellung zum Object, und kehre, als solches, auf's Neue wahrgenommen, in jene zurück. Man sieht: es ist die reflexive Thätigkeit des Ich, die analytisch-synthetische Handlungsweise des Ich, wie sie der Wissenschaftslehrer beschreibt. Nur, daß das Ich sofort concreter, lebendiger gefaßt wird, nur daß sofort bei Humboldt das Verfahren der bei Fichte allmächtigen Einbildungskraft eine Stütze und eine Trägerin erhält. Die „blos ideale, subjective Spaltung“ nämlich „genügt nicht;“ „die Objectivität der Vorstellung ist erst vollendet, wenn der Vorstellende den Gedanken wirklich außer sich erblickt.“ Dies aber ist nur möglich in einem anderen, gleichfalls vorstellenden und denkenden Wesen, ist nur möglich durch Sprache, nur dadurch, daß „das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht,“ da denn „das Erzeugniß desselben zum eignen Ohre zurückkehrt.“ Die Sprache ist das unentbehrliche Organ, das sinnliche Substrat und Geleise, durch welches und in welchem die „Versetzung in zum Subject zurückkehrende Objectivität“

Schiller, 22. September 1794 und aus dem, was J. H. Fichte im Leben seines Vaters, I. 318 erzählt. Daß Humboldt dem Philosophen seine volle Ehre zu lassen wußte, dafür ist die bekannte Stelle in der Einleitung zur Kawi-Sprache Zeugniß, in welcher die Größe der Fichte'schen Diction neben der von Kant und Schelling gerühmt wird.

vor sich geht.[1]) Die Bedeutung dieser Auseinandersetzungen ist offenbar die, daß durch das Hervorheben der Rolle, welche die Sprache bei der Bildung des Begriffes spielt, die Fichte'sche Vorstellungsweise auf ihren unleugbaren Wahrheitsgehalt zurückgebracht, daß ihrer Paradoxie die Spitze abgebrochen, und dasjenige, was daran richtig ist, mit dem einfachen und natürlichen Menschensinn in Einklang gebracht wird. Wenn wir uns vorstellen, daß Fichte von den Entwickelungen Humboldt's Kenntniß genommen hätte, so läßt sich nicht an dem Interesse, das er ihnen geschenkt haben würde, sondern nur daran zweifeln, ob er sie lediglich als eine Illustration und Bestätigung seiner Vorstellungstheorie gefaßt, oder aber, ob sie ihn möglicherweise von der abstracten Einseitigkeit dieser Theorie geheilt haben würden. Wir hegen indeß wenig Zweifel, daß das Erstere der Fall gewesen sein würde. Es würde ihm Wasser auf seine Mühle gewesen sein, er würde es für ein Zeugniß für die Wahrheit seiner eigenen Lehre gehalten haben, wenn er gelesen hätte, wie Humboldt den Eintritt des Pronomen's in die wirkliche Sprache beschreibt und begründet. Das Ich, sagt derselbe, ist Subject. Um aber gedacht zu werden, muß es Object werden. Es muß mithin „ein Object sein, dessen Wesen ausschließlich darin besteht, daß es Subject ist." Nur scheinbar ist die größere Leichtigkeit des Begriffs des Du. Denn „er besteht ja nur dadurch, daß er auf das Ich, das eben beschriebene Subject-Object, bezogen wird." Auf dem Pronomen beruht eben deshalb der gesammte Sprachschatz. Die persönlichen Pronomina sind „die ursprünglichen und nothwendigen Beziehungspunkte alles Wirkens durch Sprache." Welche Ideenbezeichnung der Mensch auch immer zum Pronomen erhob, es ist ausgemacht, daß er es „nie that, ohne derselben gleich auf immer das wahre und wirkliche Gefühl der Ichheit aufzuprägen, und daß er nie von sich wie von einem Fremden sprach." Diese Stellen[2]) würde Fichte ohne Zweifel als Commentar und Beweis für die Richtigkeit seines Princips aufgenommen haben, und er würde mit Vergnügen erfahren haben, daß das armenische oder das chinesische oder malayische Pronomen

1) Vergl. „Ueber die Verwandtschaft u. s. w. a. a. O. S. 1 mit Einleitung zur Kawi-Sprache a. a. O. S. 53. 54.

2) Ueber die Verwandtschaft, a. a. O. S. 3 u. 5.

a posteriori bestätige, was ihm a priori schlechthin gewiß war. Diese Stellen bezeugen in Wahrheit nur, daß die scharfsinnige Analyse, welche Fichte von der nothwendigen Handlungsweise des Ich gegeben hatte, für Humboldt zu einem Anknüpfungspunkt, zu einem Leitfaden für die Beobachtung des sprachlichen Verfahrens geworden war.

Allein auf der anderen Seite tritt nun sofort Humboldt, wie Schiller, und unter dem Einfluß von dessen ästhetischen Auseinandersetzungen, um einen Schritt über die Fichte'schen Anschauungen hinaus. Nur die Anfangspunkte des Wirkens durch Sprache bestimmt er aus der Natur des abstracten Ich heraus; es ist übrigens „der ganze und volle Mensch," mit dem er die Sprache in ihrer concreten Erscheinung in Verbindung bringt. Es ist ebendeshalb das gelingende Zusammenstimmen des Subjectiven und Objectiven, jene in der Erscheinung des Schönen sich vollkommen manifestirende Synthese entgegengesetzter Glieder, die er vorzugsweise aufzusuchen, deren Grenzen in der Sprache zu entdecken er fortwährend bestrebt ist. In diesem Sinne arbeitet er sich, ganz wie Schiller, mit Fichte'schem Formalismus aus der Fichte'schen Gegensätzlichkeit und der Fichte'schen Abstraction heraus. Die Sprache ist einestheils, als ein überlieferter Vorrath von Wörtern und ein festes System von Regeln, der Seele fremd und von ihr unabhängig. Sie ist anderntheils, in ihrer Entstehung und in dem jedesmaligen Sprechen der Menschen, der Seele angehörig und von ihr abhängig. Wir haben Thesis und Antithesis, wie wir in ganzen Reihen in der „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre" dergleichen begegnen. Allein die Lösung dieser Antinomie weicht sofort von derjenigen ab, welche dort die Hauptrolle spielt. Dieselbe sei nicht so zu lösen, sagt die Einleitung zur Kawi-Sprache,[1]) daß die Sprache zum Theil fremd und unabhängig und zum Theil Beides nicht sei. Die Sprache sei vielmehr gerade insofern objectiv einwirkend und selbständig, als sie subjectiv gewirkt und abhängig sei, und die wahre Lösung jenes Gegensatzes liege in der Einheit der menschlichen Natur.[2]) Dies jedoch ist nur Einer von vielen Gegensätzen, welche zu lösen die eigentliche Aufgabe der Humboldt'schen Sprachphilosophie ist. Denn überall und

1) G. W. VI. 64.
2) Vergl. auch a. a. O. S. 201.

vor Allem ist ihm die Sprache „Vermittlerin," Vermittlerin zwischen dem Sprechen und dem Gesprochenhaben, zwischen dem Einzelnen und der Nation, zwischen Individuum und Individuum, zwischen der endlichen und der unendlichen Natur. Die Erzeugung insbesondere der Sprache ist ein im prägnantesten Sinne synthetisches Verfahren, ein Verfahren, „wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt."[1]) Und an diesem Punkte endlich ist es, wo er zwar einestheils, wie wir oben hervorgehoben haben, stets für die Unvollkommenheit des Gelingens der Synthese ein Auge behält, wo er aber zugleich die Vereinigung und Durchdringung der intellectuellen und der phonetischen Form der Sprache in der ganzen Schärfe und Prägnanz faßt, welche der Begriff identischer Durchdringung durch die theoretische Behandlung der Aesthetik erhalten hatte. Die genauere Auseinandersetzung dieses Punktes gehört in die Darstellung der Humboldt'schen Sprachphilosophie selbst. Es gehört dagegen an diesen Ort, hervorzuheben, wie es durchaus das ästhetische Schema ist, von welchem dabei diese Sprachphilosophie geleitet und beherrscht wird. Ausdrücklich spricht Humboldt es aus, daß die Sprache „gerade in dem tiefsten und unerklärbarsten Theile ihres Verfahrens an die Kunst erinnere." Er findet, daß „die Entstehung eines Wortes, menschlicher Weise gedacht, der Entstehung einer idealen Gestalt in der Phantasie des Künstlers gleichsehe." Ja, das vollendete Gelingen der sprachlichen Synthese endlich fließt mit der Erscheinung des Schönen geradezu in Eins zusammen. „Die künstlerische Schönheit der Sprache — — ist eine in sich nothwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung; denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgießt."[2])

Bei diesem höchsten Sinn nun für die Erscheinung der Identität muß es, wir wiederholen es, in der That als das größte

---

1) Einleitung zur Kawi-Sprache, a. a. O. S. 104; vergl. Ankündigung, a. a. O. S. 497. 498.

2) S. Einleitung zur Kawi-Sprache S. 105 u. 108 und Einleitung zur Uebersetzung des Agamemnon, G. W. III. 13.

Zeugniß für den Wahrheits- und Freiheitssinn des Mannes gelten, wenn er sich nichtsdestoweniger von dem romantischen Geiste der Zeit nicht dazu verleiten ließ, das Gesetz jener Identität ohne Weiteres zu universalisiren. Wenn er die Ueberzeugung aussprach, daß „der Ursprung und das Ende alles getheilten Seins Einheit ist,[1]) so lag der Schritt nahe, diese Einheit metaphysisch oder historisch an die Spitze der zu erklärenden Erscheinungswelt zu setzen. Er blieb im Ganzen von diesem romantischen Dogmatismus völlig frei. Nur gelegentlich — um die ganze Wahrheit zu sagen — streifte er die Grenze, an welcher die kritische in die romantisch-mystische Ansicht hinübergleitet. Zuweilen, und zwar am meisten in dem Programm vom Jahre 1812, mischt sich in den Nachweis der Identität, in welcher die Sprache wurzelt, so stark die Empfindung von der Unerklärlichkeit dieser Erscheinung, daß er sich in der mystischen Perspective eines tiefer zurückliegenden Ursprungs derselben zu verlieren scheint. Während er es aber dennoch vermeidet, dieselbe metaphysisch zu fixiren, so hat dagegen seine Geschichtsphilosophie in der That neben dem unendlichen Ausblick in die Zukunft, einen romantischen Hintergrund in dem Rückblick auf den Anfangspunkt der Geschichte. Hier, und nur hier, fixirt sich jene Identität zuweilen zu der Annahme eines reineren und ursprünglicheren Daseins der Menschheit in der Vergangenheit,[2]) und im Zusammenhange damit schildert er mit Vorliebe, in einem an Schelling und Schlegel erinnernden Tone die Zeit, „wo der Mensch auf seinem Bildungsgange noch Eins war," und wo ebendeshalb auch Dichtung, Wissenschaft, Philosophie und Thatenkunde ihre ursprüngliche und wesenhafte Einheit noch nicht verloren hatten.[3])

---

1) Ueber den Dualis, G. W. VI. 589.

2) Vergl. z. B. Kawi-Sprache, Bd. II. S. 15.

3) Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita. ꝛc., G. W. I. 98.

Dritter Abschnitt.

Methode und Darstellungsweise.

Ihr volles Licht jedoch können die philosophischen Anschauungen, welche Humboldt's linguistische Untersuchungen beherrschen, erst da empfangen, wo wir sie in Bewegung erblicken. Es ist erst die Methode seines Forschens und die Form seiner Darstellung, was uns den letzten Aufschluß über seine wissenschaftliche Ansichtsweise und zugleich den letzten Schlüssel zum Verständniß seiner sprachphilosophischen Behauptungen geben kann.

Auch in dieser Beziehung nun bringen die linguistischen Arbeiten Humboldt's das in seiner früheren wissenschaftlichen Thätigkeit Angestrebte zum Abschluß. Oftmals hatte er über die wahre Methode der Wissenschaft reflectirt. Aeußerungen wie die, daß bei allem Philosophiren die Anschauung und das Gefühl mit dem Verstande zusammenwirken, oder daß der Gedanke sich in die individuelle Natur des Gegenstandes vertiefen müsse, ließen einen Blick auf den Grund seiner Denkweise thun, ehe er nur irgend ein bestimmtes Thema selbständig zu behandeln den Versuch gemacht hatte. Aehnliche Reflexionen hatten fast in jedem seiner nachmaligen Aufsätze die sachliche Ausführung durchbrochen. Mehr oder weniger glücklich war er bestrebt gewesen, dieses Ideal des Philosophirens und Schriftstellerns, so oft er die Feder ansetzte, zu verwirklichen. Mit diesem Ideal hatte er zum Nachtheil der Verständlichkeit in den Horenaufsätzen, und zum Nachtheil wieder der Bündigkeit in den ästhetischen Versuchen gerungen. Aber seine Lehrjahre waren um. Er hatte das

Object gefunden, nach welchem er so lange umhergetastet; er hatte mit dem Object die Art und Weise von dessen Behandlung entdeckt. Nun endlich war er im Stande, die wahre wissenschaftliche Methode genau und erschöpfend zu charakterisiren. Er war nun endlich, und er wurde täglich mehr auch ihrer Anwendung Meister.

Es ist in der Einleitung zu der Abhandlung über den Dualis, wo er ganz im Allgemeinen aus der Sache selbst das wahre Verfahren in sprachwissenschaftlichen Dingen motivirt. Die Sprache nämlich geht aus der Tiefe des menschlichen Geistes hervor: die Wissenschaft der Sprache hat also einen Theil, der allein aus Ideen geschöpft werden kann. Die Sprache tritt in die Wirklichkeit in vereinzelter Individualität über: ihre Wissenschaft muß also nothwendig auch einen empirischen Theil haben. Die Sache selbst folglich fordert „die durch richtige Methodik geleitete vereinte Anwendung des reinen Denkens und der streng geschichtlichen Untersuchung.[1]) Unerörtert bleibt an dieser Stelle, worin diese „richtige Methodik“ bestehe. Längst jedoch hatte Humboldt eine ausführliche Antwort darauf gegeben. Recht eigentlich zu diesem Behuf hatte er die Abhandlung: „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers“ geschrieben. Der Zweck dieser Abhandlung war kein andrer als die Darstellung der idealen Methode, wie sie im Grunde für alle Wissenschaften dieselbe ist, wie sie aber insbesondere der Sprachforscher mit dem Geschichtschreiber gemein hat. Denn auch der Sprachforscher ist Historiker und die Sprache in ihrer factischen Erscheinung ein lebendiges Stück Geschichte; sie ist „eine der Seiten, von welchen aus die allgemeine menschliche Geisteskraft in beständig thätige Wirksamkeit tritt.“[2])

Der Historiker nun aber ist alles irdische Wirken und Geschehen treu und wahrhaftig darzustellen nur dadurch im Stande, daß er unverrückt zugleich die Ideen im Auge behält, welche die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen. Zwei Wege, setzt Humboldt auseinander, müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern: die genaue, partei-

1) G. W. VI. 564.

2) Einleitung zur Kawi-Sprache VI. 10.

lose, kritische Ergründung des Geschehenen und das Verbinden des Erforschten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren.[1]) Auch in der Charakteristik der wahren wissenschaftlichen Methode mithin geht Humboldt von dualistischer Anschauung aus und zu einer einheitlichen Anschauung hin. Und zwar vermittelt wird diese Wendung abermals durch die Aesthetik. Der Geschichtschreiber rückt in die Nähe des Dichters, das wissenschaftliche Verfahren wird als ein Analogon des poetischen und künstlerischen beschrieben. Wie das Wirkliche das Gepräge des Ideellen trägt, so hat es der Geschichtschreiber und ebenso der Naturbeschreiber darzustellen, indem er nicht mit bloßer Empfänglichkeit das Erscheinende, sondern zugleich mit Selbstthätigkeit, durch Ahndungsvermögen und eine höhere Verknüpfungsgabe, die ideelle Form und das Gesetz des Erscheinenden ergreift. Die innigste und doch zugleich nüchternste Durchdringung beider Momente vollendet den Begriff der echten Geschichtschreibung. Die Begebenheiten können selbst nach ihrer nackten Wirklichkeit nur erkannt werden, wenn der beobachtende Geist im Beobachten selbst fortwährend für das Ergreifen der Idee gestimmt ist. Diese Idee, umgekehrt, darf nicht schlechthin aus spontaner Kraft erdichtet, sie kann nur in und an den Begebenheiten selbst erkannt werden; was der Geschichtschreiber thun kann, „um zu der Betrachtung der labyrinthisch verschlungenen Begebenheiten — — die Form mitzubringen, unter der allein ihr wahrer Zusammenhang erscheint, ist, diese Form von ihnen selbst abzuziehen.“ Alles Begreifen setzt in dem Begreifenden „schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen dem Subject und Object.“

An dieser Beschreibung der wahren wissenschaftlichen Methode erhellt mit schlagender Evidenz, was wir oben in Beziehung auf den Inhalt der Humboldt'schen Sprachphilosophie entwickelten, daß ihm die ästhetische Ansicht der Dinge nie mehr als eine orientirende Idee geworden sei. Durch diesen Maaß und Grenze haltenden Gebrauch des Aesthetischen erhebt er sich, wir stehen nicht an, es auszusprechen, zu dem denkbar höchsten und reinsten Begriff echter Wissenschaft. In dem in Rede stehenden Aufsatz ist ein

1) Ueber die Aufgabe 2c., G. W. I. 4.

unumstößlicher wissenschaftlicher Kanon, sind die Grundzüge einer Wissenschaftslehre und eines Novum Organon niedergelegt, welche mit größerem Recht diese Namen verdienen als ihre Vorgänger. Die hier beschriebene Methode, auf's Tiefsinnigste das analytische und synthetische, das ideelle und empirische Moment auf der Grundlage des ästhetischen Schema's verbindend, steht an Wahrheit hoch über jener von Bacon beschriebnen Induction und führt dasjenige zum Abschluß, was diesem in einzelnen Andeutungen als Ahndung vorschwebte. Die hier beschriebene Methode aber ist nicht minder die Correctur jener dialektisch constructiven Methode der Hegel'schen Philosophie, welche auf der Grundlage der metaphysicirten Identität des Ideellen und Reellen, und ebendeshalb systematisirend, durchweg den Schein einer Zusammenstimmung des Empirischen und des Allgemeinen aufrecht erhält, während sie in Wahrheit das Erstere unter die rücksichtslose und logisch strenge Herrschaft des Apriorischen, der Principien und der Kategorien schmeichelt.[1]) Es ist eine Methode endlich, welche gleich sehr in die Tiefe der Dinge, wie zu ihrer einfachen Wahrheit hinführt und deren Charakter sich daher, um Humboldt's eigne Worte zu brauchen, in der verbundenen „Freiheit und Zartheit der Ansicht" vollendet.

Der geistvolle Tiefsinn Bacon's würde, wie wir vermuthen, näher an diese Methode herangerückt, er würde das nothwendige Entgegenkommen des Geistes weniger außer Acht gelassen haben, wenn nicht so überwiegend den Gegenstand seines Interesse's die Natur ausgemacht hätte. Denn Humboldt zwar macht auch für die Naturforschung auf dieses nothwendige geistige Entgegenkommen aufmerksam; dennoch aber verhält es sich so wie er sagt, daß gerade bei der Geschichte diese vorgängige Grundlage und gleichsam Anticipation des Begreifens vorzugsweise klar ist, „da Alles, was in der Weltgeschichte wirksam ist, sich auch in dem Innern des Menschen bewegt."

1) Vergl. Steinthal, die Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie (Berlin, 1848) S. 3 ff. Das Specifische der Humboldt'schen Methode scheint uns indeß durch die dort gegebene Darstellung sowie durch die Benennung „denkende Anschauung, anschauendes Denken" noch keinesweges ergriffen; denn darin gerade besteht das Entscheidende, daß es das ästhetische Schema ist, durch welches Humboldt für das Denken und das Anschaun, ein lebendiges ebenso energisches wie zartes Band gewinnt.

Wenn dies aber von der Geschichte gilt, so gewiß auch von der Sprache, und es wäre wunderbar, wenn Humboldt zwar den Begriff der echten Methode aufgestellt, dieselbe aber in dem ihm eignen Bezirke der geschichtlichen Wissenschaft, auf dem Gebiete der Sprache, nicht in Anwendung gebracht hätte.

Die Wahrheit ist, daß die Idee dieser Methode den Hintergrund aller seiner linguistischen Forschungen ausmacht und daß sie an einzelnen Punkten in wahrhaft genialischer Weise von ihm geübt ist. Zwar in der Natur der Sache selbst liegt es, daß eigentlich diese Methode nie unmittelbar gesehen werden kann. Es ist anders mit ihr als mit der constructiven und mit der epagogischen Methode, die, weil sie von etwas Festem, zu etwas Festem, von etwas Fertigem zu etwas Fertigem fortschreiten, sich deutlich vor das Auge bringen lassen. Das Humboldt'sche Verfahren hat nur in der Bewegung des Geistes als ein Schweben zwischen dem Factischen und dem Ideellen eine subjective, und andrerseits nur in der gelungenen Verbindung dieser beiden Momente, in dem dargestellten Resultat, Existenz. So oft uns eine Forschung und nicht etwa das fertige Ergebniß einer Forschung vorgeführt wird, so oft zerschlägt sich mit Nothwendigkeit der lebendige Proceß der Methode für die äußere Erscheinung in den Dualismus des Ausgehens vom Allgemeinen und vom Besondern. Die Regel daher ist, daß Humboldt den historischen Weg der Untersuchung dem begrifflichen entweder vorausschickt oder nachfolgen läßt. Die meisten seiner linguistischen Aufsätze zerfallen in dieser Weise in zwei sich ergänzende Hälften. So namentlich der über den Dualis und der über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache. Dasselbe ist die Ordnung in dem Schreiben an Abel-Rémusat, und dasselbe ist das Verhältniß, in welchem das Kawi-Werk zu der als Einleitung demselben vorausgeschickten Abhandlung steht. Es kömmt dazu, daß man in diesem Verfahren vielfach eine bloße Concession an das Bedürfniß größerer Verständlichkeit erblicken darf. Man trete jedoch näher. In allen diesen Fällen verwandelt sich alsdann das scheinbare Nebeneinander vor dem Geiste des Lesers zu einem Ineinander. Bald genug wird derselbe von dem Gefühl der lebendigsten Gegenseitigkeit beider Theile ergriffen. Denn die allgemeinen Entwickelungen tragen überall die Farbe der Thatsachen, aus deren Beobachtung sie entsprungen sind, und die Thatsachen werden

in einer Weise geordnet und blosgelegt, daß sie von selbst den Sinn zu den Ideen zurück- oder ihnen entgegenlenken.

Allein es giebt andere Fälle. Es giebt Fälle, wo es den Anschein hat, als ob sich Humboldt thatsächlich einem blos constructiven, und es giebt Fälle, wo es den Anschein hat, als ob er sich einem einfach inductorischen Verfahren überließe.

Das schlagendste Beispiel einer scheinbar rein apriorischen Deduction aus den allgemeinen Gesetzen des menschlichen Geistes findet sich in dem Aufsatz „über die Verwandtschaft der Ortsadverbien rc.“ Aus der Handlungsweise des menschlichen Geistes wird hier zuerst der nothwendige Charakter der persönlichen Pronomina abgeleitet. Sofort wird dieser Charakter durch Aufweisung der Forderungen analysirt, die man demnach an die Bezeichnung jener Pronomina zu machen habe. Der für sie zu wählende Ausdruck nämlich müsse auf alle möglichen Individuen, da jedes zum Ich und Du werden kann, passen und dennoch den Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen bestimmt und als wahren Verhältniß-Gegensatz angeben; er müsse ferner von aller qualitativen Verschiedenheit abstrahiren und dennoch ein sinnlicher Ausdruck sein, und zwar ein solcher, der, indem er das Ich und Du in zwei verschiedene Sphären einschließt, auch wieder die Aufhebung dieser Trennung und die Entgegensetzung beider zusammen gegen ein Drittes möglich lasse. Alle diese Bedingungen nun aber erfülle der Begriff des Raumes — und alsbald wird zu dem Nachweis übergegangen, daß es Thatsachen giebt, welche wirklich und deutlich zeigen, daß man in einigen Sprachen eben den Raumbegriff auf den Pronominalbegriff bezogen habe. So erscheint hier offenbar ein Uebergewicht des constructiven Moments. Allein dasselbe verschwindet, wenn man bei einem tieferen Eingehen in die apriorische Deduction gewahr wird, wie das dem Geiste des Sprachforschers vorschwebende Bild der wirklichen Sprache bereits die abstracte Anschauung des allgemeinen geistigen Verfahrens gereinigt und modificirt hat.

Es verhält sich ähnlich bei dem entgegengesetzten Fall, wo wir auf den ersten Blick lediglich den Baconischen Weg der Induction geführt zu werden scheinen. Je specieller die Untersuchung, desto näher wird dieser Weg liegen. Das schlagendste Beispiel daher findet sich in dem Aufsatz: „Ueber die in der Sanskritsprache durch die

Suffixa tvâ und ya gebildeten Verbalformen," einem Aufsatz, dessen methodischen Gang schon A. W. Schlegel in seiner Vorerinnerung zu demselben hervorgehoben hat. Wir glauben in der That eine Baconische Instanzentabelle vor uns zu haben: der Aufsatz beginnt mit der Darlegung der reinen grammatischen Thatsache in ihrem ganzen Umfange. Geordnet nach der Verschiedenheit ihrer äußerlichen grammatischen Natur werden die Fälle des Vorkommens jener Formen angegeben und beständig mit Beispielen begleitet und erläutert. Am liebsten sofort ließe der Verfasser hierauf eine Entwickelung der Meinungen der einheimischen Grammatiker über die Natur jener Formen folgen; nicht blos nach der Vorschrift des Verulamiers, sondern zugleich nach dem Muster des Stagiriten möchte er zu Werke gehn. Nur der Mangel der erforderlichen Hülfsmittel nöthigt ihn, hierauf zu verzichten; er verschreitet also nunmehr dazu, die aufgeführten Instanzen ganz einfach zu summiren, die grammatische Thatsache nach ihrer reinen Thatsächlichkeit zu fixiren und in ihrer ganzen Besonderheit herauszuheben. Soweit ist es lediglich der Kanon der Induction, den wir befolgt sehen. Allein plötzlich wird derselbe durch den entgegengesetzten Kanon gekreuzt, und der rein empirische Weg erhält eine Ablenkung. Es wird herübergelangt nach dem Begriffsschatz der allgemeinen Grammatik. Mittelst eines abbrevirenden Verfahrens wird vorerst der ungefähre Ort in's Auge gefaßt, wo jene Verbalformen unterzubringen sein dürften und dieser Ort alsbald in's Engere zusammengeschränkt, sodaß nur die Frage übrig bleibt, ob dieselben für Participien oder für Gerundien zu halten seien. Und nun mißt gleichsam das Auge herüber und hinüber. An dem genauer festgestellten Begriff des Particips und Gerundiums werden die fraglichen Formen geprüft. Es wird gewissenhaft erprobt, wiefern sie der Natur des Einen, wiefern sie der Natur des Andern entsprechen, und auf diese Weise die letzte Entscheidung zu Gunsten des Gerundiums gewonnen. Aber das Ergebniß der Untersuchung reicht über diese nächste Entscheidung hinaus. Durch den Begriff des Gerundiums sind wir über jene Suffixbildungen verständigt, durch die Beschaffenheit dieser Suffixbildungen ist der Begriff des Gerundiums klarer, weiter, bestimmter geworden.

Wenn nun aber so selbst in denjenigen Fällen, wo auf den

ersten Anschein ein einseitigeres Verfahren gegen die Idee einer höheren Methodik Platz greift, immer zugleich die Correctur eintritt, so läßt vollends der Gesammtüberblick über die sprachwissenschaftliche Thätigkeit Humboldt's auf das Allerentschiedenste den Eindruck zurück, daß jene Idee ihm niemals abhanden gekommen, daß jene Methodik die immanente Energie seines geistigen Verfahrens ist. Wenn er jetzt mit einer allgemeinen Charakteristik, etwa einer ganzen Gruppe von Sprachen, beginnt und dann die speciellste Zergliederung ihrer grammatischen Textur folgen läßt, wenn er jetzt wieder, etwa in wörtervergleichenden Tabellen, zuerst das Einzelnste vor uns ausbreitet, um demnächst ein zusammenfassendes Totalbild der verglichenen Sprachen dahinterzustellen, wenn er unzählige Male von der reinlich herausgehobenen und festhingestellten Thatsache ausgeht, um die Ergründung derselben unmittelbar daran anzuknüpfen, wenn er überall endlich die historische Darstellung des Details mit den allgemeinsten und ideellsten Anschauungen durchschießt: — immer ist es der Drang einer höchsten ästhetischen Verknüpfung, dessen Arbeit noch in dem Niederschlag der geistigen Thätigkeit sich spüren läßt. Es ist nie ein bloßes Aufsteigen von dem Vielen zu Einem. Es ist stets ein wissenschaftliches Analogon zu demjenigen, worin nach der Humboldt'schen Formel das Verfahren des Künstlers besteht: es ist ein Individualisiren des Ideellen und wiederum ein Idealisiren des Individuellen. Es ist freilich eine einfache Consequenz seiner Ansicht von der synthetischen Natur der Sprache, wenn er so häufig einschärft, wie die Verwandtschaft verschiedener Sprachen nur aus der Uebereinstimmung ihrer concreten Formen, aus der Aehnlichkeit ihrer grammatischen Individualität erschlossen werden könne,[1]) aber diese Sprachansicht selbst beruht auf der Fähigkeit des Zusammenschauens des Ideellen und Individuellen, und jenes Aufweisen gerade der concreten Formen, jenes Erschöpfen ihrer grammatischen Individualität wird von ihm selbst mit vollendeter Meisterschaft geübt.

---

1) S. z. B. Einleitung in die Kawi-Sprache, G. W. VI. 308. Ueber den Dualis, ebendas. 585. Ganz der Ausführung dieses Thema's gewidmet ist der Essay on the best means etc., G. W. VII. 423 ff.; s. besonders S. 428. Vergl. endlich auch Kawi-Sprache, Bd. III. S. 432 u. schon „Berichtigungen und Zusätze" Mithridates, Thl. IV. S. 306.

Eben hierin wurzelt das eigentlich Characteristische seiner Sprachbehandlung; eben hierdurch ward er der Schöpfer einer Sprachwissenschaft wie sie vor ihm nicht existirt hatte. Er setzte die in Eins ideale und individuelle Sprachbetrachtung an die Stelle der blos empirischen und der blos logischen, schuf Sprachwissenschaft statt bloßer Sprachkenntniß und Sprachphilosophie statt bloßen Philosophirens über die Sprache. Aus dieser von der ästhetischen Anschauung getragenen und dirigirten inneren Arbeit heraus wies er insbesondere die „einseitig logische Sprachansicht“[1]) in ihre Schranken zurück. Schon früh, schon bei seiner Beschäftigung mit den Griechen hatte er „vernünftelnde Gründe in sprachlichen Dingen“ gehaßt.[2]) Es macht in gewissem Sinne die Summe seiner nachmaligen Spracheinsicht aus, daß der lebendige Leib der Sprache nicht an das Kreuz der Logik geschlagen werden dürfe. Er ist voll Anerkennung für die Bemühungen, namentlich eines Bernhardi, um die sogenannte allgemeine oder philosophische Grammatik.[3]) Er will derselben ihre Berechtigung und die Bedeutung ihrer eignen Consequenzen nicht streitig machen; wie aber das frühere Naturrecht im Grunde nichts als eine Abstraction von dem System des römischen Rechtes war, so finden sich nach Humboldt auch „die reinen Begriffe unsrer allgemeinen Grammatik nur immer in den Sprachen vollendeter Bildung, und auch da nur in der philosophischen Ansicht derselben.“[4]) Der logischen Sprachansicht setzt er im Ganzen diejenige entgegen, „welche eine Zergliederung der Sprache selbst versucht“ und nur diese führt nach ihm zur „wahrhaften Einsicht“ in die Natur sprachlicher Formen. Er verschmäht es eben deshalb, bei der Analyse ungebildeterer Sprachen das Schema unsrer gewöhnlichen grammatischen Begriffe und Eintheilungen zu Grunde zu legen, ein Schema, welches, genau genommen, nur das der Grammatik der Sanskritischen Sprachen sei. Die Grammatik der Südseesprachen z. B. kann nur nach dem Schema der individuellen Form dieser Sprachen

1) Kawi-Sprache, Bd. III. 526.

2) An Wolf, G. W. V. 82.

3) Ueber die durch zwei Suffixa rc., a. a. O. Bd. II. S. 71, Anmerkung; vergl. Ueber den Infinitiv a. a. O., besonders S. 244.

4) Ueber die Verwandtschaft rc., a. a. O. S. 2.

behandelt werden. Um „den eigenthümlichen Bau dieser Sprachen in nichts zu verdunkeln", beginnt er die Darlegung ihrer Grammatik mit einer Zergliederung der Partikeln derselben, aber auch dies nur, nachdem er den Leser darüber verständigt hat, daß der Begriff Partikel hier nur als ein Analogon dessen zu fassen sei, was nach gewöhnlicher grammatischer Auffassung diesen Namen führe.[1]) Aber auch damit nicht genug. Wie man es auch anfangen möge: Grammatik bleibt Grammatik; in einer jeden leidet der besondre und eigenthümliche Sprachtypus Gefahr, durch den allgemeinen verdunkelt zu werden; schon durch die Zerstückelung überdies, welche die Grammatik mit der Sprache vornimmt, geht Vieles von deren wahrem Wesen und Leben verloren. Zum genaueren Eingehen in den Bau einer Sprache erklärt daher Humboldt das Lesen wirklicher Sprachtexte für durchaus unerläßlich. Zu ihrer Lectüre müsse man von dem blos grammatischen Studium vorschreiten, von dem Lesen zum grammatischen Studium wieder zurückkehren[2]), — und er verfährt selbst diesen Grundsätzen gemäß bei seiner Darstellung der tongischen, neuseeländischen und tahitischen Sprache.

Aber nicht blos von dem grammatischen Schema dringt er zur lebendigen und individuellen Wahrheit der einzelnen Sprachen durch, sondern das Logische, Begriffe und Eintheilungen überhaupt faßt er nur, wie der bildende Künstler die anatomische Skizze, als Unterlage und Hülfsmittel für die Darstellung der Sache, wie sie in Wahrheit ist. Das Studium der Anatomie wird gewiß von dem tüchtigsten Künstler am höchsten geschätzt. Wenige ebenso werden sich an Abstractionskraft, an innerer logischer Klarheit und an Scharfsinn mit Humboldt messen können, und weder den gemeinen Menschensinn, noch den Verstand, noch die Logik hat er sich jemals im Stile der romantischen Philosophie zu verachten einfallen lassen. Aber dennoch weiß er, daß diese Dinge nicht Alles sind und weiß es abermals besser, als es diese Philosophie weiß; weiß es, was die Hauptsache ist, um Ernst mit diesem Wissen zu machen.

---

1) Kawi-Sprache, III. 524 ff. Vergl. über die ganze Stellung Humboldt's zur allgemeinen oder logischen Grammatik: Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie (Berlin, 1855) S. 118 ff. u. passim.

2) Kawi-Sprache, III. 476. 478.

Die Einsicht einer constructiven Philosophie wie etwa die Hegel'sche, reicht soweit allenfalls auch, daß die Sprache ein lebendiger Organismus, daß die Gesammtheit der Sprachwelt von derselben organischen Natur und Lebendigkeit ist. Aber sofort ist es der construirte Begriff des Organismus, der sie dessen überhebt, Organisches wirklich wie Organisches anzufassen, der ihr die Erlaubniß vermittelt, das Lebendige mit logischem Formalismus zu behandeln und zu systematisiren. Es ist das eine Methode, welche die Einfachheit, Reinheit und Wahrhaftigkeit der Logik verderbt, ohne darum an die lebendige Wahrheit der Natur heranzukommen. Allein nicht so Humboldt. Mit scharfem und nicht zu beirrendem Verstande sucht er überall feste Punkte zu setzen und reine Linien zu ziehen, das Verwandte unter Einheiten zu bringen, das Discrepante zu scheiden. Aber hinter diesem scheidenden und eintheilenden Verstande richtet sich sein ästhetischer Sinn auf die lebendige Gestalt. Wo irgend, sei es für das Ganze der Sprachwelt, oder im Einzelnen sonst, Eintheilungen und Klassificationen von ihm versucht werden: überall sind sie ihm nichts weiter als „ungefähre Anhaltpunkte." Streng durchgeführt, würden sie der Sache selbst etwas Fremdes aufdringen und den Dingen in ihrer concreten Bestimmtheit Gewalt anthun: es gilt überall das Abstracte durch das Concrete zu ergänzen, und die logische mit der ästhetischen Anschauung berichtigend zu durchdringen.

In alle dem nun erkennt man ohne Schwierigkeit dieselbe Tendenz des Annäherns der wissenschaftlichen an die künstlerische Darstellung wieder, welche in den vorlinguistischen Arbeiten Humboldt's sich in immer andrer Weise bemerklich machte. Ebenso jedoch erkennt man den F o r t s c h r i t t gegen jene früheren Arbeiten. Der Grund seiner Ueberzeugung ist noch immer, daß die Grenzen zwischen Kunst und Wissenschaft fließende Grenzen sind. Allein über diese Grenzen sowohl, wie über die Möglichkeit, sie zu überspringen, hat er erst jetzt ein klares, durch die reichste Erfahrung erworbenes Bewußtsein. Wiederholt ergeht er sich nunmehr in der Hervorhebung der Schwierigkeiten, welche sich der Darstellung des Wesens und der Form der Sprachen entgegenstellen. Dies „eigentliche Wesen" der Sprache, sagt er schon in seinem ersten sprachphilosophischen Programm, „gleicht einem Hauche, der das Ganze umgiebt, aber, zu

sein, an dem einzelnen Element seine Form für das Auge verliert."[1]) Er vergleicht in seinem letzten großen sprachphilosophischen Werke die Sprachen mit den menschlichen Gesichtsbildungen. Auch diese vermag wohl die Kunst des Malers wiederzugeben, aber „kein Messen und kein Beschreiben der Theile im Einzelnen und in ihrem Zusammenhange vermag die Eigenthümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen." Ebenso die Sprache. „Wie viel man in ihr heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern möge, so bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig; und gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin die Einheit und der Odem eines Lebendigen ist." Dasselbe kann „durch das klarste und überzeugendste Gefühl" wahrgenommen werden, aber die Versuche, es in bestimmte Begriffe zu begränzen, werden scheitern.[2]) Dies klare Bewußtsein über die Grenzen wissenschaftlicher Darstellung gereicht ohne Zweifel dem Forscher zur höchsten Ehre. Aber der Triumph des Genie's ist es, daß er nichtsdestoweniger diese Grenzen als elastische zu behandeln, sie auf's Aeußerste zu dehnen und nun erst die Wissenschaft in richtiger und maaßhaltender Weise an die Kunst heranzuarbeiten im Stande war. So wie er dies principiell bei der Auseinandersetzung der Aufgabe des Geschichtschreibers that, so wird auch thatsächlich das Zusammenwirken der logischen und der ästhetischen Kräfte des Geistes in den gelungensten Partien seiner linguistischen Forschungen und Darstellungen auf ganz andre Art sichtbar, als in den Horenaufsätzen oder den Aesthetischen Versuchen. Auch Göthe, welcher vielleicht für die Auffassung der Natur ebenso vorzüglich organisirt war, wie Wilhelm von Humboldt für das Verständniß der Sprache, wollte „keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit" ausgeschlossen wissen. Indem es ihm noch näher lag, die wissenschaftliche mit der künstlerischen Darstellung zusammenfließen zu lassen, so sprach er es aus, wie auch für jene nichts entbehrt werden könne, — „die Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche, sehnsuchtsvolle Phantasie und liebevolle Freude am Sinnlichen." Ge-

1) Ankündigung, a. a. O. S. 497.

2) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 44. 45.

läutert durch das scharfe Bewußtsein des der Wissenschaft specifisch Eigenthümlichen, ist die Humboldt'sche Behandlung der Sprache in vielen Fällen ein sprechender Commentar zu diesen Worten. Mit der größten Gewissenhaftigkeit das Thatsächliche constatirend, mit der verständigsten Analyse es zergliedernd, ist er zugleich sichtlich bemüht, die Lücken dieser Verstandesoperation durch das Aufgebot der Kräfte der Phantasie und des Gefühls auszufüllen. Der Verstand geht an dem Leitfaden des Gefühls, an der Hand des wissenschaftlichen Instincts und der Ahndung. Er ist auf diese Weise im Stande, in die feinsten Züge und in die zartesten Poren der Sprache einzudringen und in der That von jenem Hauchartigen etwas zu erhaschen, was sich jeder Darstellung zu entziehen schien. Es würde überflüssig sein, für diese Erscheinung Beweise beizubringen, da sie über das Ganze der Humboldt'schen Arbeiten ausgebreitet sind. Aber mit Bewunderung haben wir stets die Beschreibung des mexicanischen Einverleibungssystems in der Einleitung zur Kawi-Sprache gelesen und nicht minder bewunderungswürdig ist uns die tastende Zartheit erschienen, mit der im dritten Bande des Kawiwerkes der Natur und Bedeutung der Partikeln der Südseesprachen nachgespürt wird.

Und so bestätigt sich hier endlich, in dem letzten Stadium der wissenschaftlichen Thätigkeit Humboldt's noch eine andere schon auf den früheren Stadien von uns beobachtete Eigenthümlichkeit. Es giebt Gebiete des Wissens, für welche die Nüchternheit des reflectirenden Verstandes vollkommen ausreicht. Es giebt andre, deren Verständniß ewig verschlossen bleiben würde, wenn nicht der zersetzende Scharfsinn und die sichtende Urtheilskraft sich der helfenden Leitung des Gefühls und der ahndenden Combinationsgabe anvertraute. Die Räthsel der alten Mythologie und die Urgeschichten der Völker z. B. würden ohne dieses Verfahren schlechthin unergründlich sein. Hier scheitert ebendeshalb die pragmatisirende Geschichtschreibung der Engländer und überläßt es dem geduldigen Tiefsinn der Deutschen, noch in der Dämmerung Farben und Gestalten zu erkennen. Es war bezeichnend für Humboldt, daß seine wissenschaftlichen Untersuchungen sämmtlich auf solche Punkte sich bezogen, wo das blos scharfsinnige Reflectiren ihn im Stiche gelassen haben würde, wenn es nicht von einem tiefer begründeten Instinct für die Wahrheit unterstützt worden wäre. Stets und überall zog

das Dunkle und Geheimnißvolle ihn an; erst hier fühlte er sich in dem Elemente, welches alle Kräfte seines Wesens herausforderte und in's Spiel setzte. Er hing jetzt unverwandten Blickes an einem Gegenstand, dessen Wesen noch wunderbarer war, als das Geheimniß der Geschlechtsdifferenz, als die Hieroglyphik der Gesichtsbildungen und als das Wunder der Kunst und der Dichtung. Aber auch auf diesem Gebiete wiederum ward seine Forschung von Anfang an stets an die entlegensten und unzugänglichsten Punkte getrieben. Den Mittelpunkt seiner linguistisch-historischen Bemühungen bildete zuerst jene, im Verschwinden begriffene, literaturlose Sprache der Urbewohner Spaniens, und diese wieder sollte ihm zum Leitfaden für die Ergründung der Urgeschichte Europa's werden. Und wie beschaffen war diejenige Sprache, die er in der letzten Periode seiner Sprachstudien zum Mittelpunkte seiner Forschung und seiner Schriftstellerei machte? Das Kawi ist eine todte Sprache. Es ist eine Sprache, welche nie anders als in dichterischer und gelehrter Literatur lebendig war. Von den noch im Original erhaltenen Kawiwerken ist ein Epos von ungefähr 700 Stanzen die einzige Quelle für unser Studium der Sprache. Nur etwa der fünfte Theil jedoch dieser Stanzen liegt Humboldt vor. Er liegt ihm in einer Mittheilung vor, bei welcher die javanische Schrift des Originals in lateinische Lettern umgesetzt ist, und es stellt sich heraus, daß diese Umsetzung nach schwankenden Grundsätzen und ungenau gemacht ist. So beschaffen sind die Hülfsmittel und so beschaffen ist die Sprache, deren grammatische Natur von ihm bestimmt wird und die ihm zum Ausgangspunkt dient, um den grammatischen Bau einer Reihe anderer Sprachen zu ergründen, für welche die Unterlagen meist ebenso dürftig sind, und um die historischen Beziehungen und Zusammenhänge von Völkern zu ermitteln, die auf der untersten Stufe weltgeschichtlicher Bedeutung stehen.

Die Sympathie für das Abgelegene und Geheimnißvolle, die Neigung, sich auf Gebieten zu bewegen, in denen der Ahndung eine gleichberechtigte Stimme wie dem nüchternen Verstande eingeräumt werden muß, diese Vorliebe für das Dunkle könnte nun den Verdacht aufkommen lassen, als ob ein gewisser wissenschaftlicher Mysticismus dadurch befördert würde. Es verhält sich in Wahrheit gerade umgekehrt. Ein Blick auf das Ganze der Humboldt'schen Forschungen

wird allemal die Ueberzeugung hervorrufen, daß alle tiefsten Gemüthskräfte bei denselben mit thätig gewesen sind. Ein Blick auf das Einzelne wird allemal den Eindruck machen, daß hier der scharfsinnigste und subtilste Verstand allein sein Geschäft verrichte. Die Regel ist die, daß wir wohl die Direction gewahr werden, welche der Verstand von der genialen Anschauung und Combinationsgabe empfängt, zugleich jedoch Schritt für Schritt nur das Vorschreiten des strengsten wissenschaftlichen Denkens erblicken. Der Verstand, scheint es, schärft und härtet sich an dem genialen Sinn, der ihn im Hintergrunde leitet und überwacht. In der Projection der wissenschaftlichen Auseinandersetzung werden zart empfundene zu subtil auseinandergesetzten Unterschieden, und dem Tiefsinn, welcher die Seele der Untersuchung ist, versagt niemals das Organ des kritischen Scharfsinns. Wem an Humboldt's übrigen Arbeiten diese Seite minder hervorstechend erschiene, den müßte man an den Aufsatz über Champollion's phonetische Hieroglyphen verweisen, — einen Aufsatz, in welchem die Unbestechlichkeit des kritischen Verstandes wahrhaft bewunderungswürdig ist. Es gilt die Prüfung der noch neuen Entdeckung des geistreichen Franzosen. Mit noch unzulänglichen Daten wird diese Prüfung geführt, jene Data aber nach ihrer ganzen Tragweite gewürdigt und auf dieser Grundlage eine methodische Skepsis gegen das Champollion'sche System gerichtet. Eine Zähigkeit im Beanstanden, eine Enthaltsamkeit im Verwerfen wie im Behaupten, eine Schärfe und Feinheit des Urtheils, wie sie vielleicht beispiellos ist, setzt schließlich jenes System in seinen Grundzügen über jeden Zweifel hinaus, während die Anwendung desselben im Einzelnen der strengsten Controle unterliegen soll. Die Kritik hat in diesem Falle ihr Geschäft vollkommen verrichtet. Sie hat, den ungegründeten Zweifel abschneidend, die gegründete Behauptung als solche erhärtend, die Grenzen der Wahrheit gesichert und der weiteren Untersuchung einen unerschütterlichen Boden bereitet.

Man hat wohl gelegentlich, in Rücksicht der ästhetisch-kritischen Thätigkeit Beider, Wilhelm von Humboldt mit Lessing verglichen. Im Einzelnen ist dieser Vergleich wenig motivirt. Lessing sagte von sich selbst, daß die Kritik seine Muse sei. Humboldt schrieb an Wolf, in welchem er mit Recht etwas von Lessing'schem Geiste erblickte, daß ihm selbst die kritische Haltung des Geistes, kritisches

Mißtrauen, kritische Strenge fehle.[1]) Auf beiden Seiten sind diese Selbstbekenntnisse nicht vollkommen zutreffend. Am wenigsten, wie wir glauben, das Letztere. Dennoch können beide als Zeugniß dienen, daß das Mischungsverhältniß der geistigen Eigenthümlichkeiten beider Männer ein wesentlich verschiedenes war. Lessing hatte Recht, wenn er seine eigentliche Stärke in der Kritik sah: Humboldt hatte Recht, wenn er die seinige da nicht suchte. Er war eine überwiegend empfangende, Lessing eine überwiegend selbstthätige und arbeitende Natur. Für Humboldt war es Bedürfniß, soviel wie möglich von der umgebenden Welt mit sich in Berührung zu setzen und sich im freien Besitz dieses Wissens zu fühlen. Auch Lessing war in eine unendliche Polyhistorie verwickelt, allein er fand, daß er schon zu viel gesammelt habe; das Ordnen, Sichten und Selbstdenken war ihm in alle Wege die Hauptsache. Jener trug in's Unendliche Steine zusammen und sann über dem Plane, wie er sie verbauen könne: dieser hob ebenso Steine auf, unzählige, wie er sie auf seinem Wege traf, und kein Bücken danach war ihm zu mühselig; aber aus jedem, den er aufhob, schlug er alsbald Feuer. Beide waren gleich wissens- und wahrheitsdurstig, aber sie befriedigten diesen Durst verschieden nach der Verschiedenheit ihres Temperaments, jener langsam und bedächtig, dieser hastig und in raschen Zügen. Es ist schwer, sich für den Einen oder den Anderen zu erklären. Eine heißere Wahrheitsliebe als sie Lessing bekannte und bewährte, ist nicht zu finden, eine reinere, unbedingtere nicht als sie in dem wissenschaftlichen Verfahren Humboldt's zum Vorschein kömmt. Hinreißender ist die Sicherheit, die Schärfe und die Gewalt des Lessing'schen Urtheils: bewunderungswürdiger die Gewissenhaftigkeit, mit welcher Humboldt sein Urtheil wägt, verschiebt, zurückhält oder begrenzt. Liebenswürdiger ist der Wahrheitseifer, der sich nicht scheut, zu irren, um sich zur Wahrheit durchzuschlagen: achtunggebietender die Bescheidenheit, die sich nicht entscheidet, um nicht zu irren. Der Eine scheint die Wahrheit wie eine Braut, der Andere wie eine κουριδίη ἄλοχος zu lieben. Jener scheint sie zu erstürmen, dieser sie zu umschleichen. Von Dogmatismus gleich fern ist der Eine mehr der Kritiker, der Andre mehr der Skeptiker, allein jener, um in der

1) G. W. V. 131, 133, 175.

Kritik ganz aufzugehn, dieser um durch die Skepsis zum Genusse der Wahrheit zu gelangen. Die Wahrheitsleidenschaft hat sich nie reiner als in Lessing, die völlige Hingebung und die tiefste Zuneigung zu ihr nie reiner als in Wilhelm von Humboldt verkörpert.

Näher vielleicht liegt es, Humboldt, den Sprachforscher, mit Niebuhr zu vergleichen. Sie gaben Beide das in unserm Vaterlande seltene Beispiel der Verbindung staatsmännischer und wissenschaftlicher Thätigkeit. Sie berührten sich in der einen wie in der anderen sowohl persönlich wie sachlich. Dem Schicksal Preußens und seiner inneren Entwickelung war gemeinschaftlich und in verwandter Richtung ihre Theilnahme zugewandt; in der Untersuchung über die Urbewohner des westlichen Europa ward Humboldt bis in die Fährten der Niebuhr'schen Forschungen hingezogen. Eines der Ziele der linguistischen Arbeiten jenes war die Feststellung historischer Thatsachen; eine der Quellen für die historischen Untersuchungen dieses waren linguistische Thatsachen. Beide widmeten Einem großen wissenschaftlichen Thema alle Muße ihres Lebens, und Beide endlich eröffneten ganz neue Bahnen der Forschung und wurden die Begründer neuer wissenschaftlicher Ansichten. Aber auf völlig verschiedenem Wege wurden diese Erfolge errungen. Wenn man dem Genie des Geschichtschreibers Roms und seinem großen Blick für Dinge und Verhältnisse, mit denen sein Geist sich innerlich wahlverwandt fühlte, nicht umhin kann, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so muß man doch gleichzeitig gestehen, daß er selbst diesen Rechtstitel etwas zu stark ausbeutete und daß er oft für die Beglaubigung seiner Resultate die Autorität jenes Genie's und der daraus fließenden Begeisterung allzu gebieterisch einsetzte. Nicht blos im Stil, sondern auch in der Methode und in den Ergebnissen spüren wir noch öfter den impetus des C. Gracchus als die maturitas des L. Crassus. Wir werden versichert, daß etwas so sei, oder wir erfahren wie sich der Schriftsteller eine Sache denke, und wir haben das Gefühl, daß der Versichernde empfindlich werden würde, wenn wir seinem *αὐτός φημι* ein zweifelndes unde nosti? entgegensetzen wollten. Wir werden von einer Livianischen Fabel befreit, aber wir sind in Gefahr, sie mit einer Niebuhr'schen zu vertauschen. In diesem Kriticismus steckt ein gutes Theil Dogmatismus und Positivismus. Niebuhr kritisirt, aber er kritisirt zuweilen, indem er erzählt, und er erzählt

zuweilen wie Redner erzählen. Zu diesem Verfahren bildet das Humboldt'sche einen wahrhaft schneidenden Contrast. Weit entfernt, auf seinen genialen Blick zu pochen, ist er selbst voll Mißtrauen gegen denselben. Alle Intimität mit seinem Gegenstande führt ihn nur zu immer größerer Sachlichkeit. Immer mehr und bis zur Aengstlichkeit ist er bedacht, die Untersuchung von allen pathologischen Motiven zu reinigen. Unbekümmert, den Leser zu überreden, ist er einzig bekümmert, sich selbst zu überzeugen. Die Ueberzeugung tritt mit leisen und behutsamen Schritten ein, sie schwebt, ängstlich, sich zu fixiren, über dem Detail der Untersuchung und wächst endlich unbemerkbar aus dem ganzen Geäder der Beweisführung zusammen. Da wiegt kein Grund mehr als er darf, da spürt man durch die ganze Menge der herbeigebrachten Thatsachen keine andre Leitung als die stets zurückhaltende des ihren Sinn erahndenden Verständnisses. Die Wahrheit selbst müßte täuschen können, wenn irgend eine Illusion, irgend ein schiefes oder falsches Resultat auf diesem Wege entspringen sollte. Aber die Wahrheit täuscht nicht, sondern sie ist nur spröde, und nur der Fall kann daher eintreten, daß eine Einzeluntersuchung ohne Resultat oder mit einem Schwanken zwischen gleichwiegenden Argumenten schließt.

Man kann, dünkt uns, den reinen und hohen Wahrheitssinn, der in solcher Forschung athmet, nicht stark genug hervorheben, denn es liegt in seiner eignen Natur, daß er auf Effect verzichtet. Jenes Streben nach reiner und vollendeter Wahrheit, jene Methode, welche das Gesetz ästhetischer Production zur letzten und innersten Norm hat, ist weder auf Eindruck noch auf leichtes Verständniß berechnet. Das war der Vorwurf, den ehedem die Schiller und Körner gegen die Aufsätze ihres Freundes erhoben: das ist der Vorwurf, der auch noch die linguistischen Arbeiten, und zwar die übrigens vollendetsten gerade am meisten trifft. Die Tugenden des Forschers, man kann es nicht läugnen, werden zu Mängeln des Schriftstellers. Da die Wissenschaft gegen die Kunst in einem ewigen Verhältniß der Incommensurabilität bleibt und sich ewig dem Gelingen derselben nur annähern kann, so hat sie das Recht, zuweilen jenes unerreichbare Ziel zu anticipiren und ihre vorläufigen Ergebnisse wie Endergebnisse nach dem Schema der Kunst vorzustellen. Auf diesem Verhältniß beruht die Berechtigung aller Systematik. Was aber für

die Wissenschaft als solche nur ein Recht ist, wird für den wissenschaftlichen Vortrag zur Pflicht. Um zu fesseln, um zu wirken und um verstanden zu werden, muß der Darstellende, vermöge einer erlaubten Erschleichung, sich die Prärogativen des Dichters zu Nutze machen. Er muß die werdende Wahrheit schrittweise als eine ruhende zur Anschauung bringen. Er muß seinen Vortrag, als ob er es mit einem Fertigen und Vollendeten zu thun hätte, gliedern. Er muß das Einzelne durch scharfe Begränzung und zuversichtliche Pointirung mit dem Charakter des Ganzen versehen. „Es ist," sagt ein moderner Meister der Geschichtschreibung — „es ist der Triumph der historiographischen Kunst, solche Theile auszulesen, die den Eindruck des Ganzen machen können, alle charakteristischen Züge stark herauszustellen, und Licht und Schatten in solcher Weise zu vertheilen, daß der Eindruck erhöht wird." Jedermann, der nur einige Seiten von Macaulay's Geschichte Englands gelesen hat, wird die Wirkung und den Werth der hier geschilderten Kunst erfahren haben. Jedermann, der die Lectüre der Einleitung in die Kawi-Sprache auch nur versucht hat, muß den beinahe gänzlichen Mangel dieser Kunst an dem wunderbaren Werke bedauern. Nicht in allen Aufsätzen Humboldt's tritt dieser Mangel in gleich starker Weise hervor. Diejenigen, wie wir schon oben andeuteten, in denen der Tiefsinn seines wissenschaftlichen Verfahrens weniger offen zu Tage liegt, haben Vorzüge der Darstellung, die z. B. der Einleitung in die Kawi-Sprache abgehn, und der leider unvollendete Aufsatz über den Dualis ist vielleicht derjenige, in welchem jener Tiefsinn der Methode und dieses Geschick der Darstellung sich am meisten in's Gleichgewicht gesetzt hat. Im Ganzen und Großen jedoch hat jene tiefgegriffene Normirung der wissenschaftlichen Aufgabe nach der Analogie der ästhetischen Production den Darsteller überall verhindert, seinen Gedanken jene plastische Klarheit und jene eindrucksvolle Form zu geben, durch welche sie sich leicht dem Geist und dem Gedächtniß des Lesers einprägen. Die Flucht vor allem Systematisiren dehnt die Darstellung meist in grenzenlose Weiten. Das Auge findet keine Ruhepunkte, an denen es sich über den Zusammenhang des Ganzen orientiren könnte. Man empfindet beständig das Bedürfniß nach einem Eintheilungsschema; man vermißt eine übersichtliche Gruppirung des Stoffes, eine verständliche

Articulation der wissenschaftlichen Rede. Wenn die Feinheit, die Gediegenheit und die Zähigkeit des Gedankengespinnstes an keinen Andren so sehr erinnert wie an Kant, so wird es dagegen hier unendlich schwerer als bei diesem, das Muster des edlen Gewebes zu erkennen. Es fehlt durchaus jene übersichtliche Architektonik, durch welche die Kant'schen Kritiken sich auszeichnen. Man wird unwillkürlich versucht, in dem so scharf und tief Gedachten die wohl nur versteckten Hülfslinien einer Disposition zu entdecken. Einzelne Merkzeichen wird man gewahr, man geht ihnen nach, man sucht von hier aus deren mehrere mit bewaffnetem Auge aufzufinden, aber siehe! selbst die scheinbar sichere Spur verwischt sich, die Fäden kreuzen und verwirren sich, man ist genöthigt, wieder zurückzugehn, und nun zeigt sich, daß selbst jene anfänglichen Merksteine nicht mehr genau auf dem Punkte stehen, wo man sie zuerst zu erblicken, ja mit Händen zu greifen glaubte. Es kann nicht fehlen, daß ebensowenig von ökonomischer Kunst in dieser Darstellung zu spüren ist. Wo stets die ganze Wahrheit erschöpft werden soll, müssen nothwendig zwei Uebelstände zugleich eintreten: Ueberfüllung im Einzelnen und Wiederholungen im Ganzen. Und vermehrt endlich werden diese Uebelstände durch den geringen und ungeschickten Gebrauch, welchen der Verfasser von den mannigfachen technischen Mitteln wissenschaftlichen Vortrags macht. Das Unerläßlichste dieser Mittel ist die Terminologie. Humboldt selbst hatte einst, angesichts der Manier der Franzosen, darauf aufmerksam gemacht, daß der Deutsche nicht genug die Nothwendigkeit der Zeichen kenne, sondern unmittelbar und unabhängig von denselben auf die Sache zu gehen strebe. Diese Verachtung der Zeichen und dieses Dringen auf die Sache wird bei ihm selbst zu einem der größten Hindernisse des Verständnisses. Beständig wird der auszudrückende Gedanke nach seiner ganzen Tiefe und Breite reproducirt. Weil jede Abbreviatur der Sache, jeder feste Name verschmäht wird, so wird der Leser häufig, statt vorwärts, nur im Kreise herumgeführt. Was er durch dieses beständige Wiederdenken der Begriffe an Feinheit und Tiefe der Einsicht gewinnt, das verliert er an Sicherheit und Ueberblick. Nur mühsam kann er das Constante in den vorgetragenen Ansichten ergreifen; er befindet sich wie auf einer stets schwankenden Fläche, deren Bewegung ihn ermüdet und verwirrt.

Es liegt auf der Hand, wie diese Eigenheiten mit der geistigen Individualität Humboldt's und mit seinem intellectuellen Verfahren auf's Innigste zusammenhängen. In etwas jedoch waren sie offenbar durch seine persönliche Stellung zur Wissenschaft bedingt. Niemand kann mehr als wir davon durchdrungen sein, daß dieser Mann auf dem Gebiete des Wissens zu den Eingeweihtesten gehört; wie paradox es daher klinge, es ist nichts desto weniger gewiß, daß seine Darstellung den Eindruck des Dilettantismus macht. Ein Aristokrat und ein aristokratisches Genie behandelt er die Wissenschaft mit aristokratischer Freiheit. Der Unabhängigkeit seines Geistes gleicht die Unabhängigkeit seiner Lebensstellung. Er vertieft sich in die Wissenschaft um der Wissenschaft und um seiner selbst willen. Er hat sich ihr geweiht, ohne zur Zunft der Gelehrten zu gehören; die Gelehrsamkeit ist seine Beschäftigung, aber nicht sein Beruf oder sein Handwerk. Die Regel ist eine ganz andre. Die Wissenschaft ist in unserem Vaterlande überwiegend Universitätswissenschaft; sie wird betrieben um gelehrt zu werden. Die Rücksicht auf den Kathedervortrag giebt ihr einen wesentlich didaktischen Anstrich, und was ihr auch dadurch an Popularität abgehen möge, — sie gewinnt dadurch an Strenge der Form, an Ordnung, an disciplinirtem Ansehn. Ein gelehrtes deutsches Werk ist beinahe immer ein Lehrbuch; es ist sehr häufig eine Frucht von wirklich gehaltenen Vorlesungen. Einige sind durch die Noth des Lebens, die meisten durch die Pflicht des Berufs veranlaßt. Wie sollten sie nicht ein wenig nach dem Staube der Schule schmecken, aber wie sollten sie nicht auch durch zweckmäßige Begrenzung und Anordnung des Stoffes die Bestätigung des docendo discimus an der Stirn tragen? — nicht wenigstens darin, daß sie sich in einer sicheren Terminologie bewegen und ihren Gegenstand übersichtlich in Capitel und Paragraphen vertheilen? Aber man nehme das Erste Buch des großen Werkes über die Kawi-Sprache. Um sich den Weg zur Analyse dieser Sprache zu bahnen werden einleitende Untersuchungen über die Verbindungen zwischen Indien und Java geführt. Sie nehmen nicht weniger als die Hälfte eines großen Quartbandes ein. Nichts, was irgend auf diesem Wege das Wissen reizen kann, in wie entferntem Bezuge es auch zu dem letzten Ziele der Forschung stehen möge, wird vorbeigegangen. Excurs reiht sich an Excurs. Mit behaglicher Breite und Umständlichkeit wird in

das größte Detail eingegangen. Man sieht: nichts nöthigt den Verfasser, ein Buch zum Abschluß zu bringen, er hat volle Muße zum Forschen wie zum Schreiben. Nichts, ebenso, kann willkürlicher sein, als die Einschnitte, welche in der Darstellung des Stoffs gemacht werden. Unverhältnißmäßig lange wechseln mit unverhältnißmäßig kurzen Paragraphen. Noten werden mit der Ausführlichkeit von Text behandelt, und in den Text wird aufgenommen, was unter den Zeilen stehen sollte. Man sieht: es fehlt dem Verfasser an jeder didaktischen Routine; es ist ihm ungewohnt, auf ein lernbegieriges Publicum Rücksicht zu nehmen; er schreibt wie er studirt und er studirt mit völlig unreflectirtem, rein sachlichem Interesse. Zuweilen zwar tritt auch er vor ein Publicum; aber dieses Publicum besteht aus den illüstersten Männern der Wissenschaft. Sein Auditorium sind nicht die Jünger, sondern die Meister der Gelehrsamkeit, nicht Studenten sondern Akademiker. Auch hier daher will er mehr mittheilen als dociren, und statt eines planen, systematisirten und autoritativen Lehrvortrags tritt uns das Fragment einer Untersuchung entgegen, die uns gleich sehr durch ihre anspruchslose und tiefe Bescheidenheit wie durch ihre hohe Freiheit und die aristokratische Haltung ihrer Formen imponirt.

Während aber so die wissenschaftlichen Arbeiten Humboldt's gleich sehr von aller zunftmäßigen Form wie von jener weltmännischen Darstellungsmanier entfernt sind, die im Ton der englischen Essays herrscht und welche dort eine Folge des wissenschaftlichen Interesses der gesammten höheren Klasse der Gesellschaft ist, so kann es endlich scheinen, als ob hin und wieder die staatsmännische oder die diplomatische Praxis des Mannes sich in seiner wissenschaftlichen Methode und Sprache reflectirte. Man hat von der „staatsmännischen Behutsamkeit und Vorsicht in seinen Worten“ gesprochen.[1]). Die Wahrheit ist, daß die Feinheit und Subtilität des Humboldt'schen Geistes ihn ebenso zum Meister im diplomatischen Verkehr machte, wie sie seinem Vortrag einen diplomatischen Schein

---

1) Steinthal, „Die Sprachwissenschaft Wilhelm's von Humboldt,“ S. 29. Hin und wieder charakterisirt derselbe die Humboldt'sche Darstellung sehr treffend. So namentlich „Die Classification der Sprachen“ S. 22. Vgl. zu dem Obigen auch Böckh, in Mundt's Zodiacus Septbr. 1835, S. 168.

leiht. Es sind jedoch mehr speculative Elemente in seinem staatsmännischen Auftreten, als staatsmännische in seinen theoretischen und schriftstellerischen Leistungen. Wir vermögen in den Documenten seiner wissenschaftlichen Thätigkeit nur in sehr geringem Maaße den Einfluß zu erkennen, welchen sonst die Beschäftigung mit praktischen Problemen selten auszuüben verfehlt. Die Diplomatie konnte diesen Geist nicht subtiler machen, und die politische Praxis hat sein Urtheil kaum zugreifender, seine Darstellung kaum bündiger und planer gemacht. Seine linguistischen Aufsätze, es ist wahr, sind weniger steif als die „ästhetischen Versuche“ und von größerer wissenschaftlicher Präcision als die Abhandlungen in den Horen, aber sie haben in der einen wie der anderen Rücksicht nicht in dem Grade gewonnen als man von dem Verfasser jener fließenden, eleganten und lichtvollen Denkschriften über politische Gegenstände erwarten sollte. Nur in Einem Punkte haben wir stets den Eindruck gehabt, als ob sich in der Behandlung wissenschaftlicher Fragen die Gesinnung des liberalen Welt- und Staatsmanns abspiegele. Jene skeptische Bescheidung im Urtheilen, jene Einschränkung einer Behauptung auf blos relative Geltung entstammt offenbar ebenso oft aus intellectueller Gewissenhaftigkeit, als aus jener gebildeten Urbanität, die im Charakter ihren Grund hat und die durch den socialen und politischen Verkehr mit Menschen zu einer virtuosen Gewohnheit werden kann. Weniger die diplomatische Behutsamkeit als die diplomatische Höflichkeit scheint sich auf die wissenschaftliche Ansicht und deren Ausdruck zu übertragen. In Beziehung auf die Beurtheilung fremder Leistungen, auf die Kritik fremder Ansichten versteht sich diese urbane Haltung von selbst. Aber auch die Sprachen beleben sich ihm zu persönlichen Wesen, welche mit rücksichtsvoller Schonung behandelt sein wollen. Jedes absprechende Urtheil würde sie oder ihren Genius verletzen. Es würde nicht blos die Sprachen, sondern auch die Völker treffen. Es würde ein Unrecht gegen die Menschheit und ein Verstoß gegen die Humanität sein.[1]) Die chinesische Sprache ist es vor Allem, welcher diese Auffassung und diese Denkart zu gute gekommen ist. In dem Schreiben zumal an Abel-Rémusat verbindet sich die persönliche Höflichkeit gegen den Begründer des

1) Einleitung in die Kawi-Sprache, a. a. O. 309. 311.

chinesischen Sprachstudiums nicht weniger mit jener allgemeinen Humanität wie mit der wissenschaftlichen Delicatesse des Briefstellers.

Wir haben bis hierher, wenn wir die Darstellungsweise Humboldt's zu charakterisiren versuchten, noch nicht eigentlich seinen Stil im Auge gehabt; allein wir kennen den allgemeinen Typus dieses Stils seit dem Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit. Ein allzu bewußtes und dabei doch unsicheres Bemühen um formelle Vollendung beeinträchtigte die Haltung der späteren Aufsätze und ließ dieselbe zwischen poetischer Fülle und scholastischer Trockenheit schwanken. Auch dieses Schwanken jedoch ist vorübergegangen, während das ursprüngliche Ideal dasselbe geblieben ist. Seit dem römischen Aufenthalt trugen die stilistischen Studien, welche Humboldt unter Schiller's Einfluß gemacht hatte, ihre Früchte, und fixirte sich mit der Form seines Geistes die Form seiner Ausdrucks-, seiner Rede- und Schreibeweise. Je mehr die Natur des Gegenstandes, welcher jetzt das Thema der Darstellung bildet, zur „Anspannung aller verbündeten Gemüthskräfte" auffordert, je klarer das Zusammenwirken aller geistigen Thätigkeiten als die Regel der wissenschaftlichen Methode anerkannt ist, desto freier und natürlicher schmiegt sich nunmehr die sprachliche Gewandung dem Körper der Darstellung an. Humboldt selbst giebt uns die Bezeichnung und die Charakteristik seines Stils durch die Unterscheidung an die Hand, die er in der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium zwischen dem „streng wissenschaftlichen" und dem „rednerischen" Gebrauche der Sprache macht. Der Sprechende, führt er aus, kann das Wort mehr als Abbild oder Zeichen nehmen und vermöge der Kraft der Abstraction kann dies dem Geiste in hohem Grade gelingen. Aber er kann auch, „indem er alle Pforten seiner Empfänglichkeit öffnet," die volle Einwirkung des eigenthümlichen Stoffes der Sprache, des individuellen Gepräges der Worte aufnehmen. Der Redende kann zu dieser letzteren Weise, die Sprache aufzunehmen, durch den Gebrauch, den er von ihr macht, den Anstoß geben; die Anwendung z. B. eines dichterischen, der Prosa fremden Ausdrucks, wird die Wirkung haben, „das Gemüth zu stimmen, ja nicht die Sprache als Zeichen anzusehen, sondern sich ihr in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hinzugeben." Es kann, dünkt uns, keine Frage sein, daß dieser Terminologie zufolge der Humboldt'sche Stil überwiegend auf dem rednerischen Gebrauche der

Sprache beruht. Alle Schwierigkeit, wie aller Reiz desselben hängt mit dieser seiner Natur zusammen. Er giebt in der That nur die Richtung und die Regel zur Auffindung des Gedankens, und er nöthigt den Leser, durch die gleiche Energie und Gesammtthätigkeit des Geistes, auf individuelle Weise das Vorgetragene für sich selbst zu erringen. Er gleicht jener Geheimschrift, die nur verständlich wird, wenn sie von dem Empfänger auf die Skytala aufgewunden wird. Dieser Typus erscheint in jeder Zeile der Einleitung in die Kawi-Sprache, und er ist noch zu spüren in der Nähe jener Wort- und Formentabellen, auf die wir in der Mitte des großen Sprachwerks stoßen. Ueberall, wo die Untersuchung sich vertieft, regt sich in der Humboldt'schen Sprache wie lebendiges Wachsthum: auch da, wo nur Material angesammelt zu werden scheint, verschwindet selten jede Spur ihrer gebundenen Lebenskraft; man sollte inmitten einer trockenen grammatischen Untersuchung alle Vegetation erstorben glauben, man ist gefaßt darauf, nur über erloschenen Aschenboden fortzuschreiten: — da streckt sich auf einmal ein grüner Zweig hervor, ein Luftzug erhebt sich plötzlich, und ein glühender Punkt wird unter der Asche sichtbar.

Für den vollendetsten Stil zum Behuf der Darstellung wissenschaftlicher Ideen hatte Humboldt ehemals den Schiller'schen erklärt. Es ist interessant zu bemerken, wie sehr und wie individuell bei aller Verwandtschaft mit diesem der seinige gerade auf der höchsten Stufe der Vollendung davon verschieden ist. Der Stil, in welchem Fichte seine Wissenschaftslehre, Humboldt seine Einleitung schrieb, sind zwei verschiedene Gattungen. Es ist dieselbe Stilgattung, unter welche diese Einleitung und die Schiller'schen Briefe über die ästhetische Erziehung fallen. Aber dennoch könnte man ebenso leicht die Gesichtszüge beider Männer als ihre Schreibart verwechseln. Mit leidenschaftlicher Phantasie arbeitet der Eine, jeden aufkeimenden Gedanken zu versinnlichen und Stamm wie Zweige mit dem Grün der Anschauung zu umkleiden. Nicht am Feuer poetischer Leidenschaft, sondern am milden Strahl einer vollkommen leidenschaftslosen Einbildungskraft bekommen die Ideen des Andern ihr sanftes, dem Auge wohlthuendes Grün. Dort schüttet die Phantasie ihren Reichthum unmittelbar vor uns aus, hier scheint sie dem Verstande blos eine Anweisung auf die in ihr verborgen liegenden Schätze zu ertheilen. Dort eine Fülle der

Bilder, die in jedem Satze den Dichter verräth, hier eine Bescheidenheit im Bildergebrauche, die für einen Dichter Armuth sein würde. Wo es Humboldt gelingt, einen Gedanken in die Form der Anschauung zu gießen, da sind oft seine Ausdrücke von einer ergreifenden Sinnlichkeit und von wunderbar bezeichnender Kraft. Aber nicht immer gelingt es; es werden wiederholt Ansätze gemacht, das Gedachte zu sinnlicher Form herauszuarbeiten; zugleich mit dem Verstande wird die Einbildungskraft in einer peinlichen Schwebe und in ermüdender Anspannung erhalten. Dem Sinnlichen selbst wird nur selten die sinnlichste Seite abgewonnen. Nicht das Körperliche, sondern das Flüchtige, Ungreifbare, das Geistige an der materiellen Welt giebt den Stoff für die Bekleidung der Idee her. Es ist die zitternde Saite, der rollende Körper, der Duft der Ferne, der Hauch des Mundes, was sich dem Gedanken zur Verbildlichung herleihen muß. Es ist noch häufiger die Anschauung der inneren Welt, in welche zurückgegriffen wird. Die Idee wird im Spiegel zarter Empfindung oder milder Begeisterung gezeigt, ja Ideen spiegeln sich in Ideen und werfen nun ihr reflectirtes energisches Licht auf die Fläche der Sprache. So entsteht ein feines Gespinnst, dessen zarter, aber zuweilen überaus glänzender Stoff dem langathmigen, aber reinen und niemals unsymmetrischen Bau der Sätze entspricht. Man hütet sich, wenn man mit dem Auge liest, dieses feine Gespinnst nicht zu zerreißen; man würde an den Vorleser fordern, daß er mit ununterbrochenem Vortrag und mit gleichmäßig getragener Stimme recitire.

Es ist eine Stelle, im zweiten Bande des Kawi-Werkes, wo der Verfasser auf das grammatische Studium im alten Indien zu sprechen kömmt. Man erkenne daran, daß der Geist, der sich in den Sprachen ausdrückt, auch in ihren Bearbeitern Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch nachklinge.[1]) Man kann diese Aeußerung nicht lesen, ohne sie auf Humboldt selbst und sein Verhältniß zu der edelsten der Sprachen anzuwenden, die geredet worden sind, seit diejenige verklungen ist, in welcher Demosthenes seine Landsleute zum letzten Kampf für ihre nationale Selbständigkeit begeisterte. Die deutsche Sprache ist der tiefe Boden, auf welchem allein die Sprachforschung

1) A. a. O. S. 292.

dieses Mannes erwachsen konnte. Ihr Genius leuchtete ihm in den Bau der Sprachen America's und Australien's hinein. Sie vertraute ihm das bis dahin unerschlossene Geheimniß des Werdens und Wesens aller Sprache. Sie schmückte ihren Vertrauten, so oft er sich ihr in wissenschaftlicher Darstellung hingab, mit ihren schönsten, wenn auch bescheiden sehenden Kränzen. Und er empfand und schätzte den ganzen Werth der Muttersprache. Fast niemals hatte er das Bedürfniß, für den Ausdruck seiner Gedanken in den Wörterschatz einer fremden Sprache hinüberzugreifen. Geflissentlich verzichtete er, dem es ein Leichtes gewesen wäre, französisch oder englisch zu schreiben, durch den Gebrauch des Deutschen für seine sprachwissenschaftlichen Schriften, auf einen weiteren Leserkreis.[2]) Nur im Verkehr mit ausländischen Gelehrten oder gelehrten Körperschaften, deren Mitglied er war, bediente er sich der fremden Idiome. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diese französisch und englisch geschriebenen Stücke Zeugniß von der vollkommenen Meisterschaft auch im wissenschaftlichen Gebrauche zweier Sprachen ablegen, deren conversationelle und diplomatische Handhabung ihm geläufig war. Aber erwarten könnte man, daß der Genius der französischen Sprache ihn zu schärferer Pointirung, der Genius der englischen Sprache zu planerer und einfacherer Fassung seiner Ideen gezwungen haben werde. Wenn wir dem Eindruck trauen dürfen, den die Lectüre des an Sir Alexander Johnston gerichteten Essay auf uns gemacht hat, so ist das Letztere in der That der Fall gewesen. Wir können nicht finden, daß der französische Ausdruck ihn zu ähnlichen Concessionen an den französischen Geist vermocht hätte. Die Lettre an Abel-Rémusat ist im reinsten Französisch, aber keineswegs in französischer Manier geschrieben; sie nöthigt die Höflichkeit und Geschmeidigkeit der Weltsprache, sich ganz der Humboldt'schen Gedankenweise anzuschmiegen und mit ihrer Eleganz dem Tiefsinn deutscher Forschung zu Willen zu sein.

Offenbar nun ist der Versuch, die letzten und allgemeinsten Ergebnisse dieser Forschung faßlich und übersichtlich darzustellen, dem Versuch einer Uebersetzung derselben in eine fremde Sprache nahe verwandt. Die charakterisirten Eigenthümlichkeiten der Humboldt'schen

2) Vorrede zur „Prüfung der Untersuchungen," G. W. II. 4.

Denk- und Darstellungsweise reden einem solchen Unternehmen das Wort, wie sie dessen Schwierigkeiten augenfällig machen. Von dem Gehalt und der Tiefe jener Ideen soll nichts verloren gehen. Sie ganz loszulösen von der Eigenthümlichkeit des Geistes, in dem sie entstanden sind, hieße sie zerstören. Dennoch soll nur ihr Kern dargestellt werden. Dennoch sollen sie der ihnen anhaftenden Dunkelheit entkleidet, sie sollen geordnet und gruppirt, befestigt und präcisirt werden. Hier ist eine Aufgabe, die nur annäherungsweise gelöst werden kann. Zwar einen Fehler früherer Darsteller zu vermeiden, wird uns leicht sein. Die Humboldt'schen Gedanken von einem vorgefaßten System-Standpunkt zu kritisiren, oder sie, sei es bewußt oder unbewußt, in die Anschauungen eines solchen Systems umzuformen, haben wir keinerlei Versuchung.[1]) Es ist dagegen wahrscheinlich, daß wir im Widerstreit der beiden angegebenen Rücksichten mehr gegen die eingehende Zartheit verstoßen als die Schärfe und Deutlichkeit zum Opfer bringen werden. Vielmehr aber: wir werden uns bemühen, eher nach dieser als nach der entgegengesetzten Seite zu fehlen. Denn es ist verführerisch, sich den Formen dieses Geistes hinzugeben, aber verdienstlicher ist es, seinen Gehalt in allgemeinerer Weise dem Verständniß zugänglich zu machen.

---

1) Daß wir die Steinthal'schen Darstellungen von diesem Fehler nicht völlig freisprechen können, haben wir schon gelegentlich angedeutet. Daß aber vollends die Hegel'sche Scholastik nicht im Stande ist, Wilhelm von Humboldt sei es darzustellen, sei es zu kritisiren, hat bereits Steinthal an dem thörichten Buche von Max Schasler, „Die Elemente der philosophischen Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldt's" (Berlin, 1847) zur Genüge nachgewiesen.

Vierter Abschnitt.

Die Ergebnisse.

1.

Die Frage über Ursprung und Wesen der Sprache.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache war eine der ältesten. Ohne eine positive Entscheidung zu geben, erörtert der Platonische Kratylus, ob die sprachlichen Benennungen von Natur dem Benannten zukommen, oder durch Uebereinkunft ihm beigelegt worden. Er erörtert sie in einer Weise, daß man sieht, wie geläufig das Problem in dieser Fassung seinen Zeitgenossen war, vielbesprochen offenbar von den Schülern des Heraklit und von den Sophisten. Beim Aristoteles kehrt dieselbe Frage wieder und wird auf's Bestimmteste dahin entschieden, daß die Sprache von den Menschen gemacht, daß die Wörter κατὰ συνθήκην entstanden seien. Weiter theilten sich die Schüler Zenon's und Epikur's in die entgegengesetzte Beantwortung. Seit Bacon sofort überwog die Aristotelische Ansicht. Ihm wie seinen Nachfolgern, von Hobbes bis Berkeley, ist die Sprache ein menschliches Gemächt, welches, zum Behuf des gesellschaftlichen Verkehrs erfunden, die wahre Beschaffenheit der Dinge verhüllt und daher die Quelle der größten Irrthümer ist. Auch bei Spinoza und Leibnitz wiederholen sich diese Anschauungen, während der französische Materialismus, in seiner Weise, darauf aus war, eine Physiologie der Sprache zu geben, wie er eine Physiologie des Geistes und der Ideen zu entwerfen versuchte. Von dem größten Interesse mußte das alte Thema für die deutsche Auf-

klärung des 18. Jahrhunderts sein. Es schlug ein in die Aufmerksamkeit, welche die empirische Psychologie bei den damaligen Popularphilosophen erweckte. Der pragmatisirende Verstand und die oberflächliche Erklärungssucht dieser ganzen Richtung führte aber natürlich abermals zu der Entscheidung, daß die Sprache eine menschliche Erfindung und die Wörter zum praktischen Gebrauch erfunden, willkürlich verabredete Zeichen für die Dinge seien. Mit dieser Ansicht stieß die Aufklärung auf keinen anderen Widerspruch, als auf den der Theologie. Die Frage war allerdings in ein neues Stadium getreten, wenn die Theologen, den Aufklärern gegenüber, jetzt den göttlichen Ursprung der Sprache behaupteten. Allein im Grunde war es nur derselbe Pragmatismus und dieselbe Oberflächlichkeit, womit von den Einen die Menschen, von den Andern Gott zum Erfinder und Lehrer der Sprache gemacht ward. Dennoch gab dieser neue Gegensatz der Ansichten den Anstoß zu einer Untersuchung, bestimmt, das alte Problem einen Schritt näher seiner Lösung entgegenzuführen. Es geschah auf Anlaß einer Preisausschreibung der Berliner Akademie der Wissenschaften, daß Herder in einer gekrönten Preisschrift für den menschlichen Ursprung der Sprache in die Schranken trat. Herder verdrängte die Hypothese von der göttlichen Einsetzung der Sprache, indem er den Sinn ihrer menschlichen Entstehung vertiefte. Auf dem Boden der Aufklärung ging er über die Aufklärung hinaus. Er machte den Menschen menschlicher, indem er ihn in lebendigem Zusammenhang mit der Natur faßte. Er ließ ihn die Sprache schaffen, indem er sich mit dichterischem Geist in ihr Wesen und Werden versetzte. Der Mensch als Mensch hat Sprache erfinden können und müssen. Auf dem Grunde seiner natürlichen Organisation und seines Zusammenhangs mit der Natur erhebt sich als die charakteristische Eigenheit seiner Gattung die Besonnenheit, d. h. die Reflexionsfähigkeit. Diese Besonnenheit, frei wirkend, hat Sprache mit Nothwendigkeit hervorbringen müssen. Sie hat die Töne der umgebenden Natur zu Merkzeichen gestempelt und sie vermenschlicht. Sie hat ebenso Gestalt und Farbe der Außenwelt durch Vermittelung des Gefühls zu Sprachlauten umgewandelt. Die Sprache demnach ist weder so übermenschlich, daß Gott sie erfinden müßte, noch so unmenschlich, daß jedes Thier sie erfinden könnte. Sie ist nicht das unausbleibliche Product der

blos physischen Organisation der Sprachwerkzeuge. Sie ist nicht ein mechanisch sich gestaltender Schrei bloßer Empfindung. Sie ist am wenigsten durch willkürliche Convention der Gesellschaft entstanden, sondern sie ist Einverständniß der menschlichen Seele mit sich selbst und ein so nothwendiges Einverständniß, als der Mensch Mensch war. Sie ist der Unterscheidungscharakter unserer Gattung von außen, wie es die Vernunft von innen ist. Diesen Herder'schen Ausführungen gegenüber hätte nun zwar Hamann gern die „höhere Hypothese" des göttlichen Ursprungs der Sprache aufrechterhalten. Die Wahrheit ist, daß er sich mit Herder wesentlich auf dem gleichen Boden befindet. Die theologische Wendung, die er der Herder'schen Ansicht zu geben versucht, die mystische Färbung, durch die er sich bemüht, sie zu verdunkeln, Beides dient lediglich dazu, zu beweisen, daß eine Vertheidigung der göttlichen Einsetzung der Sprache, wie die von Süßmilch, fortan zur Unmöglichkeit geworden war.

An diesem Punkte nun wurde die Frage von Humboldt aufgenommen und weitergeführt. Die Sprache ist keine Erfindung oder Einsetzung der Menschen, allein sie ist durchaus menschlichen Ursprungs und Wesens, dies zwiefache Ergebniß galt es, näher zu bestimmen und tiefer zu durchdringen. Es galt, dasselbe aus der poetischen Unbestimmtheit, die es bei Herder hatte, zu wissenschaftlicher Klarheit zu erheben. Es galt, durch eine tiefere Fassung des Menschlichen ähnlichen Verdunkelungsversuchen wie die Hamann'schen allen Boden und Anhalt zu entziehen. Die Mittel hiezu lagen in der scharfsinnigen Analyse, welche Kant, und in der vollen und glänzenden Darstellung, welche Schiller und Göthe von dem Gehalt und Wesen der Menschennatur gegeben hatten. Von dem Boden der kritischen Philosophie und des ästhetischen Humanismus ausgehend, erweisen sich die Humboldt'schen Ansichten fast durchweg als Läuterung, Ausführung und Rechtfertigung dessen, was zuerst in poetischer Intuition ergriffen zu haben das unbestreitbare Verdienst Herder's ist.

Vom göttlichen Ursprung der Sprache daher ist zunächst bei Humboldt nicht mehr die Rede. Der theologische Gesichtspunkt existirt hier so wenig für ihn, wie auf dem Gebiete der Politik. Er ist gleich entfernt von der göttlichen Einsetzung des Staats wie von der göttlichen Einsetzung der Sprache. Er geht dort, wie hier

ausschließlich von menschlichen, aber dort wie hier zugleich von den höchsten menschlichen Gesichtspunkten aus. Nicht minder entfernt ist er daher von der pragmatisch-aufklärerischen Ansicht einer Erfindung der Sprache. „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch sein;" sie „ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre." [1]) Es gehört nach Humboldt zu den irrigsten Ansichten, die man über die Entstehung der Sprache fassen kann, wenn man dieselbe vorzugsweise aus dem Bedürfniß gegenseitiger Hülfleistung ableitet. Die Worte, vielmehr, „entquellen freiwillig, ohne Noth und Absicht, der Brust;" der Mensch „ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend." [2]) Es ist nur ein anderer Ausdruck hierfür, wenn anderwärts die Quelle der Sprache in dem „allgemeinen Sprachvermögen" gesucht, oder wenn die Sprache als die „natürliche Entwickelung einer den Menschen als solchen bezeichnenden Anlage" [3]) bestimmt wird. Eben hierin beruht, wenn man will, die tiefere Wahrheit und das Recht der Ansicht von der göttlichen Einsetzung der Sprache. Wenn menschlicher Ursprung so viel heißen soll, daß die Sprache ein Erzeugniß der Reflexion und Convention, überhaupt das „Werk" der Menschen oder gar des Einzelnen sei, so wirft sich Humboldt dem gegenüber — in einer früheren Periode allerdings seiner Sprachstudien — in den Ausdruck, daß die Sprache vielmehr „als ein wahres, unerklärliches Wunder aus dem Munde einer Nation und als ein nicht minder staunenswerthes, wenn gleich täglich unter uns wiederholtes und mit Gleichgültigkeit übersehenes aus dem Lallen jedes Kindes hervorbreche." Das echt- und ewig Menschliche ist ihm als solches identisch mit dem Göttlichen; nur deshalb will er nicht ausdrücklich „der überirdischen Verwandtschaft des Menschen" gedenken. [4]) Ja, noch in dem Briefe an Rémusat weist er zwar auf's Bestimmteste die Annahme mehr als menschlicher Kräfte zur

---

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 252. 253; vergl. auch Einleitung zum Briefwechsel mit Schiller S. 41.

2) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 60. 61.

3) Ebendas. S. 90 und 304.

4) Ankündigung a. a. O. S. 498.

Erklärung der Sprache zurück; Ursprung und Entwickelung der Sprache erklärt sich ihm vollkommen aus der freien Schöpferkraft der Nationen, aus dem „genie inné à l'homme pour les langues;" allein, daß diese Kraft nun auch in ihrer freien Selbstthätigkeit vollständig anerkannt werde! denn ehe er hierauf verzichte, wolle er lieber der Ansicht derer beitreten, welche den Ursprung der Sprachen auf unmittelbare göttliche Offenbarung zurückführen: — „ils reconaissent au moins l'étincelle divine, qui luit à travers tous les idiomes, même les plus imparfaits et les moins cultivés." [1])

Die erste nähere Bestimmung nun dieses menschlichen Ursprungs der Sprache liegt bei Humboldt in dem oft wiederholten Satze, daß die Sprache in erster Instanz aus der „Physiologie des intellectuellen Menschen" zu begreifen sei. Denn in der Sprache „wirkt der menschliche Geist wie Natur." Sie ist „das Werk des Vernunftinstinctes." Sie ist Product der Natur, aber der Natur der menschlichen Vernunft, oder, wie es ein ander Mal heißt, die Erzeugung der Sprache ist auf dem ersten „Durchbruchspunkte der Geistigkeit" in den Einzelnen und den Völkern zu suchen. [2])

Mit alle dem aber ist auch bereits ihr allgemeinstes Wesen bestimmt. Als ein Product des intellectuellen Instinctes der Menschennatur ist sie ewig lebendig wie diese selbst. Sie ist „nicht wie ein todtes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung anzusehen." In ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist sie etwas beständig und in jedem Augenblick Vorübergehendes. Sie ist ganz Leben und ewige Gegenwart. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige Aufbewahrung, die der lebendigen Wiedererweckung bedarf. Sie ist „kein Werk (ἔργον), sondern eine Thätigkeit (ἐνέργεια)." [3])

Und zwar ist es der volle und ganze Mensch, welcher in der Sprache energirt. Immer wieder kömmt Humboldt auf diesen Punkt zurück und wiederholt schärft er ein, daß, wenn von einem

---

1) Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 337.

2) Ueber Göthe's zweiten römischen Aufenthalt, G. W. II. 240. Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 253. 254. Lettre, G. W. VII. 336. Ueber den Zusammenhang der Schrift, G. W. VI. 428.

3) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 40. 42.

allgemeinen Sprachvermögen die Rede sei, nicht eine isolirte Kraft darunter zu verstehen sei, sondern der ganze Mensch, in der Totalität seiner Kräfte, sofern dieselben in der Richtung auf Spracherzeugung thätig seien.[1])

Aus dieser Quelle aber entspringend, nimmt sie auch Theil an der lebendigen Energie des menschlichen Wesens. In ihrer Thätigkeit schmelzen dieselben Gegensätze zusammen, deren lebensvolle Einheit der Mensch ist. Der allgemeinste Ausdruck ihres Seins und Wirkens ist: Vermittelung. „Die Sprache ist überall Vermittlerin.“[2])

Sie ist Vermittlerin zunächst zwischen der endlichen und unendlichen Natur des Menschen. „Zum Symbol verschmolzen, prägt sich in ihr die zwiefache Natur des Menschen aus.“[3]) Mit diesen Bestimmungen wird in reinerer und gebildeter Form wiederholt, was in seiner wüsten und abgeschmackten Weise und in unmittelbar kritischer Beziehung auf Kant der Magus im Norden orakelt hatte. In der „gemeinen Volkssprache“ hatte Hamann „das schönste Gleichniß für die hypostatische Vereinigung der sinnlichen und verständlichen Naturen, den gemeinschaftlichen Idiomenwechsel ihrer Kräfte“ u. s. w. erblickt. Hier, in der Sprache, könne man „Heere von Anschauungen in die Veste des reinen Verstandes hinauf- und Heere von Begriffen in den tiefsten Abgrund der fühlbarsten Sinnlichkeit herabsteigen“ sehen. Dieser Hamann'sche Text, den man vollständiger bei ihm selbst nachlesen mag,[4]) wird, wie gesagt, von Humboldt erst bestätigt und allmälig vollständig commentirt. In der Sprache — man liest diese Grundbestimmungen bei ihm fast auf jeder Seite — verbindet sich Subjectives mit Objectivem. Es wirkt in ihr Spontaneität und Receptivität zusammen. Dadurch wird im sprachlichen Act die Außenwelt verinnerlicht und vermenschlicht. Die Sprache übersetzt die Natur in's Menschliche und zwar ebenso die Gegenstände der Natur wie ihre formale Gesetzmäßigkeit. Sie ist „une prosopopée continuelle.“ „Wie der einzelne Laut zwischen

1) S. z. B. Einleitung a. a. O. S. 304.
2) Ankündigung a. a. O. S. 497.
3) Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller S. 38.
4) Metakritik über den Purismum d. reinen Vernunft, Schriften, Bd. VII. 1 ff.

den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die äußerlich und innerlich auf ihn einwirkende Natur." Sie ist eine „an Töne geheftete geistige Welt, welche zwischen dem Menschen und der Außenwelt vermittelt." „Zugleich mit dem dargestellten Object giebt sie die dadurch hervorgebrachte Empfindung wieder, und knüpft, in immer wiederholten Acten, die Welt mit dem Menschen, oder, anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammen." 1)

Sie ist Vermittlerin ebenso „zwischen dem einen und dem anderen Individuum," zwischen dem Einzelnen und seiner Nation, zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit. Das Leben, aus dem sie hervorströmt, haucht ihr lebendiger Klang in den Sinn, der sie aufnimmt. Sie „läßt sich überhaupt nur als ein Product gleichzeitiger Wechselwirkung denken," bei welcher „Jeder seine und aller Uebrigen Arbeit zugleich in sich tragen muß." 2) Denn „Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft." „In dem Verstehenden wie in dem Sprechenden muß der Stoff der Rede aus der eignen inneren Kraft entwickelt werden, und was der Erstere empfängt, ist nur die harmonisch stimmende Anregung." 3) Durch diese Seite ihrer vermittelnden Wirksamkeit vor Allem bestätigt sich, daß die Sprache menschlichen Wesens und Ursprungs ist. Hier ebendeshalb lösen sich die Antinomien, die uns zunächst an der Erscheinung der Sprache entgegentreten.

Zuerst nämlich: Die Sprache ist nie das Werk des Einzelnen, sondern gehört immer der ganzen Nation an. Dennoch ist eine jede bestimmt, den verschiedensten Individualitäten zum Werkzeug zu dienen. Sie umfaßt die beiden Eigenschaften, sich als Eine Sprache in unendlich viele zu theilen, und diese vielen wieder als Eine zu vereinen. Ebenso zweitens. Die Sprache ist ewig lebendige Erzeugung; sie ist wesentlich Sprechen. Allein sie ist nicht blos dies Flüssige, sondern ebenso ein Festes. Es erzeugt sich in ihr ein

---

1) Vergl. z. B. Einleitung a. a. O. S. 53. 59. Ueber die Buchstabenschrift rc., G. W. VI. 530 und öfter.

2) Einleitung zur Uebersetzung des Agamemnon, G. W. III. 13.

3) Einleitung S. 55.

Vorrath von Wörtern und ein System von Regeln, durch welche sie in der Folge der Jahrtausende zu einer selbständigen Macht erwächst. Sie ist nicht blos Sprechen, sondern zugleich Gesprochenhaben. Die Eigenthümlichkeit der Sprache besteht gerade in dem Widerstreit, daß sie etwas der Seele Fremdes und doch zugleich ihr Angehöriges, objectiv einwirkend und in Eins subjectiv gewirkt, zugleich Passivität und zugleich Activität ist.

Die eine wie die andere Antinomie löst sich durch den menschlichen Ursprung und den menschlichen Charakter der Sprache. Denn zuerst: Das individuelle Sprechen ist verknüpft mit dem Sprechen der Nation, das Sprechen der Nationen mit der Sprache überhaupt durch das übergreifende Band der Einheit der menschlichen Natur. Eben durch diese, im Sprechen der Muttersprache, im Erlernen einer fremden Sprache sich lösende Differenz führt die Sprache den Beweis, „daß der Mensch nicht eine an sich abgesonderte Individualität besitzt, daß Ich und Du nicht bloß sich wechselseitig fordernde, sondern, wenn man zu dem Punkt der Trennung zurückgehen könnte, wahrhaft identische Begriffe sind, und daß es in diesem Sinn Kreise der Individualität giebt, von dem schwachen, hülfsbedürftigen und hinfälligen Einzelnen hin bis zu dem uralten Stamme der Menschheit, weil sonst alles Verstehen bis in alle Ewigkeit hin unmöglich sein würde.“ [1]) Und ebenso zweitens. Auch der Gegensatz, in der Fassung des Widerstreites von Activität und Passivität, löst sich durch jene Einheit der menschlichen Natur. „Was aus dem stammt, welches eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über.“ Was mich in der Sprache als einem Festen, Traditionellen bestimmt und beschränkt, „ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhängender Natur gekommen, und das Fremde in ihr ist daher dies nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine ursprünglich wahre Natur.“ [2])

So bleibt hier nur der Gegensatz zwischen der „Erscheinung“ der menschlichen Natur als einer individuell gespaltenen und des „Ansich“ dieser Natur, „wenn man zu diesem Punkte nur hindringen

1) Ankündigung S. 498.

2) Einleitung S. 65.

könnte.“ Es bleibt der Satz, daß „die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist“ in unmittelbarer Zusammenstellung mit dem andern, daß wir „auch nicht einmal die entfernteste Ahndung eines andren als eines individuellen Bewußtseins haben.“[1]) Will man diesen Ausblick in eine unendliche Perspective, wie Humboldt selbst einmal in einer Parenthese dazu den Ansatz macht, und wie Steinthal[2]) ausdrücklich thut, durch das Wort der Einheit des menschlichen und göttlichen Geistes schließen, so wird dagegen wenig einzuwenden, es wird nur leider durch diese „Ueberwindung des Kant'schen Dualismus“ an positiver Einsicht wenig gewonnen sein. Für uns erläutert sich hier nur, in welchem Sinn man sagen kann, daß sich auch für Humboldt die Spuren des menschlichen Ursprungs und Wesens der Sprache in einen göttlichen Ursprung verlaufen. Wie Humboldt selbst diesen Dualismus nicht durch metaphysische Bestimmungen, sondern praktisch auflöste, werden wir da sehen, wo wir uns seine Ansichten über Methode und Ziel der Sprachwissenschaft vorführen werden.

2.
Nähere Analyse des Sprachverfahrens.

Theilhabend an der lebendigen Energie des menschlichen Wesens ist also die Sprache Vermittlerin zwischen dem Menschen und der Natur, Vermittlerin zwischen dem Menschen und dem Menschen. Alle Vermittelung, alle wahre Vermittelung ist nun zwar nach ihrem letzten Grunde etwas Unbegreifliches:[3]) allein bis auf einen gewissen Punkt wenigstens kann man dem sprachlichen Hergange nahe treten und ihn zu analysiren versuchen.

Die abstracte Grundlage für die Handlungsweise des Vernunftinstinctes kann nur in dem nothwendigen Mechanismus des geistigen Lebens gesucht werden. Wiederholt legt Humboldt denselben blos. Die Thätigkeit der Sinne verbindet sich synthetisch mit der inneren Handlung des Geistes. Aus dieser Verbindung, „aus

1) Einleitung S. 31.
2) Ueber den Ursprung der Sprache (Berlin 1851) S. 17.
3) Ankündigung S. 498.

der bewegten Masse des Vorstellens“ reißt sich die Vorstellung los und stellt sich der subjectiven Kraft wie ein Gegenstand, mit dem Charakter der Objectivität gegenüber. Man könnte sagen, dieser Hergang erzeuge Sprache, wenn man nicht richtiger sagen müßte, nur durch die Sprache sei er allererst möglich, er sei selbst nichts andres als Sprache. Die Vorstellung wird nicht zur Vorstellung, d. h. zu etwas Objectivem, welches nun auf's Neue wahrgenommen werden und so in's Subject zurückkehren kann, außer durch Sprache. Denn in ihr „bricht sich das geistige Leben Bahn durch die Lippen“ und „das Erzeugniß desselben kehrt sofort zum eignen Ohr zurück.“ Das unbestimmte Wirken des geistigen Vermögens, wie Humboldt diesen Hergang ein ander Mal in schönem Bilde beschreibt, „zieht sich in ein Wort zusammen, wie leichte Gewölke am heitren Himmel entstehen.“ So zeigt der Mensch sich selbst als einem Andern, seinem Ich als einem Du die Welt, und zwar die innere wie die äußere, durch Sprache an. Sie ist, als nothwendige Bahn und Körper seiner geistigen Thätigkeit, mit dieser unmittelbar identisch. Sie ist ebendamit in Einem und demselben Acte Objectivirung des Subjectiven und Rückkehr des Objectiven in's Subjective, zugleich Selbstverkehr des Menschen mit sich und Bedingung der Vermenschlichung der Natur. Das zwiefache Vermittelungsgeschäft der Sprache erscheint von hier aus als ein einziges und identisches.

Mittelbar aber fällt eben damit auch ihre weitere Thätigkeit der Vermittelung des Einzelnen mit dem Einzelnen und dem ganzen Geschlecht zusammen. Schon sich selbst, wie gesagt, vermittelt der Mensch sein eigenes Vorstellen als einem Andern. „Ohne irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehen, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit.“ Des „Denkens,“ sagt Humboldt nach dem ihm eignen, von ihm selbst erläuterten weiten Gebrauch dieses Wortes, — desjenigen Objectivirens der geistigen Thätigkeit, meint er, welches allem Denken zu Grunde liegt. In diesem Sinn also ist die Sprache „auch bei'm einsamsten Denken unentbehrlich.“ Allein noch vollendeter erscheint die Objectivirung, wenn die geschilderte Spaltung „nicht in dem Subject allein vorgeht, sondern der Vorstellende den Gedanken wirklich außer sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und

denkenden Wesen möglich ist." „Die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt." Die Wechselrede mit einem andern Du ist also nur eine hellere Erscheinung des in der Natur der Sprache begründeten Verkehrs mit dem eignen Du. Der Subjectivität wird dabei nicht nur nichts geraubt: — denn der Mensch ist und fühlt sich immer Eins mit dem Menschen; sondern auch sie vielmehr wird, zugleich mit der gesteigerten Objectivität, verstärkt: — denn die in Sprache verwandelte Vorstellung gehört nun nicht mehr ausschließend Einem Subject an. „Indem sie in Andre übergeht, schließt sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlechte Gemeinsame an, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die Andren in sich tragende Modification besitzt." In der Erscheinung daher entwickelt sich die Sprache nur gesellschaftlich, „und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat."

So Humboldt; und es ist hier wie sonst interessant, wie er durch tiefere Begründung zugleich zu einer schärferen Fassung der geistreichen, aber noch vagen Herder'schen Bestimmungen gelangt. „Vortrefflich," so perorirt Herder, nachdem er bereits den Hauptpunkt seiner Untersuchung festgestellt hat, „vortrefflich, daß die Sprache, dieser neue künstliche Sinn des Geistes, gleich in seinem Ursprunge wieder ein Mittel der Verbindung ist und sein muß! Ich kann nicht den ersten menschlichen Gedanken denken, nicht das erste besonnene Urtheil reihen, ohne daß ich in meiner Seele dialogire, oder zu dialogiren strebe; der erste menschliche Gedanke bereitet also seinem Wesen nach, mit Andern dialogiren zu können. Das erste Merkmal, was ich erfasse, ist Merkwort für mich, und wird Mittheilungswort für Andre." [1])

Mit alle dem nun aber kennen wir nur erst das abstracte Grundgesetz für die Vermittelungsthätigkeit der Sprache. Was ist

1) Sämmtliche Werke, Taschenausgabe (1827). Zur Philosophie und Geschichte, Bd. II. S. 54. 55. Die obigen Auseinandersetzungen Humboldt's finden sich in zum Theil wörtlicher Wiederholung: Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien a. a. O. 1. Ueber den Dualis, G. W. VI. 590. 591 und Einleitung S. 53 — 55; vergl. auch Einleitung zur Agamemnonübersetzung, G. W. III. 13.

der concrete Inhalt dieser Thätigkeit? In welch' bestimmter Weise trägt und vollzieht die Sprache den in sich zurückkehrenden Geistesproceß, oder, — denn dies ist dasselbe — welches sind die constitutiven Elemente der Sprache?

Energie und Vermittelung ist ihr Wesen. In diesen beiden Begriffen geht daher auch ihre concrete Natur auf. Um deren allgemeinste Definition mit Humboldt's eignen Worten voranzuschicken: sie ist, sofern nur die Totalität des Sprechens als die Sprache angesehen werden kann, — „die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen"[1]). Sie ist also Vermittelung des Geistigen überhaupt, oder wie Humboldt abkürzend sagt, des Gedankens, mit dem Laut, und zwar vermittelnde Energie — eine nie rastende, sich immer erneuernde, nie in einem abgeschlossenen Resultat ausruhende Arbeit. Will man, was sie lebendig in einander überführt, zum Behuf der Analyse auseinanderhalten, so unterscheiden sich in ihr als ihre zwei constitutiven Principe der innere Sprachsinn und der Laut. Man kann in dem, was ursprünglich und eigentlich eine Einheit ist, in dem allgemeinen Sprachvermögen, eine ideenerzeugende und eine ideenbezeichnende Kraft distinguiren, und die Sprachbildung demgemäß als eine Erzeugung ansehn, in welcher die innere Idee, um sich zu manifestiren, eine Schwierigkeit, den Laut, zu überwinden hat.[2])

Wie nun in dem allgemeinen Sprachvermögen, oder in dem „Drange" des Sprechens dieses Beides verbunden ist, bleibt allerdings ein Geheimniß. Die „unzertrennliche Verbindung des Gedankens, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur."[3]) Dennoch aber führt die Beobachtung und Vergleichung beider Elemente wenigstens auf das Verständniß der inneren Möglichkeit ihrer Verbindung und Durchdringung.

Es besteht nämlich zuerst, ganz allgemein betrachtet, eine

1) Einleitung S. 42 und öfter.
2) Ebendas. S. 304 und 88.
3) Ebendas. S. 51.

klar in die Augen springende Wahlverwandtschaft und Analogie zwischen dem „Gedanken" und dem Laut. Eine der schönsten Entwickelungen in Humboldt's großer einleitender Abhandlung ist der Auseinandersetzung dieser Analogie gewidmet. „Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stoße vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in Einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschließt, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft." Im Laute empfängt das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer, oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja, bei dem der Stimme entschallenden Laut, einer wirklichen Handlung, wie die denkende Thätigkeit selbst ist. Weiter. „Wie das Denken in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach außen, und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht." Neben der Einheit ferner und Schärfe des Lauts, die dem Bedürfniß des Verstandes entsprechen, verdrängt derselbe doch keinen der anderen Eindrücke, welche die Gegenstände hervorbringen, sondern ist im Stande, sich an die Totalbeschaffenheit des Gegenstandes sowie an die ganze individuelle Empfindungsweise des Sprechenden anzuschmiegen. Als lebendiger Klang geht der Laut der Stimme „wie das athmende Dasein selbst aus der Brust hervor" und haucht also das Leben selbst, aus dem er hervorgeht, in den Sinn, der ihn aufnimmt. Zum Sprachlaut endlich „paßt die, den Thieren versagte, aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporgerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen; sie verlangt, sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergießen, von dem Ausdruck des Blickes und der Mienen, sowie der Geberde der Hände, begleitet zu werden und sich so zugleich mit Allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet."[1])

---

1) Einleitung S. 51 — 53.

Nicht genug jedoch mit dieser allgemeinen Analogie zwischen dem Gedanken und dem Laut. Dieselbe bewährt sich und tritt am hellsten hervor in der Articulation. Articulation oder Gliederung ist das Wesen der Sprache; es ist nichts in ihr, das nicht Theil und Ganzes sein könnte.[1]) In der Articulation berührt sich das Bedürfniß des Gedankens und die Fähigkeit des Lautes: aus der Berührung in diesem Punkte springt die Sprache hervor. In der Articulation der Laute liegt ihre gedankenbildende Eigenschaft: in der Articulation des Gedankens liegt seine den Laut zur Sprache umwandelnde Macht. Näher nämlich so. Die Function des Denkens zuerst geht wesentlich auf in dem Begriff der Gliederung. Die Wirkungsform des Geistes besteht in einem Zwiefachen. Er zerlegt sein Gebiet, d. h. die unbestimmte Masse des Vorstellbaren, in Elemente, deren Zusammenfügung lauter solche Ganze bildet, welche das Streben in sich tragen, Theile neuer Ganzen zu werden. Er geht zweitens eben dabei beständig auf einheitliche Zusammenfassung des Mannigfaltigen aus. Ebenso nun verfahren die Sprachwerkzeuge mit dem Laut. Jene sind die Executoren der articulirenden Thätigkeit des Geistes; dieser besitzt die Eigenthümlichkeit, sich durch die Sprachwerkzeuge zum articulirten Laut gestalten zu lassen. Die Articulation somit ist recht eigentlich das verknüpfende Dritte, worin für die Geistesthätigkeit einerseits, für den Laut andrerseits die Möglichkeit liegt, zur Sprache zu werden. In den Taubstummen führt uns die Natur gleichsam selbst die Abstraction dieses zwischen Laut und Gedanken vermittelnden Dritten vor, — das nackte Articulationsvermögen. Nur durch dieses lernen auch sie verstehen und sogar sprechen, „indem sie durch den Zusammenhang ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, im Andren aus dem einen Gliede, der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, das andre, sein Denken, errathen lernen.“ Handelt es sich daher um eine Definition des articulirten Lautes, so kann dieselbe höchstens bis zur Angabe derjenigen nothwendigen Merkmale gelingen, welche nur eben als das Charakteristische an der articulirenden Thätigkeit des Geistes hervorgehoben wurden. Zuerst also die Fähigkeit der Zerlegbarkeit und Zusammenfügbarkeit, sodann mit der Möglichkeit reiner Geschie-

---

1) Ueber die Buchstabenschrift ꝛc., G. W. VI. 537. 545.

denheit verbundene, scharf zu vernehmende Einheit. Jeder Versuch, ihn nach seiner Körperlichkeit oder seiner blos physischen Beschaffenheit zu beschreiben, muß scheitern. Man bringt es bei diesem Versuch kaum über negative Bestimmungen hinaus. Der articulirte Laut ist ein sich einzeln abschneidender Laut, — nicht ein verbundenes und vermischtes Tönen oder Schmettern, wie die meisten Gefühlslaute. Sein charakteristischer Unterschied liegt nicht „musikalisch in der Höhe und Tiefe“ — und er beruht ebensowenig „auf der Dehnung und Verkürzung, Helligkeit oder Dumpfheit, Härte oder Weiche.“ Erschöpfend und ausschließend wird das Wesen der articulirten Töne immer nur aus dem Begriff der Sprache heraus ergriffen, als der durch Articulation Gedanken und Laut verknüpfenden Erzeugung. Man ergreift es dadurch, daß man ihnen die Eigenschaft zuschreibt, „unmittelbar durch ihr Ertönen Begriffe hervorzubringen, indem theils jeder einzelne dazu gebildet ist, theils die Bildung des einzelnen eine in bestimmbaren Klassen bestimmbare Anzahl gleichartiger aber specifisch verschiedener möglich macht und fordert, welche nothwendige oder willkürliche Verbindungen mit einander einzugehen geeignet sind.“ Dasjenige, was den articulirten Laut sowohl vom thierischen Geschrei wie vom musikalischen Ton unterscheidet, ist lediglich seine Absicht und Fähigkeit zur Bedeutsamkeit durch Darstellung eines Gedachten. Articulirte Laute — darauf reducirt sich jeder derartige Definitionsversuch — sind Sprachlaute, und umgekehrt.[1])

Auch mit der Articulation indeß kennen wir nur erst die unterste Bedingung und die allgemeinste Bahn, in welcher die concrete Vermittelungsarbeit der Sprache verläuft. Wir befinden uns mit ihr noch vor der Entstehung des Wortes. Die Sprache ist nur Articulation, d. h. Hervorbringung des gegliederten, den Gedankenausdruck möglich machenden Tons, wenn wir sie bei der Erzeugung der Buchstaben und Silben festhalten. Allein sie ist mehr als Articulation da, wo sie, mit dem Worte und der Rede, zum wirklichen Gedankenausdruck wird. Denn wirkliche Sprache wird der articulirte einheitliche Laut, d. h. die Silbe oder die Verbindung

1) Einleitung S. 67 ff. Ueber die Buchstabenschrift rc., G. W. VI. 538 ff. Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 244.

mehrerer Silben erst im Worte. Im Worte erst ist wirklich eine Lauteinheit zusammen mit einer Begriffseinheit. Das Wort erst ist das wahre Element der Rede. Es ist dasselbe, was in der lebendigen Welt das Individuum ist. Der Umfang des Wortes ist die Grenze, bis zu welcher die Sprache selbst- und alleinthätig bildend ist.[1]) Bei'm Worte daher gilt es, die weitere und die ganze Vermittlungsarbeit der Sprache kennen zu lernen.

Stellen wir uns nun zuerst, zu diesem Behuf, auf die intellectuelle Seite der Sprache, so bezieht sich nach Humboldt die geistige Thätigkeit auf Zweierlei, oder, genauer, auf Dreierlei. Der Geist sucht zunächst die einzelnen Gegenstände, sowohl diejenigen, welche den äußeren, wie die, welche den inneren Sinn berühren, je als einzelne sich zu bemerken. Er faßt sie in bestimmter, individueller Weise auf, er bezeichnet sie für sich. Er bildet Begriffe. Er faßt, zweitens, an den einzelnen Gegenständen Beziehungen derselben auf andere auf. Er bildet außer den Begriffen allgemeinere Kategorien. Er wird drittens gewisse Verhältnisse gewahr oder schafft selbst dergleichen, durch welche die Gegenstände oder die Begriffe zu einander in Bezug gesetzt oder verbunden werden.

Diesem dreifachen intellectuellen Vornehmen entspricht in der Lautform und somit in der wirklichen Sprache eine gleichfalls dreifache Erscheinung. Dem Ausdruck ganz individueller Gegenstände nämlich entsprechen die Wurzeln der Sprache, oder, da sie selten in ihrer nackten Gestalt in der Rede erscheinen, die wurzelhaften Theile der Wörter und Wortformen. Im Grunde jedoch nehmen die Wurzeln immer bei ihrem Eintreten in die Rede zugleich den Ausdruck einer allgemeineren Beziehung in sich auf. Zu dem Acte der Bezeichnung des Begriffes selbst gesellt sich in der geistigen Thätigkeit noch eine eigne, ihn in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder Redens versetzende Arbeit. Zu dem objectiven Princip

---

1) Einleitung S. 76. Ueber das vergleichende Sprachstudium G. W. III. 257. Im Worte ist andrerseits auch mehr und reiner die ganze Sprache enthalten als im Satze. Denn „die Rede rollt zwar immer nur als ein zusammenhängendes Ganze dahin", allein alles Verständniß der Sprache geht von dem Erkennen der Wörter, der logischen Elemente der Rede aus; vgl. Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1829 No. 73 S. 582 und Mémoire sur la séparation des mots, Journ. Asiat. T. XI.

der „Bezeichnung" tritt das mehr subjective logischer Rubricirung, oder der „Andeutung", d. h. der Versetzung in eine allgemeine Kategorie. Dieser zweiten Thätigkeit nun, in ihrer Verbindung mit der ersten, entspricht in der Lautform das vollständige Wort. Aber auch die Wörter endlich müssen bei ihrer Einfügung in die Rede verschiedene Zustände andeuten. Die Sprache als Rede ist ein Gewebe von Gedankenbeziehungen; wie sich an die „Bezeichnung" unmittelbar die „Andeutung" anschließt, so geht diese unmittelbar in die Begriffsverbindung über. Diesem dritten Vornehmen aber entspricht ein drittes Stadium der Lautform: von den Wurzeln und Wörtern unterscheiden sich drittens die grammatischen Formen.[1])

Es genügt für jetzt diese gedrängte, aus den umfangreichen Humboldt'schen Entwickelungen herausgehobene Darstellung der drei Stadien, in denen die intellectuelle und, ihr entsprechend, die Lautform der Sprache sich manifestirt. Denn es handelt sich hier nur um die Frage, durch welche Mittel und in welcher Weise durch die Sprache dieses Beides verbunden, wie die in dieser Weise specificirte lautliche mit der ebenso specificirten intellectuellen Form vermittelt wird. Anders ausgedrückt: welches ist die Beziehung des Lautes zur Bedeutsamkeit?

Das erste Vermittelnde nun ist abermals, gleichsam in einer höheren Potenz wirkend, die Articulation. Sowie das Streben, dem Laute Bedeutung zu leihen, die Natur des articulirten Lautes überhaupt schafft, so wirkt dasselbe Streben auch auf eine bestimmte Bedeutung hin. Je schärfer der Articulationssinn einer Nation ist, d. h. je schärfer sie die intellectuelle Gliederung innerhalb des Gedankengebietes vornimmt, je mehr sich die Gliederung andrerseits in ihrem Lautsystem markirt, desto mehr wird dieses Princip das leitende werden, desto tiefer wird seine Wirksamkeit in Beziehung auf die bestimmte Bedeutung eingreifen. Das eigentliche Feld, auf welchem dieses Princip sich thätig erweist, ist das der Bezeichnung allgemeiner Beziehungen an den bereits bezeichneten Gegenständen, d. h. also das Gebiet der grammatischen Formen.

Sieht man aber ab von diesem Wirken des nackten Articula-

---

1) Einleitung S. 75 ff. vergl. mit S. 97 ff.; dazu ebendas. S. 122 ff.

tionssinnes, so läßt sich außerdem eine dreifache Art der Begriffsbezeichnung unterscheiden, für welche jedoch sämmtlich jenes Wirken des Articulationssinnes die Basis ist. Nämlich die nachahmende, die symbolische und die analogische Bezeichnung.

Die unmittelbar nachahmende zuerst. Der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, wird in dem Worte so weit nachgebildet, als articulirte Laute unarticulirte wiederzugeben im Stande sind. Diese Bezeichnung, bei welcher der articulirte Laut sich mit dem unarticulirten in einen directen Kampf begiebt, ist indeß von einer gewissen Rohheit nicht frei zu sprechen; sie verliert sich bei fortschreitender Ausbildung einer Sprache und hat ihrer Natur nach nur bei der Bezeichnung von Gegenständen einen Platz.

Die symbolische, d. h. die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung. „Sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Laute aus, welche theils an sich, theils in Vergleichung mit andren, für das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähnlichen Eindruck hervorbringen, wie stehen, stätig, starr den Eindruck des Festen u. s. f.“ Diese Art der Bezeichnung hat namentlich auf die primitive Wortbezeichnung eine große Herrschaft ausgeübt. Auch die Andeutung allgemeiner Beziehungen, also der Ausdruck grammatischer Formen indeß ist auf diesem Wege möglich.

Endlich die analogische, d. h. die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe. Offenbar eine secundäre, wenn auch vorzugsweise fruchtbare Bezeichnungsweise. Wörter nämlich, „deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der symbolischen Bezeichnungsart, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen.“ [1])

Mit der Aufführung dieser verschiednen Principien der Vermittlung zwischen Laut und Idee begnügt sich indeß Humboldt nicht. Sichtlich von dem Bestreben beherrscht, dem Geiste soviel wie möglich zu vindiciren und an dem intellectuellen Instincte, wie er die Sprache nennt, das Intellectuelle in den Vordergrund zu stellen, sucht er an einer späteren Stelle seiner einleitenden Abhandlung für jene Ver-

1) Einleitung S. 80—85.

mittelung ein weiteres Zwischenglied und zwar in einer vorgängigen Handlung des Geistes zu entdecken. Die Bezeichnung des Begriffs durch den Laut nämlich ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann. Diese Heterogeneität daher fordert, „auch ganz abgesehen von dem körperlichen Klange des Lautes, und blos vor der Vorstellung selbst, die Vermittlung Beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können." Dies Vermittelnde nun, setzt er ferner auseinander, sei allemal sinnlicher Natur, wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand die des Stehens, in Blüthe die des Hervorquellens. Die etymologische Forschung habe die Aufgabe, dies sinnlich Vermittelnde soviel wie möglich überall zu entdecken und auf diese Weise „von den concreten Wörtern zu den gleichsam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen aufzusteigen, durch welche jede Sprache nach dem sie beseelenden Genius, in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt." Es ist nun aber klar, daß dieser Schematismus für die Vermittelung von Laut und Begriff nur von ganz secundärer Bedeutung ist. Er tritt nur da ein, wo es sich um abstracte oder doch um Begriffe als solche handelt. Er tritt nicht ein bei jenen „wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen" selbst. Er setzt die vermittelnde Kraft des Articulationssinnes sowie das imitative, symbolische und analogische Verfahren der Sprache bereits voraus. Er ist mehr ein Princip der Wortverwandtschaft als der Wortformung, mehr ein Hülfsmittel der Verknüpfung von Laut und Idee als eine ursprünglich zwischen Beiden vermittelnde Energie.[1])

Wie dem jedoch sei; wie sehr Vermittelung das Wesen der Sprache ausmacht; wie viel gegenseitig sich tragende und verschlingende Vermittelungsmotive sich in ihr nachweisen lassen: gleich wichtig bleibt die andere Seite der Sache, daß jenes Vermittelungsgeschäft nimmer zu Ende kömmt. Nach Allem und trotz Allem bleibt es dabei, daß das intellectuelle und das lautliche Moment der Sprache in einem nie völlig zu überwindenden Gegensatz bleiben.

---

1) Einleitung S. 109—111. Eine andre Stellung dieser Humboldt'schen Lehre vom Schematismus der Sprache (vgl. oben S. 449. 450) anzuweisen, als die obige sind wenigstens wir nicht im Stande.

Eben darum ist die Sprache mit aller in ihr liegenden synthetischen Kraft eine Arbeit und ein Kampf. Eine Arbeit, die sich im Ganzen als ein fortwährendes Streben und Gegenstreben auffassen läßt. Auf der Einen Seite nämlich die untilgbare Heterogeneität von Begriff und Laut, auf der anderen Seite die gegenseitige Gebundenheit Beider an einander: — „der Begriff vermag sich ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann." Die Seele daher versucht immerfort, „sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine Schranke ihres inneren, immer mehr enthaltenden Empfindens ist, und oft gerade sehr eigenthümliche Nüancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht." „Was sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu, und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistigen Kräfte, eine immer größere Verfeinerung der Sprache, eine wachsende Bereicherung derselben an seelenvollem Gehalte hervor, die ihre Forderungen in eben dem Grade höher steigert, in dem sie besser befriedigt werden." [1])

Das Ziel, gleichsam das nie vollständig erreichbare Ideal der Sprache ist die völlige Vermählung von Laut und Gedanken, die „richtige und energische Durchdringung von Laut- und Ideenform." Der höchste Punkt der Sprachvollendung beruht darauf, daß die Verbindung der Lautform mit den inneren Sprachgesetzen „zur wahren und reinen Durchdringung werde." Denn vom ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein synthetisches Verfahren im ächtesten Verstande des Worts. „Das Ziel wird daher nur dadurch erreicht, wenn auch der ganze Bau der Lautform und der inneren Gestaltung ebenso fest und gleichzeitig zusammenfließen. Die daraus entspringende wohlthätige Folge ist dann die völlige Angemessenheit des einen Elements zu dem andern, so daß keins über das andre gleichsam überschießt." Mit anderen Worten: die Sprache tritt, nach dem Maaße des Gelingens ihrer Synthesis, in die Nähe der Kunst, deren Wesen recht eigentlich in der identischen Durchdringung von Idee und Stoff besteht. Auf dem höchsten Gipfel der Sprachvollendung findet sich

1) Einleitung S. 110.

daher von selbst die Schönheit ein. Die künstlerische Schönheit der Sprache ist „ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung.“ [1])

3.

Die erscheinende Sprache.

Der Punkt, von welchem Humboldt in der großen Abhandlung vor seinem Kawiwerke ausgeht, ist die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und der Zusammenhang dieser Verschiedenheit mit der Verschiedenheit der nationellen Geisteskraft, aus der die Sprachen der Erde entsprungen sind. Von der erscheinenden Sprache geht er daher zum Behufe der Aufklärung jenes Zusammenhangs zu dem Werden der Sprache, d. h. zur Analyse des Sprachverfahrens zurück, und erst auf diesem Wege erschließt sich ihm immer vollständiger das Wesen der Sprache. Wir sind den umgekehrten Weg gegangen. Ausgehend vom Ursprung und Wesen der Sprache, sie verfolgend in ihrem Thun, sind wir erst jetzt im Stande, die Sprache in ihrem Dasein und ihrer Erscheinung zu verstehen. Wir ziehen nur die Consequenzen der bisherigen Auseinandersetzungen, wenn wir nunmehr die Genesis der Sprache in der Projection ihrer erscheinenden Wirklichkeit betrachten.

So betrachtet nun erscheint die Sprache, sofern sie aus der Totalität des menschlichen Wesens hervorgeht und dies mit der Natur vermittelt, als Organismus. [2]) In dieser Bestimmung faßt sich als einem ersten und allgemeinsten Begriff ihre ganze auf Articulation beruhende Lebendigkeit und ihre allseitig vermittelnde Energie zusammen. Jede Sprache, sagt Humboldt, [3]) ist ein Organismus mit einem Einheit schaffenden Princip. Der Bau einer Sprache, sagte er schon in der „Ankündigung,“ [4]) ist, bis in seine feinsten Theile hinein, ein organischer Bau und Alles in ihr beruht daher auf Analogie. „Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur

---

1) Einleitung S. 104—108; vergl. oben, zweiter Abschnitt S. 462.

2) Einleitung S. 107.

3) Ueber Göthe's zweiten römischen Aufenthalt, G. W. II. 240.

4) A. a. O. S. 496.

alles Organischen, daß jedes in ihr nur durch das Andre, und Alles nur durch die Eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht."[1]) Ganz besonders häufig hebt er demgemäß die sich gegenseitig bedingende Verschlungenheit aller Theile der Sprache als eines Organischen hervor. Die Sprache geht zwar allmälig aus dem Menschen hervor, doch so, „daß das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt."[2]) Alles, was zu den Bestandtheilen der Rede gehört, wird bewußtlos auf einmal von dem Sprachvermögen gegeben.[3]) „Man kann die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Theil mit dem andern und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berührt im Sprechen, von welchen Beziehungen man ausgehen mag, immer nur einen abgesonderten Theil dieses Gewebes, thut dies aber instinctmäßig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jener einzelne nothwendig in Uebereinstimmung stehen muß, in gleichem Augenblick gegenwärtig."[4]) „Man kann die Sprachen," heißt es ein ander Mal,[5]) „nicht als Aggregate von Wörtern betrachten: jede ist ein System, nach welchem der Geist den Laut mit dem Gedanken verknüpft." Der Begriff des Organismus endlich bedingt es, daß jede Sprache ein einheitliches Princip besitzt. „Sowie ein Volk, oder eine menschliche Denkkraft überhaupt, Sprachelemente in sich aufnimmt, muß sie dieselben, selbst unwillkürlich und ohne zum deutlichen Bewußtsein davon zu gelangen, in eine Einheit verbinden, da ohne diese Operation weder ein Denken durch Sprache im Individuum, noch ein gegenseitiges Verständniß möglich wäre. — — Jene Einheit aber kann nur die eines ausschließlich vorwaltenden Princips sein."[6])

Parallel der Bestimmung der Sprache als Organismus liegt die andere, etwas weitere, daß ihr Wesen in der Form liege. „Der Begriff der Sprache steht und verfliegt mit dem der Form,

---

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 243.
2) Ebendas. S. 253.
3) Ueber die Verwandtschaft rc., a. a. O. S. 3.
4) Einleitung S. 73; vergl. S. 85, S. 113 u. S. 338.
5) Kawi-Sprache, Bd. II. S. 220.
6) Einleitung S. 189.

denn sie ist Form und nichts als Form."[1]) Jede einzelne Sprache daher hat ihre individuelle Form. Dieselbe ist nichts anderes als ihre in das Bild eines organischen Ganzen zusammengezogenen zerstreuten Züge. Oder anders und bestimmter ausgedrückt. Die Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, wirkt in jeder einzelnen Sprache auf eine bestimmte, gleichförmige und constante Weise. Dies Beständige und Gleichförmige, so vollständig als möglich in seinem Zusammenhange aufgefaßt und systematisch dargestellt, wie es sich für ein Organisches ziemt, macht die Form der Sprache aus. Sie ist die vollständig dargestellte Objectivität des einheitlichen, individuellen Dranges, vermittelst dessen eine Nation dem Gedanken und der Empfindung Geltung in der Sprache schafft. Diese Form, wie überall, wo es sich um ein Organisches handelt, hängt vollständig nur an der Gesammtheit der Sprache, aber sie haftet andrerseits auch an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente. Sie geht einheitlich durch die ganze Sprache hindurch. Denn die Arbeit der Sprache beginnt schon bei ihrem ersten Element, dem articulirten Laut, der ja eben durch Formung zum articulirten wird, und sie waltet fort bis hinauf zu den Regeln der Redefügung. Schon im Alphabete wird die Form einer Sprache sichtbar; sie wird sichtbar in der Wortbildung; sie erscheint noch in den individuellsten syntaktischen Feinheiten. Sie ist eben die ganze Sprache, als organische aus ihrem Princip heraus verstanden, angeschaut und empfunden.[2])

Im Verlaufe nun aber der Einleitung zur Kawi-Sprache schränkt Humboldt den zunächst so weit gefaßten Begriff der Form wieder in etwas ein. Er drängt ihn auf eine gleichsam mehr materielle Bedeutung zurück. Oder er sondert vielmehr aus dem allbefassenden Begriff der Form den etwas engeren des grammatischen Bau's im Ganzen und Großen, der Structur, oder, wie er auch mit engerer Bedeutung des Wortes sagt, des Organismus aus, und unterscheidet in Folge dessen von der Form in diesem engeren Sinne oder von dem „eigentlichen Formenbau" dasjenige, was er den **Charakter** der Sprachen nennt. Mit jenem nämlich ist das Wesen

1) Kawi-Sprache, Bd. II. 221.
2) Einleitung §. 8 S. 41—49.

einer Sprache noch keinesweges erschöpft; es ist nur die nothwendige Grundlage, in welcher dieser, das Feinere und Edlere an der Sprache, Wurzel fassen kann. Das Reich der Formen ist nicht das einzige Gebiet, welches der Sprachforscher zu bearbeiten hat; es giebt noch etwas Höheres und Ursprünglicheres in der Sprache, wenn nicht überall dem klaren Erkennen, so doch dem Ahnden zugänglich. Sanskrit, Griechisch und Lateinisch z. B. haben eine nahe verwandte und in sehr vielen Stücken gleiche Organisation der Wortbildung und der Redefügung. Allein, auch abgesehen von den Differenzen dieser Organisation, sind diese Sprachen verschieden durch ihren individuellen Charakter.

Um nun anzugeben, was unter dem Charakter im Unterschiede von der eigentlichen Form oder dem Organismus zu verstehen sei, knüpft Humboldt an ein Moment an, welches in unsrer bisherigen Darlegung seiner Ansichten noch keinen Platz finden durfte. Soweit es nöthig ist, müssen wir dasselbe anticipiren. Es ist kein andres als das historische Moment. Es giebt nämlich in der historischen Bildung jeder Sprache einen Zeitpunkt, in welchem dieselbe gleichsam fertig dasteht. Ihr Bau, ihre Form im Ganzen und Großen, ist vollendet. Die Thätigkeit der Nation geht nun von der Sprache selbst mehr auf ihren Gebrauch über. Das Volk im Ganzen, die Dichter und Lehrer des Volks, endlich die Grammatiker gebrauchen und bearbeiten die Sprache. Durch die verschiedene Weise, in welcher dies geschieht, empfängt dieselbe ihren Charakter. Es fließt indeß diese Erscheinung zugleich unmittelbar aus dem Wesen der Sprache. Sie war ja die nie vollendet gelingende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck fähig zu machen. Sie bedingte daher ein beständiges Streben und Gegenstreben. Vermöge dessen entsteht bei'm Gebrauche der Sprache einmal ein Gefühl, daß es etwas giebt, was die Sprache nicht unmittelbar enthält, sondern der Geist, von ihr angeregt, ergänzen muß, sodann aber der Trieb, dennoch Alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut zu verknüpfen. Jenes Gefühl und dieser Trieb zusammenwirkend bilden die Grundlage des Charakterausdrucks in den Sprachen. Es frägt sich nur noch, woran dieser Charakterausdruck vorzugsweise haftet, an welchem ihrer Theile er vorzugsweise erkennbar ist?

Er haftet zuerst — und damit stellt sich die ursprüngliche Weite

des Begriffs der Form wieder her, vermischt sich wieder die Grenze zwischen Form und Charakter — er haftet zuerst an der Form der Sprache selbst. Oder, historisch ausgedrückt, die nationale Individualität prägt die Stimmung, die lebhafter erst bei dem Gebrauch der Sprache erwacht, bis auf einen gewissen Grad schon dem ursprünglichen Streben ein, wodurch die Sprache allererst geschaffen, aus dem Geiste allererst herausgebaut wird. Der Charakter haftet zweitens und vorzugsweise an der Anwendung und dem Gebrauch des vorhandenen Formensystems. Er zeigt sich in dem mehr oder minder sichtbaren Vorwalten richtiger und vollständiger grammatischer Begriffe und der mehr oder minder sorgfältigen Beziehung der Lautformen auf jene Begriffe. Er zeigt sich in dem Maaß, in welchem die Nationen von den technischen Mitteln ihrer Sprache Gebrauch machen, in dem Maaß z. B., in welchem sie Zusammensetzungen bilden. Er zeigt sich bei genauerer Aufmerksamkeit ganz besonders in der Geltung der Wörter, welche, wenn man Sprache mit Sprache vergleicht, auch wo es sich um denselben Begriff zu handeln scheint, niemals wahre Synonyma sind. Weit mehr noch zeichnet sich die intellectuelle Verschiedenheit der Nationen in den Fügungen der Rede ab, in dem Umfange, welchen sie den Sätzen zu geben vermag, und in der innerhalb dieser Grenzen zu erreichenden Mannigfaltigkeit. Es giebt endlich zwei Erscheinungen in den Sprachen, in welchen alle bisher berührten Punkte des Sprachcharakters zusammentreffen. Dieser Charakter offenbart sich am vollständigsten und hellsten in der Poesie und Prosa, als denjenigen Erscheinungen, in denen auf der Basis der Sprache Idee und Wirklichkeit sich in zwiefach verschiedener Weise zu einer höheren Einheit als der Organismus der Sprache selbst zusammenschließt.[1]) Die Philosophie der Sprache schwankt damit hinüber in die Philosophie der Literatur und Geschichte.

4.

Die Idee der Sprache und die einzelnen Sprachen. Versuch einer Classification.

Immer näher rücken wir demjenigen, was für die Kawi-Einleitung den Ausgangspunkt bildet. Schon in allen bisherigen Be-

1) Einleitung §. 20 S. 195 ff.

trachtungen ist beständig darauf mit Rücksicht genommen worden, daß das allgemeine Sprachvermögen sich national und individuell verschieden manifestirt. Auf der Einen Seite kann man sagen, daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, ebenso richtig jedoch, daß jeder Mensch eine besondere besitzt. Zwischeninne liegen die Kreise nationaler Verschiedenheit. Die Sprache ist die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker. Eine Nation ist vielleicht am besten zu definiren als ein auf bestimmte Weise sprachbildender Menschenhaufen, und der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte andrerseits ist darum und insofern verschieden, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist.[1])

Die gleichzeitige Rücksicht nun auf das einheitliche Band, welches alle Sprachen zusammenhält und auf die innerhalb dieser Einheit hervortretenden Verschiedenheiten führt nothwendig auf die Untersuchung des Verhältnisses, in welchem die einzelnen Sprachen untereinander und zu der Idee oder dem letzten Zweck aller Sprache überhaupt stehen. Schon frühzeitig ging daher Humboldt auf eine Classificirung aller Sprachen aus. Er verkündete diese Absicht gleich in seinem ersten linguistischen Programm.[2]) Er deutete auf dieselbe schon durch den Titel, den er seiner letzten großen linguistischen Abhandlung gab. Die Verschiedenheit der Sprachen und das beständige Anknüpfen derselben an die Idee ihrer Einheit ist vorzugsweise sein Thema. Es gilt ihm daher im Allgemeinen die Verschiedenheit der Sprachen als das Streben zu betrachten, „mit welchem die in die Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht." Handelt es sich daher darum, jene Verschiedenheit zu specificiren, so müssen die Sprachen gemessen werden an der Sprache. Unzulässig und einseitig wäre jeder äußere, nicht aus der Idee der Sprache selbst entnommene Maaßstab. Unzulässig z. B., wenn man Civilisation und Cultur zum Eintheilungs- und Classificationsgrund der Sprachen machen und demzufolge etwa gebildete und ungebildete Sprachen unterscheiden wollte. Die Idee der Sprache fällt aber zusammen mit der der

1) Einleitung S. 48, S. 203 und S. 39.
2) Ankündigung a. a. O. S. 501.

Sprachvollendung. Die Verschiedenheit der Sprachen ist folglich „das in verschiedenem Grade gelingende Streben, der Idee der Sprachvollendung Dasein in der Wirklichkeit zu geben.“ [1])

Die von diesem Gesichtspunkt ausgehende Beurtheilung der Sprachen scheint sich nun zunächst dadurch zu vereinfachen, daß sich auf den ersten Anblick nur der Eine von den beiden Factoren der Sprache als Sitz jener Verschiedenheit darstellt. Das Streben nämlich des inneren Sprachsinns ist immer auf Gleichheit in den Sprachen gerichtet. Derselbe „gründet sich auf die Forderungen, welche das Denken an die Sprache bildet — und dieser Theil ist daher in seiner ursprünglichen Richtung in allen Menschen als solchen gleich.“ Es ist mithin, im Gegensatz dazu, die Lautform, welche „als das eigentlich constitutive und leitende Princip der Verschiedenheit der Sprachen“ erscheint. Wie auch natürlich. Denn der körperliche, wirklich gestaltete Laut macht allein die Wirklichkeit der Sprache aus. Er erlaubt an sich eine weit größere Mannigfaltigkeit. Er „hängt von der Beschaffenheit der Organe ab, welche hauptsächlich das Alphabet bildet, das die Grundlage jeder Sprache ist.“ Gerade der articulirte Laut ferner „hat seine, ihm eigenthümlichen, theils auf Leichtigkeit, theils auf Wohlklang der Aussprache gegründeten Gesetze und Gewohnheiten, die zwar auch wieder Gleichförmigkeit mit sich führen, allein in der besonderen Anwendung nothwendig Verschiedenheiten bilden.“ „Das sinnlich und körperlich Individuelle entspringt aus so verschiedenen Ursachen daß sich die Möglichkeit seiner Abstufungen nicht überschlagen läßt.“ [2])

Allein es erscheint auch nur so, als müßten alle Sprachen in ihrem intellectuellen Verfahren einander gleich sein. Eine größere Gleichförmigkeit zwar bewahrt dieser Theil der Sprache allerdings. Allein nichtsdestoweniger entspringt auch in ihm aus mehreren Ursachen eine bedeutende Verschiedenheit. Schon dem Grade nach ist die intellectuelle Kraft der Spracherzeugung verschieden. Und nicht blos dem Grade nach. Denn es sind „Kräfte dabei geschäftig, deren Schöpfungen sich nicht durch den Verstand und nach bloßen Begriffen ausmessen lassen. Phantasie und Gefühl bringen individuelle Ge-

---

1) Einleitung S. 8, 9, S. 18 und S. 10.
2) Einleitung S. 306, S. 50, S. 87, S. 93 — 94.

staltungen hervor, in welchen wieder der individuelle Charakter der Nation hervortritt, und wo, wie bei allem Individuellen, die Mannigfaltigkeit der Art, wie sich das Nämliche in immer verschiedenen Bestimmungen darstellen kann, in's Unendliche geht." Mehr noch als das. Auch in dem blos ideellen, in der That von den Verknüpfungen des Verstandes abhängenden Theile finden sich Verschiedenheiten. Sie finden sich deshalb, weil der Verstand auch unrichtig oder mangelhaft combiniren kann. Selbst in dem sonst so hoch vollendeten Sanskrit z. B. hat sich der rein begriffsmäßige Bau des Verbum — ohne alle Mitschuld der Lautform — vor dem bildenden Geiste der Nation mit Nichten in hinreichender Klarheit entfaltet.[1])

Die Wahrheit demnach ist: die Verschiedenheit der Sprachen beruht ebensowohl auf der Lautform wie auf der intellectuellen Form. Sie muß beurtheilt werden nach dem Gesammtresultate der nationell verschieden sprachbildenden Kraft. Sie zeigt sich in der Art und Weise der Durchdringung der inneren und äußeren Form. Sie haftet mit Einem Worte an der ganzen Form oder an dem ganzen Organismus der Sprachen. Handelt es sich um die Werthbestimmung der einzelnen Sprachen, so ist ihre individuelle Form in Vergleichung zu bringen mit der denkbar vollendetsten Form, „und man muß die Vorzüge und Mängel der vorhandenen Sprachen nach dem Grade beurtheilen, in welchem sie sich dieser Einen Form nähern."[2])

Die Form aber einer Sprache war, wenn man auf ihre Genesis zurückging, nichts Anderes als die Intensität und die Art und Weise ihres synthetischen, d. h. Gedanken und Laut verschmelzenden Processes. Von der Stärke, Tiefe und Lebendigkeit dieses Processes hängt daher die Vollendung einer Sprache in allen ihren einzelnen Vorzügen ab.[3]) In seiner concreten Manifestation nun haben wir denselben als den Proceß der Wurzelbildung, der Wortbildung und der Bildung der grammatischen Formen kennen gelernt. Am prägnantesten tritt er bei den letzteren beiden Bildungen hervor, wo es

---

1) Einleitung S. 94 ff.

2) Ebendas. S. 306.

3) Ebendas. S. 253.

die gleichzeitige Operation der Bezeichnung und der Kategorisirung eines Begriffs gilt. Dieses Thun, oder, wie Humboldt wunderlich genug sich ausdrückt, diese „Eigenschaft" der verschiedenen Sprachen ist mithin der „Angelpunkt, um welchen sich die Vollkommenheit des Sprachorganismus dreht."[1])

Die denkbar reinste und vollendetste Methode, das hier Bezeichnete zu leisten, ist aber die Flexionsmethode. Ihr Charakter besteht in der vollendeten Zusammenschmelzung einer Bezeichnung des Begriffs und einer Andeutung der Kategorie, in die er versetzt wird, so daß dies Doppelte zugleich einheitlich in sich geschlossen und zugleich für das Bedürfniß der Rede aufgeschlossen erscheint. Geschehen kann dies auf einem zwiefachen Wege. Am besten wird die Absicht, „dem Worte seine Identität zu erhalten und dasselbe doch als verschieden gestaltet zu zeigen" auf dem ersten Wege, nämlich durch innere Umänderung erreicht. Aber erreicht auch auf einem zweiten Wege, nämlich durch einen, an sich unselbständigen, innig mit dem Worte verbundenen Zuwachs, oder durch Anbildung. Das die Einheit Vermittelnde ist beide Mal wesentlich Symbolik, welche mit Hülfe und auf dem Grunde des Articulationssinns thätig ist.[2])

Dieser Methode und den von ihr durchdrungenen Sprachen gerade gegenüber liegt die Erscheinung, daß die Sprache alle Wörter „starr in ihre Wurzelform einschließt." Die synthetische Kraft der Sprache erstreckt sich blos bis zur ursprünglichen Verschmelzung von Laut und Gedanken, d. h. bis zur Wurzelbildung. Es mangelt an aller Andeutung der Kategorien der Wörter. Die Sprache überläßt, wie Humboldt es auffaßt, dem Geiste diese Arbeit, die sie nicht selbst auf sich nimmt. Sie hat fast lediglich eine grammaire sousentendue.[3]) Es ist die durch die chinesische Sprache exemplificirte Erscheinung der Isolirung.

Zwischen diesem Mangel aller Andeutung der Kategorien der Wörter und der wahren Flexion giebt es endlich noch ein Drittes. Nämlich „als Beugung gebrauchte Zusammensetzung, also beab-

---

1) Einleitung S. 122.

2) Ebendas. S. 124 — 132.

3) Lettre à Abel-Rémusat, VII. 327. Einleitung S. 374.

sichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit gediehene Flexion," mehr oder minder mechanische Anfügung, statt der, immer als organischer Vorgang vorzustellenden Anbildung durch Flexion. Es ist dies eine Verfälschung des zweiten Weges, dessen sich die Flexionssprachen zum Behufe der Andeutung der Kategorien bedienen. Nur so, als ein „Zwitterwesen," will Humboldt in der „Einleitung" dasjenige gelten lassen, was mit dem Namen der Agglutination bezeichnet wird. Wenn er früher,[1]) wenn gleich nicht ohne Clausel, die durch Fr. Schlegel in Gang gebrachte Unterscheidung zwischen Sprachen, die blos Aggregation oder Composition, nicht Flexion kennen, sich angeeignet, wenn er noch in der Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen[2]) ausdrücklich ausgesprochen hatte, daß der Unterschied grammatisch gebildeter Sprachen von denen, die nur Anfänge und Analoga grammatischer Formen besitzen, ein wirklich absoluter sei: so mißbilligt er jetzt geradezu die Schlegel'sche Eintheilung[3]) und „diese s. g. agglutinirenden Sprachen," heißt es in der Einleitung,[4]) „unterscheiden sich von den flectirenden nicht der Gattung nach, wie die alle Andeutung durch Beugung zurückweisenden, sondern nur durch den Grad, in welchem ihr dunkles Streben nach derselben Richtung hin mehr oder weniger mißlingt."

Wie dem sei: mit der Flexion ist die nähere Bestimmung der denkbar vollendetsten Sprachform gewonnen; in ihr drückt sich auf concrete und anschauliche Weise der synthetische Proceß der Sprache in seiner größten Stärke, Tiefe und Lebendigkeit aus. Ihr Wesen aber greift natürlich in den ganzen Organismus der Sprache ein. Ihr Streben ging auf Zusammenschmelzung eines doppelten Elements zu einem einheitlichen Ganzen — sie hängt also auf's Engste zusammen mit der Worteinheit. Ihr Streben ging andrerseits darauf, dem Wort seine Starrheit zu benehmen, den bezeichneten Begriff beziehungsfähig und geschmeidig gegen das Ganze der Rede zu machen — sie hängt also auf's Engste zusammen mit der Redefügung, sie befördert eine freiere und angemessen gegliederte Satz-

---

1) Mithridates, a. a. O. S. 318.
2) G. W. III. 302.
3) Einleitung S. 151, Anmerkung.
4) Ebendas. S. 133.

bildung.[1]) Das in der Flexion sich prägnant manifestirende Thun der Sprache erscheint in der Methode der Satzbildung gleichsam in einer erweiterten Sphäre. Wie die Flexion — und mit ihr verglichen der Mangel oder das Surrogat der Flexion — die Stärke der sprachlichen Synthesis offenbarten, so wird dieselbe in noch größeren Dimensionen, in gleichsam noch leserlicherer Schrift auch an der Satzbildung offenbar. Die Satzbildung mithin wird, nicht sowohl ein neuer als vielmehr ein vergrößerter Maaßstab für die relative Vorzüglichkeit der verschiedenen Sprachen, — ebendamit ein abermaliger Anhaltpunkt für deren Eintheilung und Classificirung sein. Von erweitertem Gesichtspunkt gesehen, wird sich die nur eben gewonnene Eintheilung theils neu motiviren, theils verschieben, theils ergänzen und erweitern.

Das denkbar richtigste Verfahren, den Satz zu bauen und zu gliedern, geht, wie natürlich, von der echten Flexion aus. Auch wenn man von der Methode der Satzbildung ausgeht, nehmen die Flexionssprachen den ersten, oder vielmehr den absoluten Platz ein. Schon in die Einheit des Wortes verflechten diese Sprachen seine Beziehung zum Satze. Sie richten, eben durch die Flexion, das Wort sorgfältig zur Satzverknüpfung zu. Mühelos entsteht ihnen aus den so zugerichteten Wörtern, wie von selbst, der Satz. Es ist ihnen damit die Aengstlichkeit erspart, den Satz wie ein einzelnes Wort zusammenzuhalten. Sie können denselben ruhig in die Theile zerfallen lassen, in welchen er sich, seiner Natur nach, vor dem Verstande darstellt. Sie sind sicher, ihn mit Leichtigkeit aus diesen Theilen zur Einheit aufbauen zu können.[2])

Eine zweite Methode der Satzbildung geht von der Isolirung aus. Vom Satz aus betrachtet, liegen aber die isolirenden und die Flexionssprachen sich nicht blos gegenüber, sondern berühren sich zugleich in einem Gemeinsamen. Auch das Chinesische, der Hauptrepräsentant der isolirenden Sprachen, läßt den Satz in seine Theile zerfallen, noch strenger sogar, da die Wörter durchaus vereinzelt dastehn. Dies ist das Gemeinsame. Allein das Chinesische schließt andrerseits jedes Stammwort starr in sich ein. Das Gefühl

1) Einleitung S. 135.

2) Ebendas. S. 135, S. 166. 7, S. 186.

der Satzeinheit wird daher nur mangelhaft in die Sprache eingeführt. Die Formation der Sätze entfernt sich möglichst wenig von der Form mathematischer Gleichungen. Das Aufbauen der Satzeinheit aus seinen Theilen wird wesentlich dem Verstande überlassen und diesem theils nur durch lautlose Mittel — wie z. B. durch das Ceremoniell der Stellung — theils durch eigne, wieder abgesonderte Wörter zu Hülfe gekommen.[1]) Hierin wiederum tritt der Gegensatz zwischen den Flexions- und den isolirenden Sprachen an den Tag.

Eine dritte Methode der Satzbildung endlich steht diesen beiden und am entschiedensten der der Flexionssprachen gegenüber. Es ist die Methode der Einverleibung. Nicht vom Einzelnen, sondern vom Ganzen wird ausgegangen. Der Satz mit allen seinen nothwendigen Theilen wird nicht wie ein aus Worten zusammengesetztes Ganzes, sondern wie ein einzelnes Wort behandelt. Der ganze Satz wird in einer zusammen ausgesprochenen Form zusammengehalten. Die leitende Vorstellungsweise besteht darin, daß der Satz nicht construirt, nicht aus Theilen allmälig aufgebaut, sondern als zur Einheit geprägte Form auf Einmal hingegeben werden soll. Die Mexikanische Sprache ist es, an welcher Humboldt des Weiteren diese Einverleibungsmethode charakterisirt.[2])

So weit trägt das von der Satzbildung hergenommene Einleitungsmotiv. Es richtet die Aufmerksamkeit auf eine neue charakteristische, den ganzen Sprachorganismus durchdringende Form, deren specifisches Wesen aus dem früheren Gesichtspunkte, der bloßen Berücksichtigung der Beziehungsbezeichnung, nicht ergriffen werden konnte, — auf das Einverleibungsverfahren. Andrerseits verschwindet von dem Gesichtspunkte der Satzbildung aus die ohnehin nur relative Wichtigkeit einer anderen charakteristischen Form, die sich bei dem früheren Gesichtspunkte der Aufmerksamkeit aufdrängte, — die des agglutinirenden Verfahrens. Nichts desto weniger bleibt es dabei, daß die verschiedene Methode der Beziehungsbezeichnung oder aber deren gänzlicher Mangel, in untrennbarem Zusammenhange mit den Methoden der Satzbildung steht, und umgekehrt. In der That entwickelt Humboldt den Einfluß des Einverleibungsverfahrens auf die Me-

1) Einleitung 166. 167. Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII, bes. S. 307 ff.
2) Einleitung S. 166 ff.

thode der Beziehungsbezeichnung. Er hätte ebenso, umgekehrt, den Einfluß des agglutinirenden Verfahrens auf die Methode der Satzbildung entwickeln können. Das Verhältniß beider Eintheilungsmotive wäre alsdann klarer geworden; die Berechtigung, die eine mit der anderen Eintheilung zusammenzugreifen, würde alsdann erhellt haben. Jetzt erscheint diese Combination lediglich durch den im Allgemeinen erwiesenen Zusammenhang zwischen Beziehungsbezeichnung und Satzbildung motivirt, und von hieraus daher muß man die einzige Stelle verstehen, in welcher Humboldt wirklich beide Eintheilungen in Eine zusammenzieht und die Satzbildung als den obersten Gesichtspunkt für diese Eine ausspricht. Er habe „zur Erreichung" der Satzbildung, wie er sich vorsichtig ausdrückt, im Ganzen vier mögliche Formen der Sprachen aufgestellt: die isolirende, die flectirende, die agglutinirende und die einverleibende.[1])

Zweierlei jedoch, wenn uns nicht sofort die weiteren Entwickelungen unseres Autors verwirren sollen, — müssen wir festhalten. Er geht, zur Beurtheilung der Verschiedenheit der Sprachen, auf die Methode der Beziehungsbezeichnung und auf die Methode der Satzbildung nur ein, weil und insofern sich darin die Stärke und die Art des synthetischen Actes der Sprache documentirt. Halten wir dies fest, so verlieren die bisherigen Auseinandersetzungen nichts an ihrer Bedeutung, wenn an einer späteren Stelle derselbe synthetische Act noch an anderen Punkten der Sprache aufzusuchen und zu messen gelehrt wird. Etwas Anderes ist es, diesen Act nach seiner Stärke und Lebendigkeit an der ganzen concreten Erscheinung der Wort- und Satzbildung studiren, und etwas Anderes, auf einzelne Kriterien und Symptome gleichsam aufmerksam machen, an denen sich besonders schlagend und augenfällig die Natur jenes Actes verräth. Das Letztere thun, heißt nicht, die Bedeutung der Wort- und Satzbildung zum Behufe der Werthbestimmung der Sprachen umstoßen, sondern nur, diese Werthbestimmung zum Behufe der historischen und praktischen Forschung erleichtern. Nur dies ist ausge-

---

1) Einleitung S. 308. Wörtlich: „Wir haben oben zur Erreichung der Satzbildung, außer der aller grammatischen Formen entrathenden chinesischen Sprache, drei mögliche Formen der Sprachen aufgestellt: die flectirende, agglutinirende und die einverleibende."

sprochener Maaßen [1]) der Gesichtspunkt, von welchem aus nun ferner drei Punkte als diejenigen hervorgehoben werden, an denen die sprachliche Synthesis als solche nackter und unmittelbarer an's Licht trete. Diese drei Punkte sind ebendeshalb nichts außerhalb der Sphäre der Wort- und Satzbildung Liegendes, sondern es sind nothwendige Elemente beider; es sind Erscheinungen, in denen jenes, über die Wort- und Satzbildung in deren ganzer Breite sich entfaltende synthetische Thun sich punktuell concentrirt und eben damit besonders drastisch und greifbar heraustritt. Es sind dies nämlich das Verbum, die Conjunction und das Relativ-Pronomen. [2]) Wie durch das Eingehn auf die Wurzelbildung, die Wortableitung, die Formenschöpfung und die Satzverknüpfung gleichsam die ganze Tiefe der Sprache und ihres synthetischen Processes dargelegt wurde, so wird durch die vereinzelte Hervorhebung dieser drei Punkte gewissermaaßen ein Querdurchschnitt durch die Sprache geführt, und eine wundervolle Auseinandersetzung ist namentlich die, in welcher das Verbum, sowohl nach seiner Form wie nach seiner Function und in der Einheit beider, als der eigentlich Leben verbreitende Mittelpunkt des Satzes, in der innig zusammenhängenden Symbolik seiner Bildung und in der Ruhelosigkeit seines Auftretens als der eigentliche Nerv der ganzen Sprache charakterisirt wird. Nicht minder sinnreich und scharfsinnig ist der Versuch, der sich hieran anschließt, einzelne Sprachen wirklich nach der Beschaffenheit des Verbums in ihnen zu schildern und zu würdigen.

Wenn demnach die obigen Eintheilungen hierdurch nicht aufgehoben werden, so scheinen sie dagegen durch eine Reihe andrer Auseinandersetzungen allerdings zurückgenommen werden zu sollen. Um jedoch hierdurch nicht irritirt zu werden, gilt es, zweitens, festzuhalten, daß bis dahin eine eigentliche erschöpfende und abschließende Classificirung der Sprachen überall nicht in Humboldt's Absicht lag, sondern daß es sich lediglich um die Feststellung einer Sprachform als höchsten Maaßstabs handelte, nach welchem alle einzelnen Sprachen, wenn man sie unter eine allgemeine Vergleichung bringen wollte, zu messen wären. Eine solche Sprachform ist aber in der

---

1) Einleitung S. 256.
2) Ebendas. S. 256 ff.

That durch alles Bisherige entdeckt und geschildert. Es ist diejenige, welche durch und durch von der Flexionsmethode beherrscht ist. Aus der Betrachtung der Idee der Sprache hat sich ergeben, daß die Flexionsmethode ausschließlich das reine Princip des Sprachbaus in sich bewahrt.[1]) Sie allein verleiht dem Worte vor dem Ohre und Geiste die wahre innere Festigkeit und synthetische Einheit. Sie allein wirft mit Sicherheit die Theile des Satzes, der nothwendigen Gedankenverschlingung gemäß, auseinander und hält sie doch zugleich einheitlich zusammen. In ihr allein bewährt sich die synthetische Kraft, welche die Sprache bildet, in der höchsten Energie, und dies zeigt sich hell erkennbar an der Beschaffenheit des Verbum, der Conjunction, des Pronomen relativum. Sie allein endlich — wenn wir abermals ein historisches Motiv schon hier anticipirend hineinziehn dürfen — haucht einer Sprache ein fruchtbares und dauerndes Lebensprincip ein, indem eine solche zugleich von dem günstigsten Einfluß auf die geistige Entwickelung der Nationen ist. Und weiter. Nicht allein, daß sich zweifellos die Flexionsmethode als absolutes Princip der Sprache, an sich betrachtet, herausgestellt hat. Sondern es trifft sich auch, daß dieses Sprachideal realisirt ist. Zwar nämlich, daß ein vorhandener Sprachstamm, oder auch nur eine einzelne Sprache, in allen Punkten mit der vollkommenen Sprachform übereinstimme, dies findet sich im Kreise unserer Erfahrung nicht, allein die Sanskritischen Sprachen (und ihnen zur Seite, wenn auch in niederem Grade, die Semitischen) nähern sich dieser Form am meisten und sind zugleich die, an welchen sich die geistige Bildung des Menschengeschlechts in der längsten Reihe der Fortschrittte am glücklichsten entwickelt hat.[2])

Dies festgestellt, schrumpft nun allerdings dasjenige, was uns bisher als Classification aller Sprachen erscheinen konnte, zu untergeordneter Bedeutung zusammen. Handelt es sich von einer wirklichen Eintheilung, so hat Humboldt zunächst nur die: Es giebt einige Sprachen, die sich der vollkommenen Sprachform im höchsten Grade nähern: der ganze Rest der Sprachen stellt ebensoviel Abweichungen von dem reinen, aus der wahren Intuition der Sprache

---

1) Einleitung S. 192.
2) Ebendas. S. 192, S. 307 — 308.

hervorgegangenen Princip dar.[1]) Anders ausgedrückt: die Sanskritischen Sprachen bieten einen festen Vergleichungspunkt für alle übrigen dar; diese übrigen streben nach denselben Endpunkten hin, erreichen aber dies Ziel nicht in gleichem Grade, oder nicht auf richtigem Wege.[2]) Es existirt — und Humboldt betont dies mit Nachdruck — „ein entschiedener Gegensatz zwischen den Sprachen rein gesetzmäßiger und einer von jener reinen Gesetzmäßigkeit abweichenden Form." Diese Abweichungen, fügt er hinzu, können von unendlicher Mannigfaltigkeit sein, und die in diesem Gebiete befangenen Sprachen „lassen sich daher nicht aus Principien erschöpfen und classificiren."[3]) Bleibt es nun nichtsdestoweniger wahr, daß die Methode der Beziehungsbezeichnung und noch mehr die Methode der Satzbildung einen Maaßstab für die Bestimmung ihres Verhältnisses zu dem reinen, durch eben dies Motiv gewonnenen Sprachprincip abgeben, so frägt es sich, welche Bedeutung nunmehr die obigen, gerade aus diesen Gesichtspunkten gewonnenen Eintheilungskategorien: Isolirung, Agglutination und Einverleibung gewinnen? Es sind, antwortet Humboldt, die flectirende sowohl wie die agglutinirende und einverleibende Form abstracte Kategorien. „Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich, und es kömmt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr, welches das Princip dieser Annahme oder Mischung ist."[4])

Man sieht, es ist jene, in einem früheren Abschnitt von uns hervorgehobene Scheu vor aller Systematik und die damit zusammenhängende Vorliebe und schonende Rücksicht für das Besondere und Individuelle, was Humboldt dazu bringt, seine obigen Eintheilungsansätze wieder zu verschütten. Er ist ganz der Mann, die einzelnen besonderen Sprachen in ihrer Besonderheit aufzufassen und zu charakterisiren: er ist ganz und gar nicht der Mann, das gesammte Sprachgebiet principiell zu theilen und an einer solchen Eintheilung festzuhalten. Selbst jene obigen Eintheilungsansätze ge-

---

1) Einleitung S. 193.
2) Ebendas. S. 308.
3) Ebendas. S. 313.
4) Ebendas. S. 308.

langen ihm nur, weil er sie an bestimmten Sprachen charakterisiren konnte, und negativ lag eben darin der Grund, weshalb die Kategorie der Agglutination gegen die anderen sichtlich zu kurz kam. Ja, selbst die Aufstellung eines absoluten Maaßstabes wäre ihm schwerlich von Statten gegangen, wenn er nicht in einem concreten Sprachstamm, dem Sanskritischen, eine Form gefunden hätte, welche mit der flectirenden sich gerade deshalb so fast vollständig deckte, weil er diese nur an jener entdeckt und charakterisirend abstrahirt hatte. Die Wahrheit ist, daß Alles, was als wirkliche Classification der Sprachen bei Humboldt bezeichnet werden kann, auf dem Zusammenfallen allgemeiner Kategorien mit individuellen, concreten Sprachen beruht. Soweit dies Zusammenfallen reicht, soweit geht Humboldt's Classificiren; weiter nicht.

Wie es sich nämlich trifft, daß die flectirende Form in den Sanskritischen Sprachen zu einer klassischen Erscheinung kömmt, so trifft es sich, daß auch noch eine andere von den „abstracten" Sprachformen unmittelbar sich mit einer concreten Sprachform deckt. Es ist das dem Flexionssystem diametral gegenüberliegende System der Isolirung, welches einen beinahe ganz reinen Ausdruck in der Chinesischen Sprache findet. Dadurch nun, und dadurch allein, gewinnt Humboldt die Möglichkeit einer wirklichen Classificirung. Aus der Gesammtheit der nicht-sanskritischen Sprachen scheidet sich die Chinesische als ein für sich bestehendes Genus aus. Von ihr kann nicht einmal wie von den übrigen gesagt werden, daß sie zu der absoluten, der Flexionsform, hinstrebe. „Alle andren flexionslosen Sprachen, wenn sie auch noch so großes Streben nach Flexion verrathen, bleiben, ohne ihr Ziel zu erreichen, auf dem Wege dahin stehen: die chinesische führt, indem sie gänzlich diesen Weg verläßt, ihren Grundsatz bis zu Ende durch." Ihr Mangel schlägt so unmittelbar zu einer Tugend um. Je weniger äußere Grammatik sie besitzt, desto mehr innere. Denn sie zwingt den Geist, die grammatischen Beziehungen, für die es ihr an Lautbezeichnung fehlt, „auf feinere Weise mit den Worten zu verbinden, und doch nicht eigentlich in sie zu legen, sondern wahrhaft in ihnen zu entdecken." Von dem Sanskritischen Sprachstamm demnach unterscheidet sie sich durch die entgegengesetzte Natur, von dem nicht-sanskritischen durch

die Consequenz und Regelmäßigkeit ihres abweichenden grammatischen Systems.[1])

Diese aparte Stellung des Chinesischen nun schmälert augenscheinlich in etwas die Geltung der Behauptung, daß die Flexionsform, d. i. die sanskritische Form die absolute Norm der Werthbestimmung der Sprachen sei. Denn streng an dieser Behauptung festgehalten, müßte das Chinesische ohne Weiteres für die unvollkommenste Sprache erklärt werden. Daß sie „als Sprache" den sanskritischen und semitischen nachstehe, wird auch eingeräumt[2]) und insoweit der normale Maaßstab an ihr zur Geltung gebracht. Abgesehen jedoch von Rücksichten, auf die wir früher hingedeutet haben, ist es augenscheinlich der Begriff der „inneren Grammatik," d. h. die Unterscheidung von Geist und Sprache und das Zurückgreifen hinter die Sprache, welches Humboldt verbietet, jenen Maaßstab vollständig und durchgreifend in Anwendung zu bringen. Auf der anderen Seite jedoch wird so allein eine concrete Classification ermöglicht. Und zwar folgendermaaßen:

Es bilden auf diese Weise „die chinesische und die Sanskritsprache in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiete zwei feste Endpunkte, einander nicht an Angemessenheit zur Geistesentwickelung, allein allerdings an innerer Consequenz und vollendeter Durchführung ihres Systems gleich." Alle übrigen Sprachen liegen in der Mitte zwischen jenen beiden Endpunkten, „da alle sich entweder der chinesischen Entblößung der Wörter von ihren grammatischen Beziehungen oder der festen Anschließung der dieselben bezeichnenden Laute nähern müssen." Sie streben sämmtlich wahrer grammatischer Formung, d. h. dem sanskritischen Bau zu, und bilden insofern eine dritte große Classe. Allein doch nur auf ganz unbestimmte Weise. Denn was sie mit einander gemein haben, sind nur die negativen Eigenschaften, nicht aller grammatischen Bezeichnung zu entbehren und keine Flexion zu besitzen.[3])

---

1) Einleitung S. 329 ff. Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 331 ff.

2) Einleitung S. 331.

3) Einleitung S. 333 — 334; Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 331 — 332; Kawi-Sprache Bd. III. S. 524.

Wenn nun aber hiermit für die ganze große Sprachmasse, welche dies dritte γένος ἀόριστον bildet, offenbar die Geltung der Flexion als absoluten Maaßstabes wiedereintritt, so kehrt für sie auch die Frage nach einer weiteren Classificirung wieder. Es frägt sich, ob sich die in jener Mitte liegenden Sprachen zu einander und zu der Normalform nicht wie stufenartige Erhebungen verhalten?[1]) Aber die Antwort Humboldt's lautet wie sie im Wesentlichen schon vorher lautete. Er will durchaus der schlechte Trancheur nicht sein, der die Glieder zerbricht, statt sie zu zerlegen, wie sie gewachsen sind. Die concreten Formen der verschiedenen menschlichen Sprachen sind das lebendige Product des allen Nationen einwohnenden echten Sprachstrebens und der, theils in ihnen selbst, theils in den Umständen liegenden Hemmungen. Jede concrete Form enthält daher, sofern sie vom gesetzmäßigen Bau abweicht, „immer zugleich einen negativen, die Schranke des Schaffens bezeichnenden und einen positiven, das unvollständig Erreichte dem allgemeinen Zwecke zuführenden Theil." In jenem negativen Theil „ließe sich nun wohl eine stufenartige Erhebung nach dem Grade, in welchem die schöpferische Kraft der Sprache ausgereicht hätte, denken. Der positive aber, in welchem der oft sehr kunstvolle individuelle Bau auch der unvollkommneren Sprachen liegt, erlaubt bei Weitem nicht immer so einfache Bestimmungen." Sind aber keine Stufen zu bestimmen, so ist auch „an der Möglichkeit einer erschöpfenden Classification der Sprachen zu verzweifeln" — um so mehr, da bei dem dermaligen Zustande der Sprachkunde nicht einmal die äußere empirische Unterlage dafür ausreicht. Das Einzige, was sich leisten läßt, wäre eine Classification „zu bestimmten Zwecken, und wenn man einzelne Erscheinungen an den Sprachen zum Eintheilungsgrunde annimmt." Am scheinbarsten würde eine solche Eintheilung dann sein, wenn man sein Augenmerk auf solche Punkte richtete, „die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhängen." Als einen solchen Punkt hörten wir oben bereits die Beschaffenheit des Verbum bezeichnen. Exemplificirend gleichsam unternimmt es daher Humboldt schließlich, den eintheilenden und charakterisirenden Werth der Beschaffenheit des Verbum zu erproben. Dies Unternehmen jedoch schlägt ihm wesent-

1) Einleitung S. 334.

lich nur zu einer Einzelcharakteristik der Barmanischen Sprache aus. Sofern sich zugleich damit eine wirkliche Eintheilung ergiebt, so versteht es sich, nach dem eben Gesagten, daß dieselbe weder erschöpfend noch ausschließend sein soll.[1])

Alles in Allem gefaßt. Wenn uns Jemand fragte, welches die Humboldt'sche Classification der Sprachen sei, so würden wir demselben zuerst sagen, daß Humboldt die Verschiedenheit der Sprachen gar nicht mit dem Interesse systematischer Eintheilung angesehn, sondern daß er nur aus der Idee der Sprache heraus ihre relativen Vorzüge zu schätzen und daher einen höchsten festen Vergleichungspunkt für sie alle zu finden gesucht habe. Diesen habe er in dem von der Flexion durch und durch beherrschten Sprachbau gefunden. Auf dem Wege dieses Suchens indeß hätten sich ihm als abstracte Anhaltpunkte für die Durchführung einer solchen Vergleichung allmälig vier Formen oder Methoden des Sprachverfahrens dargestellt. Nicht als Sprachklassen demnach, sondern als abstracte Formen, die sich bald reiner, bald unreiner, verschieden modificirt und verschieden gemischt in den concreten Sprachen wiederfänden, habe er — abweichend also von denen, die schon vor ihm diese Namen gebraucht — die isolirende, die flectirende, die agglutinirende und die einverleibende Sprachform aufgeführt. Zu einer eigentlichen Eintheilung der Sprachen endlich sei er erst dadurch fortgeschritten, daß er gefunden, wie die Sanskritsprache fast rein und unvollkommen die Flexionsform, die chinesische Sprache ebenso vollkommen die isolirende Sprachform darstelle. Nun erst habe sich das Bestreben, die relativen Vorzüge der verschiedenen Sprachen nach einer feststehenden höchsten Norm zu würdigen, mit der Tendenz einer Eintheilung der concreten, wirk-

---

1) Dies, dünkt uns, übersieht Steinthal, wenn er (Classification S. 52) sich durch die obigen Stellen zur Aufstellung eines Classificationsschema's berechtigt und darin (Entwickelung der Schrift S. 13) die „wahrhaft Humboldt'sche Classification" dargestellt glaubt. Der ganze Versuch, den „κόσμος der Lautwelt" in einem geschlossenen Schema darzustellen, verräth überdies nur, wie sehr der Verfasser von dem Begriffe des Organismus, d. h. von dem Einflusse der Hegel'schen Anschauungsweise beherrscht blieb. Wiefern wir dagegen Steinthal in seiner sonstigen Auffassung und Kritik der Humboldt'schen Ansicht über die Spracheintheilung beistimmen, erhellt aus dem Ganzen unsrer Darstellung. Vgl. übrigens Einl. S. 334 — 338, 338 ff. und Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 332 — 333.

lichen Sprachen vermischt und es sei auf diese Weise zu der Bestimmung gekommen: die chinesische und die Sanskritsprache seien polar entgegengesetzte Punkte; zwischen diesen beiden Extremen gebe es keine rein organisirte, mit irgend einer abstracten Form zusammenfallende Sprache. Gemischt walte in dieser Mitte — einer Bastardklasse gleichsam — Isolirung, Agglutination, Flexion und Einverleibung. Dabei zeige sich im Ganzen ein stufenweis wachsendes Hinneigen zu der Flexionsform. Allein diese Stufen zu fixiren, zu sichten, zu ordnen sei unmöglich. Alle in dieser Beziehung versuchte Bestimmung einer Rangordnung oder Gruppirung müsse nothwendig einseitig und von blos relativer Richtigkeit sein. Du siehst — so würden wir den Fragenden entlassen, — nirgends ist das Resultat der Humboldt'schen Sprachuntersuchungen schwerer zu erfassen und weniger beruhigend als bei dem Capitel von der Classification der Sprachen. Aber keines zugleich ist für Humboldt selbst charakteristischer. Der scharfe Sinn für das Allgemeine ringt mit dem feinen Sinn für das Besondre. Die Eintheilungstendenz drängt sich wiederholt hervor, allein die übergroße Behutsamkeit, verbunden mit der Richtung auf das Individuelle trägt den Sieg davon und läßt die versuchte Eintheilung unvollendet stehen.

5.
Die Sprache und die Geschichte.

Dem ganzen Unternehmen aber, die verschiedenen Sprachen als verschiedene Stufen gelungener Sprachbildung anzusehn, läßt sich sofort noch eine ganz andere Seite abgewinnen. Sie sind das Werk der Nationen und der verschiedenen Geisteseigenthümlichkeit derselben. Diese aber sind in die Zeit gestellt und haben eine historische Entwickelung. Das allgemein Menschliche greift nicht blos als ideales Einheitsband über die Völkerunterschiede über, sondern es macht sich auch, bewußt sowohl wie bewußtlos, als eine geschichtliche Macht geltend. Jede einzelne Sprache hat eine Geschichte, welche die starre und absolute Scheidung derselben von anderen Sprachen vereitelt. Man kann in den Sprachen in rein idealer Auffassung ein stufenweis fortschreitendes Annähern an die menschlichste, der Idee der Sprache gemäßeste Sprachform verfolgen. Man kann und muß

nicht minder versuchen, dies Fortschreiten darauf anzusehn, wiefern es sich zugleich als eine successiv geschichtliche Sprachentwickelung darstellt, oder, mit anderen Worten, wiefern die Classification der Sprachen zugleich als Geschichte der Sprache erscheint.

Es versteht sich, daß ein Mann wie Humboldt von einer constructiven Identificirung jener idealen und dieser historischen Betrachtungsweise sehr weit entfernt war. Die letztere lag ihm überhaupt ferner, und er zog sich je länger je mehr auf die erstere ausschließlich zurück. Wenn er in seinen frühsten linguistischen Abhandlungen in der Akademie diese historische Seite am stärksten hervortreten ließ, so schob er sie in der Einleitung zur Kawi-Sprache fast gänzlich zurück.[1]) Dennoch sind beide Anschauungsweisen, wie sie sich thatsächlich ergänzen, von Humboldt berücksichtigt worden; noch in der Einleitung ward er auf einen Punkt geführt, an dem er nicht vermeiden konnte, die ideale Rangordnung der Sprachen in zeitlich-historischer Projection zu betrachten, und wir sind deshalb verpflichtet, die Humboldt'schen Ansichten über dies ganze Verhältniß zusammenfassend darzustellen. Es wird nur abermals darauf ankommen, die dabei hervortretende Behutsamkeit und das Schwanken unseres Autor's nicht zu verwischen.

In den verschiedensten Wendungen zunächst spricht Humboldt selbst es aus, wie es schon aus dem Begriff der Sprache als ewig lebendiger Erzeugung folge, daß eine jede eine geschichtliche Entwickelung hat. Allen Sprachen gegenüber finden wir uns in eine „historische Mitte" gestellt. Jede ist „wie der Mensch selbst, ein sich in der Zeit allmälig entwickelndes Unendliches." Nach rückwärts wie nach vorwärts enthält jede Sprache eine dunkle, unenthüllte Tiefe. In den Sprachen ebensowenig „als in den unaufhörlich fortflammenden Gedanken der Menschen selbst, kann es einen Augenblick wahren Stillstandes geben. Es ist ihre Natur, ein fortlaufender Entwickelungsgang unter dem Einflusse der jedesmaligen Geisteskraft der Redenden zu sein."[2]) Die Uranfänge dieser Geschichte der Sprachen nun sind uns unerforschlich. Nur bis auf eine gewisse Weite noch läßt sich die Vergangenheit der Sprachen erkennen; dann

1) S. namentlich Einleitung S. 17 und S. 334.

2) Ebendas. S. 211, S. 63, S. 188. 189.

schließt sich der unbekannte Reichthum, aus dem sie herfließen und läßt nur das Gefühl seiner Unergründlichkeit zurück. Es giebt eine für uns erste, ursprüngliche Form derselben, hinter die wir um so weniger zurückdringen können, als der Kreis dieser Urformen geschlossen zu sein und in der Lage, in der wir die Entwickelung der menschlichen Kräfte jetzt finden, nicht wiederkehren zu können scheint. Es ist wahrscheinlich, daß dem Hervorbrechen neuer Sprachen eine bestimmte Epoche im Menschengeschlecht angewiesen war.[1]) „Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung," heißt es schön in der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium, „daß man wohl noch keine Sprache jenseits der Grenzlinie vollständigerer grammatischer Gestaltung gefunden, keine in dem fluthenden Werden ihrer Formen überrascht hat." In diese Urgeschichte der Sprachen, die sofort mit den vorgeschichtlichen Revolutionen unserer Erdkugel verglichen wird, giebt es nur Einen Weg, einzudringen. Er ist analog den Versuchen der Geologie, die Urgeschichte der Schöpfung aufzuhellen. Aus dem allgemeinen Wesen des Menschen, aus der idealen Natur der Sprache wagt Humboldt hin und wieder mit der ihm eignen Vorsicht muthmaaßende Schlüsse über jene ursprüngliche Organisationsepoche. Die Sprache ist Organismus. Sie kann insofern nicht anders als auf Einmal entstehen. Sie muß in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. Nur so freilich, daß ihr Gesammtorganismus der Potenz nach mit dem ersten Worte gesetzt ist, nur so, daß er als Gesetz die Functionen der Denkkraft bedingte, nur so also, daß das wirkliche Hervorgehen der Sprache immerhin „gewiß nur nach und nach" erfolgte.[2]) Demzufolge nun nennt zwar einerseits Humboldt alles Bestimmen einer Zeitfolge in der Bildung der wesentlichen Bestandtheile der Rede ein Unding,[3]) aber gleichzeitig darf er nichtsdestoweniger, ausgehend von der Natur der Verstandeshandlung, die er der genetischen Erklärung der Sprache unterbreitet,[4]) einzelne Theile der Sprache für ursprünglicher als andere erklären. So weist er

---

1) Einleitung S. 63, S. 12.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 242, 243. 253.

3) Ueber die Verwandtschaft 2c., a. a. O. S. 3.

4) S. oben S. 500. 501.

nach, wie der wesentliche Begriff der drei Personalpronomina durch die Natur der Sprache selbst gegeben, daß sie die ursprünglichen, weil nothwendigen Beziehungspunkte des Wirkens durch Sprache als solche bezeichnen, daß mithin das Pronomen sich nicht erst spät entwickelt haben könne, sondern ursprünglich da gewesen sein müsse.[1]) Er wiederholt dies in der „Einleitung."[2]) Die Bezeichnung der drei Personen mittelst des Schema von Raum, Zeit und Empfindungsgrad[3]) wird für ursprünglich erklärt und hinzugefügt, daß sich an die Personenwörter unmittelbar die Präpositionen und Interjectionen angeschlossen haben dürften. Ja, er geht weiter. Mit Bopp objective und subjective Wurzeln unterstheidend, erklärt er die letzteren überhaupt, d. h. diejenigen, in denen der Ausdruck oder die Beziehung auf die gefühlte Persönlichkeit das Wesen der Bedeutung ausmacht, für ursprünglicher als die ersteren. Diese subjectiven Wurzeln „hat sichtbar die Sprache selbst geprägt. Ihr Begriff erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität: er war dem Sprechenden unentbehrlich, und konnte bis zur Vollendung allmäliger Spracherweiterung gewissermaaßen ausreichen; — er deutet daher — — auf einen primitiven Zustand der Sprachen hin." Weiterhin endlich werden, als mit dem Subjectiven am nächsten zusammenhängend, an die innere Empfindung sich am unmittelbarsten anlehnend, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe für nicht minder primitiv erklärt. „Es liegt," heißt es, „in der Natur der Sprachentwickelung selbst, daß, sogar geschichtlich, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe die zuerst bezeichneten sein werden, da nur sie natürlich wieder gleich, und oft in dem nämlichen Acte, die bezeichnenden der Gegenstände sein können."[4])

Vielleicht indeß führen diese letzten Bestimmungen über den schlechthin ersten Organisationsproceß der Sprachen bereits hinaus. Zu wiederholten Malen nämlich läßt Humboldt diesen ununterscheidbar zusammenhängen mit einem weiteren erneuter und fortgesetzter Gährung. Er rückt den „Punkt vollendeter Organisation," den

1) Ueber die Verwandtschaft 2c., S. 2. 3.

2) Daselbst S. 115.

3) Ueber die Kant'sche Grundlage dieser Bestimmungen s. oben S. 447. 448.

4) Einleitung S. 117. 119.

„Punkt der Reife,“ von welchem an die Sprachen „ihre einmal erreichte Form nicht mehr wesentlich ändern,“ die Grenze zwischen der Organisationsperiode und der Periode „feinerer Ausbildung“ bald mehr zurück, bald mehr vorwärts. Er will das Eine Mal nicht entscheiden, ob die Sprachen jenen Reifepunkt unmerklich und allmälig, oder gleichsam mit einem ersten Wurfe erreichen;[1]) er sondert ein andermal das erste Werden des organischen Baus der Sprache von den Umänderungen durch fremde Beimischung, bis die Sprache wieder zu einem Zustande der Stätigkeit gelange, und bezeichnet demgemäß das Zusammenfließen mehrerer Mundarten als „eins der hauptsächlichsten Momente in der Entstehung der Sprachen,“ — sofort aber fügt er hinzu, wie diese beiden Stadien der Sprachentstehung sich nicht mit Sicherheit von einander trennen ließen;[2]) er erklärt es endlich, im Zusammenhang damit, für wahrscheinlich, daß keine Sprache zur vollendeten Bildung reif sei, ehe sie nicht mehrere Mittelzustände und gerade solche durchgangen sei, „durch welche die ursprüngliche Vorstellungsweise dergestalt gebrochen wird, daß die anfängliche Bedeutung der Elemente nicht mehr völlig klar ist.“[3])

Wie unsicher und wechselnd aber auch diese Bestimmungen sind, indem bald mehr, bald weniger in die „Periode der Formenbildung“ hineingezogen wird, so bleibt doch darin Humboldt sich gleich, daß er von ihr als eine zweite Periode diejenige unterscheidet, in welcher „die innere und feinere Ausbildung der Sprache“ vor sich gehe. Der Punkt, welcher diese Periode von der früheren (oder, nach anderer Auffassung, von den beiden früheren) trennt, „ist der der vollendeten Organisation, in welchem die Sprache im Besitz und freien Gebrauch aller ihrer Functionen ist, und über den hinaus sie in ihrem eigentlichen Bau keine Veränderungen mehr erleidet.“[4]) Nur wenig modificirt, kehrt dieselbe Unterscheidung in der „Einleitung“ wieder. In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache als mit dem Zweck derselben be-

1) Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 349. 350.
2) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 244. 246.
3) Ebendas. S. 254.
4) Ebendas. S. 246.

schäftigt. „Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniß erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an den andren anschießt.“ Allmälig, aber nach einem Gesetze. Wenn diese Krystallisation geendet ist, steht die Sprache gleichsam fertig da. Das Werkzeug ist vorhanden, und es fällt nun dem Geiste anheim, „es zu gebrauchen und sich hineinzubauen.“ Von einer andern Seite angesehen, stellt sich dieser Uebergang der nationalen Thätigkeit von der Sprache zu dem Gebrauch der Sprache als ein Ermatten des sprachschaffenden Triebes dar. Die Masse des im sprachlichen Bauen hervorgebrachten Stoffes wächst, und diese „nun auf den Geist zurückwirkende, äußere Masse macht ihre eigenthümlichen Gesetze geltend und hemmt die freie und selbständige Einwirkung der Intelligenz.“[1]). Die Sprache beginnt nunmehr mit dem eigenthümlichen Volksgeist eine Laufbahn, „in der keiner beider Theile sich von dem andern unabhängig nennen kann, jeder aber sich der begeisternden Hülfe des andern erfreut.“ Diese zweite Periode ist die der litterarischen Thätigkeit der Nation und die vorbereitend dazu hinführende. Wie sich in der ersten Periode die Form, so entwickelt sich in dieser der Charakter der Sprachen.[2])

Von dieser zweiten endlich unterscheidet Humboldt an einer Stelle der „Einleitung“ noch eine dritte Periode. Verfolgt man nämlich den Lebenslauf der Sprachen noch weiter, so kann man ein abermaliges Ermatten der Sprache beobachten. Wie der sprachliche Bildungstrieb, so kann weiterhin auch der die Formen gebrauchende und im Gebrauch sie verfeinernde und bereichernde Geist erschlaffen. Es kann „in der Folge der Zeit eine Epoche eintreten, wo die Sprache gleichsam den Geist überwächst, und dieser, in eigner Erschlaffung, nicht mehr selbstschöpferisch, mit ihren aus wahrhaft sinnvollem Gebrauch hervorgegangenen Wendungen und Formen ein immer mehr leeres Spiel treibt.“ In dieser Periode „welkt“ alsdann „die Blüthe des Charakters“ — bis etwa die Sprache durch den Genius einzelner großer Männer von diesem Ermatten wieder geweckt und emporgerissen wird.[3])

---

1) Einleitung S. 195 — 198.

2) Ebendas. 196. 200 ff.; vergl. oben, S. 515 ff.

3) Ebendas. S. 199. 200.

Alle Verschiedenheit der Form nun fällt, diese Periodisirung festgehalten, in die erste der drei bezeichneten Perioden. Für die Formunterschiede, die sich bisher nach einem idealen Maaßstabe gruppirten, gewinnen wir daher jetzt zugleich einen Spielraum zeitlicher Entwickelung, und es frägt sich daher, ob und wieweit die Verschiedenheit der Sprachen in ihrem Bau, nicht blos naturhistorische, aus Verschiedenheit der nationalen Anlagen stammende, sondern zugleich historische, verschiedene Stufen des sprachlichen Bildungsprocesses bezeichnende sind? Es handelt sich — in dieser Form tritt die Frage bei Humboldt selbst in dem Schreiben an Rémusat [1]) auf— — es handelt sich darum, die diametral entgegengesetzte Beschaffenheit des Chinesischen und des Sanskrit, sowie die jener dazwischen liegenden der sanskritischen Form zustrebenden Sprachen nach ihrem realen, historischen Ursprung zu erklären.

Zwar, daß dieser Versuch zeitlich-historischer Erklärung durchaus gelingen sollte, dies ist mit Nichten zu erwarten. Mit Nichten wird sich die ideale Stufenfolge der Sprachformen ohne Weiteres als zugleich historische fassen lassen. Mit Nichten wird sich demgemäß das Chinesische schlechtweg für die älteste, das Sanskrit für die jüngste Sprache erklären lassen. Es darf nie übersehen werden, daß die geistige Individualität eines Volkes vor der des anderen mit klarem und durchdringendem Sprachsinn begabt ist. Auch der verschiedenen Einwirkung äußerer Umstände wird Rechnung zu tragen sein. Derartige Umstände, wie Uebergänge einer Sprache in die andere, können hier der Sprachbildung einen schnelleren und höheren Schwung geben, während dort entgegengesetzte Einwirkungen Schuld sein können, daß die Sprachen sich in schwerfälliger Unvollkommenheit fortschleppen. [2]) Gewiß daher darf man keinen allgemeinen Typus allmälig fortschreitender Sprachformung entwerfen. Was die Ursprachen America's und Nordasien's charakterisirt, braucht darum noch nicht auch den Urstämmen Indiens und Griechenlands angehört zu haben. Allein andrerseits hieße es den naturgemäßen Weg menschlicher Entwickelung ignoriren und würde mit dem, was sich thatsächlich nachweisen läßt, streiten, wenn man schlechtweg alle Sprachverschiedenheit

---

1) Daselbst G. W. VII. 333.

2) Ueber das Entstehen rc., G. W. III. 286.

auf Verschiedenheit der ursprünglichen nationalen Anlagen reduciren wollte. Der naturgemäße Weg menschlicher Entwickelung verbietet das. Denn man stelle sich die Dinge nur natürlich vor, und man wird leicht die Schwierigkeit begreifen, daß jemals gleich bei Entstehung einer Sprache Flexion dagewesen sei. Einzelne reine grammatische Bezeichnungsarten können wohl aus einem dunklen Gefühl ursprünglich entstanden sein. Allein die ganz logische Natur der grammatischen Verhältnisse verstattet ihnen nur sehr wenig Beziehungen auf die Einbildungskraft und das Gefühl: jener Fälle mithin können nur sehr wenige gewesen sein. Die Thatsachen desgleichen führen auf dasselbe Resultat. Denn, sowie man eine Sprache genauer zu analysiren versucht, so zeigt sich die Anfügung bedeutsamer Silben auf allen Seiten und widerlegt somit die Meinung von der durchgängigen Ursprünglichkeit wahrer Flexion. Es muß daher ein allgemeines Werden höherer sprachlicher Formalität statuirt werden. Mehr als das. Für diese historische, ganz wie für die ideale Betrachtung, bildet die höchste Sprachform einen festen Punkt. Nach diesem werden sich andere, gleich feste bestimmen lassen. Jene allmälige Entwickelung des Sprachvermögens wird also an sicheren Zeichen erkennbar sein: es werden sich bestimmte zeitliche Stufen an derselben unterscheiden lassen.[1])

Ganz im Allgemeinen zuerst. Das ganze Streben der Sprache ist formal. Ursprünglich nun wird die Sprache noch mangelhaft in der Herrschaft der Form sein, auch das Grammatische, wo es nicht geradezu fehlt, wird stoffartig sein. Bei weiterem Fortschreiten alsbald weicht die stoffartige Bedeutung dem formalen Gebrauch, aber die Grammatik tritt noch immer erst im Fall des Bedürfnisses auf, sie waltet und herrscht noch nicht in der Sprache. Eine höhere und höchste Stufe folgt. Kein Element wird mehr als formlos gedacht, und der Stoff als Stoff ist ganz in der Rede besiegt. Es ist die Stufe, welche nur die gebildetsten Sprachen erreichen.[2])

Näher jedoch und genauer. Es giebt nach der Darstellung in dem Aufsatz „Ueber das Entstehen ꝛc.“[3]) vier Stufen des

1) Ueber das Entstehen ꝛc., G. W. III. 270 ff.
2) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 255. 256.
3) Daselbst S. 296. 297.

allmäligen Fortschreitens zu grammatischer Formalität. „Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände, und überläßt das Hinzudenken der redeverknüpfenden Formen dem Verstehenden. Sie sucht aber das Hinzudenken zu erleichtern durch Wortstellung und durch auf Verhältniß und Form hingedeutete Wörter für Gegenstände und Sachen. So geschieht, auf der niedrigsten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze.“ Zweitens. „Dies Hülfsmittel wird in gewisse Regelmäßigkeit gebracht, die Wortstellung wird stätig, die erwähnten Wörter verlieren nach und nach ihren unabhängigen Gebrauch, ihre Sachbedeutung, ihren ursprünglichen Laut. So geschieht auf der zweiten Stufe die grammatische Bezeichnung durch feste Wortstellungen und zwischen Sach- und Formbedeutung schwankende Wörter.“ Drittens. „Die Wortstellungen gewinnen Einheit, die formbedeutenden Wörter treten zu ihnen hinzu, und werden Affixa. Aber die Verbindung ist noch nicht fest, die Fugen sind noch sichtbar, das Ganze ist ein Aggregat, aber nicht Eins. So geschieht auf der dritten Stufe die grammatische Bezeichnung durch Analoga von Formen.“ Endlich viertens. „Die Formalität dringt durch. Das Wort ist Eins, nur durch umgeänderten Beugungslaut in seinen grammatischen Beziehungen modificirt; jedes gehört zu einem bestimmten Redetheil und hat nicht blos lexikalische, sondern auch grammatische Individualität; die formbezeichnenden Wörter haben keine störende Nebenbedeutung mehr, sondern sind reine Ausdrücke von Verhältnissen. So geschieht auf der höchsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Beugung und rein grammatische Wörter.“

Sucht man sich nun Rechenschaft über das Verhältniß dieser zeitlichen Stufenfolge zu der idealen zu geben, so würde im Allgemeinen die isolirende und die einverleibende Form mit den beiden untersten, die agglutinirende mit der dritten Stufe zusammenfallen; nicht blos ungefähr, sondern vollständig würde sich die Flexionsform mit der höchsten Stufe decken. Wie aber diese vier Formen von Humboldt selbst als abstracte bezeichnet werden, so ist weniger von ihnen als von den concreten Sprachformen und Classen zu erwarten, daß sie — soweit dies überhaupt möglich ist — sich zugleich als historische Stufen werden fassen und erklären lassen. Die ideale Stufenfolge nähert sich natürlich der historischen um so mehr, je

concreter beide gefaßt werden. Es bleibt uns die Vorführung einer dritten Darstellung der sprachlichen Entwickelungsgeschichte übrig, in welcher sich, eben dieser concreten Fassung wegen, die ideale und die factische Aufeinanderfolge der Sprachformen am meisten in ein ausgeglichenes Verhältniß gesetzt hat. Es ist diejenige, die sich in dem Schreiben an Rémusat findet. Wir dürfen sie jedoch in einzelnen Zügen aus den mehrerwähnten akademischen Abhandlungen ergänzen.

Der dem Naturstande noch nahestehende Mensch nämlich verfolgt eine einmal angenommene Vorstellungsweise leicht zu weit, denkt jeden Gegenstand und jede Handlung mit allen ihren Nebenumständen und trägt dies in die Sprache über.[1]) Er stellt jedes Besondere in allen seinen Besonderheiten, nicht blos in den zu dem jedesmali- Zweck nothwendigen dar — wie z. B. wenn in der Sprache der Abiponen das Pronomen der dritten Person verschieden ist, je nachdem der Mensch ab- oder anwesend, stehend, sitzend, liegend oder herumgehend gedacht wird.[2]) Es hängt dies damit zusammen, daß in dieser frühsten Periode der Redende die Formen in jedem Augenblick mehr selbst bildet, als sich der vorhandenen bedient. Hierzu kömmt, daß der Mensch auf dieser Stufe gleichsam verschwenderisch mit den Worten ist; er wiederholt, was schon gesagt ist; er läßt Töne einfließen, die weniger einen Gedanken, als eine Regung seiner Seele ausdrücken.[3]) Gewisse Nationen endlich, auf diesem Bildungsstadium, haben „die Sitte“ — so sagt Humboldt im Jahre 1822 — „ganze Sätze in angebliche Formen zusammenzuziehen, z. B. den vom Verbum regierten Gegenstand, vorzüglich wenn er ein Pronomen ist, mitten in den Schooß des Verbum aufzunehmen.“

Aus diesen Anfängen heraus nun, wie sie in der chinesischen Sprache noch zum Theil, in den Sprachen mit Einverleibung und anderweitiger unechter Formalität noch im großen Umfange sichtbar sind, — aus diesen Anfängen heraus haben sich mehr oder weniger alle Sprachen zu bald größerer bald geringerer Vollendung emporgebildet. Der Fortschritt besteht darin, daß theils überflüssige Formen fallen gelassen werden, theils die ursprünglich nebensächliche

---

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 256.

2) Ueber das Entstehen rc., G. W. III. 292; Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 334.

3) Ebendas. in beiden genannten Aufsätzen.

Besonderheiten bezeichnenden Wörter und Formen zum Ausdruck nothwendiger grammatischer Beziehungen verdichtet und geläutert werden. Grammatische Wörter werden zu Affixen, Affixe werden endlich zu wirklichen Flexionen. [1])

Unzweifelhaft ist dies der Entwickelungsgang, welchen die Sprachen genommen haben, die entweder ganz flexionslos sind oder deren Flexionssystem wenigstens unvollständig und fehlerhaft ist. Es sind die Sprachen jener großen Mittelgruppe zwischen dem Chinesischen und dem Sanskrit, in denen uns verschiedene Stufen des Processes von jenen Anfängen an bis zur wirklichen Flexion erhalten sind. [2])

Nur zum Theil anders verhält es sich mit den vollkommenen Flexionssprachen. Auch sie werden großentheils von denselben Anfängen ausgegangen sein. Die Verallgemeinerung der ursprünglich ganz particulären Beziehungen, die Verdrängung der überflüssigen ist hier nur vollständiger durchgedrungen, diese Beziehungen sind endlich organisch mit den Grundwörtern verschmolzen, die zunächst nur angefügten grammatischen Verhältnißbezeichnungen sind mit den Begriffsbezeichnungen zu einem untrennbaren Ganzen zusammengewachsen u. s. w. So großentheils. Nur wird man daneben auch die Ursprünglichkeit wahrhaft grammatischer Formen nicht in Abrede stellen dürfen. Es ist das vollständigere Gelingen der Umwandlung bloßer Analogien grammatischer Formen in wirkliche grammatische Formen eine Folge der glücklicheren Sprachanlage einzelner Völker. Eben diese glücklichere Begabung wird im Einzelnen auch ursprünglich und im ersten Wurf wahre Flexion geschaffen haben. [3])

Wieder anders endlich ist der Fall mit dem Chinesischen. Auch diese Sprache, flexionslos wie sie ist, muß angefangen haben wie alle übrigen Sprachen, die in der gleichen Lage sind und in denen Wörter, welche von Hause aus Bezeichnungen accessorischer Nebenbeziehungen waren, allmälig zum Ausdruck grammatischer Formen geworden sind. Allein der Fortschritt, welchen die anderen

1) Lettre à Abel-Rémusat S. 354.
2) Ebendas. S. 335.
3) Ebendas. S. 335 — 338.

Sprachen von da aus gemacht, ist im Chinesischen nicht gemacht worden. Es ist diese Sprache nicht wie jene dazu fortgegangen, ihre grammatischen Wörter in Affixe zu verwandeln, um aus diesen Affixen endlich Flexion zu machen. Irgend welche Ursache scheint das Chinesische von dem allgemeinen Gange der übrigen Sprachen abgelenkt und es in eine ihm allein eigne Bahn gedrängt zu haben. Der phonetische Theil der Sprache, so entwickelt dann Humboldt weiter, mag die Hauptschuld daran haben. Diese lautliche Armuth mag sich verbunden haben mit der intellectuellen Trockenheit des chinesischen Geistes, und so mag aus dem Zusammenwirken dieser Ursachen, unter dem hinzutretenden Einfluß der chinesischen Schrift, jene eigenthümliche Unvollkommenheit der Sprache entstanden sein, welche nachher durch ein glückliches Talent methodischer Bearbeitung der Ideen halb und halb in einen Vorzug verwandelt wurde.[1])

Erscheint nun so die Humboldt'sche Gruppirung der concreten Sprachformen fast genau in dem Spiegelbilde der historischen Genesis der Sprachen wieder, so eröffnet sich schließlich für dies Verhältniß der inneren zu der zeitlich-äußeren Stufenfolge der Sprachen noch eine andere Perspective. Die bisherige Darlegung des Successiven in der Sprachbildung ging wesentlich von der innern oder intellectuellen Seite der Sprache aus. Man kann aber auch von der lautlichen Seite ausgehen. Von diesem Gesichtspunkt aus hat man die Sprachen in ein- und mehrsilbige unterschieden, und von ihm aus präsentirt sich für Humboldt der historische Entwickelungsgang der Sprache, den wir bis hieher als Aufsteigen zu größerer Herrschaft der Form und als Fortschreiten von Bezeichnung des Zufälligen und Besonderen zur Bezeichnung des Nothwendigen und Gedankenmäßigen kennen gelernt haben, zugleich als Uebergang von Einsilbigkeit zu Mehrsilbigkeit. Der letzte Paragraph der „Einleitung zur Kawi-Sprache“ ist es, der ausschließlich sich mit diesem Thema beschäftigt.

Die Einsilbigkeit nämlich ist lediglich ein Uebergangszustand, aus welchem sich die mehrsilbigen Sprachen nach und nach herausgebildet haben. Alle Sprachen gehen von einsilbigem Wurzelbau aus, gelangen aber durch Zusammensetzung, Anfügung und Flexion

1) Lettre à Abel-Rémusat S. 354 ff.

zur Mehrsilbigkeit. Denn auf die Ursprünglichkeit der Einsilbigkeit führt die historische Untersuchung mittelst sorgfältig angestellter Sprachzergliederung. Ebendahin führt die Natur der Sache selbst. „Der Begriff in der Spracherfindung ist der Eindruck, welchen das Object, ein äußeres oder inneres, auf den Menschen macht; und der durch die Lebendigkeit dieses Eindrucks der Brust entlockte Laut ist das Wort. Auf diesem Wege können nicht leicht zwei Laute Einem Eindruck entsprechen. Wenn wirklich zwei Laute, unmittelbar auf einander folgend, entständen, so bewiesen sie zwei von demselben Object ausgehende Eindrücke, und bildeten Zusammensetzung schon in der Geburt des Wortes, ohne daß dadurch der Grundsatz der Einsilbigkeit beinträchtigt würde.“ 1) Der Fortgang aber zur Mehrsilbigkeit sofort geht Hand in Hand mit dem Fortgang der Sprachen zu reinerer Formalität. In dem Silbenumfang, verbunden mit der Art und Weise der Aneinanderreihung der Silben, stellt sich noch einmal die Berechtigung dar, das Chinesische und das Sanskrit als zwei Pole, die übrigen Sprachen als zwischen beiden vermittelnde Zwischenstufen zu fassen. 2) Das Chinesische zunächst erscheint auch in dieser Beziehung als diejenige Sprache, welche gleichsam stehen geblieben, den Weg der übrigen Sprachen nicht mitgemacht hat. Obgleich nicht ohne Zusammensetzung, ist diese Sprache doch ohne wahre Mehrsilbigkeit. Ihre innere Natur, der Mangel aller Flexion, verbunden mit ihrer phonetischen Eigenthümlichkeit, auch da, wo der Geist die Begriffe verbindet, dennoch die Silbenlaute getrennt zu erhalten, hält sie bei der Einsilbigkeit fest. Das Sanskrit und das Semitische, d. h. die echten Flexionssprachen, dem gegenüber, schreiten am vollständigsten zu wahrer Mehrsilbigkeit fort. Sie schreiten dazu fort, d. h. auch sie sind von ursprünglich einsilbigen Wurzeln ausgegangen: nur daß daneben ursprünglich zweisilbige Wurzeln in ihnen ebensowenig wie ursprüngliche Flexion wird geläugnet werden dürfen. Denn hier abermals kömmt neben dem natürlichen Wirken der Zeit die eigenthümliche Kraft der mit Flexionssinn begabten Nationen in Anschlag. Sehr möglich daher, daß

---

1) Einleitung S. 386.

2) Einleitung S. 425 vgl. Lettre à Mr. Jaquet sur les alphabets de la Polynésie Asiatique G. W. VII. 419.

bei diesen Nationen Zusammensetzung oder vielmehr Vereinigung zweier Eindrücke schon im Geiste desjenigen lag, der ein Wort zum ersten Mal aussprach. Vereinigung vielmehr als Zusammensetzung; denn auch sofern diese Sprachen zur Mehrsilbigkeit erst fortschreiten, schreiten sie zu wahrer Mehrsilbigkeit fort. Sowohl äußerlich wie innerlich nämlich wirken hier die entgegengesetzten Eigenschaften als bei'm Chinesischen. Gefallen an Wohllaut und Streben nach rhythmischen Verhältnissen wirkt zusammen mit der Richtung des Geistes, den Begriff und seine Beziehungen in die Einheit desselben Wortes zu verknüpfen. Die Flexionsbegabung, mit einem Worte, bringt wahre, von äußerlicher sowohl wie von echter Zusammensetzung unterschiedene Mehrsilbigkeit im Laufe der Zeit zu Stande. Ist aber dies die Geschichte des semitischen und des Sanskritstammes, so nähert sich derselben endlich drittens in verschiedenem Grade die der mittleren Sprachgruppe. Auch diese Sprachen — Humboldt geht insbesondre die Barmanische und die Malaiische durch — gehen von einsilbigem Bau aus und schreiten zu mehrsilbigem fort; sie überschreiten den Standpunkt des Chinesischen, ohne das Ziel der echten Flexionssprachen zu erreichen. Sie bleiben auf dem Zwischenstadium der Zusammensetzung und der Agglutination bis zu theilweiser Flexion stehen. Die Mehrheit der Silben fällt nur unvollkommen mit Einheit des Wortes zusammen. Und endlich, während sie in der Verschmelzung der Silben zur Einheit minder glücklich sind, so reihen sie oft eine größere Anzahl derselben unrhythmisch an einander, indeß das vollendete Einheitsstreben der wahren Flexionssprachen wenigere harmonisch zusammenschließt.

Um Alles schließlich zusammenzufassen: Die zeitlos aufgefaßte Gruppirung und Stufenfolge der Sprachen ist im Ganzen und Großen identisch mit der Geschichte der Sprachentwickelung, und diese Geschichte wiederum ist im Ganzen und Großen dieselbe, wenn man sie nach innerlichen Momenten betrachtet, und dieselbe, wenn man auf den Umfang und die Behandlung der Silbenzahl achtet.

Nicht erschöpft freilich ist mit alle dem die ganze Bedeutung, welche für Humboldt das Walten der Geschichte innerhalb der Sprache selbst hat. Wenn dies Walten vorzugsweise in die Organisationsperiode der Sprachen — nach der weiteren Fassung dieser Periode — fällt, so läßt sich ja dieselbe an der Bildung der romanischen, der

neugriechischen, der englischen Sprache nicht bloß durch Conjectur, sondern sogar geschichtlich verfolgen,[1]) und eine Reihe neuer und besonderer Erscheinungen drängt sich dabei der Beobachtung auf.[2]) Es drängt sich der Unterschied auf „zwischen den Sprachen, welche, wie verwandt aufkeimende desselben Stammes, auf dem Wege innerer Entwickelung aus einander fortsprießen, und zwischen solchen, die sich auf dem Verfall und den Trümmern andrer, also durch die Einwirkung äußerer Umstände erheben.“[3]) Die Erscheinung ferner zeigt sich, wie bei der Entstehung jener Abkömmlinge der klassischen Sprachen zwar „die Formen,“ wie Humboldt sagt, aber nicht „die Form“ derselben sank, „die vielmehr ihren alten Geist über die neuen Umgestaltungen ausgoß.“[4]) Die Nothwendigkeit endlich wird klar, daß diese neuen Sprachen, um neue zu sein, von dem Geist der Völker, die sie schufen, ein „verändertes Einheitsprincip,“ eine individuelle „Urform zu neuer Krystallisation“ empfangen mußten.[5])

Weiter jedoch ist dies Walten der Geschichte nicht blos auf die Organisationsperiode beschränkt, sondern auch die Ausbildung und Verfeinerung der Sprache in ihrer zweiten Periode wird ein Gegenstand der historischen Aufmerksamkeit. Es ist einmal wiederum das Schicksal der Form, und es ist zweitens die Entwickelung des Charakters der Sprache, was in dieser Periode das Interesse auf sich zieht. In ersterer Beziehung hebt die Humboldt'sche „Einleitung“ die Thatsache hervor, daß der Flexionsreichthum der Sprachen abnimmt, sobald sie aus der Gährung ihrer ersten Formation in die Periode ihres Gebrauchs hinübertreten. Grammatische Wörter werden an die Stelle echter Formen gesetzt, und wahre Flexionssprachen können sich dadurch im Einzelnen denjenigen Sprachen nähern, die sich von ihrem Stamme durch ein ganz ver-

---

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 246.

2) Ueber das Entstehen ꝛc., G. W. III. 306.

3) Einleitung S. 300.

4) Ebendas. S. 295.

5) Ebendas. S. 297.; vergl. über Göthe's zweiten römischen Aufenthalt, G. W. II. 240. überhaupt aber §. 21. der Einleitung. Die Reihe treffender Bemerkungen, welche hier der weiteren Auseinandersetzung dieser Erscheinungen gewidmet werden, kann in unserer nur auf das Allgemeine gerichteten Darstellung nicht füglich einen Platz erhalten.

schiedenes und unvollkommneres Princip unterscheiden. Statt des Gefallens an der Bildung des geistigen Werkzeugs nämlich waltet nunmehr „der Zweck des Verständnisses vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler, und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelnheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie, an sinnreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Silbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hülfsverba und Präpositionen auf.“ Es ist dies eine Affection der *Form*, welche als solche, positiv betrachtet, zugleich den *Charakter* der Sprache mitberührt.[1]) Was aber diesen insbesondere betrifft, so ist er seiner Natur nach noch viel schwerer zu ergreifen als die Form. Er ist nicht die Sprache selbst, sondern die gebrauchte Sprache. Er ist nichts anderes als der Charakter der Nation, sofern er durch die Sprache durchschimmert oder wie ein Hauch dieselbe umschwebt. Die Sprachen nach ihrem Charakter gruppiren und schildern, heißt die Nationen charakterisiren. Wenn daher Humboldt, in Beziehung auf den Charakter der Sprachen, auf den Unterschied als den eigentlich entscheidenden aufmerksam macht, daß in den einen die Richtung nach dem Innern des Gemüths, in den andern nach der äußeren Wirksamkeit vorherrsche,[2]) so ist dieser Unterschied überwiegend ein Unterschied der nationalen Eigenthümlichkeit. Die *Geschichte* aber vollends der Charakterentwickelung der Sprachen führt über die Grenzen der Linguistik hinaus. Sie fällt wesentlich zusammen mit der Literaturgeschichte. Die „Einleitung“ ist reich an allgemeinen Gesichtspunkten für diese. Sie skizzirt das Entstehen der Literatur. Sie macht aufmerksam auf die zwiefache Gestalt, welche die Sprache dadurch erhält, daß sie in die Hände der Lehrer und Dichter des Volks kömmt, dem sich dieses nach und nach mit volksthümlichem Gebrauch der Sprache gegenüberstellt. Sie schildert den Einfluß, welchen die eigentlichen Grammatiker auf die Sprache auszuüben im Stande sind. Sie entwickelt in meisterhaften Zügen das Hervorbrechen von Prosa und Poesie. Sie geht ein auf die Verwandtschaft und die Differenz dieser beiden. Sie stellt dem red-

1) Einleitung S. 289 — 293.

2) Ebendas. S. 214.

nerischen den wissenschaftlichen Gebrauch der Prosa gegenüber und charakterisirt die Epoche der Entstehung der Wissenschaft und der sich aus dieser entwickelnden Gelehrsamkeit. Sie hebt endlich die Bedeutung des eintretenden Gebrauches der Schrift für die Literatur hervor und knüpft an diese Epoche die Unterscheidung einer früheren natürlichen und einer späteren kunstvolleren Dichtung an.[1])

6.

Begriff und Ziel der Sprachwissenschaft. Zusammenhang mit der Geschichtsphilosophie.

Nicht jedoch im Sinne Humboldt's überschreiten diese Erörterungen die Grenzen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Auf dem tiefen Grunde, den er gelegt hat, erhebt sich diese Wissenschaft zu stolzer Höhe.

Natürlich daß vor Allem das vergleichende Sprachstudium von äußerlichen Beziehungen schlechterdings zu emancipiren ist. Es ist ein, „seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragendes Studium." Es muß „um seiner selbst willen bearbeitet werden." Gerade durch diese selbständige Behandlung jedoch dient es, wie alle echte Wissenschaft, dem Einen und höchsten Zweck, „daß die Menschheit sich klar werde über sich selbst und ihr Verhältniß zu allem Sichtbaren und Unsichtbaren um und über sich."[2])

Weiteres Licht sofort erhalten diese Bestimmungen über die Würde des Sprachstudiums durch die Auseinandersetzungen über Umfang und Ziel desselben.

Nach den beiden Hauptepochen zunächst, die sich in dem geschichtlichen Dasein der Sprachen unterscheiden lassen, zerfällt auch das vergleichende Sprachstudium in zwei Theile. Die Sprachen bilden in einer ersten Periode ihren Organismus. Die Sprachen erfahren innerhalb ihres fertigen Organismus in einer zweiten Periode eine fortdauernde feinere Ausbildung. Der Eine Theil des

---

1) Einleitung S. 198. 199 und S. 230 — 251.; vergl. Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 265.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium G. W. III. 241. Ueber den Dualis. G. W. VI. 564.

Sprachstudiums demnach hat es mit der Untersuchung des Organismus der Sprachen, der andere mit der Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung zu thun. Jener hat sich wesentlich mit der Form, dieser vorzugsweise mit dem Charakter der Sprachen zu beschäftigen. Jener fordert so weit als möglich fortgesetzte Vergleichung, dieser Isoliren auf dieselbe Sprache und Eindringen in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten, jener daher vorzugsweise Ausdehnung, dieser vorzugsweise Tiefe der Forschung.[1])

Näher ist der erste dieser beiden Theile von wesentlich naturhistorischem Charakter. Denn der Organismus der Sprachen gehört zur „Physiologie des intellectuellen Menschen.“ Die Zergliederung der Verschiedenheiten des Organismus führt zur Ausmessung und Prüfung des Gesammtgebiets der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen.[2]) Die verschiedenen Sprachen sind als ebensoviel Naturspecies anzusehen. Es gilt dabei, die Oberflächlichkeit bisheriger Sprachvergleichung und deren fragmentarisches Verfahren zu vermeiden. Auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden; als ein organisches Wesen muß sie auch als solches behandelt werden.[3]) Humboldt hat das lebhafte Bewußtsein, durch die Feststellung der Begriffe: Form und Princip der Sprachen, und durch die eingehende Analyse des Sprachverfahrens die Punkte sicher bezeichnet zu haben, zu denen die Sprachzergliederung sich erheben könne, und ebendamit für die Sprachvergleichung neue, bisher unbetretene Bahnen eröffnet zu haben.[4]) Zur Vollständigkeit dieser ganzen Untersuchung aber fordert er Zweierlei. Es ist einmal jede bekannte Sprache in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren, alle in ihr aufzufindenden Analogien sind zu verfolgen und systematisch zu ordnen —: die vergleichende Sprachkunde erfordert Monographien ganzer Sprachen. Aber nicht blos der Länge nach, sondern auch der Breite nach sind die Fäden des Zusammenhanges des Sprachbau's aufzusuchen;

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 247. 248.

2) Ebendas. S. 248.

3) Ebendas. S. 249.

4) Einleitung S. 191. 192.

einzelne Theile dieses Baues, einzelne Wörter und Wörterklassen und dann wieder einzelne grammatische Formen sind durch alle Sprachen hindurchzuverfolgen: — die vergleichende Sprachkunde erfordert zweitens Monographien einzelner Glieder gleichsam und Organe des Sprachbau's. Erst durch Beides zusammen aber würde der physiologische Theil der Sprachwissenschaft sich vollenden; erst diese doppelte Arbeit könnte dazu führen, „einen Abriß der menschlichen Sprache als ein Allgemeines gedacht, in ihrem Umfange, der Nothwendigkeit ihrer Gesetze und Annahmen, und der Möglichkeit ihrer Zulassungen zu entwerfen.“ [1])

Man könnte nun versuchen, auch den zweiten Theil der allgemeinen Sprachwissenschaft nach den von Humboldt gegebenen Andeutungen für sich zu betrachten. Offenbar, daß derselbe von vorwiegend historischem Charakter ist. Die Untersuchung der Sprachen im Zustande höherer Ausbildung, die Untersuchung des sprachlichen Charakters, führt zum Erkennen ihrer Angemessenheit zur Erreichung aller menschlichen Zwecke. Die Verschiedenheit der Sprachen ist daher für diese Art der Betrachtung nicht sowohl eine naturhistorische als eine „intellectuell-teleologische“ Erscheinung.[2]) Vollständig lassen sich Untersuchungen dieser Art nur bei den höher gebildeten Sprachen und nur da anstellen, wo Nationen in einer Literatur ihre Weltansicht niedergelegt und in zusammenhängender Rede der Sprache eingeprägt haben. Hier ist es daher, wo die im engeren Sinn so genannte Philologie in ihrem Unterschied von und zugleich ihrer Beziehung zur Linguistik eintritt. Es ist der charakteristische Gesichtspunkt jener, die Rücksicht auf die Literatur in den Vordergrund zu stellen. Die Linguistik bedarf daher der Philologie. Derjenige Theil der Sprachforschung, den man in der eben versuchten Weise von dem rein physiologischen als einen besonderen abscheiden könnte, muß sich durchweg auf die philologische Behandlung der in einer Sprache vorhandenen schriftlichen Denkmäler stützen.[3])

Allein die Wahrheit ist, daß diese Scheidung ungenau und un-

---

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium S. 250. Ueber den Dualis. VI. 562. ff. 585.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium S. 247. 248.

3) Ebendas. S. 251; Einleitung S. 206. 207.

durchführbar ist. Im Organismus einer Sprache liegt der Keim zu ihrer feineren Ausbildung. Der Sprachcharakter entwickelt sich auf dem Grunde der Sprachform. Schon auf die Bildung der Form übt die Geschichte einen Einfluß; noch in der Bildung des Charakters ist die naturhistorische Verschiedenheit der Nationen bemerkbar. Auch im Zustande der Cultur hören die Sprachen nicht auf, naturhistorische Erscheinungen zu sein; schon von Hause aus ist ihre Verschiedenheit zugleich eine „intellectuell-teleologische" Erscheinung. Unmöglich daher, jene beiden Theile des vergleichenden Sprachstudiums von einander zu isoliren. Man kann den Charakter nicht ohne die Form und man darf die Form nicht ohne Rücksicht auf den Charakter der Sprache studiren. Die physiologische muß mit der historischen Betrachtung Hand in Hand gehn. Stets muß dies Doppelte dem Sprachforscher vorschweben, einmal, auf welche verschiedene Weise der Mensch die Sprache zu Stande brachte, und sodann, wie die verschiedenen Sprachen sich zu dem Ideengebiet und den ideellen Zwecken der Menschheit verhalten, einmal, wie die Individualität der Nation auf die Sprache und dann wieder wie die Sprache auf sie zurückwirkte. Der ganze Weg unterliegt seiner Betrachtung, auf dem die Sprache vom Geiste ausgeht und auf den Geist wieder einwirkt. Das Studium der Grammatik und des Lexikon darf nicht von dem der Literatur getrennt, und noch in den höchsten Werken der Sprache muß die Wirkung des sprachlichen Organismus erkannt und geachtet werden. Die feinsten Elemente und die höchsten, geistigsten Producte der Sprache müssen gleichmäßig beachtet, der Ursprung endlich und die Vollendung der Sprachen zusammengenommen werden.[1])

Bei dieser Verbindung aber der beiden Theile des vergleichenden Sprachstudiums enthält doch der letztere den eigentlichen Schlüssel für die höhere Bedeutung der ganzen Wissenschaft. Es ist die Betrachtung der Sprachverschiedenheit als „intellectuell-teleologischer" Erscheinung, von wo aus die allgemeine Sprachwissenschaft eine höhere Weihe empfängt, wo ihr Vereinigungspunkt mit Wissenschaft und Kunst liegt. Sie ist *wesentlich* eine *historische* Wissen-

---

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, S. 267. Ueber den Zusammenhang rc., G. W. VI. 428 u. A.

schaft. Wie es die Aufgabe des Historikers überhaupt ist, daß er das Streben der die Geschichte durchwaltenden Ideen darstelle, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen, so ist es das Geschäft des Sprachforschers, das Streben darzustellen, nach welchem die Idee der Sprachvollendung sich zu realisiren sucht.[1]) Mehr jedoch als das. Der höchste Gesichtspunkt für das Sprachstudium ist vielmehr ein geschichtsphilosophischer. Dies Studium, historisch wie es ist, reiht sich ein in die philosophische Geschichte des Menschengeschlechts überhaupt;[2]) es hat „den Zusammenhang der Sprache mit dem Culturzustande und der Geisteseigenthümlichkeit der einzelnen Nationen aufzusuchen;“ es hat beständig „den Gang der geistigen Bildung des Menschengeschlechts im Auge zu behalten und darin seinen eigentlichen Zweck zu suchen;“[3]) es hat die Sprachverschiedenheit nicht blos als eine Verschiedenheit von Schällen, sondern als eine Verschiedenheit von Weltansichten, als ein „nothwendiges, sonst durch nichts zu ersetzendes Mittel zur Bearbeitung des Ideengebiets“ anzusehn, als ein „Vehikel“ somit „einer reicheren Mannigfaltigkeit und größeren Eigenthümlichkeit intellectueller Erzeugnisse, als Schöpferin einer auf gegenseitiges Gefühl der Individualität gegründeten und dadurch innigeren Verbindung des gebildeteren Theils des Menschengeschlechts.“[4]) Denn dies, in der That, die immer völligere Herbeiführung menschlicher Verbindung des gesammten Geschlechts, die Idee des Humanismus, ist nach Humboldt diejenige Idee, welche durch die ganze Geschichte hindurch am meisten sichtbar ist und am meisten die Vervollkommnung unsrer Gattung beweist.[5]) Gerade ihrer Realisirung aber arbeitet die Sprache helfend entgegen, indem sie „mehr als sonst etwas im Menschen das ganze Geschlecht umschlingt,“ und wunderbar die nationale wie die individuelle Besonderheit mit dem allgemein Menschlichen zusammenknüpft.

---

1) Ueber die Aufgabe 2c., G. W. I. 24. Einleitung S. 11.

2) Ueber den Dualis, G. W. VI. 564.

3) Ueber den Zusammenhang 2c., G. W. VI. 428; vergl. Ueber die Verwandtschaft 2c., a. a. O. S. 1.

4) Ueber das vergleichende Sprachstudium S. 247.

5) Kawi-Sprache, Bd. III. S. 426.

Und dennoch nicht in diesem teleologischen Gesichtspunkt liegt bereits der letzte und wahrste Grund des Zusammenhangs zwischen Sprache und Geschichte, zwischen Sprachwissenschaft und Geschichtsphilosophie. Wiederholt vielmehr polemisirt Humboldt gegen jede im strengeren Sinn teleologische Geschichtsansicht, indem sie alle freie Ansicht des eigenthümlichen Wirkens der in der Geschichte thätigen Kräfte störe und verfälsche. Immer wieder lenkt er in diesem Punkte von den Kant'schen Anschauungen hinweg und nähert sich dagegen den Herder'schen. Die Betrachtung der Geschichte nach Endursachen widerstrebt seiner Abneigung gegen alles Systematische und Constructive. Sie widerstrebt ebenso seiner Schätzung des individuell-Lebendigen. Nur in dem Individuellen kann er sich eine freie Zwecksetzung denken: er scheut davor zurück, sie mit dem Begriff eines idealen Ganzen zu verbinden. Statt von Zwecken, welche am Ziele der Weltgeschichte stehen, spricht er von Ideen und Kräften, die sich im Laufe derselben zu verwirklichen und zu manifestiren streben. „Alle Geschichte," heißt es in dem Aufsatz über die Aufgabe des Geschichtschreibers, „ist nur Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die Kraft und das Ziel, und so gelangt man, indem man sich blos in die Betrachtung der schaffenden Kräfte vertieft, auf einem richtigeren Wege zu den Endursachen, welchen der Geist natürlich nachstrebt." Eine Anschauung, die der Aristotelischen von der Identität von αἰτία, εἶδος und τέλος auf der einen Seite ganz nahe steht, auf der anderen sie geradezu umkehrt. Ein Unterschied, wie wir denken, welcher von echt Humboldt'scher Feinheit und kaum zu halten, darum jedoch nicht weniger für Humboldt selbst von entscheidender Wichtigkeit ist. Mit Nachdruck macht er abermals im dritten Paragraphen der „Einleitung" auf diesen Unterschied aufmerksam. In jeder Ueberschauung der Weltgeschichte mache sich ein Fortschreiten bemerklich. Es zeige sich eine immer wachsende „Vermenschlichung" und eben damit eine nicht zu verkennende „Planmäßigkeit." Allein sofort wird eingelenkt. Kein System der Zwecke soll damit aufgestellt sein. Nicht vorausgesetzt darf jene Planmäßigkeit werden. Ihre Erscheinung führt vielmehr zurück auf eine selbständige und ursprüngliche Ursache, auf eine Kraft, eine Idee, „ein inneres sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprincip."

Dieser Grundansicht gemäß nun, „welche nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer als unergründlich anerkannten Ursache ausgeht,“ formulirt sich der Hauptsatz der Humboldt'schen Geschichtsphilosophie. Sie ist am Schlusse seines schriftstellerischen Lebens wie sie am Anfang desselben war, in der Einleitung zur Kawi-Sprache, wie wir sie im Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit fanden.[1]) Die letzte Idee, als deren Realisirung die Weltgeschichte sich darstellt, ist „die verschiedenartige Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft.“ An diesen Gesichtspunkt daher knüpft sich als an den wahrhaft höchsten die Sprachwissenschaft an. Die Idee der Sprachvollendung ist nicht isolirt, sondern im Zusammenhange mit der menschlichen Geisteskraft zu behandeln. Denn in dieser wurzelt die Sprache. Die Sprache „ist eine der Seiten, von welchen aus die menschliche Geisteskraft in beständig thätige Wirksamkeit tritt.“ Sie ist „das Organ des inneren Seins, dies Sein selbst, wie es nach und nach zur inneren Erkenntniß und zur Aeußerung gelangt.“ Sie ist „tief in die geistige Entwickelung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird auch in ihr erkennbar.“[2]) Ja, Eins hat sie vor allen übrigen Erscheinungsformen der menschlichen Geisteskraft, vor den Rechtsanschauungen und Staatsbildungen der Nationen, vor Wissenschaft und Kunst, Sitten, Werken und Thaten derselben voraus. Von allen Offenbarungen des menschlichen Geistes nämlich ist sie die unbedingt erste. Vor ihr kann nichts Menschliches im Menschen gedacht werden, sie ist die primitivste Emanation seiner Natur. Es giebt eine Epoche, in der wir nur sie erblicken, wo sie die geistige Entwickelung nicht blos begleitet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt. Sie ist die erste nothwendige Stufe, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind. Scheinbar also den übrigen Offenbarungen der menschlichen Geisteskraft zur Seite stehend, geht sie vielmehr allen sowohl zeitlich wie innerlich voran. Es besteht eben deshalb ein nothwendiger Zusammenhang zwischen ihr und dem

---

1) Vergl. oben S. 65.

2) Einleitung S. 10, S. 2, S. 5.

Gelingen aller andren Arten intellectueller Thätigkeit.[1]) Ja, selbst die Bezeichnung der Sprache als einer Offenbarungsform oder als eines irgendwie Secundären im Verhältniß zur Intellectualität trifft nicht genau die Wahrheit. Sie entspringt aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie „besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende Selbstthätigkeit;" man „könnte die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Völker ebensowohl ihre Wirkung nennen." „Wenn wir Intellectualität und Sprache trennen, so existirt eine solche Scheidung in der Wahrheit nicht."[2]) Aus dieser Identität aber und dieser Primogenitur folgt endlich, daß die Sprache auch unter allen Aeußerungen, an denen Geist und Charakter der Nationen erkennbar sind, die allein geeignete ist, beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen. Und so gilt es mithin, die Sprachen „als einen Erklärungsgrund der successiven geistigen Entwickelung" zu betrachten und Sprachverschiedenheit und Erzeugung menschlicher Geisteskraft in beständigem Zusammenhang als zwei sich gegenseitig bedingende und gegenseitig aufhellende Erscheinungen zu fassen.[3])

Ohne Zweifel nun ist dies ein hochgegriffener, ja der denkbar höchste Gesichtspunkt für die Sprachwissenschaft. Er ist es, mit dessen praktischer Durchführung, wie wir an einer früheren Stelle andeuteten, auch der Gegensatz eines menschlichen und göttlichen Ursprungs der Sprachen sich noch anders als durch das bloße Wort ihrer Einheit auflöst. Aus ihm heraus wird vollständig begreiflich, wie sich für Humboldt in der Sprache der alte Traum von einer „vergleichenden Anthropologie" und von dem philosophisch-historischen „Bilde der Menschheit" erfüllte. Auch ist Humboldt diesem Gesichtspunkt niemals untreu geworden. Die ganze „Einleitung" hält ihn fest; er ist der leitende Faden, welcher durch alle seine linguistischen Arbeiten sich hindurchzieht. Der ganze Umfang und die Tiefe, welche die Sprachwissenschaft dadurch erhält, ist am voll-

---

1) Briefwechsel mit Schiller S. 41; Einleitung S. 5, S. 36. 37.

2) Einleitung S. 5, S. 33 und S. 38.

3) Ebendas. S. 39 und S. 3. Ueber die Consequenzen und die praktische Verwerthung dieser Ansicht siehe weiter unten, Viertes Buch, zweite Hälfte.

ständigsten und am präcisesten zu Anfang des Paragraphen ausgesprochen, welcher den Abschnitt: „Ueber die Sprachen der Südsee-Inseln“ in dem großen Kawi-Werke einleitet. „Die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbau's aufzusuchen, sie in ihrer wesentlichen Beschaffenheit zu schildern, die scheinbar unendliche Mannigfaltigkeit, von richtig gewählten Standpunkten aus, auf eine einfachere Weise zu ordnen, den Quellen jener Verschiedenheit, sowie ihrem Einfluß auf die Denkkraft, Empfindung und Sinnesart der Sprechenden nachzugehn und durch alle Umwandlungen der Geschichte hindurch dem Gange der geistigen Entwickelung der Menschheit an der Hand der tief in dieselbe verschlungenen, sie von Stufe zu Stufe begleitenden Sprache zu folgen, — das ist das wichtige und vielumfassende Geschäft der allgemeinen Sprachkunde.“

Allein je höher wir es anschlagen mögen, daß Humboldt sich bei keinem niederen als dem geschichtsphilosophischen Gesichtspunkte beruhigte, desto unbefriedigter läßt uns vielleicht die Art und das Maaß, wonach er denselben zur Geltung bringt. Indem die menschliche Geisteskraft die Angel ist, durch welche die Sprache mit der Geschichte zusammenhängen soll, so wird von hier aus nur wenig zu concreteren Bestimmungen fortgeschritten. Von dem Reichthum der geschichtlichen Mächte und ihrer Bewegung erscheint uns fast nur die Seite der intellectuellen Entwickelung. Es erscheint weniger noch die Entwickelung als das allgemeine Wesen des Geistes. Nur an einem ganz dünnen Faden sehen wir die Sprache mit der lebendigen Bewegung der Völker in Schicksalen und Thaten zusammenhängen. Es wird ausdrücklich versichert, daß sich die Sprache nicht unmittelbar mit jenen thatsächlichen Aeußerungen des Völkerlebens in Verbindung bringen lasse. Es wird [1]) unmittelbar die Entwickelung der Sprache immer nur mit der geistigen Eigenthümlichkeit in Beziehung gesetzt und diese in der „inneren Stimmung des Gemüths“ gesucht. So tritt das laute Getreibe und das offene, realistische Geschehen des Völkerlebens in den Hintergrund; die Geschichte, von welcher hier die Rede ist, ist nur aus dem feinsten Stoff des innerlichen Lebens gewoben; Alles was, nach dem indischen, von Humboldt adoptirten Ausdruck, der „Irdischkeit“ der

1) Einleitung S. 221.

Geschichte angehört, wird nur selten und auch dann nur in ganz allgemeiner Weise berücksichtigt. Es ist die Innerlichkeit und die von der Welt abgekehrte Gemüthsstille des späteren Humboldt, welche ihn nur in den höchsten Regionen der Menschengeschichte, nur da gleichsam verweilen läßt, wo Thaten und Schicksale entweder noch ungeboren oder bereits unsterblich geworden sind. Den Blick nicht sowohl nach dem Ziel als nach dem Grunde der menschlichen Dinge hinrichtend, betrachtet er die Geschichte wie eine zweite Natur. Seine Geschichtsphilosophie ist mehr eine Physiologie der Geschichte; sie steht mit dem Einen Fuße innerhalb der Wissenschaft, die er selbst einmal als die „Naturkunde des Geistes" bezeichnet, und schreitet mit dem anderen nur kaum über die Schwelle der eigentlichen Geschichte.

Die Grundgesetze mithin der Physiologie des ewig Menschlichen, wie es in zeitlicher Erscheinung sich darstellt, faßt er auf und verweilt bei ihnen immer von Neuem mit immer gleich tiefer Empfindung. Die „Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich;" der Plan dieser Weltregierung ist nur soweit zu verstehen, als man, über die Erscheinung hinaus, sich zur Wahrnehmung der Ideen erhebt, welche die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen.[1]) Diese Ideen wurzeln sämmtlich in der unergründlichen Tiefe des menschlichen Wesens; sie sind Offenbarungen der menschlichen Geisteskraft. Mit ihnen aber wirken die unabänderlichen Bedingungen des menschlichen Daseins, mit der Freiheit wirkt die Natur zusammen.[2])

Aus dieser Grundanschauung sofort fließt ein erstes geschichtsphilosophisches Grundgesetz. Der Gedanke wird von Humboldt wiederholt, welchen Kant in dem unvergleichlichen Aufsatz: „Idee einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" entwickelt hatte. Es findet sich in der ganzen Oekonomie des Menschengeschlechts auf Erden, daß eben dasjenige, was seinen Ursprung in Naturnothwendigkeit und physischem Bedürfniß hat, in der weiteren Entwickelung den ideellsten Zwecken dient. Die ursprüngliche Verschiedenheit der Sprachen, das dadurch bedingte Hervorgehen der ge-

---

1) Ueber die Aufgabe 2c., G. W. I. 18. 19.

2) Ebendas. S. 19; Ankündigung a. a. O. S. 489.

bildeten, welche ebendamit zu Trägern gesteigerter Geisteskraft werden, ist ein Beleg dieser universellen Erscheinung, und es stellt sich auch von geschichtsphilosophischem Gesichtspunkt die Einheit der zwei, zuerst unterschiedenen Theile der Sprachwissenschaft dar.[1])

Nicht minder ist die Sprache ein Spiegel eines anderen großen physiologischen Gesetzes, welches ganz dem ideellen Theil der Geschichte angehört. „Das Gewebe der Weltgeschichte, insofern sie den inneren Menschen betrifft, besteht aus zwei einander durchkreuzenden, aber zugleich sich eng verkettenden Richtungen," nämlich „dem immer abbrechenden Leben der Individuen und der Kette des durch ihre Hülfe vom Schicksal zusammenhängend Bewirkten," oder, wie es ein andermal heißt, aus demjenigen, „was eine Folge der allgemeinen Natur des Menschen ist und demjenigen, was aus dem Entschluß, der Willkür und dem Geschick der Individualität hervorgeht."[2]) Von dieser widerstreitenden Zusammenstimmung, wie gesagt, ist abermals die Sprache eine lebendige Illustration. Nichts ist individueller und mehr dem Moment angehörig, als das Sprechen, und

---

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium a. a. O. S. 267. 268; vergl. Ankündigung a. a. O. S. 485 ff.

2) Einleitung S. 25. Brief an Göthe, Neue Jenaische Literaturzeitung 1843 No. 2 und bei Schlesier, II. 470; vergl. Prüfung der Untersuchungen rc., G. W. II. 120. Am vollständigsten vielleicht in einem Briefe an die Wolzogen (a. a. O. II. 45). „Es ist," heißt es hier unter Anderm, „eine bewundernswürdige und die Betrachtung großartig anziehende Anordnung, daß, indem das Wirken jedes Einzelnen immer vorübergehend und kurzdauernd ist, es nun doch Mittel giebt, die das Wirken fortpflanzen und sogar gewissermaaßen verewigen, und daß, indem das Schicksal der Einzelnen lauter abgerissene Fäden bildet, wir wieder sehr lange und in sichtbarem, auch idealischem Zusammenhange durch große Theile der Erdgeschichte gehn, so daß sich daraus ein dem Ganzen des Menschengeschlechts und dem Planeten selbst angehörender Zusammenhang bildet. Der Einzelne scheint nur für diesen Zusammenhang dagewesen zu sein, an dem er aber weiter nicht theilnimmt. Auf das Leben, das er geführt hat, übt dieser Zusammenhang allerdings großen Einfluß aus, indem er die Lage bestimmt, in der jeder Neugeborne in die Welt eintritt. Voll benutzt wird aber dieser Zusammenhang nur von dem, der ihn im Geist überschaut, und es leuchtet daher doch daraus hervor, daß in der Absicht der Weltordnung dennoch der Gedanke, was er erfaßt und hervorbringt, das Wichtigste ist. Der Gedanke aber ist nur im Individuum vorhanden, und so ist der letzte Zweck nur in diesem." — Auch in den „Briefen an eine Freundin" giebt es zahlreiche Parallelen zu dieser Ausführung.

nichts zugleich bedingter durch das Ganze der Nation und des gesammten Geschlechtes, nichts abhängiger von der Vergangenheit als die Sprache.[1])

Je weniger nun aber Humboldt nach der durchgehenden Eigenthümlichkeit seines Wesens sich entbrechen konnte, von jenen beiden Richtungen in dem Gewebe der Weltgeschichte „das Individuelle für die Hauptsache anzusehen," mit um so größerer Vorliebe macht er endlich auf ein drittes Gesetz aufmerksam, welches sich in der Geschichte manifestire. Es ist charakteristisch für den Mann, der auch die Arbeit des Gedankens sich zum Genuß zuzubereiten verstand, daß eine Anzahl von Ideen als Lieblingsideen von ihm gehegt und gepflegt wurden. Eine dieser Lieblingsideen begegnet uns hier. Die Geschichte nämlich ist das Resultat von Freiheit und Naturnothwendigkeit, von dem Leben der Individuen und dem Leben des Ganzen. Allein zu diesen beiden, sich zum Theil bereits deckenden und kreuzenden Erscheinungen kömmt eine dritte, noch höhere Erscheinung, eine gesteigerte Wiederholung eben dieser Gegensätzlichkeit der historischen Potenzen. Es giebt nämlich eine höchste Erscheinung der menschlichen Freiheit und der menschlichen Individualität, eine strahlendste Bewährung der ideellen die Geschichte durchwaltenden Mächte. In dem Causalnexus der menschlichen Dinge giebt es Einen Theil, der sich genügend, ätiologisch, erklären läßt. Allein durchkreuzt ist dieses Gebiet von der Wirkung neuer und nicht zu berechnender innerlicher Kräfte. Das Wirken der menschlichen Geisteskraft setzt sich zum Theil in einem offenbaren, sichtbar durch Ursach und Wirkung verketteten historischen Niederschlag ab; allein daneben macht sich diese Kraft zuweilen in unerwarteten und unerklärlichen Erweisungen geltend, Leben fortpflanzend, weil sie aus vollem Leben hervorgehn, erzeugt durch den „anfachenden Odem des Genie's in Einzelnen oder ganzen Völkern."[2]) Mannigfache Erscheinungen beweisen diese Thatsache. So war z. B. die Algebra eine solche neue

---

1) Einleitung § 5 und 6; vergl. oben S. 498 ff.

2) Einleitung § 2. § 4. Ueber die Aufgabe rc., I. 17, 18, 20; vergl. aus früherer Zeit z. B. Ueber den Geschlechtsunterschied, G. W. IV. 277. Wie sehr übrigens auch auf die Ausbildung dieses Lieblingsgedankens Kant auf Humboldt eingewirkt haben dürfte, wird Jedem einleuchten, dem die Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft im Gedächtniß ist.

genialische und wunderbare Gestaltung in der mathematischen Richtung des menschlichen Geistes. So das Hervorbrechen der Kunst in ihrer reinen Form in Aegypten, so die plötzliche Entwickelung freier und sich doch wieder in Schranken haltender Individualität in Griechenland. So allemal, so oft genialische Individuen oder ganze Völker dem Menschengeschlechte eine neue Richtung ertheilen. Nirgends sichtbarer aber offenbart sich diese Erscheinung als in den Sprachen. In der Geschichte aller Sprachen bildet die Einführung der Schrift ein derartiges epochemachendes Ereigniß.[1]) Ein anderes Beispiel ist das Entstehen der romanischen aus den Trümmern der römischen Sprache.[2]) Eben dieses Gesetz aber setzt überhaupt der Erklärung des historischen Entstehens einer vollkommneren aus der unvollkommneren Sprache bestimmte Grenzen. Gerade darum muß man nach Humboldt darauf verzichten, eine allmälige Entwickelung der Sanskrit-Sprache aus der Chinesischen nachzuweisen[3]) und sich begnügen, beide nur ideal als Stufen gelungener Sprachbildung zu betrachten.

So lenkt die Geschichtsphilosophie Humboldt's, mit dem starken Accent, den sie auf die Bedeutung des Originellen und Genialischen legt, aus der Geschichte in die Metaphysik zurück und schiebt die zeitlichen Dimensionen der Geschichte auf einen ideellen Raum, zu Unterschieden und Stufen der Idee zusammen.

---

1) Ueber den Zusammenhang rc., G. W. VI. 429 ff.
2) Einleitung S. 13.
3) Ebendas. S. 17.

Viertes Buch.

Zurückgezogenheit.

Zweite Hälfte.

Anderweitige Thätigkeit, Leben und Zustände
bis zum Tode.

Man hätte erwarten können, daß Humboldt nach der Beendigung desjenigen Theils seines Lebens, den er selbst als eine bloße Episode anzusehen geneigt war, seinen alten Plan einer Rückkehr nach Italien ausführen werde. Mehr als Ein Verhältniß indeß band ihn an die Heimath. Gleich nach seiner Verabschiedung war es die Ordnung seines Dotationsgeschäftes, was ihn zurückhielt, weiterhin die Anhänglichkeit an seine Familie. Denn schon seit dem Jahre 1815 war die eine seiner Töchter an den Obrist-Lieutenant von Hedemann verheirathet; zu Anfang des Jahres 1821 kehrte auch Bülow von London zurück, trat in das auswärtige Departement und verband sich mit Gabriele von Humboldt. Theodor von Humboldt lebte, gleichfalls verheirathet, in Schlesien. Der jüngste Sohn, Hermann, sollte in der Nähe der Eltern erzogen werden; eng an die Eltern angeschlossen lebte die älteste Tochter Caroline im Hause.[1]) So behauptete das Leben sein Recht und überwog die Sehnsucht nach den Grabhügeln an der Pyramide des Cestius; so mischte sich in die Liebe zu den Angehörigen die Heimathsliebe und trug es davon über das Verlangen nach dem Himmel von Rom und Albano.

Allein ein noch tieferer Zug der Treue gegen das Vergangene, eine noch idyllischere Vorstellung entschied den Entschluß Humboldt's. Er gedachte sein Leben jetzt an einem viel früheren Punkte wiederaufzunehmen als bei der römischen Epoche. Bis zu dem ersten Glück seiner Jugend, bis zu den Flitterjahren seiner Ehe wollte er zurück-

---

1) Vergl. zu diesen Familiennachrichten: Briefe an eine Freundin (Erste Auflage) I. 40; an Stein 5. März 1822 bei Pertz, V. 695; Alexander von Humboldt im Vorwort zu den Sonetten von Wilhelm von Humboldt S. XV; Schlesier, II. 560.

kehren. Sein zweiter Rücktritt aus dem öffentlichen Leben sollte sein wie sein erster. Süßer noch schien ihm in der Erinnerung, was er einst in Auleben und Burgörner, als was er später in Rom genossen. Er wollte ganz nur „mit ihr, und eingeschlossen in diesem häuslichen Dasein," ganz so „vereinzelt auf einander" leben, wie es im Beginn, in den ersten neunziger Jahren, der Fall gewesen war.

Zum Schauplatz dieses Idylls aber erwählte er Tegel. Es war der Schauplatz seiner Kinderjahre gewesen. Leicht war von hier aus die Hauptstadt zu erreichen, mit der ihn mannigfache gelehrte und gesellige Beziehungen verbanden. Der Ort gewährte zugleich, bei der mäßigen Entfernung von nur zwei bis drei Stunden, den Vortheil vollkommener ländlicher Abgeschiedenheit. Die Lage desselben war nicht ohne Anmuth. Man darf in Tegel nicht an Ariccia; man darf an den Ufern der Havel nicht an die Rebengelände des Rhein oder Neckar denken. Aber die Natur hat Alles für den Ort gethan, was sie in der Mark zu thun im Stande ist. Wer aus dem Kiefernwalde der sandigen Ebene Berlins heraus- und in Tegel eintritt, der ist erstaunt, von schön bepflanzten Hügeln einer weiten Aussicht über die zum See ausgebreitete, von bewachsenen Inseln durchschnittene Havel zu genießen. Die Kunst hat der Natur nachgeholfen. Pflanzungen und Anlagen hatten schon zu Friedrich's II. Zeiten das Tegel'sche Schlößchen, ein Jagdschloß des großen Kurfürsten, umgeben. Durch Humboldt's Vater waren Park- und Gartenanlagen erweitert worden. Jetzt war das Busch- und Baumwerk des Parks dicht geworden, alte, stattliche Bäume beschatteten das Schloß, und Kastanien- und Platanen-Alleen durchschnitten in verschiedenen Richtungen das Feld. Die Räume aber des Hauses waren dem jetzigen Besitzer zu eng. Er beschloß, ein neues und geräumigeres herzurichten und dasselbe kunstsinnig auszuschmücken. Der geschmackvolle Bau, wie er im Anfange der zwanziger Jahre ausgeführt wurde, war das Verdienst des Baumeisters; die innere Ausstattung war Humboldt's.[1]) Nicht mehr wie einst unter freiem Himmel konnte er die Statuen und Götterbilder schauen. Er wollte

1) Eine Ansicht von dem Aeußeren wie von dem Inneren des neuen Schlosses findet man bei Schinkel, Sammlung architektonischer Entwürfe, Bd. I. S. 49 und 50.

sie dennoch nicht missen; er wollte ein Stück wenigstens von Italien nach seinem Lieblingsaufenthalte versetzen. Alles daher, was er von Antiken und Gypsabgüssen in Rom und sonst erworben hatte, wanderte nach Tegel; die Gemälde blieben in seiner Wohnung in der Stadt. Nur mit dem, was ihm das Liebste war, wollte er sich dort umgeben; ja, nun erst hing er mit doppelter Liebe an dem Orte, wo ihm vergönnt war, „unter lauter schönen Gestalten umherzuwandeln.“[1])

Hätte er nur seine eigene Neigung zu befragen gehabt, er hätte Tegel auch im Winter nicht verlassen. Häusliche Verhältnisse, vornehmlich die Rücksicht auf seine Frau, bestimmten die Jahresordnung dahin, daß der Winter regelmäßig in der Stadt zugebracht werden sollte. Auch dem Sommeraufenthalt in Tegel jedoch mußte anfangs noch mancher Monat entzogen werden. Wiederholt forderten die neu übernommenen schlesischen Besitzungen in den ersten Jahren eine längere, die Güter im Mannsfeld'schen und Magdeburgischen eine kürzere Anwesenheit. Nicht ungern mochte er und mochte namentlich Frau von Humboldt in dem alten Burgörner verweilen, dem Orte, welcher Zeuge ihres ersten glücklichen Zusammenlebens gewesen war. Der Aufenthalt in Ottmachau bot andere Reize; denn von den Hügeln an den Ufern der Neiße sah man hier über fruchtbare Aecker und Auen nach dem Höhenzuge der schlesischen, böhmischen und mährischen Gebirge. Von Burgörner aus konnten die Freunde in Weimar und Jena, in Rudolstadt und Schulpforte besucht werden. Die schlesische Reise gab zu ähnlichen Besuchen, in Breslau und Glogau Gelegenheit. In Ottmachau aber wie in Burgörner fanden sich dann mehr als Ein Mal alle Glieder der Familie zu dem heitersten und ungetrübt glücklichsten Zusammenleben ein; wie weit und gastlich die Räume waren, kaum daß sie immer für die sich drängende Zahl der Besucher ausreichten.

Im Jahre 1824 inzwischen war der Bau des neuen Hauses in Tegel vollendet. Von nun an daher, um den Lieblingsaufenthalt in der schönen Jahreszeit so wenig wie möglich zu verlassen, wurden

---

1) Briefe an eine Freundin, I. 25, 130, 206 ff., 218, 256. An Gentz 21. Mai 1827 in Gentz' Schriften von Schlesier, VI. 292. Vgl. Schlesier I. 6. 7 und II. 413.

die Reisen nach den entfernteren Gütern mehr und mehr abgekürzt, sie wurden in den Frühling und Herbst, ja die Thüringer Reise in die Wintermonate geschoben. Bald indeß stellte sich eine andere Störung ein. Im Jahre 1826 mußte Frau von Humboldt zum ersten Male das Gasteiner Bad gebrauchen; schon im folgenden Jahre wurde die Reise nach Gastein von beiden Gatten gemeinschaftlich unternommen, eine Reise, die denn auch zu einem Aufenthalt in dem kunstgeschmückten München Veranlassung gab. Recht eigentlich ein Reisejahr vollends war das Jahr 1828. Herr von Bülow nämlich war zum Gesandten in London ernannt worden und schon seit längerer Zeit nach dem Ort seiner Bestimmung abgegangen. Ihm Frau und Kinder nachzubringen, wurde nun eine große Tour projectirt. Auch von der ältesten Tochter begleitet, reiste man Ende März von Berlin über Paris nach London. Noch Ein Mal machte sich bei Humboldt die alte Reiselust geltend. Es war ihm eben recht, wenn doch das Landleben unterbrochen werden mußte, es vorübergehend mit einem Aufenthalt in den beiden Weltstädten zu vertauschen, die ihm beide so genau bekannt und durch sich selbst wie durch ihre Bewohner interessant waren. Mehrere Wochen verweilte man in Paris, und ganz wie ehemals gab sich Humboldt dem bewegten Treiben des Pariser Lebens hin; mit demselben aufmerkenden und eindringenden Sinn für Menschen und Dinge wie vor dreißig und vierzig Jahren, mit vollkommen jugendlicher Beweglichkeit machte er seine Excursionen durch die wimmelnden Straßen der Hauptstadt, suchte er die zahlreichen alten Bekanntschaften auf und knüpfte er neue Verbindungen an. Wie in Paris, so in London. Er war hier, von Calais aus, am 19. Mai mit den Seinigen angekommen. Nahe an zwei Monat dauerte der Londoner Aufenthalt, während dessen sich die mannigfachsten öffentlichen, socialen und wissenschaftlichen Interessen um so ruhiger verfolgen ließen, als das Haus- und Familienleben des Schwiegersohns einen gemüthlichen und sicheren Anhalt bot. Für Humboldt selbst freilich hätte es dessen kaum bedurft. Er stand in London in bestem Andenken. Mit Auszeichnung wurde er insbesondere von König Georg IV. behandelt: er ward von diesem durch eine Ordensverleihung und mehr noch dadurch geehrt, daß sein Bild, von dem Maler Lawrence gemalt, in der Windsorhalle einen Platz neben denen der Monarchen, der Feldherrn und Staatsmänner

der Befreiungszeit erhielt. Nichtsdestoweniger sagte offenbar das Pariser Leben und das französische Wesen unserem Reisenden mehr zu als das englische. Obgleich man auch in diesem Jahre noch einen Gasteiner Badeaufenthalt vor sich hatte, so ging man doch auch auf dem Rückwege abermals über Paris und verlebte dort eine so angenehme Woche, daß der Gedanke auftauchte, wieder einmal auf ein ganzes Jahr sich häuslich daselbst niederzulassen. Drei Tage nahm weiterhin der Aufenthalt in München fort: erst Mitte August hatte man Salzburg und Gastein erreicht. Langsam und auf Umwegen wandte man sich endlich der Heimath wieder zu. Es war in den ersten Tagen des October, als man in Berlin anlangte. Auch nach der großartigen Natur, die man verlassen, hatte das bescheidene Tegel seine Anziehungskraft nicht verloren. Noch im Spätherbst richtete man sich auf wenige Wochen daselbst zu ländlichem Stillleben ein, um erst im November die Berliner Winterquartiere zu beziehen. [1])

Wie sehr aber hatte dies Welt- und Reiseleben unseren Freund aus seinem gewöhnlichen Geleise herausgeworfen! Was er jetzt am meisten scheute, Straßen und Gesellschaftszimmer, das hatte er in Paris und London am wenigsten vermeiden können. Sein Leben daheim war das Leben eines Gelehrten. Es war das regelmäßigste und arbeitsamste, das man sich denken kann. In seiner Studirstube von Büchern und Papieren umringt, sitzt er vom Morgen bis nach Mitternacht an seinem Pulte. Er verläßt sein Museum nur in den Mittags- und Abendstunden, um mit den Seinigen zu verkehren, selten, um einen alten Bekannten zu besuchen, seltener, um eine unvermeidliche Gesellschaft mitzumachen. Der Wechsel des Aufenthalts bringt nur geringe Veränderungen in diese einförmige Regelmäßigkeit. Ebenso der Wechsel der Jahreszeit, nur daß ihn der Winter noch fleißiger und noch häuslicher macht. Denn auf dem Lande ruft ihn wohl zuweilen ein Besuch aus der Stadt von seiner Arbeit hinweg, oder er macht gegen Sonnenuntergang einen Spaziergang an der Seite seiner Frau. Im Winter dagegen und in der Stadt lockt ihn selbst die Märzsonne nicht hinter seinen Büchern hervor; den Anblick des Januarschnees verschließt er sich durch vor-

1) S. den Reisebericht in den Briefen an eine Freundin, I. 339. 344 ff.

gezogene Gardinen; auch der Gewohnheit seiner früheren Tage, in sternenhellen Nächten die Straßen zu durchwandeln, hat er entsagt. „Meine Arbeiten,“ schreibt er, „sind mein Leben.“ Und es ist so, wie er ein andermal schreibt, — er sei beschäftigter als die Meisten selbst von denen, die viel mit Geschäften beladen seien. Kaum daß er die Besorgung seiner umfangreichen Privatangelegenheiten und die Führung seiner ausgebreiteten Correspondenz in Rechnung bringt. Ihm genügen für diesen Theil seiner Thätigkeit die späten Nachtstunden: die übrige Zeit des Tages gehört ausschließlich seinen Studien. Und hier wieder verfährt er mit der strengsten Ordnung und Oekonomie. Er hat Alles, was ihn umgiebt und womit er in Berührung kömmt, er hat, wie sein inneres Sein, so vor Allem seine wissenschaftliche Thätigkeit in ein bestimmtes System gebracht. Ja, er faßt es als sittliche Aufgabe, auch hierin in einem festen Geleise zu gehn, selbst das Unbedeutende in Regel und Norm zu pressen, am wenigsten der wechselnden Lust oder Unlust zu folgen. „Denn nichts,“ so sagt er, „ist mir so zuwider, als das bloße launige Wechseln der Ideen, oder das blinde Herumtappen.“ [1])

Unterbrach nun äußerlich und auf eine kurze Zeit die Londoner Reise den geregelten Gang dieses Familien- und Gelehrtenlebens, so war um so mehr dafür gesorgt, daß dasselbe nicht dauernder und durch wichtigere Ablenkungen gestört würde. Gesorgt war dafür gleich sehr durch die Gesinnung des Mannes wie durch die Verhältnisse. In der That, die Partei, welche ihn gestürzt hatte, war nicht froher, seiner los geworden zu sein, als er es war, der Dienstgeschäfte los zu sein. Er hatte es gegen seine Vertrauten nie verhehlt, daß er seine politische Laufbahn nur als etwas Accidentelles in dem Ganzen seines Lebens betrachte. Es war ihm, nach seinem eignen Ausdruck, immer eigen gewesen, „die Geschäfte gegen das innere und eigentliche Sein nur wie eine Art Nebensache zu behandeln.“ Unendlich höher stand ihm die Beschäftigung mit Ideen und Kenntnissen, — ohne sie „verdürben die Acten einen Menschen von Grund aus.“ Nur dadurch, daß er das Handeln selbst an

1) Briefe an eine Freundin, in zahlreichen Stellen der zwischen 1822 und 1829 geschriebenen Briefe. Auch im Folgenden entlehnen wir einzelnes Charakteristische häufig dieser Quelle.

Ideen anknüpfte, und dann wieder durch eine künstliche Spaltung seines Interesse's hatte er den Zwang zu mildern gesucht, den die Pflicht, zu handeln, seiner contemplativen Neigung auferlegte. Wie hätte nicht die wissenschaftliche Muße, die er jetzt in vollen Zügen schlürfte, ihm süßer als jemals vorkommen sollen! Wie hätte nicht der Genuß dieser Muße, die Liebe zu ihr von Tag zu Tage verstärken sollen! Er nahte sich dem Abend des Lebens. Nur die erste und die mittlere Lebenszeit fordert selbst die Ansicht des Römers für das Vaterland. Derjenige, der es sich verziehen hatte, in der thatenlustigsten Periode des Lebens sich von aller gemeinnützigen Thätigkeit zurückzuziehen, — wie hätte er sich nicht berechtigt halten sollen, nun, nachdem er die Bahn der Pflicht mit aller Entsagung durchmessen hatte, die Tage des Alters den Tagen seiner Jugend gleich zu machen? Selbst auf Stein's Zustimmung glaubte er rechnen zu dürfen, wenn er sich zu der Gesinnung bekannte, „daß man nicht vom Actentisch in's Grab taumeln müsse," und immer — so schrieb er an eben diesen Freund — sei es ihm eine widrige Idee gewesen, „bis zum Ende des Lebens an Verhältnissen Theil zu nehmen, die mit dem Moment des Todes gleichsam zu nichts würden, und von denen man nichts jenseits mit hinüber nehme."

Der Zeit nichtsdestoweniger und dem Vaterlande hätte er sich auch jetzt nicht entzogen. Er gab Stein sein Wort darauf. Eben die Zeit jedoch war so, daß sie ihm ein neues Opfer seiner individuellen Existenz ersparte. Seine Dienstentlassung war eine Verstoßung gewesen. Nicht blos aus dem Ministerium, auch aus dem Staatsrath war er durch die Cabinetsordre vom 31. December 1819 entlassen worden. Der König zwar hatte ohne persönlichen Groll gegen ihn die Maaßregel unterzeichnet, die ihm die Hardenberg und Wittgenstein als staatsnothwendig vorgestellt hatten. Sehr günstig hatte er die Erklärung des Entlassenen aufgenommen, daß er auf jede Pension Verzicht leiste. Der Kronprinz und die übrigen Prinzen des königlichen Hauses verdoppelten ihr Wohlwollen gegen den gestürzten Minister. Derselbe war dennoch ein politisch Geächteter. Nicht die günstige Meinung des Souverains, nicht sein Name und sein Charakter und seine Verdienste schützten ihn vor den Verdächtigungen der Schmalzianer und vor den Unverschämtheiten der Polizei, die ihr allmächtiges Regiment zu entfalten begonnen hatte.

Seine Briefe wurden erbrochen; seine Opposition gegen die antidemagogischen Maaßregeln genügte, auf ihn als einen Mitschuldigen der revolutionären Umtriebe hinzudeuten. Aber auch abgesehen hievon: Eins stand ihm fest, und mußte ihm feststehen, wenn er seiner Ehre und seiner Grundsätze gedachte. Mit dem Staatskanzler zugleich konnte er nie wieder an Geschäften Theil nehmen; in einer Regierung, welche sich nicht vollständig von den dermaligen Staatsmaximen lossagte, durfte er niemals wieder eine Rolle übernehmen. Es blieb ihm nur übrig, von Weitem mit patriotischer Theilnahme auf den Gang der Dinge zu blicken, auf welchen einen Einfluß zu üben ihm weder möglich noch ein Gegenstand des Verlangens war. Sein herzlichster Wunsch war, daß die allgemeinen Angelegenheiten ohne seine Mitwirkung sich zum Guten wenden möchten. Für's Erste freilich war ihm dies nicht wahrscheinlich. Besorgter und unzufriedener als selbst Stein sah er, was geschah und was unterblieb. Er kannte aus eigner Anschauung die Gebrechen der Verwaltung und die Unfähigkeit der damaligen Regierer, sie zu heilen. Seine Meinung daher war, daß es das Wünschenswertheste sei, wenn zunächst einige Jahre ohne äußere Stöße und ohne bedeutendere Neuerungen im Innern vergingen. Denn wie entschieden er für Herrichtung repräsentativer Verfassung gewesen war, so erblickte er doch nicht darin das Universalmittel zur Beschwichtigung der herrschenden Mißstimmung und Aufgeregtheit. Die Verfassung war ihm nur ein Theil, nur das letzte, abschließende Glied der allgemeinen Reform des Regierungssystems, die er für nöthig erachtete. Gerechtigkeit und Weisheit der Verwaltung hielt er für den ersten und sichersten Schutz gegen die Gefahren demagogischer Gesinnung. Verfassungsneuerungen ohne Reform der Verwaltung dünkte ihn nur eine Gefahr mehr. Er fürchtete sie doppelt, je weniger er den Geist billigte, in dem es schien, daß sie concipirt würden. Repression auf der einen Seite, liberalistische Spiegelfechtereien auf der anderen Seite, — das waren die Erscheinungen, in denen sich der Geist der Wittgenstein-Hardenberg'schen Verwaltung offenbarte. Man ward nicht müde, überall dem Gespenst von Conspirationen und Revolutionen nachzuspüren: man behielt gleichzeitig die Miene bei, als ob man die Opposition selbst von Kammern wie die französischen nicht scheuen werde. Humboldt fuhr fort, jenes Polizeitreiben als ebenso unwürdig wie schädlich zu

betrachten, und er schüttelte nun erst recht den Kopf über die Erneuerung der Verfassungsverheißung in dem Schuldenedict vom 17. Januar 1820. „Ich zittere jetzt eigentlich vor jeder neuen Einrichtung," schrieb er im März 1820 an Stein, „und es ist mir ordentlich beruhigend, daß man die Constitutionssache ganz ruhen läßt, wie es scheint." Sie ruhte indeß doch nicht. Sie sank nur, Dank den Bemühungen Oesterreichs und der Haltungslosigkeit Hardenberg's, auf ein Niveau herab, wo sie mit dem kleinlichen und feigen Polizei- und Beamtengeiste der Monarchie, mit den Reactionstendenzen Metternich's, mit der Politik der heiligen Allianz und ihrer Congresse nicht mehr collidirte. Man stellte auf der einen Seite vor, und man erwies sich auf der anderen Seite gelehrig gegen die Vorstellung, daß der Geist der Selbstregierung weder von unten her dem Volke eingepflanzt, noch die Stimme der ganzen Nation auf Einen Punkt, in Einer Versammlung concentrirt werden dürfe. Daher keine Gemeinde- und Kreisverfassung im Sinne der Stein-schen Städteordnung, und daher keine Reichsstände. Auch Provinzialstände sind ja eine „Repräsentation des Volkes." Sie sind nicht mit den Gefahren allgemeiner Stände verknüpft: sie mögen die Bildung dieser, wo nicht ganz ersparen, so doch möglichst hinauszuschieben gestatten. Nur mit Mißbilligung und Besorgniß konnte Humboldt einer solchen Entwickelung zusehen. Seine principiellen Gründe gegen isolirte Provinzialstände haben wir bereits kennen gelernt. Insbesondere aber unter den dermaligen Umständen war er gegen eine solche Einrichtung. Denn noch immer, noch im Jahre 1823 sah er die erste Bedingung unerfüllt, die nach seiner Meinung jeder Verfassungsneuerung vorausgehen mußte. Noch immer war die Verwaltung nicht besser und weiser geworden. Die Blößen, die sie gab, mußten unvermeidlich die Zielscheibe der ständischen Angriffe werden. Und doch, schreibt er, müßten die ersten Versuche der Maschine ohne Reibung sein. „Ich wünsche von Herzen und hoffe, daß diese Mängel der Verwaltung durch sie selbst werden verbessert werden, allein es wäre weiser, abzuwarten, daß es geschehen, und das Vertrauen zur Verwaltung wieder erwacht und hergestellt sein wird, ehe man Versammlungen zusammenberiefe, die immer schon viel zu sehr darauf hingewiesen zu sein scheinen, zu beurtheilen und zu tadeln."

Es war im brieflichen Verkehr, vor Allem mit Stein, wo Humboldt diese Ansichten entwickelte, und seine Theilnahme an dem Schicksal der Monarchie bekundete.[1]) Wie wenig er aus eignem Antriebe sich mit diesen Dingen befaßt haben würde: niemals versagte er sich den Freunden, so oft diese die Meinung oder den Rath des erfahrenen und feinsinnigen Mannes erbaten. Seine Bereitwilligkeit zu allen guten Diensten, sein starkes Pflichtgefühl, das Herz endlich, das er für den König und das Land hatte, triumphirte alsdann über die Ansicht, daß die öffentlichen Dinge im Grunde das Gleichgültigste seien und „weder dem Geist noch dem Gemüth etwas zu geben vermögen," über jene Abwendung von den Welthändeln, die so groß war, daß er es kaum der Mühe werth hielt, eine Zeitung in die Hand zu nehmen. Nie anders als mit Geist und Gemüth, nie anders als von den höchsten Gesichtspunkten, nie anders, als mit dem eingehendsten Scharfsinn, stets treu den großen und liberalen Grundsätzen seiner staatsmännischen Praxis gab er alsdann den Fragenden Bescheid. So waren die Briefe, mit denen er Stein's Zusendungen erwiderte, so war die Ausführung, mit der er auf die Vincke'sche Denkschrift über Wiedereinführung der Provinzialminister antwortete. Hier wie dort polemisirte er gegen die das Wesen des modernen Staates und seine Lebensbedingungen verkennende althistorische Ansicht. Er gab in der letzten Schrift überdies mehr als Eine Probe, wie seine verwaltende Thätigkeit gewesen sein würde, wenn er eine Stellung wie die des Staatskanzlers eingenommen hätte. Zum Theil ist es eben die Idee des modernen Staates, von welcher seine Verwaltungsmaximen ausgehn. Es ist uns nicht neu, wie bestimmt er neuerdings die Einheit des Staats accentuirte; eine Stelle jedoch des in Rede stehenden Aufsatzes giebt es, welche klarer als alles Frühere zeigt, in welches Verhältniß sich die Anerkennung jener Einheit mit dem ehemals gepredigten Gewährenlassen der individuellen Kräfte gesetzt hat. Es ist das Verhältniß eines vollkommenen Gleichgewichts. Denn die allgemeine Maxime der Behandlung der Localverschiedenheiten, sagt er, müsse die sein, die Verschiedenheit nie da zu verletzen, wo sie individuelle Kraft, physische oder moralische,

---

1) Diesen oft angezogenen Briefen im 5. Bande des Werkes von Pertz haben wir auch das Thatsächliche unserer obigen Darstellung entnommen.

Wohlstand oder Charakter befördere, allein sie nie da zu dulden, wo sie, ohne dies zu thun, dem Ganzen ein Hinderniß sei. Vielmehr aber, er legt, da er es nicht mit einem Centralisten sondern mit einem Particularisten zu thun hat, die stärkere Last auf die Seite der Einheit. Diese nämlich, heißt es an einer andern Stelle, „ist eine Idee, eine in die Handlungen der Regierung gelegte Modification, und daher leicht zu zerstören. Die lebendigen Kräfte der Mitglieder des Staats vertheidigen sich selbst. Sie widerstehen, oder suchen einen rettenden Ausgang.“ Daher dann weiter die Forderung der Einheitlichkeit auch in der Organisation der höchsten Regierungsbehörde. Nicht nur erklärt er die Einführung von Provinzialministerien für durchaus verderblich. Auch unter den Sachministern soll Einer sein, welcher im eminenten Sinne Minister, und Minister des Staats als eines einheitlichen Ganzen sei. Kein anderer als der Minister des Innern. „Der Minister des Krieges, der Finanzen und selbst der Justiz haben Verwaltungszweige, welche selbst bei dem besten Willen und großer Einsicht dennoch zu einseitiger Einwirkung auf die Regierten führen können. Der Minister des Innern ist dazu da, diese Einseitigkeit zu verhüten.“ Das sind unzweifelhaft treffliche Anschauungen; noch beherzigenswerther sind die durch das Ganze verstreuten Principien allgemeinerer Art: der uns schon bekannte Protest gegen das Zuvielregieren und das Detailregieren, der Nachdruck, der dem bloßen Gesetz gegenüber auf die Behandlung und Anwendung des Gesetzes gelegt wird. Am meisten beherzigenswerth und charakteristisch endlich die damit zusammenhängende Ausführung über den Werth von Formen und Einrichtungen überhaupt, der Protest gegen Staatskünstelei und Gesetzgebungswuth. „Formen,“ sagt Humboldt, — und er hatte Aehnliches schon zur Vertheidigung der Hardenberg'schen Verwaltung in den Jahren 1810 bis 1812 gesagt, — „Formen sind sehr wichtig, aber sie machen die Sache nicht aus. Es kömmt sogar nicht einmal darauf soviel an, daß man die höchst vollkommne besitzt, denn auch weniger gute lassen sich durch die Art, in ihnen zu handeln, verbessern: das Hochwichtige dagegen ist, daß man *Respect vor Formen überhaupt und vor den bestehenden habe, und nicht immerfort sie verändre, immer nur organisiren wolle.* Die Form ist nichts ohne den Sinn, in welchem man sich

in ihr bewegt. Nur aus beiden zusammen geht gutes Verwalten hervor.“[1])

Immer von Neuem lassen solche Aeußerungen den Wunsch erwachen, daß die Entfernung dieses Mannes aus der Verwaltung nur eine vorübergehende gewesen wäre. Und Einen Augenblick wirklich, hatte es den Anschein, als ob die Hoffnungen, welche die liberale Partei auf ihn zu setzen nicht aufgehört hatte, in Erfüllung gehen könnten. Hardenberg war im December 1822 in Genua gestorben. Der zu seinem Nachfolger ausersehene Herr von Voß überlebte ihn nur wenige Wochen. Da wieder, im Februar und März 1823, trat Witzleben für seinen Freund in die Schranken, und empfahl ihn dem Könige wiederholt als den Einzigen, welcher dem durch den Tod des Staatskanzlers verwaisten Posten gewachsen sei.[2]) Seine Bemühungen jedoch schlugen fehl. Man hatte mit den Reactionscongressen von Troppau, Laybach und Verona ein politisches System fortgesetzt in welchem für einen Mann wie Humboldt kein Platz war. Dem überängstlichen Monarchen lag Alles an der Aufrechthaltung seiner friedlichen, durch die heilige Allianz bezeichneten Beziehungen zum Auslande. Schon die Rücksicht auf Oesterreich und auf Kaiser Alexander mußte die Rehabilitation des Philosophen von Tegel vereiteln. Es war ihm also vergönnt, die Rolle eines Zuschauers, eines nur wenig aufmerksamen Zuschauers fortzusetzen. Um so erwünschter für ihn, da auch ohne ihn, in der That, nach dem Tode des Staatskanzlers ein besserer Geist in der Verwaltung sich zu entwickeln begann. Nicht mit uneingeschränkter Billigung, aber auch nicht ohne Hoffnung sah er die Provinzialstände endlich in's Leben treten. Nur das Beispiel Stein's, der sich zum Landtagsmarschall für Westfalen hatte ernennen lassen, hätte er nimmer nachgeahmt. Er hatte nie den Plan oder die Neigung eines Wiedereingreifens in die öffentlichen Geschäfte gehabt: — selbst der Gedanke an die Möglichkeit dazu blieb ihm seit der Mitte der zwanziger Jahre aus dem Gesichte gerückt.[3])

---

1) Ueber die Wiederherstellung der Provinzialminister, bei Dorow a. a. O. S. 15. 22. 26 und 27; vergl. an Stein vom 3. Januar 1812 bei Pertz III. 594. 595.

2) S. die Mittheilungen bei Dorow, Erlebtes III. 327 ff. und IV. 298 ff. (wiederabgedruckt bei Schlesier II. 415 ff.)

3) An Stein December 1826 u. 25. Mai 1830, bei Pertz VI. 356. u. 922.

Ganz daher besaß ihn die Wissenschaft. Er ist im Preise derselben unermüdlich und stellt immer wieder die Beschäftigung mit ihr der mit den weltlichen Angelegenheiten gegenüber. Unermeßlich sei das Feld des Wissens und Forschens und biete beständig neue Reize dar. Es fülle alle seine Stunden aus; er sehne sich, nur die Zahl dieser vervielfältigen zu können. Darin gehe oft Tage lang sein ganzes inneres Leben auf, höchstens flüchtige Gedanken entwende er diesen Gegenständen. Wirklich hatte selbst die Reise nach Paris und London seine Sprachstudien kaum unterbrochen, sie war ihnen im Gegentheil in mehr als Einer Beziehung förderlich gewesen. Mit der Philologie stand die Linguistik eben jetzt in Paris in höchster Blüthe. Hier lebte und wirkte noch immer Sylvestre de Sacy. Eine Reihe jüngerer Männer, zum Theil von diesem angeregt, hatte sich entdeckungslustig in den verschiedensten Richtungen auf das Studium der Sprachen und Schriften des Orients geworfen. Es schien, als ob der unruhige, eroberungs- und umwälzungssüchtige Geist der Franzosen sich auf diesem Gebiete einen Ausweg suche. Fast Alles, was den deutschen Sprachforscher in den letzten Jahren am lebhaftesten interessirt hatte, war durch die Forschungen der Pariser Gelehrten an ihn herangebracht worden. Er fand hier Champollion, den Entzifferer der Hieroglyphen. Er durfte sich mit Abel-Rémusat, den Begründer des wissenschaftlichen Studiums des Chinesischen über den Genius dieser seltsamsten unter den Sprachen der Erde verständigen. Er konnte mit Bournouf über die Sprache, Literatur und Geschichte Indiens, mit Jaquet über die polynesische Sprachwelt Kenntnisse und Ansichten austauschen. Schon im Jahre 1825 war er von der Pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zum auswärtigen Mitgliede ernannt worden. Er trug jetzt, während seines Pariser Aufenthalts, im Institut selbst eine sprachvergleichende Abhandlung vor. Auch London war ein Stapelplatz gelehrter Sprachforschung. Seit unter Warren Hasting's Protectorat die asiatische Societät ihre Laufbahn begonnen hatte, war sie ununterbrochen um die Aufhellung der Wunder und Räthsel des orientalischen Geistes bemüht gewesen. Mit dieser Societät gleichfalls stand der deutsche Sprachphilosoph in Verbindung. Ihren Mittheilungen zum großen Theil verdankte er das Material, das ihn zur Abfassung seines letzten großen Werkes befähigte. Auch ihr hin-

terließ er bei seinem jetzigen Besuche ein Gastgeschenk. In London selbst entstand das am 14. Juni in der Societät vorgelesene Schreiben an Alexander Johnston, in welchem er die elementarsten Grundsätze der Sprachvergleichung und Sprachphilosophie den Engländern zu dolmetschen versucht.

Bei aller Concentration indeß, womit sich Humboldt dem Sprachstudium widmete, schloß ihn dasselbe von anderen wissenschaftlichen Interessen nicht aus. Es lag in der Natur dieses Studiums, und der ihm eigenthümlichen Auffassung desselben, daß es ihn mit Philosophie und Geschichte in beständigem Zusammenhang erhielt. Ohne Sprung versetzte er sich von der Untersuchung fremder Alphabete, von der Zergliederung grammatischer Formen und von der Entzifferung unförmlicher Schriftzüge in die Betrachtung des innersten Wesens des menschlichen Geistes und in die Anschauung der Anfänge aller Geschichte. Er konnte gelegentlich sagen, daß er sich nur mit Ideen beschäftige, und ein andermal wieder, daß es „eigentlich das Alterthum sei, was sein wahres Studium ausmache."

Am wenigsten, natürlich, hatte er die Griechen vergessen. Griff doch in seiner Schrift über die Urbewohner Hispaniens auch äußerlich die klassische Philologie und die Linguistik auf's Innigste ineinander. Wieder correspondirte er über Titel und Thema dieser Schrift mit Wolf.[1]) Denn mit der liebenswürdigsten Treue hielt er an dem Rest eines Verhältnisses fest, an welches auch der Andere, bei allem sonstigen Zerwürfniß mit Welt und Menschen, wie an ein Letztes sich anklammerte. Bis zu jener traurigen Reise nach Marseille, im Jahre 1824, von welcher Wolf nicht wieder zurückkehren sollte, dauerte die Communication zwischen den Beiden, stockend zwar und träge, aber im Ganzen doch ununterbrochen fort. Die Philologie bildete das leitende Medium. Bald mußte Wolf eine philologische Notiz geben, bald eine Inschrift für das in Tegel entstehende Antikencabinet liefern. Wolf ging mit dem Plan der Ausarbeitung einer griechischen Grammatik um: er fand bei dem Freunde die lebhafteste Theilnahme dafür. Zusendungen herüber und hinüber gaben mannigfachen Anlaß zu schriftlicher wie mündlicher Mittheilung.

---

1) S. die Nummern XC. u. XCIII. bis XCV. der Briefe an Wolf im 5. Bde. der G. W. Natürlich ist die Stellung der letztbezeichneten Briefnummern zu ändern.

Ja, eine dieser Mittheilungen, und gerade die späteste, versetzt uns noch einmal in die Blüthezeit dieses Briefwechsels. Es ist ein Brief Humboldt's aus dem Jahre 1823. Er enthält, ausführlich wie ehemals, ein Urtheil über den Charakter des Aristophanes und über das Wesen des Komischen. Der Ton ist wie er in den neunziger Jahren war, nur das Urtheil selbst erscheint reifer und zuversichtlicher.

Daß jedoch auch nach Wolf's Tode das griechische Alterthum unserem Sprachforscher stets in Sicht blieb, davon legen am meisten seine linguistischen Abhandlungen selbst durch zahlreiche Citate, Beziehungen und Ausführungen Zeugniß ab. Noch in der Einleitung zur Kawi-Sprache stößt die Erörterung über das allgemeine Wesen der Sprache immer wieder ungesucht an diesem Thema an. Man kann nicht sagen, daß der Verfasser von seinem eigentlichen Gegenstand abschweife, wenn er jetzt den Aristophanes oder den Aristoteles, jetzt den hellenischen Geist überhaupt charakterisirt. Es scheinen nur von selbst sich einstellende Reminiscenzen früherer Beschäftigung mit diesen Dingen zu sein; man wird wiederholt, in sogar wörtlichen Anklängen, an Stellen des ehemaligen Briefwechsels mit Wolf und mit Schiller erinnert; zugleich jedoch verhält es sich mit allen diesen Excursen wie es sich schon mit der späteren Redaction der Agamemnonübersetzung verhielt: sie stehen ganz und gar in dem allgemeinen Elemente und unter dem Einfluß der Sprachbetrachtung. Oftmals hatte in früheren Tagen Humboldt zu einer „Charakteristik der Griechen“ angesetzt: immer war er gescheitert, niemals hatte er sie zum Abschluß bringen können. Wie anders jetzt! Unverlierbar besitzt er nunmehr das magische Wort, vor dem sich das Wesen des griechischen Alterthums erschließen muß: in der Sprache hat er den Punkt gefunden, von dem aus er ohne Schwierigkeit alle Seiten des hellenischen Charakters zu übersehen und sie abzuleiten im Stande ist. Mehr noch. Er würde jetzt ebensowenig in Verlegenheit sein, irgend eine andere Geistesrichtung, irgend eine andere Nationalität, irgend ein anderes Zeitalter zu charakterisiren. Jede erschöpfende Charakterschilderung nämlich — so exponirt und so löst er nun die Aufgabe — muß von den äußeren Erweisungen auf das innere Sein, auf die eminente Ursache der Lebensthätigkeit des zu schildernden Volkes oder Zeitalters zurückgehen. Dieser Endpunkt alles menschlichen Seins und Wirkens liegt in der Art und dem Grade,

wonach der Mensch die Wirklichkeit mit sich in Beziehung setzt; der Exponent seines Wesens und seines Werthes wird entdeckt, sobald sich darstellen läßt, wie tief und auf welche Weise er in die „Wirklichkeit Wurzel schlägt.“ Dies ursprünglich Charakteristische zu erfassen ist nun aber nichts so geeignet als die Sprache. Denn die Sprache ist es, welche den Menschen „bis auf den ihm erreichbaren Punkt intellectualisirt“ und immer mehr der dunklen Region der unentwickelten Empfindung entzieht. Dadurch geschieht es, daß die Sprachen einen bestimmten Charakter empfangen; daran liegt es, daß an diesem der Charakter der Nation besser und heller, als an den Sitten, Gewohnheiten und Thaten desselben erkannt werden kann.[1]) Nur die Sprache ist es, mit deren Formen und Klängen immer unmittelbar zugleich das Gefühl dem Hörer überliefert wird, daß sie aus einem geistigen Grunde aufsteigt, der durch sie selbst noch nicht völlig erschöpft ist; nur die Sprache nöthigt, indem sie aus dem Tiefsten im Menschen hervorgeht, dies Tiefste aus der eigenen Individualität zu ergänzen; nur sie treibt den empfänglichen Sinn zum Zurückgehen bis auf „das Treibende und Stimmende in der Seele“ an, als zu demjenigen, worin sich allererst die Individualität des Redenden vollendet.

Und die Griechen sofort werden zur Erläuterung dieser Auseinandersetzungen herbeigezogen, die Griechen sofort mittelst dieses durch die Sprache gewonnenen Kanons aller Charakteristik zu schildern versucht. Ihre Richtung war ursprünglich eine innere und intellectuelle. Ihr Sinn ging nicht sowohl auf dasjenige hin, wofür die Dinge im Gebrauche der Wirklichkeit gelten, als auf dasjenige, was sie sind und wie sie erscheinen. Fast jede ihrer äußeren Gestaltungen erinnert — oft mit Gefährdung und selbst wahrem Nachtheil der practischen Tauglichkeit — an eine innere. Eben darum gingen sie in allen geistigen Thätigkeiten auf die Auffassung und Darstellung des Charakters aus. Des Charakters, nicht blos des Charakteristischen. Denn nur durch das vollendete Eindringen in die Anschauung, in das Ganze der individuellen Erscheinung that sich das starke Gefühl ihrer eigenen Individualität Genüge. So kam es,

1) Einleitung zur Kawi-Sprache S. 212. 204. Vergl. oben Viertes Buch, Erste Hälfte, Abschnitt 4 No. 6.

daß sie durch ihre Intellectualität in die ganze lebendige Mannigfaltigkeit der Sinnenwelt, und von dieser, „da sie in ihr doch etwas, das nur der Idee angehören kann, suchten, wieder zur Intellectualität zurückgedrängt wurden. Die Richtung auf den wahren individuellen Charakter mithin zog sie immer zugleich zu dem Idealischen, zu dem Streben hin, „das Individuelle als Beschränkung zu vernichten, und nur als leise Grenze bestimmter Gestaltung zu erhalten.“ Daher der ästhetische Typus der Hellenen. Daher die Vollendung hellenischer Kunst. Sie ist Nachbildung der wirklichen Natur, aber Nachbildung aus dem Mittelpunkte des lebendigen Organismus jedes Gegenstandes. Sie gelang den Griechen durch die Verbindung der vollständigsten Durchschauung des Wirklichen mit dem Streben nach höchster Einheit des Ideals.[1])

Vielleicht nun gewinnt derjenige, der das Gefühl des Wesens der Sprache nie in sich rege gemacht hat, derjenige, der ohne Sinn für jenes „Stimmende und Treibende in der Seele“ ist, dieser Humboldt'schen Charakteristik des griechischen Nationaltypus kaum das Verständniß ab. Vielleicht auch haben wir, indem wir nur die Spitzen der Schilderung abschöpften, ihrer Greiflichkeit und Anschaulichkeit noch mehr entzogen. Vielleicht endlich verlangt selbst derjenige, der sich vollkommen in den Augenpunkt Humboldt's hineinzustellen vermag, eine reichere Füllung des Bildes und will sich am wenigsten diejenigen Züge zur Ergänzung desselben nehmen lassen, die aus den Sitten und Thaten, aus dem häuslichen und Staatsleben des Volkes zu gewinnen sind. Um so gewisser ist diese Charakteristik charakteristisch für den, der sie entworfen hat; um so gewisser zeigt sie, wie zusammenhängend alle seine Anschauungen, wie in sich nach allen Punkten hin geschlossen das System seines Geistes geworden ist. Denn wie er die Griechen charakterisirt, so ist er selbst. Sein eignes wissenschaftliches Verfahren ist von demselben Streben beherrscht und von einem nahezu ähnlichen Erfolge begleitet, wie dasjenige, das er als das beständige und allgemeine Verfahren der Griechen bezeichnet. Wie diese nach seiner Darstellung alle Wirklichkeit behandelten, so behandelt er die Wirklichkeit der Sprache. Es wäre leicht, seine sprachwissenschaftliche Methode unter dieselbe Formel zu bringen, die

1) Einleitung zur Kawi-Sprache S. 215 ff.

er für die Eigenthümlichkeit und die geistige Methode der Griechen aufstellt. Seine Charakteristik der Griechen ist durch seine Vertiefung in die Sprache bedingt. Seine Sprachphilosophie verräth einen durch die Vertiefung in den griechischen Geist genährten und geschulten Sinn. Beides begegnet und durchdringt sich und schlingt sich wie im Kreise zusammen.

In der That, wenn er in etwas von der Form des griechischen Geistes sich entfernte, wenn die Gleichung zwischen seinem Griechenthum und seiner Sprachwissenschaft nicht vollkommen ist, so ist es nur um soviel, als er selbst den griechischen von dem deutschen Geiste für unterschieden erklärt. Während jener die äußere Anschauung, so sei, sagt er, dieser vorzugsweise die innere Empfindung zu idealisiren geneigt. Und gerade diese Seite seines Wesens ließ ihn, in ziemlich späten Tagen, noch an ein anderes Alterthum, als das griechische, noch an einen anderen Nationalcharakter als den griechischen mit jugendlicher Begeisterung sich anschmiegen. Die Sprachwissenschaft führte ihn zu den Griechen zurück: sie allererst führte ihn zu den Bewohnern des Gangesthals hin und machte diese in seinem Alter zu Rivalen des Volkes seiner Jugendliebe.

Es war im Jahre 1824, als er, — tief bereits in die Kenntniß des Sanskrit und sanskritischer Werke eingeweiht — bei einem Aufenthalt in Ottomachau an die Lectüre der Bhagavad-Gita, jener didaktischen Episode des großen indischen Epos Maha-Bharata gerieth. Schon der Genuß des Alterthums an sich, der sich ihm hier, im Indischen, von einer neuen Seite erschloß, hatte einen unendlichen Reiz für ihn. Und nun war hier, so wollte ihn dünken, wenn nicht mehr als Homer, so doch mehr als Parmenides und Empedokles. Es sei dies Gedicht, schrieb er an Gentz, wohl das Tiefste und Erhabenste, was die Welt aufzuweisen habe. Sein beständiges Gefühl bei der Lectüre sei Dank gegen das Geschick gewesen, daß es ihn habe leben lassen, dies Werk noch kennen zu lernen — ein Werk, das er um Alles nicht hätte ungekannt zurücklassen mögen.[1]) Und wieder machte sich der Trieb innigen Eindringens in eine neue Erscheinung in derselben Weise geltend, wie einst den

1) An Gentz 21. Mai 1827 und 1. März 1828 in Gentz' Schriften von Schlesier V. 291 und 300.

Chören der Tragiker und den Hymnen des Pindar gegenüber. Uebersetzend und darstellend suchte er Geist und Form der Lehre Krishna's sich völlig zu eigen zu machen. Halb im Auszuge, halb in metrischer Nachbildung war er beflissen, die Anschauung der indischen Dichtung Zug um Zug wiederzugeben, um auf dieser Grundlage alsdann den philosophischen sowohl wie den dichterischen Werth derselben zu charakterisiren. Die Arbeit — die er dann in zwei Sitzungen der Berliner Akademie vortrug — gelang ihm vortrefflich.[1]) Sie ist ein Muster klarer, vollständiger und treuer Darstellung und würde ebenso ein Muster reiner Beurtheilung geworden sein, wenn nicht die historischen Data zu dieser Beurtheilung noch allzu lückenhaft gewesen wären. Wie damals die Kenntniß indischer Literatur beschaffen war, so konnte es nicht fehlen, daß die sympathetische Stimmung, die ihn zu liebevoller Reproduction des Gedichts befähigte, ihn die philosophische Absichtlichkeit in der Composition desselben übersehen, den dichterischen Charakter desselben überschätzen ließ. Sollte nicht derjenige, der die obersten Principien der Kant'schen Moralphilosophie als unumstößlich ansah, mit freudigem Staunen eine Stimme aus grauer Vorzeit vernehmen, die die Erfüllung der Pflicht um der Pflicht willen auf's Nachdrücklichste einschärfte, und die noch für das völlige Aufgeben der Selbstheit von der Voraussetzung der sittlichen Freiheit ausging? Sollte derjenige, der aus vielzerstreuender Thätigkeit nur mit doppelter Sehnsucht nach dem Leben in Ideen zur Wissenschaft zurückgekehrt war, ein System nicht begierig in sich aufnehmen, dessen Grundlage reine Intellectualität war und welches die Erkenntniß an die Spitze aller menschlichen Bestrebungen stellte? Hatte er nicht vor Jahren selbst gedichtet, daß Gedeihn nur aus des Busens Tiefe ströme, daß Schmerz nicht immer Unglück, Freude nicht immer Glück sei? Sollten ihn die verwandten Klänge uralter Weisheit nicht mächtig ergreifen:

„Wer immer in des Selbsts Gleichheit dasselbe schauet, Ardschunas,
Wenn er empfindet Lust, wenn Schmerz, am tiefsten der vertiefet ist?"

---

1) Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Maha-Bharata; aus den Abhandlungen der Akademie vom Jahre 1825—1826 übergegangen in die G. W. I. 26 ff. Eine andre, ziemlich gleichzeitig entstandne rein linguistische Arbeit über die Bhagavad-Gita haben wir bereits oben (S. 444. Anmerkung) citirt.

War es nicht seine eigenste Gesinnung und seine eigenste Praxis, daß das Handeln, wie der Gott Krishna auseinandersetzt, den Geist fessele, und daß es daher gelte, dieser Fesseln sich zu entschlagen und im Handeln eigentlich nicht zu handeln? Drehte sich nicht auch seine Philosophie, wie diese indische, um die Scheidung des Endlichen vom Unendlichen, um das Bestreben der Wiedervereinigung Beider, um die Herstellung des Einklanges zwischen dem Einzelgeist und dem Geist des Alls? Hatte er nicht frühzeitig neben der individuellen Kraft die Bildung und das Streben nach innerem Gleichgewicht gepriesen? Durfte er nicht den Mangel dieses Zwiefachen in der Schilderung der „Dunklen" und der „Irdischen" wiedererkennen, sich selbst aber zu denen zählen, welche der Dichter als die „Wesenhaften" bezeichnet?

Und wie der philosophische Gehalt der Yoga-Lehre ihn ansprach, wie er ebendeshalb ein wenig Kant in dieselbe hineinlas und dann wieder seinen Kantianismus ein wenig nach ihr umstimmte: was Wunder, wenn ihn ebenso die lebendige Verbindung fesselte, in welcher hier Dichtung und Philosophie erschien? Was ihn einst in den Kunstdichtungen seines Schiller so mächtig ergriffen hatte, das trat ihm hier als Naturdichtung entgegen. Er stand nicht an, das seltsame Werk für das echteste und vollendetste Muster der didaktischen Gattung zu erklären. Blind zwar war er bei alle dem weder gegen die Geschmacklosigkeiten der Dichtung, noch gegen die Excentricitäten der vorgetragenen Lehre. Sein Entzücken über die Erhabenheiten jener und über den Tiefsinn dieser ruhte auf zu klarem Grunde als daß er in den Fehler der Novalis und Windischmann, in jene von Göthe mit Recht verspottete Indomanie der Romantiker hätte verfallen sollen. Er vergaß nicht, die Abgeschmacktheiten und Ueberschwenglichkeiten leise hervorzuheben, welche die poetischen wie die religiösen Vorstellungen der Bhagavad-Gita charakterisiren. Er sprach niemals von den Indern mit jener rückhaltslosen Bewunderung wie von den Griechen, ja ausdrücklich rügte er an ihnen den Hang zu nihilistischer Grübelei und zu abenteuerlichem Mysticismus.[1]) Aber demungeachtet war die Beschäftigung mit jener indischen Dichtung ein

1) S. z. B. Ueber die unter dem Namen ꝛc. a. a. O. S. 72 und Einleitung zur Kawi-Sprache S. 100. 101.

süßes Gift für seine geistige Constitution. Einen stärkeren Einfluß als auf sein Urtheil übte dieselbe auf die allgemeine Stimmung seines Gemüths. Es war derselbe Einfluß, den auf die meditative Anlage der Inder der Glanz eines wolkenlosen Himmels und die schweigende Nacht der Wälder ausgeübt hatte. Von Natur war sein Geist dem indischen wahlverwandt. An Feinheit, an Unterscheidungs- und Abstractionskraft war sein Verstand wie der Verstand derjenigen, die lange vor dem Aristoteles die ältesten Systeme der Logik geschaffen und welche zuerst in der Grammatik den Formen und Gesetzen der Sprache nachgespürt hatten. Es lag in ihm dieselbe Neigung zu einsamem Nachdenken, zur Einkehr in die Innerlichkeit und zur Abwendung von praktischer Thätigkeit, welche allmälig die Helden des Ramayana und Maha-Bharata zu Büßern, Betern und Träumern gemacht hatte. Aus den Klängen daher der indischen Dichtung wölbte sich über seinem Haupte der indische Himmel zusammen, und unvermerkt schmeichelten sich ihm die Anschauungen ihrer Vertiefungs- und Entsagungslehre in die Seele. Wie Musik wiegten ihn die Verse der Bhagavad-Gita ein; er fühlte jenen weltabgewandten Gleichmuth und Frieden in sich wachsen, der aus jeder Zeile in derselben athmet. Ausdrücklich sprach er es aus, daß er den „Vertieften,“ von denen dort die Rede ist, so unähnlich nicht sei, und mit Vorliebe brauchte er von nun an für die Schilderung seiner eignen inneren Zustände Ausdrücke und Wendungen, die den Worten Krischna's an Ardschunas entlehnt waren.

War er aber wirklich solch' ein Vertiefter, so konnte er selbst in der Beschäftigung mit der Wissenschaft mit Nichten ein Letztes erblicken. Auch das, so schrieb er an Gentz, gehe nur nebenher, und sei nicht das eigentliche Ziel. In sich und in Ideen reifer zu werden, um „durch Ideen aus dem Leben herauszureifen,“ — das war das Ziel. Noch weniger als an seiner ehemaligen politischen reizte ihn an seiner wissenschaftlichen Thätigkeit der Ruhm. Nur gelegentlich und auf äußere Veranlassung theilte er dem Publicum von den Früchten seiner Studien und seines Nachdenkens mit. Er liebte die Wissenschaft um ihrer und um seiner selbst willen; er liebte sie, weil sie ihn in der Bahn der Ideen fortrücken machte, und er liebte die Ideen nicht zum wenigsten deshalb, weil sie ihn in das Gebiet der tiefsten Gefühle versetzten. Für dies individuelle Gefühlsleben aber

gab es auch noch andere Quellen, und er war eifrig, sie auszuschöpfen. Er fand, daß dasselbe am reichsten und unmittelbarsten im Wechselverkehr von Gemüth zu Gemüth gedeihe. Alle Tage seines Lebens hatte er deshalb dem Cultus der Liebe und Freundschaft gehuldigt. Keine Stätte aber, welche diesen Cultus besser getragen hätte, als der Boden des weiblichen Gemüths. An das Weibliche sich anzulehnen war ein tiefes Bedürfniß seiner Natur; er verstand sich auf das Empfinden schöner Weiblichkeit wie kein zweiter Mann; dort liege, sagte er, „das Erkennen alles Schönen in Menschheit und Natur, ja das entschleierte Wesen alles seelenvollen Lebens, so weit es auf Erden wahrnehmbar sei." Er schrieb diese Worte an Caroline von Wolzogen. Sein Verhältniß zu dieser beruhte ganz auf jenem Bedürfniß; nicht minder das seit den Tagen in Göttingen und Mainz fortgesponnene zu Therese Huber, der ehemaligen Gattin Forster's. Ein Verhältniß ähnlicher Art war das zu jener Freundin, deren Briefe ihm auf einmal zur Zeit des Wiener Congresses unerwartet eine der anmuthigsten Episoden seiner Jugend zurückgerufen hatten. Es trifft sich, daß gerade dies Verhältniß durch die Veröffentlichung der „Briefe an eine Freundin" vollkommen durchsichtig vor uns liegt.[1])

Wir wissen bereits, wie jene Jugenderinnerung im Jahre 1814 auf Humboldt wirkte. Hätte es aber für sein Interesse an der Briefstellerin noch eines Reizes bedurft, so wäre derselbe reichlich in den eigenthümlichen Schicksalen derselben enthalten gewesen. Es waren die Schicksale eines weiblichen Wesens, dessen Reizbarkeit der herrschenden Krankheit des Zeitalters zum Opfer gefallen war und das für die empfindsame Ueberspanntheit, die durch Erziehung und Lectüre in ihr genährt war, durch ein Leben büßte, seltsamer und romanhafter als der Roman der Clarissa. Kurze Zeit nämlich nach jener Pyrmonter Begegnung hatte Charlotte Diede sich ohne Neigung verheirathet. Nur fünf Jahre hatte die kinderlose Ehe gedauert, als sie selbst durch einen Entschluß der Verzweiflung die Verbindung auflöste. Ihr Herz hatte sich während der Ehe einem jungen Manne zugewandt, für den es sich geschaffen glaubte. Es

1) Bekanntlich sind diese Briefe seit ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1847 nicht weniger als sechsmal aufgelegt worden.

gab nur einen Weg, sich zu befreien. Charlotte brachte das Opfer ihres Rufes, indem sie sich selbst vor Gericht einer Schuld anklagte, von der ihr Gewissen sie freisprach. Die Enttäuschung folgte dem Fehler auf dem Fuße. Sie begehrte nichts, als in der Nähe des geliebten Mannes das Glück reiner Freundschaft zu genießen, und glaubte, sich durch ihren Schritt ein Recht auf die Erfüllung dieser Träume erworben zu haben. Sie mußte statt dessen erfahren, was Clarissa an Lovelace erfuhr, daß ihre empfindsamen Wünsche mißverstanden und verspottet wurden, und daß ihr Benehmen nur die Zudringlichkeit männlicher Leidenschaft ermuthigt hatte. Um ihr Herz von der Bitterkeit der Täuschung und sich selbst vor den Anforderungen des ungestümen Werbers zu retten, blieb ihr nichts übrig als zu fliehen. Sie wandte sich nach Braunschweig. Da jedoch trafen sie, um ihre Lage noch prekärer zu machen, schwere pecuniäre Verluste. Sie war genöthigt, für ihre Subsistenz zu arbeiten. Von Geschicklichkeit und Geschmack unterstützt, verfiel sie auf die Fabrication künstlicher Blumen und siedelte sich mit dieser Industrie nach Kassel, der damaligen Hauptstadt des Königs von Westfalen über. Die Luxusbedürfnisse des Jérome'schen Hoflebens brachten ihr Geschäft in Schwung, und unter dem Einfluß einer Zeit, die soviel Vergangenes vergessen machte, vergaßen sich auch die Gerüchte und verstummten die Verläumdungen, zu denen ihr früheres Leben Anlaß gegeben hatte. Aber ihre Buße war noch nicht vollendet. Was für so viele Andre ein Gegenstand der Freude war, die Vertreibung der Franzosen, die Rückkehr des Kurfürsten und seines Hofes, war für die Arme ein neuer und harter Schlag. Eine Welt und eine Gesellschaft tauchte nun wieder auf, die nicht gemeint war, den Thorheiten ihrer Jugend Amnestie zu bewilligen. Familienhaß und der Stachel der Verletztheit verband sich mit der tugendrichterlichen Laune des Publicums, um von Neuem über Charlotte die Acht auszusprechen. Von aller Welt gemieden, sah sie auch ihren Erwerbszweig darniederliegen. Hülflos, arm, krank, und der Verzweiflung nahe, folgte sie jetzt, und diesmal zu ihrem Glück, einer Eingebung desselben empfindsamen Herzens, das die Quelle ihres Unglücks gewesen war. Sie erinnerte sich des Freundes von Pyrmont und eröffnete sich demselben in einem Briefe. Ihr Vertrauen hatte sie nicht getäuscht. In der zartesten Weise trug ihr

dieser zunächst Rath und Hülfe an, und bis an's Ende ihres Lebens gewährten ihr fortan die Briefe desselben den Genuß eines Glückes, welches die Träume ihrer Jugend mehr als erfüllte.[1])

Schon im Jahre 1816 hatte Humboldt in Frankfurt die Freundin wiedergesehn. Immer hatte seitdem von Zeit zu Zeit eine briefliche Mittheilung das Verhältniß in Gang gehalten. Er beschloß jetzt, nun er völlig von Geschäften frei war, es geflissentlicher zu pflegen und es förmlich zu einem Theil seines Lebens zu machen. Durch zwei, im Frühjahr 1822 von Burgörner aus rasch hintereinander geschriebene Briefe ermunterte er die schüchterne Zurückhaltung der Freundin. Ihre Antwort bewies ihm von Neuem, daß er sich hier ein Glück und einen Genuß bereiten könne, den er um Alles nicht von sich weisen dürfe. Darin, daß ein weibliches Gemüth ihm die ersten Empfindungen der jugendlichen Brust heilig und vertrauensvoll bewahrt hatte, erblickte er eine Gabe des Schicksals, die es werth sei, dankbar entgegengenommen zu werden. „Wenn das Schicksal," schrieb er an Charlotte, „so etwas für zwei Menschen aufbewahrt hat, muß man es nicht hinwelken lassen, sondern erhalten und in Vereinigung bringen mit allen äußeren und inneren Verhältnissen." Er machte ihr also den Vorschlag, einen brieflichen Verkehr eintreten zu lassen, der die Stelle persönlichen Umgangs ersetzen könne. Mit jenem fast pedantischen Sinn für verständige Regelmäßigkeit, der ihn von den philologischen Studien in die Geschäfte und von den Acten in's Leben begleitete, setzte er die Ordnung des Briefwechsels fest, richtete er das ganze Verhältniß ein, wie man ein Hauswesen einrichtet. In die erste Verständigkeit und das gereifte Ideenleben seines Innern flicht er auf diese Weise ein Stück jener Empfindsamkeit, welche aus der Zeit seines Knaben- und Jünglingsalters in ihm nachklingt. Mit der aufrichtigen Theilnahme und der herzlichen Hülfsbereitschaft, womit er der Freundin entgegenkömmt, verschmilzt jene sublime Genußsucht, zu der die Natur ihn angelegt und die er immer mehr sublimirt hat. Er darf mit Wahrheit sagen, daß er sich der Freundin nicht in selbstsüchtigen Absichten

---

1) Die obigen Angaben über das Leben der Briefstellerin nach den Mittheilungen eines Ungenannten in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1848 No. 108 und 109.

nahe, und es ist dennoch gleich wahr, wenn er ihr ein andermal versichert, daß sie in diesem Verhältniß keineswegs blos die Empfangende sei. Denn in der That, er war entschlossen, aus ihrer Hingebung und Treue, aus ihrem Wesen und dessen vertrauender Mittheilung soviel Genuß für sich zu schöpfen, als irgend möglich wäre. Deshalb veranlaßt er sie, sich ihm in den tiefsten Falten ihres Herzens und Geistes zu eröffnen, er bittet sie und erreicht es, daß sie ihm eine ausführliche Erzählung ihres früheren Lebens und ihrer inneren Entwickelung giebt. Er findet kein Arg dabei, ihr Geheimnisse zu entlocken, für deren unverbrüchliche Bewahrung die tiefe Zuverlässigkeit seines eignen Busens Bürgschaft leistet. Er darf glauben und darf mit Recht glauben, daß es keine Versündigung an dem weiblichen Vertrauen sei, wenn er jene Lebens- und Entwickelungsgeschichte wie eine psychologische Studie behandelt; denn er behandelt sie so, ohne dabei auch nur einen Augenblick aus dem innigsten Mitgefühl für die Verfasserin der Bekenntnisse herauszutreten; es ist ein Studium, nicht der Neugierde, sondern eines durch Liebe und Zartsinn geadelten Interesses, — das Studium eines Mannes, der, was ihm irgend innerlich wahlverwandt war, nicht anders als mit allen Kräften des Gemüthes, bis in alle Tiefen hinein zu verfolgen gewohnt war und der den Schatz schöner Weiblichkeit, wie er sich selbst rühmt, „in dem ganzen unentweihten Hauche seiner Zartheit“ zu ehren verstand.

Es kam hinzu — und dadurch erst wird eine richtige Beurtheilung seines Verhaltens möglich — daß die Persönlichkeit der Briefstellerin den Freund keineswegs nur wohlthuend berühren konnte. Die bitteren Erfahrungen ihres Lebens hatten ihr reizbares Herz nur reizbarer gemacht. Körperliche Kränklichkeit that das Ihrige, die Saiten ihres Innern noch mehr zu verstimmen. Mehr als einmal daher mußte sich die Heiterkeit und der Gleichmuth des Glücklichen durch die immer zurückkehrende unruhvolle Angst, durch den Trübsinn, das Verzagen und die Beklommenheit der Freundin beeinträchtigt fühlen. Ein egoistisches Gemüth würde sich davon abgewandt und auf die Dauer der Mitleidenschaft an derartigen Zuständen überdrüssig geworden sein. Es ist rührend, zu sehen, wie Humboldt diejenige, die ein unverjährbares Recht auf seine Zuneigung erworben hat, in diesen, den seinigen so durchaus hetero-

genen Stimmungen erträgt und stützt. Unermüdlich versucht er die Kraft des milden, herzgewinnenden Zuspruchs, hebt sie hinauf in die heitere Region seiner eignen geistigen Existenz und läßt gelinde Zurechtweisung mit der Ermunterung abwechseln, daß sie an ihm sich aufrichten und stärken möge. Es kann bei der völligen Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Lebenslage an Differenzen der einschneidensten Art, es kann von ihrer Seite an Auffassungen und Aeußerungen nicht fehlen, die ihm unbequem, ja abstoßend sind. Auch das läßt er sich nicht irren. Der Ursprung und letzte Grund des Verhältnisses ist und bleibt ihm gegenwärtig; von da her schöpft er beständig die Geduld und Milde, die Treue und Liebe, die Lücken des gegenseitigen Verständnisses zuzudecken oder zu verringern. Jetzt berichtigt er sie, jetzt wieder läßt er sie in ihrer Eigenthümlichkeit gewähren, und verzichtet, sie zu überreden oder zu ändern. Mit der liebenswürdigsten Accomodation steigt er zu ihrer Gefühls- und Auffassungsweise herab, überwindet er sich, ihr selbst in solchen Dingen zu willfahren, die ihm nicht angenehm sind. Er ist der liebevollste Seelsorger, der beste Beichtvater, der geduldigste Lehrer, der verständigste Rather und Helfer. Durch zwanzig Jahre hindurch wankt er keinen Augenblick in seiner Gesinnung. Kein Wechsel des Aufenthalts, kein Schicksal, das ihn selbst betrifft, keine Veränderung seiner Lage oder Beschäftigung ist im Stande, den Briefwechsel zu unterbrechen oder dem Ton des Verhältnisses einen wirklichen Mißklang beizugesellen. Er schreibt ihr von Tegel wie er ihr von Paris und London schreibt; er versagt sich die Freude nicht, sie auf der Reise im Jahre 1828 in ihrer bescheidenen und sauberen Häuslichkeit noch einmal persönlich aufzusuchen, um sich bis in's Kleinste ein Bild ihrer täglichen Existenz zu verschaffen. Er schreibt ihr in gesunden wie in kranken Tagen. Der letzte ist wie der erste Brief: Ein Ton, Eine Haltung, eine und dieselbe Liebe und Treue geht gleichmäßig durch sie alle hindurch.

Wohl daher mochte die Freundin diese Briefe als einen Schatz betrachten, aus dem sie Trost, Erhebung und Erleuchtung schöpfen könne, und mochte durch das Glück eines solchen Verhältnisses sich mit Schicksal und Verhängniß ausgesöhnt fühlen. Daß Humboldt durch eben diesen Briefwechsel immer zugleich auch für sein eignes Wesen und Bedürfen Befriedigung suchte, ist darum nicht minder

gewiß. Nicht blos, daß ihm immer von Neuem die liebevolle Ergebenheit und Verehrung, die „zart-innige Theilnahme“ der Freundin, unendlich wohlthut: ein Meister in der Kunst, glücklich zu sein indem er glücklich macht, weiß er selbst ihre weibliche Schwäche und selbst das Mangelhafte des Verhältnisses in's Erfreuliche herumzuwenden. Alle Milde und Sanftheit, die in seinem Wesen ist, darf sich hier ungescheut und ohne Anstoß entfalten. Er kann sich, einem Weibe gegenüber, welches jedes seiner Worte mit ganzem Herzen aufnimmt, in vollkommener Freiheit „gehen lassen;“ er kann sich, alles Zwanges ledig und nur von weiblicher Verehrung belauscht, in dem reinen Austausch von Gefühlen, Gedanken und Gesinnungen wiegen. Er kann zu ihr reden, „wie er zu sich selbst redet;“ er kann mit den momentansten und unbedeutendsten Regungen, mit den Nachklängen seiner ernsteren Geistesthätigkeit, mit den Stimmungen, Einfällen und Bildern, die sich am Schluß des Tages ungesucht einstellen, vor ihr wie vor seinem eignen Geiste spielen. Er kann sich vor Allem mit dem Bewußtsein schmeicheln, daß er über diese Seele eine unbedingte Herrschaft und eine Alleinherrschaft ausübt. Er weiß, daß, wenn er im Ton der sanftesten Bitte spricht, ein unwiderstehlicher Befehl ausgesprochen ist. An dieser Abhängigkeit der Freundin von ihm hat er sichtlich ein ungemessenes Wohlgefallen. Mit einer Kunst, welche etwas von derjenigen hat, womit sonst nur das Weib ausgerüstet ist, um dem Willen des Mannes etwas abzugewinnen, die aber um so stärker ist, weil sie die ganze Bestimmtheit eines männlichen Charakters hinter sich hat, leitet er die Freundin in den Kreis seines Wesens und in die Bahnen seines Wollens. Sein Eingehen auf ihre Wünsche, sein Herabsteigen zu ihren Schwächen hat, genau angesehen, eine zwar leise bezeichnete aber fest bestimmte Grenze. Mit mildem Wort und mit freundlicher, aber zwingender Wendung lehnt er gewisse Bitten von sich, weist er das ganz Unbequeme zurück, schneidet er gegen einzelne ihrer Wünsche und Ansichten ab. Ja, er bestimmt, er lenkt und gouvernirt sie wie ein Kind; bis in's Nichtigste und Gleichgültigste hinein schreibt er ihr die Regel ihres Verkehrs mit ihm vor. Noch mehr endlich. Er will nicht allein, daß sie gehorche, sondern will, daß sie dieses Gehorchens mit dem Wort des Gehorchens geständig sei; — mit der

Unterwerfung zugleich läßt er sich die Zeichen und das Siegel der Unterwerfung ausliefern.

Ein Verhältniß jedoch gab es, um Vieles wichtiger als das eben geschilderte, ein Verhältniß, welches an Tiefe und Innigkeit weit jedes andre überbot. Wäre es uns möglich, das Bild von Humboldt's Gattin mit der Treue und Zartheit zu zeichnen, die es verlangt, so würde auch seine eigne Gestalt in noch hellere Beleuchtung rücken. Wir haben aus Schilderungen und Winken von Zeitgenossen, aus dem Wenigen, was von ihr selbst erhalten und öffentlich geworden ist, den Eindruck einer Liebenswürdigkeit und Anmuth, wie sie in der Wirklichkeit selten erscheint, wie sie zuweilen einem Dichter darzustellen gelingt, die sich aber der Beschreibung fast durchaus entzieht. In der ganzen Lieblichkeit der Jugend begegnet sie uns zuerst: ihre Wangen spielen in wunderbar schönen Farben; blendend ist der Glanz ihrer großen Augen; ihr ganzes Wesen ist Zierlichkeit, alle ihre Bewegung ist Grazie; eine „Glorie der Liebenswürdigkeit“ ist über sie ausgebreitet. Was aber aus ihrem Antlitz scheint, die Milde wie das Feuer, die Güte wie die Klugheit, — es hat seinen Quell in dem bewegtesten Innern. Sie ist aus dem weichsten und doch stärksten, aus dem reichsten und reizbarsten Stoffe gemacht. Die Briefe ihrer früheren Jahre verrathen die Gluthen ihres Herzens, den Drang der Empfindung, eine bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigerte Innigkeit. Es arbeitet in ihr das Streben, dieser Leidenschaftlichkeit Herr zu werden, das Bedürfniß, wie sie an Rahel schreibt, „Alles in sich klar zu wissen, und sollt' es das Leben kosten.“ Die römische Existenz sofort wirkt ähnlich auf sie wie auf ihren Gatten. In vollen Zügen trinkt sie die Luft des Südens; sie lebt nur im Elemente des Schönen; sie ist selig im freisten Kunst- und Lebensgenuß. Unter diesen Einflüssen hat der Schwung ihres Wesens nichts verloren; ihr entzündbares Herz schlägt noch immer in warmen Pulsen; dennoch ist sie reifer, milder und harmonischer geworden. Sie fühle sich, schreibt sie im Jahre 1812, geläutert und gestärkt und zu dem Genuß einer seligen Klarheit hinaufgehoben: immer tiefer habe sich in ihr „das Vermögen unendlicher Liebe“ verschlossen. So fühlt sie die großen Begebenheiten jener Epoche. Tief bewegt durch die Stürme der Zeit ist sie tief gefaßt. „Wir stehen,“ sagt sie, „in Gottes Hand, und das eigne

Leben geht zuletzt auf in der ewigen Harmonie der Schöpfung." Mit unbegrenztem Mitgefühl begleitet sie die Streiter des heiligen Kampfes; ihr Herz ist bei allen, und bei allen ganz; in thätiger Sorge widmet sie sich den Bedürfnissen und Nöthen der schweren Zeit. Aber auch diese Zeit ist vorübergegangen. Sie darf zu stillerem und innerlicherem Leben zurückkehren. Sie hat alles Heitere und Glänzende gekostet; sie trägt es in sich, sie ist damit umgeben. Nun waltet sie, noch immer eine anmuthvolle Erscheinung, im Hause, an der Seite des Mannes, im Kreise der Ihrigen. Sie belebt und ziert jede Gesellschaft. Wer ihr naht, empfindet den Zauber ihres zarten Gemüthes, ihres offenen Herzens, ihres lebendigen Geistes; er wird inne, daß eine solche Erscheinung einzig, unfaßbar und unbeschreiblich ist.[1])

Was ein Wesen wie dieses für Humboldt sein mußte, würden wir ahnden können, wenn er es nicht selbst in Prosa und in Versen hundertfach ausgesprochen hätte. Bei der ersten Begegnung mit ihr hatte die Kühle seiner reflectirenden Natur ihm selbst das Glück zu verhehlen gesucht, das er aus dem Zusammenleben mit ihr schöpfen sollte.[2]) Im Hintergrunde der Empfindung indeß lag ihm schon damals die Ueberzeugung, daß diese die Einzige sei, mit der er ein solches Band eingehen könne, und am Ende des Lebens war ihm der Begriff der Liebe durch das schlechthin unvergleichliche Verhältniß zu ihr zu einem Begriff geworden, von dem er nicht reden mochte, um ihn nicht zu entweihen. Er lebte nur in ihr, mit ihr und von ihr. Wie unverkennbar es ist, daß die Bildung ihrer Ideen und ihrer Denkweise unter dem Einfluß seines starken Geistes stand: er wollte nur davon wissen, daß ihr Wesen ihn getragen und gebildet habe. Erst „ihrer Liebe Inbrunst" habe in ihm entzündet, was „zarteren Ursprungs" in ihm sei. Sie sei der Leitstern seines Lebens

1) Die Hauptanhaltspunkte zu einer Charakteristik von Frau von Humboldt bilden ihre Briefe an Rahel, bei Varnhagen, Galerie von Bildnissen, I. 143 ff., an Friederike Brun in deren „Römischem Leben," II. 320 ff., an Stein bei Pertz, VI. 401 und das daselbst mitgetheilte Gedicht: Erinnerung an Sorrento S. 697; außerdem die Aeußerungen Humboldt's in den Briefen an die Wolzogen, sowie zahlreiche Stellen seiner Sonette.

2) Caroline von Wolzogen an Schiller 11. Febr. 1790, im Nachlaß I. 372. Für das Folgende ebendas. II. 39; Pertz, V. 390; Briefe an eine Freundin, II. 7. 8.

und seines Wirkens gewesen. Auch in öffentlichen Geschäften habe sie den entschiedensten Einfluß auf seine Art zu denken und zu handeln gehabt. „Ich weiß," schreibt er an die Wolzogen, „wieviel ich ihr in den verhängnißvollen Jahren der Epoche von 1813 — 1819 in Ansichten, Richtungen, Bestrebungen verdankte." Das Gleiche spricht er gegen Stein aus; „denn," sagt er, „ihre Ansichten, ihre Grundsätze, ihre Gesinnungen leiten, stärken, befestigen, ermuntern im Ganzen; man sieht das Ziel, wohin man gelangen soll, reiner und klarer, und läßt sich durch Schwierigkeiten und Zufälligkeiten der Ausführung weniger auf Abwege bringen; auch berechnet ein Mann für sich allein weniger die echte Reinheit der Mittel, ohne die das wahrhaft Gute niemals gedeihen kann." So normirte und läuterte er an ihr das Gefühl pflichtmäßigen Handelns. So bezog er auf sie, was ihn beglückte und was er innerlich war. Ihr zur Seite gehend und den Umgang mit ihr in sein ganzes Leben verwebend, sei, „ein Hauch ihres Charakters auf ihn übergegangen," ja, sie allein sei „das Princip des gedankenreichsten und schönsten Theils seiner selbst gewesen."

Einem solchen innerlichen Zusammengehören und Zusammenhängen konnten selbst häufige äußere Trennungen wenig Abbruch thun. Mit dem engsten Ineinanderleben hatte man begonnen. Dasselbe war, mit wenigen Unterbrechungen bis zum Aufbruch von Rom fortgesetzt worden. Erst in Wien hatte man sich wiedervereinigt, gerade hier jedoch war durch die geselligen Verhältnisse des Orts ihre gemeinschaftliche Existenz am gehindertsten gewesen. Sie war äußerlich fast völlig durch die Ereignisse seit 1813 und durch die diplomatische Thätigkeit Humboldt's, durch seinen Aufenthalt im Hauptquartier, in Paris, in Wien und London unterbrochen worden. Nur vorübergehend hatte man sich in Berlin und in Frankfurt wiedergesehen. Wir wissen, wie das Verlangen, wieder, wie einst, an ihrer Seite leben zu können, ein Hauptmotiv für ihn gewesen war, den Londoner Posten aufzugeben. Erst seit seinem völligen Rücktritt von Geschäften jedoch ward diesem Wunsche Gewährung. Sein Glück war nun vollständig und ungetrübt. Das Verhältniß hatte nichts von seiner Jugendlichkeit verloren, es hatte durch die lange Entbehrung und durch den reifenden Einfluß der Jahre an Innigkeit gewonnen. Es machte ihn froh, daß er Alles, Reisen, Einrichtungen und Beschäf-

tigungen nur nach ihr richten konnte, und es war der Gipfel seines Glückes, daß selbst sein wissenschaftliches Leben sich in dem Geleise von Gedanken und Gefühlen bewegte, die er täglich und stündlich an ihrem Umgang entzünden und erfrischen konnte.

Da traf ihn der härteste Schlag. So Bitteres hatte er seit dem plötzlichen Tode seines Knaben in Rom nicht erfahren, als jetzt, nun er am Sarge seiner Frau stand. Er hatte nicht geglaubt, sie so früh verlieren zu sollen. Ihr zarter Körper zwar hatte von Jugend auf gelitten. Der Pflege ihrer Gesundheit war ein großer Theil ihres Lebens gewidmet gewesen: sie hatte die Bäder von Nocera und Rouen, von Karlsbad, Töplitz und Gastein gebraucht. Im Jahre 1818 hatte ihr Zustand zuerst die ernstlichsten Besorgnisse erregt; allein diese Besorgnisse waren wieder gewichen, ihre gute Constitution hatte allen Angriffen der gichtischen Krankheit widerstanden, ihre Geistesstärke hatte den Körper aufrechterhalten, selbst unter Leiden und Unbequemlichkeiten der lästigsten Art war ihre heitere Geduld ungetrübt geblieben. Es war ihr möglich gewesen, noch eine so angreifende Reise wie die nach den beiden Hauptstädten auszuhalten, und sie war glücklich, sich durch den Aufenthalt in London ein anschauliches Bild von der Lage verschafft zu haben, in der sie von nun an fern von der Heimath die geliebte Tochter zurücklassen mußte. Von Gastein jedoch war sie krank zurückgekehrt. Den ganzen Winter über von 1828 auf 1829 war ihr Zustand im höchsten Grade beängstigend und ließ kaum eine Aussicht auf wahrscheinliche Genesung zu. Dennoch nahm die Krankheit noch einmal eine Wendung zum Bessern. Im Februar 1829 schien die nahe Gefahr ganz verschwunden. Von Neuem gab sich Humboldt den frohsten Hoffnungen hin und glaubte dem Frühling und Sommer mit Ruhe entgegensehen zu können. Es war eine trügerische Hoffnung. Am Morgen des 26. März hatten ihre schönen Lippen sich zum letzten Mal zum Abschied von dem Geliebten geöffnet: sanft und klaren Geistes, umgeben von ihren Lieben war sie entschlafen.[1])

Mit der Stunde ihres Todes begann ein neuer Abschnitt in Humboldt's Leben. Noch während des beglückten Zusammen-

1) Humboldt an die Wolzogen, a. a. O. II. 36 ff.; an Stein bei Pertz, VI. 698; an Charlotte, Briefe an eine Freundin, II. 2.

lebens mit ihr hatte er sagen können, er „lebe nur sich selbst wie außer der Welt.“ In noch ganz anderem Sinne sollte dies jetzt zur Wahrheit werden. Nun erst war ihm, als ob das letzte Band zwischen ihm und der Welt zerrissen sei. Nun erst sah er sich „wie abgeschieden von den Menschen“ an. In dem schmerzlichen Gefühl, wie verödet und vereinzelt sein Leben ohne die sein werde, die mit Allem, was ihn berührte, so innig verbunden gewesen, war er nur Eines Trostes fähig. „Sie fragen mich,“ schreibt er an die Wolzogen, „was mir jetzt als das Tröstendste erscheint. Ich gestehe Ihnen: nichts als die tiefste, absoluteste Einsamkeit. In dieser hat der Mensch immer Gefühle, Ideen, Erinnerungen, die ihn heben und halten, und die Wehmuth stimmt sich in ein mildes, eigentlich süß festhaltendes Gefühl um. Wie ich aber am Umgange mit Menschen, insofern es nicht ein einsames Gespräch mit einem Gleichgesinnten ist, wieder Freude gewinnen werde, davon habe ich bis jetzt keinen Begriff.“ Er legt in derselben Weise seine inneren Zustände in den Briefen an Charlotte dar. Ausdrücklich spricht er es aus, daß mit dem Verluste der Geliebten eine neue Epoche für ihn begonnen. Geschlossen sei das bis dahin Gelebte; er überschaue es als ein Ganzes und halte es durch Erinnerung im Gemüthe fest. Alles Wünschen für die Zukunft sei vorüber. Noch immer zwar behalte das Leben, als die Bedingung jenes Erinnerns und Empfindens, durch den Genuß der geistigen Nähe der Geliebten, durch die süße Vermählung mit dem Schmerze selbst, seinen Werth. Und wie das Leben, so die Natur; denn ihre Erscheinungen verschmölzen willig mit Allem, was die Seele bewege. Anders jedoch sei es mit den Menschen. „Ich empfinde,“ schließt er einen seiner Briefe, „keine Freude der Natur schwächer als sonst; nur die Menschen meide ich, weil die Einsamkeit mir inneres Bedürfniß ist.“

Einsamkeit also, sie, die er schon inmitten des regsten Welt- und Geschäftslebens als den „Inbegriff alles schönen Daseins“ gepriesen hatte, — Einsamkeit wurde von nun an das Element seines Lebens. Die Empfindung, die ihn im ersten Momente des Verlustes ergriffen hatte, lies ihn nicht wieder los. Auch der Gesellschaft wandte er nun den Rücken, wie bisher schon dem Staat und den Geschäften. Entschlossen, von nun an „sein inneres Sein keiner gesellschaftlichen Convenienz mehr zu opfern,“ schloß er den Kreis

seines Umgangs enger und enger. Wohl beglückte ihn noch immer das Zusammenleben mit den Seinigen: — waren es doch diejenigen, mit denen er sich am meisten in der wehmüthigen Erinnerung an die Dahingeschiedene begegnete! Fast ununterbrochen blieb die an seiner Seite, die sich stets am meisten zu den Eltern gehalten hatte, und deren rührender Schmerz um die Mutter ihm ihre Sorge und Anhänglichkeit doppelt theuer machte. Caroline von Humboldt theilte fast durchaus das Leben des Vaters, sie war seine Gesellschafterin daheim und seine Begleiterin auf Reisen. Mit ihr hatte auch Adelheid am Sterbebette der Mutter gestanden. Es war eine zarte Rücksicht des Königs, daß er jetzt gerade die Versetzung Hedemann's, ihres Gemahls, nach Berlin verfügte. Auf's Engste konnte sich nun Humboldt mit der Hedemann'schen Familie in Verbindung halten. Es verstand sich, daß er selbst sich von nun an ganz in die Stille seines Tegler Landsitzes zurückzog. Hier jedoch sah er seine Kinder im Sommer, und er sah sie, so oft Geschäfte ihn nach der Stadt führten, woselbst eine gemeinschaftliche Wohnung, groß genug für Alle, eingerichtet war.

Dankbar, wie dieses Verhältniß, fühlte und pflegte er das zu dem geliebten Bruder. Die längste Zeit ihres Lebens waren die Beiden getrennt gewesen. Sie waren, so oft ihnen vergönnt war, sich wiederzusehen, als ob sie keine Stunde von einander gewesen wären. So hatte man sich zu Paris, zur Zeit der Friedensverhandlungen getroffen; später hatte Alexander den Bruder in London besucht und war mit ihm zu den in Aachen versammelten Fürsten gereist. Noch lange indeß hatte die französische Hauptstadt den großen Naturforscher gefesselt. Nur wenige Monate hatte er im Jahre 1823 in Berlin verweilt; erst seit dem Jahre 1827 schlug er hier seinen förmlichen Wohnsitz auf. Damals, im Winter von 1827 auf 1828 war es, daß er in der Universität und fast gleichzeitig in der großen Halle der Singakademie jene glänzenden und bewunderten Vorträge über physische Weltbeschreibung hielt, die ihm, wie Wilhelm an Gentz schrieb, eine neue Art des Ruhmes erwarben. Wie ungern mußte, wenige Wochen nach dem Tode seiner Gattin Wilhelm den Bruder noch einmal zu einer großen Reise sich anschicken sehen! Aber auch aus dem Ural und von den Ufern des caspischen Meeres war derselbe endlich glücklich zurückgekehrt. In Geist und Gemüth

brüderlich verbunden, genossen Beide seit dieser Rückkehr das Glück, sich auch äußerlich nahe zu sein, tauschten sie Ansichten und Gesinnungen und begegneten sich, bei aller Verschiedenheit ihrer wissenschaftlichen Beschäftigung, in den höchsten Gesichtspunkten, von denen aus der Eine die Gesetze und die Einheit der physischen, der Andre die der intellectuellen Welt zu ergründen versuchte.

Es gab andre Freunde, denen sich Humboldt herzlich verbunden fühlte, und mit denen er immerhin von Zeit zu Zeit in schriftlicher wie mündlicher Mittheilung sich nicht ungern berühren mochte. Zumeist waren es akademische und wissenschaftliche Freundschaften. Er fand in der Akademie ältere und jüngere Genossen seiner Sprachstudien, Männer, die ihm durch verwandte Denkart oder verwandte Interessen werth waren. Unschätzbar war ihm die Theilnahme, welche Bopp der Abfassung des großen Sprachwerkes zuwandte, das jetzt all' seinen Fleiß in Anspruch nahm. In Böckh durfte er den würdigen Nachfolger des großen Reformators der Philologie erkennen, den er einst vorzugsweise seinen Freund genannt hatte. Zu dem großen Theologen Schleiermacher hatte sich vor Allem seine Frau hingezogen gefühlt: er selbst war ihm geistig näher verwandt, als vielleicht Beide wußten und sich gestanden. In einem Manne wie Ritter hatte er nicht weniger das geistige Streben und den Umfang des gelehrten Wissens als den Reichthum und die Liebenswürdigkeit des Gemüths zu achten. Zahlreiche andre Bekanntschaften mit Männern wie mit Frauen, in einer vielbewegten und bewegenden Vergangenheit geknüpft, Beziehungen zu Schriftstellern und Künstlern, zu den Gliedern des königlichen Hauses, zu den Ministern und Staatsmännern konnte derjenige am wenigsten leicht zerreißen, der sie sonst mehr als ein Andrer gesucht und gepflegt hatte. Mancher Besuch — zuweilen sogar der ehrenvolle seines Königs — unterbrach seine Einsamkeit. Und dennoch, — wie ungern sah er sie unterbrochen! Schon in Jahresfrist nach dem Tode seiner Frau hatte die Abneigung gegen den Verkehr mit Menschen, auch mit solchen, denen er zugethan war, dergestalt zugenommen, daß er jeden, auch nur Stunden dauernden Besuch wie eine Last empfand. Dankbar erkannte er die Discretion derjenigen an, die ihn begriffen und sich genügen ließen, ihn von ferne mit treuer Theilnahme zu begleiten.

Wie anders aber waren diese inneren Zustände des vereinsamten

Mannes, und wie anders der Gang der Welt! Indessen er sich tiefer und tiefer in den Frieden der Einsamkeit zu hüllen suchte, gleich abgewandt von den großen wie von den kleinen Begebenheiten der Welt, schien die Ruhe, deren sich die größere Hälfte Europas seit dem zweiten Pariser Frieden erfreut hatte, durch Stürme der gefährlichsten Art von Neuem gestört werden zu sollen. Wieder einmal, seit dem Juli 1830, gab es einen von Thron und Land gejagten König. Selbst mit vieler Weisheit müßten es die Bourbonen schwer gefunden haben, ein Scepter zu behaupten, das Fremde ihnen in die Hand gedrückt hatten. Aber Weisheit war nicht die Erbtugend dieses Geschlechts, und durch Revolutionen werden die Völker nur langsam, die Fürsten nie erzogen. Man war, schien es, durch die Julirevolution da wieder angelangt, von wo man 1789 ausgegangen war. Sollten sich wirklich die Scenen der Nationalversammlung und des Convents erneuern? Würde das Beispiel Frankreichs jetzt vielleicht in allen Ländern Europas Nachahmung finden? Gab es irgend eine Garantie, daß dasjenige, was in Belgien und Polen geschah, sich auf Belgien und Polen beschränken würde? War es wahrscheinlich, daß derjenige, der nach Napoleon und Karl X. in Frankreich zu regieren hatte, nach den Principien und nach den Wünschen der heiligen Allianz regieren würde? Würde der Befreier nicht auch der Rächer sein müssen? Würden nicht von Neuem die französischen Heere die Grenzen überfluthen? — und wo alsdann, nach so vielen Enttäuschungen, würde jene Königstreue und jener Opfermuth geblieben sein, dem einst die Waffen Napoleon's unterlegen waren?

Man weiß, welche orthodoxe Friedensliebe und welcher Abscheu vor allen Volksbewegungen sich in unserm Vaterlande bei den meisten Epigonen der großen, mit dem Jahre 1815 beschlossenen Kriegs-Revolutionsperiode festgesetzt hatte. Friedliebender konnte Niemand sein als Humboldt. Er vor Allen mußte den Anblick schmerzlich finden, „wie Leidenschaft, wilde Rohheit und Uebermuth den Frieden bedrohten, dessen man so lange genossen habe.“ Nur daß dennoch er in ganz anderer Weise diese Friedensstörung empfand als die übrigen Veteranen der Revolutions- und Befreiungszeit. Er liebte den Frieden mit der echten Gesinnung des Friedens. Weit entfernt war er von jenem Fanatismus der Friedensliebe und von jenem

parteiischen Groll, womit Niebuhr die neue Weltbewegung hereinbrechen sah. Weit entfernt ebenso von jener Furcht des bösen Gewissens, von jener Angst und Beklemmung, welche damals die Tage seines Freundes Gentz verdüsterten. Er hatte von je her, so schrieb er an den Letzteren, nur ein „althistorisches Interesse“ an den Dingen der Welt gehabt. Er war jetzt, in der unbeschränkteren Freiheit der Einkehr in sich, mehr als je in die Stimmung hineingerathen, jenes althistorische Interesse mit einem frommen Vertrauen auf die Wege der Vorsehung zu begleiten. „Die Dinge der Welt,“ so äußerte er sich im Herbste des verhängnißvollen Jahres 1830, „sind in ewigem Steigen und Fallen und in unaufhörlichem Wechsel, und dieser Wechsel muß Gottes Wille sein, da er weder der Macht noch der Weisheit die Kraft verliehen hat, ihn aufzuhalten und ihn zum Stillstand zu bringen. Die große Lehre ist auch hier, daß man seine Kräfte in solchen Zeiten doppelt anstrengen muß, um seine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu thun, daß man aber für sein Glück und seine innere Ruhe andere Dinge suchen muß, die ewig unentreißbar sind.[1])

Einen Mann, welcher in dieser Weise mit der Welt abgeschlossen hatte, gerade jetzt von Neuem mit dem politischen Getriebe in Berührung zu bringen, kann fast wie eine Grausamkeit erscheinen. Zwar, noch immer war man ihm eine Genugthuung für die ehemalige Zurücksetzung, man war ihm, seit sich ohnehin die preußische Restaurationspolitik zu einer gleichmäßigeren und verständigeren Haltung hindurchgefunden hatte, eine politische Rehabilitation schuldig. Solch' eine Ehrenerklärung sollte es augenscheinlich in sich schließen, wenn er jetzt durch eine Cabinetsordre vom 15. September 1830 zu neuer Theilnahme an den Sitzungen des Staatsraths eingeladen wurde, aus denen er eilf Jahre früher vertrieben worden war. Und keine Frage: wenn diese Ehre mit irgend einer Macht verbunden gewesen wäre, — nicht zum Nachtheil des Gemeinwesens würde sie ausgeübt worden sein. Der bejahrte Staatsmann würde mit den Kräften, die ihm noch hinreichend zu Gebote standen, vor allen Dingen rücksichtslos seine Pflicht gethan haben. Er würde von dem, was er einst an Stein schrieb, den Beweis geliefert haben, daß die

---

1) An Charl. Diede, 7. Sept. 1830. Briefe an eine Freundin, II. 89. 90.

Fähigkeit zum Geschäft des öffentlichen Lebens dadurch nicht abnehme, wenn man, entfernt von demselben, den Geist durch Nachdenken übe und ihn nicht durch Schlaffheit sinken lasse. Man würde, wenn man auch nur seinen Rath gehört hätte, eine „reine Stimme der Wahrheit und der Vernunft“ gehört, und würde, wenn man ihn befolgt hätte, einen mächtigen Vorsprung gegen die Gefahren der kritischen Zeitlage gewonnen haben. Er war in der That im Besitze eines Programms, nach welchem die neue Zeit zu nehmen und zu behandeln war, und dieses Programm war nicht weniger weise als dasjenige, mit dem er einst in die Verwaltung getreten war. „Durch Kampf terrassiren,“ so faßt er sein politisches Urtheil in's Kurze, „oder durch List beschwichtigen läßt sich diesmal die Tendenz nicht, die in der Macht der Zeit liegt, und die an sich, in ihrem Geist und Sinn, nicht niedergekämpft zu werden braucht. Das Kunstvolle und die Aufgabe der nächsten Jahre und Jahrzehnte wird sein, die Zeit über sich selbst zu belehren, dem, was sie sucht, einen heilsamen Sinn unterzulegen, und dies, indem man den Sturm beschwört, friedlich in's Leben zu führen. Wenn man es mit heller Einsicht, großem Muth und beharrlicher Liebe zur Gründung alles Edlen auf Erden anfängt, so halte ich dies für möglich. Lassen Sie uns harren und muthig bleiben.“ 1)

So waren die Ueberzeugungen Humboldt's, und ohne Zweifel erfolgte seine Zurückberufung in den Staatsrath, weil man wußte, daß sie so waren. Dieselbe hatte nichtsdestoweniger mit dem großen Sinn jener Ueberzeugungen nichts gemein. Nichts Anderes als eine List und eine Beschwichtigungsmaaßregel war es. Denn offenbar nicht den Mann, sondern den Namen des Mannes wollte man. Dieser Name wenigstens sollte zu einer kleinen Sühne für das Unrecht benutzt werden, welches man an den Erwartungen und Bedürfnissen der Nation im Jahre 1819 begangen hatte. Durch eine homöopatische Dosis von Liberalismus wollte man der kritischen Aufgeregtheit der öffentlichen Stimmung begegnen. Wir tadeln nicht, daß Humboldt dem Wunsch seines Souveräns entsprach: es ist gewiß, daß er das Opfer seiner Neigung und Bequemlichkeit aus Pflichtgefühl, aus Loyalität und Patriotismus brachte. Wir tadeln auch nicht den

1) An Caroline v. Wolzogen 29. December 1830. A. a. O. S. 63.

allgemeinen Charakter der preußischen Politik gegenüber den Ereignissen von 1830; sie hütete sich vor groben Mißgriffen; indem sie lavirte, traf sie instinctmäßig das für den Augenblick Ausreichende; sie verfuhr, indem sie mit dem orleanistischen Frankreich und mit den neuen Constitutionen auswärts ihren Frieden suchte, im Ganzen zweckmäßig und besonnen. Aber viel fehlte, daß sie hochherzig, tief und weitsichtig im Sinne Humboldt's gewesen wäre. Seine Rehabilitation ebendeshalb, was auch das Publicum darüber fabelte und sich davon erwartete, war vollkommen bedeutungs- und folgenlos. Regelmäßig nahm er von nun an wieder Theil an den Sitzungen des Staatsraths. Er ward sogar Mitglied der Section für die auswärtigen Angelegenheiten. Allein die Bedeutung dieser Geschäfte und die Stellung dieser Behörden war von der Art, daß er ebensogut und mit ebensoviel Einfluß auf den preußischen Staat in seinem Tusculum neue Alphabete untersuchen oder Sonette dictiren konnte. [1])

Die Aufforderung zu neuer Theilnahme am Staatsrath knüpfte sich aber an eine andere für Humboldt erfreulichere Störung seiner Muße und Einsamkeit. Sie war nämlich begleitet von der Verleihung des schwarzen Adler-Ordens, und den schicklichen Anlaß zu Beidem gab die glückliche Vollendung eines königlichen Auftrags, der ihm gerade in den ersten Wochen des noch frischen Schmerzes um die Verlorene zu Theil geworden war. Nach der Vollendung des neuen Museums in Berlin hatte der König eine Commission von Künstlern ernannt, welche die innere Einrichtung desselben, die Anordnung und Aufstellung der Kunstsachen überwachen sollte, und hatte die Leitung dieser Commission dem geschäfts- und kunstverständigen Minister übertragen. Nur ungern zwar sah sich dieser zu einer Zeit, wo er am liebsten vollkommene Freiheit und Einsamkeit genossen hätte, zu wiederholtem Aufenthalt in der Stadt und zum Verkehr mit Menschen genöthigt. Der Gegenstand indeß lag seinem Interesse nahe. Die Männer, mit denen er dabei in Berührung kam, gehörten längst zum Kreise seines Umgangs; gerade auch durch

---

1) An Caroline von Wolzogen 27. October 1830; a. a. O. S. 60: „Ueber meine öffentliche Stellung sind Sie irrig berichtet. Ich bin blos ein Staatsrath, der nur mit Gesetzgebung zu thun hat."

die Kunstliebe seiner Frau waren die Schinkel und Wach, die Rauch und Tieck seinem Hause verbunden gewesen. Das Geschäft selbst endlich war leicht und wurde durch das Benehmen des Königs in jeder Weise erleichtert. Schon am 21. August des folgenden Jahres konnte Humboldt dem Könige über die getroffene Einrichtung Bericht abstatten, und schon am 3. desselben Monats war das Museum eröffnet worden.[1])

Die Liebe zur Kunst, in der That, ein langes Leben hindurch unter den reichsten Anregungen genährt, hatte seit dem Augenblick seiner Zurückziehung von den öffentlichen Geschäften die nächste Stelle neben seiner Liebe zur Wissenschaft eingenommen. Schon im Jahre 1825 war er dadurch in ein Verhältniß gebracht worden, das ihm nicht blos praktisch für die Förderung der Kunst zu wirken gestattete, sondern ihm zugleich Gelegenheit gab, theoretisch auf die Bildung der ästhetischen Begriffe und Einsichten des Publicums Einfluß zu üben. In dem genannten Jahre nämlich hatte sich in Berlin der „Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate“ gebildet, — ein Verein, welcher, gleich ähnlichen in und außer Deutschland, an den Zweck der Unterstützung talentvoller Künstler den anderen knüpfte, die Hervorbringung bedeutender Kunstwerke zu erleichtern, eine größere Anzahl derselben zu verbreiten und so zugleich mit der Kunst den Sinn für dieselbe zu heben und zu verallgemeinern. Humboldt gehörte zu den Begründern des Vereins. Gleich anfangs an die Spitze des geschäftsleitenden Directoriums gestellt, blieb er auch alle folgenden Jahre in dieser Stellung. Aus seiner Feder war das Programm, auf welches hin man sich constituirte; er war es, der in jährlichen Berichten über den Sinn und den Erfolg der Bemühungen des Vereins vor den Mitgliedern desselben Rechenschaft ablegte.[2])

Diese Berichte nun, mit ihren Auseinandersetzungen über das Wesen und die Richtungen der Kunst sind nichts Andres als die „Aesthetischen Versuche“ seines Alters. Wie sein Verständniß des Alterthums, so erhält auch sein ästhetisches Raisonnement einen Ab-

---

1) An Charlotte 12. Juni 1829, und an Stein, gleichfalls aus dem Sommer des Jahres 1829 bei Pertz VI. 790.

2) Das Programm wie die Berichte, letztere mit Weglassung aller Stellen von blos localer Beziehung, finden sich abgedruckt in den G. W. III. 307 ff.

schluß. Wie ihm nun erst eine befriedigende Charakteristik der Griechen gelungen war, so auch nun erst ein reines Aussprechen über das Wesen der Kunst. In jeder Weise, nach Form wie nach Inhalt, sind diese neuen vor den ehemaligen ästhetischen Versuchen ausgezeichnet. Sie sind lebendiger und verständlicher. Sie sind dennoch zugleich tiefer und reifer. Auch sie endlich beziehen sich, wie Radien auf ihren Focus, auf den durch das Nachdenken über die Natur der Sprache aufgesammelten Ideenschatz.

Vortrefflich zunächst dies beständige Hinlenken zu den höchsten und allgemeinsten Gesichtspunkten! Den Weg dazu findet der treffliche Berichterstatter bald, indem er die Thätigkeit des Vereins charakterisirt und sie aus dem Zweck desselben motivirt, bald, indem er die gestellten Preisaufgaben rechtfertigt und erläutert, bald, indem er die eingelieferten oder angekauften Bilder beschreibt, exponirt, beurtheilt. So werden, durch das Anknüpfen an das Gegenwärtige und Nächste, diese jährlichen Vorträge zu einem Cursus populärer Aesthetik. Der ästhetische Redner hat keine von den Ueberzeugungen des ehemaligen ästhetischen Schriftstellers aufgegeben. Denn zuerst: ganz wie in der Schrift über Hermann und Dorothea ist ihm auch hier die Kunst nicht ein Letztes. Der Zweck des Vereins vielmehr giebt ihm wiederholt Gelegenheit, an die Rückwirkung der Kunst auf das Publicum, an den Zusammenhang zwischen der Kunst und dem Leben zu erinnern. Diese Rückwirkung stehe in Wahrheit noch höher als die Kunst selbst, und ihren eigentlichen Werth erhalte die Letztere erst durch ihren Einfluß „auf den Menschen und seine allgemeine Bildung.“ Noch weniger, zweitens, verleugnen seine nunmehrigen Kunstansichten und Urtheile den specifischen Einfluß der Epoche, die ursprünglich seine ästhetische Richtung gebildet hat. Hatte er doch persönlich den Vermittler zwischen den von Wolf neu belebten humanistischen Studien und zwischen dem Dichten der Schiller und Göthe gebildet; culminirte doch recht eigentlich in ihm jene eigenthümliche Verbindung eines neuen Empfindungs- und Phantasiedranges und der Anschmiegung an die Form des griechischen Geistes, — jene Verbindung, aus welcher unsre klassische Literatur- und Kunstperiode sich entwickelt hatte. Antikisirend mithin war seine ursprüngliche Kunstrichtung gewesen: antikisirend war sie geblieben. Der Entwickelung, welche die deutsche Dichtung nach dem Tode Schiller's, welche ebenso

schon während seines Aufenthalts in Italien die Malerei zu nehmen begonnen hatte, war er nicht gefolgt. Nicht ganz, es ist wahr, konnte er sich der Wahrnehmung, ja, bis auf einen gewissen Grad, der Billigung des neuen Geistes entziehen, der die Künstler in Rom ergriff und der den beweglichen Sinn und Geschmack seiner Frau mit sich fortriß. So weit ging er, daß er bei Gelegenheit der Schiller'schen Braut von Messina dem Freunde den zweifelnden Wink gab, ob nicht doch das ausschließliche Festhalten antiker Typik zu einem Fehler werden könne, und ob nicht doch das „sogenannte Romantische," unbeschadet der rein antiken Kunstform eine nicht wegzuweisende Bereicherung für die Kunst sein dürfte. Aber freilich: was die deutsche romantische Dichtung producirte, war wenig geeignet, ihn weiter zu bekehren. Nur stärker vielmehr warf er sich, angesichts dessen, was die Schlegel und Tieck, die Arnim und Brentano, die Kleist und Schenkendorf zu Tage förderten, auf die Alten und auf diejenigen zurück, die den Geist der Alten in ihren Werken hatten wiedererstehen lassen. Gegen Schiller's Schwägerin schüttete er über diesen Punkt im Jahre 1813 sein ganzes Herz aus. Wohl könne man den Diadochen der Göthe-Schiller'schen Doppelherrschaft vielerlei Trefflichkeit nicht absprechen: allein die wahren Elemente des innerlich Schönen, die Freiheit und Anmuth des Gemüthes gehe ihnen dennoch ab oder finde sich wenigstens nicht rein in ihnen. In wundersamen religiösen und Vaterlands-Begriffen befangen, seien sie eckig und schroff, und dies gehe auf ihre Productionen über. Er sei ihnen darum nicht abgeneigt, er lebe mit ihnen, er versuche es, in ihre Ideen einzugehn: — sich ihnen wirklich zu öffnen, sei ihm unmöglich.

Sollte es, so viele Jahre später, ihm möglicher geworden sein? War zu erwarten, daß er im Alter sich zu einer Denkweise hinüberwenden werde, mit der er nicht blos den Ueberzeugungen, sondern auch den Freunden seiner Jugend abtrünnig geworden wäre? Durch Alles vielmehr, womit er sich beschäftigte und innerlich umgab, verfestigte er sich nur mehr, und zwar bis zur Einseitigkeit und bis zum Vorurtheil, in der Liebe zu dem, was er ehemals geliebt hatte. Es war erklärlich, durch den Zusammenhang mit einem persönlichen Verhältniß erklärlich, daß er mit Bewunderung von jenem unglücklichen Machwerk sprach, mit dem sich Göthe in seinen alten Tagen

herumquälte.[1]) Aber dieselbe Einseitigkeit wird in den Berichten des Kunstvereins bemerklich. Diejenigen gerade, welche in dem Directorium und dem Künstlerausschuß dieses Vereins den Ton angaben, theilten mit Humboldt die Vorliebe für die Antike. Nur zu sehr erinnern die ersten Preisausschreibungen an die, welche einst Göthe in den Propyläen befürwortet hatte. Die Vorwürfe sind antik, und antik sollen sie behandelt werden. Der Berichterstatter wird warm, so oft er die Alten, und parteiisch, so oft er einen andern Künstler zu loben hat, der mit Erfolg sich den Geist und Stil der Antike zu eigen gemacht hat. Und anders doch fühlte und urtheilte das Publicum. Die Epoche der ausschließlichen Verehrung des Klassischen war vorüber. Ein Künstler wie Lessing zeigte durch die glückliche Wahl seiner Stoffe, daß die Kunst nur dann eine wirklich lebendige Wirkung zu üben im Stande ist, wenn sie aus einem der Gegenwart näher liegenden Leben schöpft und Gefühle oder Erinnerungen wachruft, die sich freiwillig aus der nationalen Empfindungsweise entwickeln. Das Publicum sah lieber eine Scene aus der vaterländischen Geschichte oder aus dem alltäglichen häuslichen Leben, als einen Gegenstand der alten Mythologie, ein Stück Homer oder Ovid dargestellt; es erfreute sich an den Gestalten der Huß und Luther, es blieb kalt bei der Befreiung der Andromeda nach der Beschreibung des Philostratos. Diese Divergenz des öffentlichen Geschmacks von den Tendenzen der leitenden Autoritäten machte sich denn auch bald genug fühlbar. Auch Humboldt fühlte sie. Und nun wieder zeigte sich, wie er bei aller Entschiedenheit der Ueberzeugung tolerant und elastisch sei. Wenn nun der Verein dazu fortging, den vorgeschlagenen Stoffen aus dem griechischen Alterthum solche hinzuzufügen, die dem alten Testament oder dem romantischen Epos der Italiäner entnommen waren, so erkannte Humboldt vollkommen die Berechtigung auch dieser Vorwürfe an, ja er machte sich selbst zum Interpreten des Geschmacks, den das Publicum an modern-historischen oder an Genrebildern fand. Wie sollte er, der in den unbeholfenen

1) An Caroline v. Wolzogen 21. December 1826: „Ich habe Göthe's Helena gelesen. Es ließe sich vielleicht darüber sprechen, schreiben nicht. Aber das Ganze und Einzelne sind bewundernswürdig. Etwas eigenthümlich Neues, von dem man noch keine Idee hat, für das man keine Regel und kein Gesetz kennt, das aber sich im höchsten poetischen Leben fortbewegt."

Idiomen der Südseeinsulaner dieselbe Schöpferkraft des menschlichen Geistes achtete, die in dem Wohlklang und in der Weisheit der Sprache Homer's und Platon's waltete, — wie sollte er den Punkt verfehlen, von dem aus das Geistesleben der neuen sich ebenbürtig neben das der alten Welt stellt? Er besaß in dem Gedanken der Einheit alles Menschlichen längst diesen Punkt. An der Gegenwart Roms war ihm dieser Gedanke anschaulich: er war ihm mehr als anschaulich durch etwas Anderes geworden. Denn selbst zwar gehörte er mit seiner Empfindung durchaus der einfachen Schönheit und Klarheit des Alterthums an: seine Frau war, bei aller Eingeweihtheit in den Geist des Klassischen, nicht minder von allem Romantischen gereizt; sie theilte mit ihm den Sinn für Gestalt und Rhythmus, sie besaß zugleich, was ihm abging, den Sinn für Ton und Farbe. Von einem Gemüth also, dessen Reichthum in sich aufzunehmen sein höchster Genuß, sein eigentliches Leben war, sah er beide Welten mit gleichgetheilter Liebe umfaßt: — unmöglich, daß er ungerecht und absprechend gegen den Gehalt und die ästhetische Bedeutung des Modernen hätte auftreten können. Von Neuem ließ er sich darüber aus wie in jenem Brief über Schiller's Braut von Messina. Der Lauf der Jahrhunderte habe Gedanken und Gefühle entwickelt, welche den früheren fremd gewesen. Der geniale Künstler wisse das Große jeder Zeit sich zu eigen zu machen und es in das Bereich des Schönen hinüberzuziehn. Damit nicht genug. Einen Zuwachs sei die Kunst als solche der neueren Zeit schuldig: die Entwickelung dessen, was gestaltlos durch bloße Nüancirung und Gradation auf die Einbildungskraft zu wirken und also unvermittelt die Empfindung zu berühren vermöge. Hierin allein bewege sich die in ihrer höheren Bedeutung ganz der neueren Zeit angehörende Musik; hierauf beruhe die Wirkung der dem Alterthum gleichfalls unbekannten Farbenbehandlung, welche die Malerei recht eigentlich zu einer modernen Kunst gemacht habe; in eben dies Gebiet falle ferner unsre ganze religiöse Kunst, und in ihm endlich habe Alles, was man mit einem Worte romantisch nenne, seine Wurzel geschlagen.

So weit — und eben so weit nur erstreckt sich seine Anerkennung modernen Wesens. Denn im Grunde wieder spricht er sie doch nur aus, um desto beflissener hervorzuheben, wie darum nicht weniger die reine Form der Kunst ewig dem Alterthum zu entneh-

men sei. Mit Strenge, fordert er, müsse alles dasjenige Moderne zurückgewiesen werden, was dem einfachen, naturwahren und rein künstlerischen Sinn des Alterthums widerstrebe. Er belehrt sein Publicum, wie biblische Gegenstände darum nicht an Tiefe und Innigkeit des Gefühls, romantische nicht an Kühnheit und Fülle der Einbildungskraft zu verlieren brauchten, wenn der Künstler sich an die ernsten Forderungen der Antike, an Correctheit, Wahrheit und Grazie der Gestalt halte. Er spricht sein letztes Wort, indem er auf die gemeinsame Quelle des antiken und modernen Geistes hinweist und von da einen Ausblick auf die nicht blos in der Kunst zu realisirende Vereinigung des einen mit dem andern nimmt. Denn ihren Gipfel, sagt er, „erreichte die Malerei erst, als in Raphael's Werken der Geist seiner Zeit vom Geiste des Alterthums durchdrungen ward, und der große Gegensatz, der, innerlich aus der menschlichen Brust entquollen, die Weltgeschichte sichtbar in zwei Hälften spaltet, sich wenigstens in der Kunst, die immer dem Leben symbolisch vorauseilt, in harmonische Einheit zusammenschloß."

Nur unerheblich, augenscheinlich, ist durch dieses sicher begrenzte und scharf abschneidende Geltenlassen des Modernen seine alte Ueberzeugung alterirt. In der Hauptsache bleibt er bei dem, was ihm von altersher geläufig ist: das eigentliche Wesen der Kunst erklärt er durch das Griechische, das eigentliche Wesen des Griechischen erklärt er durch die Kunst. Gerade hierin jedoch, in der Art und Weise, wie er diese Wechselbegriffe auf einander bezieht und an einander probirt, gerade in dem Hauptpunkt mithin seiner ästhetischen Einsichten ist ein Fortschritt, ist, genauer zu reden, eine Vertiefung bemerklich. Nicht als ob er irgend die Theorie verlassen hätte, die er einst so umständlich in dem Commentar zu dem Göthe'schen Gedicht auseinandergesetzt hatte. Noch immer besteht ihm das Geschäft der Kunst in der idealisirenden Nachbildung der Wirklichkeit; noch immer lehrt er, wie die Einbildungskraft die wunderbare Fähigkeit besitze, der Wirklichkeit treu zu bleiben und doch deren Bedingtheit und Endlichkeit zu tilgen; noch immer erklärt er das künstlerische Vermögen als die Macht, durch die Einbildungskraft die Einbildungskraft zu entzünden. Nichts von alle dem nimmt er zurück. Wohl aber fügt er etwas hinzu, wodurch jenes „Fortrücken in Ideen" bestätigt wird, dessen er sich in diesen späteren Jahren selbst bewußt ist.

Und zwar hält die Vertiefung seiner Ansicht, von welcher wir reden, gleichen Schritt mit dem volleren Einblick, den wir ihn in den Charakter der griechischen Nationalität gewinnen sahen. Am Leitfaden der Spracherkenntniß hatte er hierfür eine tiefere Formel gefunden. Eben jener Leitfaden und eben diese Formel erweist sich nun für seine ästhetische Einsicht fruchtbar. Er hatte sich häufig der Analogie der Kunst bedient, um sich des Wesens der Sprache zu bemächtigen. In gleicher Weise wirft nun rückwärts das Wesen der Sprache Licht auf das Wesen der Kunst, wenn er von dem Künstler sagt, daß er die Kunst „wie eine Sprache zu behandeln wisse, in welche die ganze Natur eingehen kann, aber aus der sie immer schöner und klarer wieder hervortritt.“ Wahr freilich: es ist dies zunächst nur ein geistvolles Gleichniß. Der Sinn desselben jedoch führt weiter; er führt auf eine Auffassung der Kunst, welche genau mit der neugewonnenen Formulirung des Charakters des Griechenthums in Eins fällt. Was die Griechen zu Meistern in der Darstellung des Schönen machte, bestand darin, daß sie in aller individuellen Erscheinung auf die Ergreifung des Begriffs oder des reinen Charakters gingen. Gerade dasselbe wird nunmehr der Kunst als solcher vindicirt und ihre Definition damit über die subjectivere Fassung hinausgehoben, die ihr in den „ästhetischen Versuchen“ anhaftete. Das Thun des Künstlers, ehemals ausschließlich durch die Berufung auf die wunderbare Macht der Einbildungskraft erklärt, erhält jetzt eine objectivere Unterlage. Wodurch nämlich wird der Einbildungskraft diese Idealisirung der Natur möglich? Wie löst sich objectiv der scheinbare Widerspruch daß die Kunst nur innerhalb der Natur lebt und webt, und der Künstler doch sich den Schranken der Wirklichkeit entheben soll? In der Sache selbst liegt die Möglichkeit dazu. Was der Künstler wiedergiebt, ist der Begriff und der reine Charakter; eben dieser Begriff und Charakter aber ist der Kern der Natur selbst. Es ist „*ihr eigenstes Inneres*,“ was jener ergreift und bildend an's Licht stellt. Gelöst daher wird jener scheinbare Widerspruch durch das dem Künstler eigenthümliche *Studium der Natur*. Es ist dies dasselbe Studium, auf das sich die Griechen so meisterhaft verstanden. Wie ihr Verfahren durchweg, so ist das Verfahren des Künstlers. Dasselbe geht von innen nach außen, vom Unsichtbaren zum Sichtbaren. Der Künstler „leiht

der Natur nicht subjective, aus leerer Einbildungskraft entlehnte Verhältnisse; aber in ihr selbst findet er immer etwas Andres und Höheres, als was von ihr unmittelbar und ohne mit seinem Auge angesehen zu werden, in der Wirklichkeit erscheint.“ Er forscht nach dem Begriff der Erscheinung, — nicht nach dem abstracten, sondern nach dem concreten Begriff, er forscht so nach ihm und er findet ihn so, wie sich derselbe auf die Erscheinung bezieht.

In dieser Auffassung, man sieht es, ist in der möglich tiefsten Weise das Griechenthum mit dem Aestheticismus des Mannes und Beides wieder mit dem, was sein Interesse an der Sprachforschung ausmacht, zur Deckung gebracht. Der wachsende Einklang seines ganzen Ideenlebens erscheint noch voller, wenn man wahrnimmt, wie eben damit auch jener ihm eigne Ueberschuß idealistischer Neigung zugleich befriedigt und zugleich getilgt, weil in's Realistische zurückgebogen, ist, — wenn man wahrnimmt, wie er auch nun erst bewußt und klar seine „Deutschheit“ mit seiner Kunst- und Alterthumsliebe in Harmonie zu setzen im Stande ist. Nichts Anderes nämlich als der deutsche Idealismus gerade, verbunden mit der deutschen Empfänglichkeit, macht unsre Nation — so bemerkt er — zum Erkennen, zur Würdigung und zur Reproduction des klassischen Geistes, macht sie zu dem Höchsten in Kunst und Dichtung fähig. Wiederum von der Sprache aus blickt er dabei in das Wesen deutscher Eigenthümlichkeit. Was diese Sprache auszeichnet, ist „reine Objectivität, philosophische Auffassung und tiefe Innerlichkeit des Ausdrucks.“ Wie die Sprache, so die Nation. „Es ist,“ sagt er, „eine Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes, von jeder Seite aus die Tiefe des Begriffs jedes Wesens zu ergründen und jedes in seiner ursprünglichen Beschaffenheit aufzufassen,“ und es ist eine andere Eigenthümlichkeit dieses Geistes, „von den äußeren Erscheinungen auf ihre inneren Gründe zurückzugehn, und beide sich von einander durchdrungen zu denken.“ Darin, in dieser mit dem griechischen Geiste sich nahe berührenden Eigenthümlichkeit habe für uns Deutsche die Möglichkeit einer volleren und richtigeren Auffassung der einfachen Größe des Alterthums gelegen. Darin die Möglichkeit jenes eigenthümlichen auf das Innere der Natur hingehenden Naturstudiums. Darin mithin die Möglichkeit jener echten, „ganz der Natur angehörenden und eben darum am meisten idealischen Kunst.“

Der Zusammenklang indeß aller dieser sich gegenseitig tragenden, flüssig und freiwillig in einander übergehenden Ideen kömmt nirgends schöner zum Vorschein, als in der Charakteristik eines Mannes, der in der That durch sein eignes Wesen sich zum Träger derselben herleihen konnte. Brieflich und persönlich stand Humboldt fortwährend mit dem Altmeister Göthe in Verkehr. Wiederholt hatte er ihn in den zwanziger Jahren in Weimar besucht; er hatte namentlich im December 1826 sich an seinem Gespräch und Umgang erfreut und ihn lebendiger, freundschaftlicher mittheilender als jemals gefunden.[1]) Noch immer waren die Schätze nicht erschöpft, aus denen der Dichter der Nation so viel Köstliches schon gespendet hatte. Im Jahr 1829 veröffentlichte er den letzten Theil seiner Italiänischen Reise; derselbe enthielt die Schilderung seines zweiten längeren Aufenthalts in Rom. Man dankt es der Aufforderung Varnhagen's an Humboldt, daß dieser die Besprechung des neuen Werkes in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik übernahm.[2]) So entstand eine Schilderung der römischen Existenz, wie diese Humboldt selbst empfunden, aber so entstand zugleich eine unübertreffliche Schilderung der dichterischen Eigenthümlichkeit Göthe's. Von allen Seiten mündet dieselbe in jenen Ideenkreis ein, den wir nur eben aus den Berichten des Kunstvereins dargestellt haben; wie diese ist sie in jeder Weise eine Vertiefung des ehemals in der Schrift über Hermann und Dorothea Vorgetragenen. Denn abgewiesen wird nun zwar jede Vergleichung Göthe's sowohl mit den Alten wie mit den Modernen; nur mit sich selbst sei Göthe vergleichbar. Allein abgewiesen doch nur, um seinen Zusammenhang mit beiden aus demselben tiefsten Gesichtspunkt heraus zu begreifen, wo das Wesen der Kunst mit dem Wesen des Alterthums, und diese wieder mit dem Ernst, der Gründlichkeit und Innerlichkeit des deutschen Geistes in engster Berührung erscheinen. Denn mit Recht wird nun eben dasjenige Göthe vindicirt, was für alle jene Erscheinungen das gemeinsame Band ausmacht, — eben dasjenige, müssen wir hinzufügen,

---

1) An Caroline von Wolzogen, a. a. O. S. 33; an Stein, bei Pertz VI. 356.

2) An Varnhagen, bei Dorow, Denkschriften und Briefe III. S. 4 u. 6. Den Aufsatz selbst haben wir bereits oben S. 217. Anmerkung nachgewiesen.

was sich in Humboldt selbst bewegte und was die Grundlage seiner eignen wissenschaftlichen Methode war, wie er sie in dem Aufsatz über die Geschichtschreibung beschrieben und dann beständig bei seinen Sprachuntersuchungen geübt hatte. Zuerst nämlich und vor Allem: durchaus identisch, dem Princip nach identisch war der Dichtungs- und Kunsttrieb in Göthe mit seinem Drang, dem inneren Wesen und den Bildungsgesetzen der Natur nachzuforschen. Nichts anderes ist das Geschäft des Künstlers, als das Aufsuchen „der Gestalt in der Gestalt" oder das Begreifen der Gestalt aus ihrem eignen Mittelpunkte. Auf dieser breiten Basis aber ruht auch in Göthe's Dichtungen geradezu Alles. „Ueberall ist ein festgegliederter Bau, jede Gestalt bewegt sich, wie aus ihrem Wesen hervor, ist erst wahr, ehe sie Anspruch darauf macht, schön zu sein." Und dazu nun, neben dieser „Wahrnehmung und Darstellung voll ewiger Naturwahrheit," das scheinbar Entgegengesetzte: — „der innere leidenschaftliche Drang der Seele, die Mächte des Busens, die der Außenwelt nicht zu bedürfen scheinen, die Welt der Gedanken und Empfindungen!" Denn erst in der Verknüpfung dieser beiden Elemente vollendet sich die Göthe'sche Dichtereigenthümlichkeit. Mit ungemein glücklichem Ausdruck faßt Humboldt den Eindruck derselben zusammen: „das bewegteste und bewegendste Gemüth tritt poetisch in die Form der sinnvollsten, sich sonnenklar darlegenden Anschauung."

Nur wenig hatte Humboldt dieser Charakteristik Göthe's hinzuzufügen, als er am 1. Mai 1832, wenige Wochen nach des Dichters Tode, seinen Jahresbericht im Verein der Kunstfreunde mit Worten der Erinnerung an den großen Dahingeschiedenen beschloß. Was er bei dieser Gelegenheit mehr sagte, galt nicht sowohl dem Dichter, als der „großen und einzigen Persönlichkeit" des Mannes und dem Einfluß, welchen derselbe durch sein Dasein und Wirken überhaupt auf die Zeitgenossen geübt habe. Er hob hervor, wie es gerade der innerste Charakter der Nation sei, auf welchen Göthe's Individualität zu wirken bestimmt gewesen sei. Er knüpfte dabei — wie hätte er anders gekonnt? — an die Sprache an, „welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Individualität verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete." Er schilderte sofort mit den bezeichnendsten Worten das Ganze des Göthe'schen Seins und Wirkens, um zuletzt, ohne Mühe, auf den künstlerischen Cha-

rakter und auf dasjenige zu sprechen zu kommen, was vor Allem, mittelbar und unmittelbar, die Kunst dem unvergeßlichen Manne verdanke.

Wie sich aber diese Betrachtungen über Göthe natürlich dem übrigen Ideenkreise Humboldt's anschlossen, so nicht minder die über den zweiten unsrer Dichter. Unmittelbar vor dem Aufsatz über Göthe's zweiten römischen Aufenthalt, im Frühling des Jahres 1830, schrieb er die Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller. Wir kennen hinlänglich den Inhalt dieser Vorerinnerung. Bezeichnend für die gegenwärtige Reife seines Wesens und seiner Ueberzeugungen ist nur dies, wie er jetzt mehr und freier als je auch die zusammenstimmende Verschiedenheit der beiden Dichterindividualitäten zu würdigen vermochte. Indem er den überschießenden Idealismus seiner Natur in seiner nunmehrigen Auffassung des Wesens der Kunst und des Alterthums, gleichsam durch eine List, neutralisirt hatte, war es ihm ein Leichtes, sich mit gleicher Sympathie jetzt zu dem am meisten realistischen, jetzt zu dem am meisten idealistischen Dichter zu wenden. Er hatte ehemals, in jenem ganz der Göthe'schen Dichtung gewidmeten Buche, nur durch eine künstliche und gezwungene Unterscheidung die Ehren Schiller's mit denen Göthe's zu vereinigen gewußt. Er braucht jetzt nur von den ineinanpassenden Fäden seines Ideengewebes entweder die einen oder die anderen ein wenig stärker anzuziehen, um mit gleichem Glanze bald das Bild des einen, bald das des andern Dichters erscheinen zu lassen. Wenn ja noch ein Unterschied hervortritt, so ist es der, daß er bewundernder vor dem Bilde Göthe's, theilnehmender, hingebender und gerührter vor dem Bilde Schiller's steht. Denn die natürlichere Stimmung der Saiten seines Innern bleibt doch die, welche er mit dem Letzteren gemein hat, — diejenige, bei welcher die idealistischen Klänge vor den übrigen vorgehört werden. Nur Schiller's Charakteristik gestattet ihm ja, auf jene übermäßig von ihm bewunderte Verknüpfung von Poesie und Philosophie in der indischen Literatur zurückzukommen. Nur von der Darlegung der Schiller'schen Ideen kann er ganz ohne Sprung auf das große Thema hinüberlenken, das — wie beklagt er es! — erst nach der Zeit seines Umgangs mit dem Dichterphilosophen zum Herzpunkt aller seiner Studien und seines Nachdenkens geworden war. Nur diese Vorerinnerung endlich

giebt ihm Gelegenheit, ja sie nöthigt ihn, der Philosophie Kant's jenes größten aller Denker zu erwähnen, dem er von Jugend auf sich verpflichtet fühlte und mit dessen Lehre sein eigenes Gedankensystem nach allen Seiten hin in Zusammenhang stand.

Ein schöneres Denkmal als diese in die „Vorerinnerung" verflochtene Lobrede konnte Kant nicht gesetzt werden. Nirgends ist das philosophische Unternehmen desselben und nirgends sein philosophisches Genie mit so reiner und unbedingter und zugleich so gerechter Anerkennung hervorgehoben worden. Vielleicht jedoch geschah es nicht ohne Absicht, daß gerade jetzt auf das Unvergängliche in dieser Philosophie hingewiesen wurde, daß Kant's Werk als das größte gerühmt wurde, welches je die philosophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu verdanken gehabt habe, daß mit Nachdruck von der mit hoher Freiheit verbundenen Universalität seines Geistes, mit Vorliebe von der Verbindung geredet wurde, in welcher Tiefe und Schärfe des Denkens bei ihm mit Größe und Macht der Phantasie gestanden habe. Es geschah dies zu einer Zeit, in welcher der unumgängliche Ausdruck der Hochachtung vor dem Patriarchen der deutschen Speculation fast immer einen Beigeschmack mitleidiger Geringschätzung mit sich führte; es geschah zur Zeit der Blüthe und der beginnenden Alleinherrschaft des Hegel'schen Systems.

Hier wieder, wie auf dem Gebiete der Poesie die Richtung der Romantiker, war eine Erscheinung, welche Humboldt sich zu assimiliren außer Stande war. In diesen zwei Punkten offenbar war die Strömung des Zeitgeistes über ihn hinweg-, oder, richtiger zu reden, neben ihm vorübergegangen. Gegen den modernen Aristotelismus insbesondere, wie seltsam es auf den ersten Anblick erscheinen mag, mußte sich nicht weniger als Alles in ihm sträuben. Und seltsamer noch: der letzte Grund dieses Sträubens lag unzweifelhaft gerade in demjenigen, wovon man glauben könnte, daß es ihn zum Eingehen auf das neue Gedankengebäude hätte einladen müssen. Eine Philosophie zwar, wie Humboldt sie einst in der Recension von Jacobi's Woldemar in Sicht genommen hatte, eine auf Kant'scher Basis mit dem ästhetischen Sinne der Alten durchgeführte Ergründung der Totalität des menschlichen Wesens, — eine solche Philosophie hatte er selbst nicht aufgerichtet. Dennoch lebte und webte, dachte und empfand er aus dem Geiste einer so beschaffenen Philosophie heraus. Sein ganzes Wesen — die Zeugnisse dafür werden

sich mehren — ruhte sicher und glücklich auf dem beständig erstrebten Einklang seines individuellen Seins mit dem kosmischen Ganzen der Natur. Aus ganz verwandten Motiven entsprungen, hatte auch das Hegel'sche System einen ganz verwandten Sinn. Es war aus dem Kant'schen Kriticismus unter dem Einfluß des griechischen Alterthums und der in unseren klassischen Dichtern neu erwachten ästhetischen Anschauung hervorgegangen. Es ging in seinem ersten Wurf und in seinem letzten Zweck auf nichts Anderes, als auf die ästhetische und zugleich kritisch durchgeführte Versöhnung des Ich und des All. Um es kurz zu sagen: diese Philosophie war in der Form reiner Begriffsausführung eben das, was als lebendiges System die Individualität Humboldt's ausmachte. Und hierin gerade lag der unermeßliche Unterschied und die Unmöglichkeit der Verständigung. Der Versuch nämlich, das Denken selbst zu ästhetisiren, konnte Humboldt nur als eine verwegene, ja als eine rohe und geschmacklose Verletzung sowohl des Rechtes des Gedankens wie der individuellen und lebendigen Wahrheit des Schönen erscheinen. Ihm realisirten sich die Ideen, die er mit Kant für unmeßbar durch den Gedanken erklärte, durch die zu dem Gedanken hinzutretende Energie des individuellen Gefühls und der Einbildungskraft; jenes „Letzte der Verknüpfung," die Idee des Absoluten und des Weltganzen, erfordere — so sagt er in einer prächtigen Stelle der Briefe an eine Freundin[1]) — ebenso ein Ganzes der Seelenstimmungen und folglich ein vereintes Wirken der Seelenkräfte. Um eines Himmels Weite liegt diese Ansicht von dem Beginnen Hegel's ab. Denn dem Gedanken, und dem Gedanken allein vertraute dieser den ganzen Schatz der Ideenwelt an. Auf die dünne Fläche des Begriffs trug er jene Totalanschauung der Welt als eines Kosmos hinüber, die ursprünglich nur durch einen ästhetischen Act hatte ins Bewußtsein treten können. Wie hätte denn diese Gewaltsamkeit, die sich im Verlaufe des Un-

1) II. 202. Gerade die Briefe an eine Freundin — wie mit Recht Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert (I. 27. zweite Auflage) hervorhebt — zeigen mehr als sonst etwas, wie tief Humboldt in Kant'schen Anschauungen lebte. Man vergleiche nur z. B. außer der angeführten Auseinandersetzung über den Begriff der Ideen die vollkommen Kant'sche Lösung der Antinomie zwischen Freiheit und Naturmechanismus I. 191. — unzähliger anderer Stellen zu geschweigen.

Wesens, in seiner vollen nicht, abzuleugnenden Größe zeige. So eben zeigte er ihn in der Vorerinnerung. Schöneres als diese und den damit zusammenhängenden Aufsatz über Göthe hat er nicht geschrieben. Nur in seiner Einsamkeit, sagte sein Bruder, habe er die erstere so schreiben können wie sie sei. Er selbst gab diesem Urtheil des Bruders Recht. „Die Stimmung," schreibt er an Schiller's Schwägerin, welche gleichzeitig mit der Aufzeichnung ihrer Erinnerungen an den Dichter beschäftigt war, — „die Stimmung, die mich zu dieser Einsamkeit führt, die unaussprechliche Wehmuth und dann doch der stille Friede öffnen mir das Gemüth auf eine wunderbare Weise. Was daraus hervorgeht, muß wenigstens das Gepräge tiefer innerer Wahrheit an sich tragen." [1])

Die Erinnerung aber an die mit Schiller verlebte Zeit verschlang sich eng mit noch anderen Erinnerungen. Humboldt schrieb jenes Vorwort zu dem Briefwechsel gerade in den Wochen, in denen er, ein Jahr zuvor, zwischen Furcht und Hoffnung an dem Krankenlager seiner Li zugebracht hatte. Sie war es, die ihn eigentlich in den Schiller'schen Kreis eingeführt hatte. Ihr Bild vor allen anderen trat ihm aus diesem Kreise immer wieder und überall entgegen. Und dies Bild gerade suchte, an diesem Bilde hing seine ganze Seele. Mit ihr sich zu beschäftigen, mit ihr fortzuleben, war die Summe seiner Wünsche. Aehnlich wie für die Lebende hatte er für die Todte Sorge getragen. Im Garten zu Tegel hatte sie begraben sein wollen. Sie hatte den Fleck bezeichnet, wo sie zu ruhen wünsche; dort, wo eine Eiche unter dunklen Tannen steht, und von wo man „das Haus sehe." Hier daher hatte er ihr eine Grabstätte einrichten lassen. Bald erhob sich neben derselben auf hohem Postamente eine schlanke Granitsäule; auf die Säule kam eine Statue der Hoffnung, ein Werk Thorwaldsen's, das die Verstorbene selbst vor vielen Jahren in Rom bei dem Künstler bestellt hatte; ein eisernes Gitter umschloß das Ganze. Während diese Einrichtungen und die Pflanzungen um das Grabmal Humboldt beschäftigten, war ihm durch die Hand eines andern Künstlers die Freude geworden,

---

1) Den 27. October 1830, Nachlaß II. 58. Vgl. außerdem über die Herausgabe des Briefwechsels ebendas. S. 55. und an Charlotte 2. Aug. 1832, Briefe a. e. F. II. 174.

ein treues Bild von den Zügen der Geliebten zu erhalten. Wach hatte es versucht, sie aus der Erinnerung zu zeichnen, und es war ihm wunderbar gelungen. Ein köstlicheres und lebendigeres Andenken indeß besaß Humboldt in dem fast vollständig erhaltenen Briefwechsel mit seiner Frau. Diese Briefe reichten bis in die Zeit vor ihrer Verheirathung zurück, und die ihrigen schilderten besser als es sonst etwas vermocht hätte, die Eigenthümlichkeit ihres Wesens, ihre innere Entwickelung, ihr Verhältniß zu dem Ueberlebenden. Sie waren diesem wie Reliquien einer Heiligen. Er las und las wieder in ihnen; er ordnete sie, erst im Ganzen nach Jahrgängen, dann im Einzelnen. Täglich, alle die Jahre hindurch, die er noch allein zu leben hatte, kehrte er in den ersten Morgenstunden zu dieser Beschäftigung zurück. Es waren ihm die süßesten Stunden des Tages. Was er sich da in die Seele gelesen, — Erinnerung an die Vergangenheit und eine unendliche Sehnsucht nach dem Unwiederbringlichen, begleitete ihn dann den Rest des Tages. Er schloß den Tag mit einer Wallfahrt zu ihrem Grabe. Auch dann, auch wenn er nun bis tief in die Nacht an seinen Arbeiten hing, — auch dann wich das Gefühl ihrer Nähe nicht von ihm. Erhob es ihn doch in dasselbe Element, dem seine Ideen und Studien zustrebten; kamen doch diese wiederum der Erinnerung an sie auf halbem Wege entgegen! Zu Einem schloß sich Alles zusammen. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war nun in noch anderer Weise als früher zu einem nie und nirgends versagenden „Vehikel" geworden. Es schlossen sich, nach seinem eignen Ausdruck, auch alle Andenken an dieselbe an, die ihm das Leben und die Vergangenheit theuer machten. Seine Erinnerungen, ebenso, liehen sich willig zum Vehikel für all' sein Sinnen und Arbeiten her. Sie zogen ihn im Ganzen über das Irdische hinaus und „in ein reineres, freier athmendes Leben empor." Denn „aller Friede," gesteht er, „jede geheime und süße Empfindung, jedes erfreuende und erhebende Rück- und Vorwärtsdenken kömmt mir noch immer von ihr, und wird mir bis zum Grabe von ihr kommen.[1])

1) Ueber die Briefe seiner Frau vergl. an Caroline von Wolzogen a. a. O. S. 58. 62. 67 ff. 71 ff. Auf den Briefen an die Wolzogen und denen an Charlotte beruht auch übrigens der obige Text.

Für ein Gemüth, welches so gegen die Welt gestellt und so in sich gestimmt war, gab es offenbar nur noch Eine vollkommen anpassende Form. Zu dichterischer Production hatte sich Humboldt auch früher zu wiederholten Malen, und zwar allemal dann gewandt, wenn er sich am glücklichsten und wenn er den Einklang seines Wesens am reinsten empfand. Nie war dieser Einklang vollkommener und nie sein inneres Glück gesicherter gewesen, als jetzt, da es im Elemente der Wehmuth stand. Seine poetischen Versuche waren nie die Ausbrüche einer mächtig bewegten Phantasie oder drangvoller Leidenschaft gewesen; sie waren still und unscheinbar dem Boden sanfter Empfindung entsprossen. Einem solchen Dichtungsbedürfniß konnte das Alter keinen Eintrag thun: im Gegentheil, die dichterische Kraft wuchs in diesem Manne mit jedem Schritt, den er dem Grabe näher rückte. Den Kern seiner Dichtungen hatten zu jeder Zeit Ideen ausgemacht: — einzig auf die Erzeugung von Ideen, auf das Wechselspiel von Gefühlen und Gedanken arbeiteten jetzt alle seine Lebenskräfte hin. Der Mangel seiner Dichtungen war stets der gewesen, daß er zu wenig von dem Stoff des Lebens und der Wirklichkeit in sie zu verweben verstanden hatte: — Leben und Wirklichkeit hatten jetzt, in Vergangenheit umgewandelt, ihre Schwere verloren; die idealisirende Erinnerung kam jetzt auf halbem Wege der dichterischen Phantasie entgegen. Am willigsten endlich naht die Muse den Liebenden; wie mancher Jüngling, dem ein Lied an die Geliebte, und niemals ein zweites gelang! Wo war ein Liebender, der tiefer und inniger geliebt hätte? Was war alles Feuer einer ersten jugendlichen Neigung im Vergleich zu der Inbrunst, mit welcher Humboldt über das Grab hinaus an derjenigen hing, die das Glück seines Lebens gewesen war?

Aus Allem daher, und zwischen Allem, was er trieb und dachte, was sich in ihm regte und was ihn umgab, wuchs eine unendliche Saat der Dichtung empor. Nach seinem eignen schönen Vergleich: den Schwänen gleich, die erst im Angesicht des Todes „des Busens Fülle erschließen" und singend in die Lüfte senden „nur was gereift das Leben aufgesammelt," — so heftete er nun, und nun erst, alle die Bilder, Ideen und Erinnerungen, die er durch ein langes Leben still in sich fortgesponnen hatte, in unzähligen Liedern fest. Jeder Tag trug ein Sonett. Ungesucht und ohne Absicht begegnen ihm

unaufhörlich „des Gesanges Weisen;“ wie Träume, die die Phantasie zusammenweht, schlingen sich von selbst die Reime zusammen; er dichtet, weil er dichten muß. Was unwillkürlich der Brust entsprießt und im Entstehen nur kaum von dem Innern sich loslöst, ist natürlich auch nur bestimmt, in die eigne Empfindung wiederzurückzuklingen. Er dichte, sagen die Sonette selbst, nicht für fernhin künft'ge Zeiten; er allein doch könne den Sinn enträthseln, der oft in seines Liedes Worten tief verborgen liege. Vielleicht zwar möge freundliches Gefallen eine kleine Anzahl retten, — eine Erinnerung für diejenigen, die nach seinem Laut verlangen; alsdann:

„Wie Stimme aus dem Grabe wird erschallen
Bald diese leichtgeschlungne Liederkette
In Tageseil' geborener Sonette,
Verborgen den vor mir Entschlafnen allen.“

Mit dem tiefsten Geheimniß deshalb umgab er diese ganze Production. Sie fällt ausschließlich in die Zeit von Ausgang des Jahres 1831 bis wenige Wochen vor seinem Tode. Aus dem Gedächtniß dictirte er die Sonette, wie sie am Tage entstanden waren, bisweilen in später Nacht, seinem vertrauten Secretär in die Feder. Jedes Hundert wurde abgesondert und dann erst einer flüchtigen Correctur unterworfen. Nicht eher als nach seinem Tode wurde das Kästchen, in welchem sie aufbewahrt waren, durch jenen Vertrauten den Seinigen bekannt. Nun indeß sollte auch dem Publicum dieser Schatz nicht verloren sein. Alexander von Humboldt verdanken wir die Veröffentlichung einer Auswahl von mehr als viertehalb hundert jener merkwürdigen Gedichte.[1])

Humboldt selbst erzählt irgendwo, daß er wiederholt, fast von seiner Kindheit an, Tagebücher angefangen und sie immer nach einiger Zeit wieder verbrannt habe. Die Auffassung, daß wir in den Sonetten nichts Anderes als ein letztes, ein poetisches Tagebuch vor uns haben, liegt nahe, und giebt den allein zulänglichen Maaßstab der Beurtheilung an die Hand. Es verhält sich ähnlich mit ihnen

---

1) Nicht völlig so viel finden sich in den G. W., wo sie als poetische Zugabe je am Schluß der einzelnen Bände auftreten. Gesammelt und vermehrt wurden sie später mit einem Vorwort des Bruders, Berlin 1853, herausgegeben. Man vergl. dies Vorwort sowie das zum 1. Bande der G. W.

wie mit den Sonetten Milton's. Ihr poetischer Werth ist unzertrennlich von der Beziehung auf die Persönlichkeit des Dichters. Kaum ein einziges, welches, blos ästhetisch betrachtet, einen ganz ungetrübt poetischen Eindruck machte. Kaum ein einziges, wiederum, welches uns nicht menschlich irgendwie ansprechen müßte. Was bei einer kritischen Betrachtung zuerst in's Auge fällt, sind die prosodischen und sprachlichen Härten, doppelt anstößig bei einer Dichtungsform, welche gerade durch den Wohllaut der Sprache und den Klang des Reims zu bestechen die Absicht hat. Allein die Sonette selbst entschuldigen sich, und wir müssen die Entschuldigung gelten lassen. Schöner sei es freilich, wenn wie von selbst Idee und Sprachform zusammenstrebe; allein nur dem wahren Dichter sei dies gegeben, und Mühe ringe vergeblich danach. Der Vers soll nicht zum Prokrustesbette für die Gefühle und Gedanken werden; nur in leichte Schranken gilt es diese zu heften: mit dem Laut soll der Sinn versöhnen. Und dennoch: würde nicht eine minder beengende Versweise leichter zu einiger Vollendung haben gebracht werden können? Warum mußte, im Widerspruch mit der ernst-innerlichen Absicht des Dichters, gerade die selbstgefällig-cokette ste Form, und warum sie ganz ausschließlich gewählt werden? Nur die Eigenthümlichkeit Humboldt's nur die Art und der Grad seines poetischen Vermögens giebt hierauf die erklärende Antwort. Ohne Zweifel war ihm die Vorliebe für eine so ganz romantische Weise durch das Studium der Italiäner angeflogen. Allein was ihn daran reizte und dabei festhielt, war doch nur dasselbe, was ihn einst bei der Nachbildung Aeschyleischer Verse zum Rigoristen gemacht hatte: die Achtung vor der Regel und das Bedürfniß des Zwanges, verbunden mit dem sinnlichen Wohlgefallen an der Musik der Sprache. Er griff diesmal nach einer weicheren Form, weil alles in ihm selbst weicher und musikalischer geworden war. Er griff nach der schwierigsten und bindendsten Form, aus dem Gefühl, daß er eines äußeren Halts bedürfe, um nicht durch die Beschaffenheit seines Stoffes und die geringe Schwungkraft seiner Phantasie in das Element der Prosa herabgezogen zu werden. Wie die Wahl der Sonettform, so die Behandlung derselben. Beides bezeichnet die Mitte, auf der er schwankend zwischen Prosa und Poesie stand. Es giebt unter diesen Sonetten viele, die man, um sie besser zu genießen, in Versuchung geräth, in unge-

bundene Rede aufzulösen. Es gab schon in dem Versuch über die Staatswirksamkeit und es giebt ebenso in der Kawi-Einleitung Stellen, die durch Reim und Rhythmus nur gewinnen würden. Ein Dichter zu heißen hat dieser Mann keinen Anspruch. Nur um so mehr ist er eine dichterische Natur; er lebt, er existirt von dem Stoffe, aus dem die Dichter bilden; sein bestes Gedicht, unübersetzbar durch tausend Sonette, ist das Ganze seiner Individualität. Es ist unzweifelhaft richtig, was Alexander von Humboldt bemerkt: wer die Sonette vereinzelt liest, findet sich durch die Mängel der Form in jedem einzelnen abgestoßen; wer sie im Zusammenhang liest, wer sie wieder und wieder liest, vergißt unwillkürlich jene Mängel und gewinnt die edle und reine Dichternatur lieb, die allen zu Grunde liegt: er sieht nicht mehr die Gedichte, er sieht nichts als dies unerschöpfliche Dichten und das in unzähligen Strahlen sich brechende, unaufhörlich vom sanften Wellenschlag der Empfindung bewegte Gemüth.

Einen Vortheil jedenfalls brachte die gewählte Form mit sich. Wir wissen, in welche Weiten Humboldt in Prosa wie in Versen zu gerathen fortwährend in Gefahr war. Ist doch dies tägliche Dichten und das tausendfache Wiederholen der Einen monotonen Form nur in anderer Weise dieselbe Erscheinung. Er wird nie fertig, er hat sich nie ganz ausgesprochen; er dichtet heute, was er gestern gedichtet; immer wieder kehrt er zu denselben Themen, in das Geleise derselben Reime zurück. Aber so nur im Ganzen. Jedes einzelne Mal nöthigt ihn die bündige und festgeschlossene Form zu Vollendung und einheitlicher Begrenzung. In den fertigen Rahmen muß sich das Bild hineinpassen. Es gelingt. Fast immer schließt sich mit dem letzten Reim auch der Gedanke oder die Empfindung. Man kann mit gleicher Wahrheit sagen, daß jedes dieser Sonette mit allen im Zusammenhang steht und daß jedes eine Einheit für sich bildet.

Nicht ebenso bestimmt wie der äußerliche, ist der innere Charakter der Sonettform. Sie eignet sich am meisten für dasjenige, was wir epigrammatische Lyrik nennen möchten, für Empfindungsausdrücke, die sich an einen einzelnen Gegenstand anlehnen und durch diesen genöthigt werden, sich so zum geschlossenen Bilde abzurunden, wie es von der anderen Seite durch die Strophenzahl und das

Gesetz der Reimverschlingung gefordert wird. Dieser epigrammatische Charakter nun ist in der That in unsrer Sonettsammlung der vorwiegende. Die meisten dieser Gedichtchen sind musikalische Epigramme, — Epigramme, nicht im Sinne Martial's und Lessing's, aber in ähnlicher Weise wie die Stücke der griechischen Anthologie und wie Göthe's venetianische Epigramme. Von der mannigfachsten Art sind zunächst die Gegenstände, die zum Anknüpfungspunkt oder zum Leitfaden für die dichterische Aeußerung werden. Eine allerreichste Fundgrube dafür ist die äußere Natur. Es ist der Himmel oder das Meer, Wolken und Sterne, Bäume und Blumen, was sich zum Bilde gestaltet. Es ist jetzt wieder ein Gemälde, eine Statue, eine Dichtung oder eine einzelne dichterische Figur, was mit den Reimen des Sonetts umschlungen und bekränzt wird. Häufig liegt die subjective Beziehung schon im Gegenstande selbst. Wir treten mit dem Dichter in die düstre Cypressenallee, die zum Grabe der Geliebten führt oder unter die rauschende Eiche seines Gehöftes. Der See mit seinen Schwänen, die Säule, welche die Spes trägt, sein Haus, sein künftiges Grab, seine Baguette, sein Hausrock, — nichts, was ihn nicht dichterisch anregte. Die kleinen Ereignisse seines engbezirkten Lebens, ein Spaziergang gegen Sonnenuntergang, oder ein Traum, der ihm die für immer Entschwundene auf Augenblicke in das Land der Lebendigen heraufgezaubert hat, werden zu Sonetten. Seine Reisen, sein einsames Nachdenken, seine Lectüre, seine wissenschaftlichen Beschäftigungen versehen ihn mit Stoff. Der ganze Kreis seiner Ideen und mit ihnen seine Lieblingsbilder und Lieblingserinnerungen kehren wieder. Neben den Gestalten des griechischen Mythus erscheint die Scenerie des indischen Lebens; mit dem Geheimniß der Kunst das Wunder der Sprache; die Auen von Erfurt und die Berge Thüringens, die Gegend von Albano und der Grabhügel seiner Kinder in Rom. Ebenso mannigfach ist die epigrammatische Wendung, welche diesen Dingen gegeben wird. Zuweilen enthalten die Verse nichts als die schlichte Exposition des Gegenstandes: es sind poetische Unterschriften, welche anspruchslos das aufgestellte Bild begleiten. Ein andermal stellt die lyrische Empfindung den Gegenstand selbst in Schatten. Am häufigsten endlich wird Sache oder Bild nur benutzt, um eine tiefere Gedankenbeziehung herauszukehren. Schon damit im Grunde, schon durch das Ueber-

gewicht der ernsten Reflexion, wird der natürlichen und nächsten Bestimmung des Sonetts Gewalt angethan. Sehr oft würden wir die Form der Distichen oder die reimlosen Jamben der Anthologie angemessener finden. Aber es giebt andre unter diesen Gedichten, die weder lyrisch noch epigrammatisch sind. Die gewohnheitsmäßige Sonettform wird zur Caprice, wenn sie auch da angewandt wird, wo wir eine Fabel oder eine Legende zu lesen bekommen; sie erscheint mindestens fremdartig bei denjenigen Stücken, welche übrigens durch Ton und Inhalt den Charakter griechischer, indischer oder sonst welcher orientalischer Dichtung nachahmen wollen.

Wie dem jedoch sei: die Sonette Wilhelm's von Humboldt sind zusammen mit den „Briefen an eine Freundin“ diejenigen Denkmäler seines Geistes, durch die er den Heutigen bei Weitem am bekanntesten geworden ist und die ihm auch bei Solchen Verehrung und Theilnahme erweckt haben, denen seine wissenschaftlichen und philosophischen Arbeiten ihrer Natur nach unzugänglich bleiben mußten. Jene sind zu einem Laienbrevier, diese zu einem Erbauungsbuch für Frauen geworden. Es sind Tagebuchblätter und Monologe. Durch die in beiden enthaltene Selbstschilderung ist wunderbarer Weise ein Mann, der sich gegen die Menschen im Ganzen mehr als irgend ein Andrer zu verschließen pflegte, nach seinem Tode vollständiger bekannt geworden als selbst der heilige Augustinus, als Rousseau, als alle diejenigen, welche sich am meisten vor den Ohren der Welt zu beichten angelegen sein ließen. Auch für uns eröffnet sich durch diese nachgelassenen Blätter noch ein letzter Blick auf das Ganze seiner Erscheinung; auch wir dürfen an dem Leitfaden dieser unverdächtigsten aller Confessionen die späteste mit der gesammten vorausgegangenen Entwickelung des Mannes noch einmal zusammenknüpfen.

Es ist ein oft wiederholtes Wort der Rahel: Humboldt sei „von keinem Alter“ gewesen. Früh und spät versichert er selbst den Freunden und Freundinnen, daß er völlig und ganz der Alte sei, und im Gedichte preist er sich glücklich, daß er seiner Jugend durch's Leben treu geblieben, daß er unverbrüchlich Einer Richtung gefolgt sei. Der Zug der Nadel nach Norden und der Lauf der Sterne kann nicht zuverlässiger sein, als die Treue seines Gemüths und die Dauerhaftigkeit seiner Empfindungen. Er trägt einen Schatz von Liebe durch's Leben; Keinen, der ihm je nahe stand, ist er im Stande

aufzugeben oder zu vergessen; seine Freundschaften werden nur
den Tod, — auch durch den Tod nicht abgebrochen. Was ei
Wurzel in seinem Herzen geschlagen hat, einem tiefen und festha
den Herzen, das geht niemals ein, sondern wächst in immer fri
Trieben. Wie gegen Andre, so gegen sich selbst. Er hatte
zeitig sein Leben auf einen Plan und auf ein Princip gestellt:
mals, selbst unter mannigfachen äußeren Ablenkungen, hatte er d
Plan innerlich aufgegeben. Es bestand ihm das Leben nicht
dem Stückwerk aneinandergereihter Tage und Stunden: es galt
als ein Ganzes, als eine zu durchmessende Arbeit, als ein „
der wohl geführt und wohl geschlossen sein wolle." Alles d
was ehemals angeknüpft ist, wird bis an's Ende fortgesponnen, A
was in der Anlage verheißen ist, kömmt im Verlaufe zur Ausführ
Derselbe unbesiegbare, durch Ehren und Erfolge nicht zu bestech
Individualismus spricht aus den Bekenntnissen seines Alters wie
denen seiner Jugend. Auf hundert Blättern wiederholt er bis zu
das alte Geständniß von dem unvergleichlichen Werth der In
Als Jüngling schon weiß er sich in eine freie Mitte zwischen
Armseligkeit der Aufklärung und die Trübseligkeit des Mysticism
zu stellen; nun wird er ergriffen von den wahlverwandten Einflüs
der Zeit, von einer zugleich milden und erhabnen, zugleich hel
und tiefen Philosophie, von dem Humanismus der Alten, von d
Schönheitsideal der Dichter; mit diesem geistigen Besitz erfüllt, g
er seinen Weg bis an's Ziel; er erhält sich frei auch von einer neu
Scholastik und von einem neuen Mysticismus: — in unveränder
Gesundheit steht seine geistige Constitution zwischen den beiden E
tremen, des „Nüchternen und Trockenen," des „Schwärmerisch
und Wesenlosen." Das, in der That, ist die Diät, die ihn nic
altern läßt. Das Alter pflegt grämlich und ungerecht, selbstisch un
eigensinnig zu sein. Ueber dem Alter dieses Mannes ruht unver
wischt der Hauch der Jugend und der offene Muth des Mannes
alters. Er kann nicht finden, daß die Menschen und die Zeiten
unter denen er jung war, besser gewesen, als die gegenwärtigen.
Wie lieb ihm die Vergangenheit ist, er ist darum doch kein laudator
temporis acti; er erkennt mit offenem Blick, daß die neue Gene-
ration durch die Schule der Leiden und der Opfer ernster und sitt-
licher als die alte geworden. Wohl scheut er jetzt die unmittelbare

Berührung mit den Menschen, aber nur gewachsen ist bei alle dem seine Liebe zu den Menschen, seine Theilnahme, seine Dienst- und Hülfswilligkeit. Wohl ist er der Erde abgewandt, wohl sieht er über das Leben hinaus: — sein Bestreben bleibt nichtsdestoweniger bis auf den letzten Athemzug, „um sich her in Liebe und Pflicht zu wirken,“ oder, wie er es ein andermal ausdrückt, „ein auf das Leben gerichtetes Bestreben, das Leben abzurunden und ein inneres Ganzes daraus zu machen.“

Und doppelt hat das Wort der Rahel Recht. Nicht alt geworden war dieser Mann, weil er in vieler Hinsicht niemals jung gewesen war. Wie er sich das eine Mal rühmt, an Lebendigkeit nicht verloren zu haben, so gesteht er dann wieder und mehrere Male, daß eine gewisse Art von Lebendigkeit ihm zu keiner Zeit eigen gewesen sei. Schon in Pyrmont fand die Freundin dieselbe „heitere Ruhe“ in dem Wesen des Zwanzigjährigen, die aus den Briefen des Sechzigjährigen athmet. Heftige Begierden, sagt er von sich selbst, und leidenschaftliche Aeußerungen seien ihm jederzeit fremd gewesen, und leicht, fügt er hinzu, könne dies in einem „Mangel an Feuer“ liegen, dessen der Mann zu vielen der wichtigsten und ernsthaftesten Dinge bedürfe. Es ist so. Jene ästhetische Fassung, zu der unsre Literatur sich aus dem Sturm und Drang der Leidenschaft hindurcharbeitete, — ihm war sie, — eine Mitgift mehr zum Glück als zur Größe — gleich bei der Geburt bescheert worden. Wenn er „heitere Ruhe“ jetzt als die Grundlage des glücklichen Lebens rühmt, so nennt er dies zwar selbst die Abendansicht des Lebens, aber eine Ansicht doch, die ihm immer nahe gelegen und die natürlich aus seinem Temperamente erwachsen sei. Nichts häufiger in den Briefen wie in den Sonetten, als daß er die Macht des Willens verherrlicht. Er rühmt sich, daß er ihn fort und fort gestählt, um sich Muth und Geduld zu eigen zu machen. Er erzählt, wie er sich früh gewöhnt habe, hart gegen sich selbst zu sein. Er habe, sagt er, damit angefangen, sich selbst zu kennen und sich selbst zu beherrschen; kein Mensch könne sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in der Gewalt haben. Es scheint, die ganze Härte des Kant'schen Moralismus sei hier personificirt. Die Wahrheit ist, daß man an Kant's praktische Vernunft nur erinnert wird, um viel mehr noch an die Ethik des Aristoteles erinnert zu werden. Die Wahrheit ist:

um sich nicht zu zwingen, um sich nicht Gewalt anzuthun, hätte dieser Mann mit Gewalt aus seiner Natur heraustreten müssen. Jene rigoristischen Maximen, jene Praxis der Selbstbeherrschung ruht ganz und gar auf dem Grunde natürlicher Anlagen. „Meine Gelassenheit,“ sagt er, „ist gar kein Verdienst, sondern ein Glücksvorzug des Temperaments.“ „Meine Geduld,“ sagt er ein andermal, „hat mir nie Mühe gekostet, ich möchte sie mir angeboren nennen.“ Er ist nie gereizt, er ist selten verstimmt. Er ist begabt zum Glücklich-, und er ist geboren zum Tugendhaftsein.

Gerade bei einem solchen Zusammenstimmen aber von Naturanlage und grundsätzlichem Bemühen muß das Alter als die eigentlich vollendende Lebenszeit erscheinen. Keine Beleuchtung, welche diesem Charakter zuträglicher und günstiger wäre als die Abendbeleuchtung. Er selbst, wenn er durch einen Zauberstab machen könnte, daß er den Rest seiner Jahre in jugendlicher Kraft und Frische verleben könnte, würde von dem Zauber keinen Gebrauch machen. Mit Recht. Denn nun erst, ganz so wie der Stagirit es fordert, ist die aus dem Grunde der Natur erwachsene Tugend von der hellsten Einsicht begleitet, nun erst ist sie durch Gewohnheit und Uebung zur bleibenden Haltung geworden. Allezeit war mehr vom Nestor als vom Achilleus in ihm. Nun erst, da er sich aus dem Strom des Lebens an's Ufer gerettet hat, erscheint er ganz als der, der er ist. Nur diese Einsamkeit und diese Art der selbstgewählten Beschäftigung stellt eine solche Lebensansicht und eine solche sittliche Haltung in das ihr wahrhaft gemäße Element, — in das Element der Ideen und der Contemplation. Wie anders in der Mittelzeit seines Lebens! Nur die wunderbarste geistige Kraft hatte ihn in Stand gesetzt, zugleich den Anforderungen der Wirklichkeit und zugleich seinem inneren Ideal gerecht zu werden. Die „Briefe an eine Freundin“ enthalten hierüber die merkwürdigsten Geständnisse und Aufklärungen. Sein Leben war ein Doppelleben, sein Wesen ein Doppelwesen gewesen. Neben einander lief die Reihe seines äußeren und seines inneren Thuns. „Man kann,“ sagt er, „ein ganz inneres Leben fast den ganzen Tag fortführen, ohne in seinen Arbeiten oder in seinem Berufe dabei zu verlieren oder gestört zu werden.“ Er habe die Gewohnheit erlangt, sagt er an anderer Stelle, daß ihn irgend welches äußere Thun oder Verkehren mit Menschen in dem, was in seinem

Innern vorgehe, weder störe noch unterbreche, ja daß oft, indem er ein langes Gespräch führe, seine Ideenreihe ganz entfernt vom Gespräch fortgehe, ohne daß er deshalb zerstreut erscheine. Eine solche Spaltung hatte seinem Wesen jenen dämonischen Anstrich gegeben, den Viele vorzugsweise an seinem Auftreten ergriffen und scheuten. So organisirt mußte der Mann sein, der die politische Praxis nicht anders betrieb, als Sokrates, wenn er unter den Prytanen saß oder Kriegsdienste that. Vielleicht auch, daß sich aus dieser Doppelseitigkeit mancher Zug greller Sinnlichkeit erklärt, den man neben so sublimer Geistigkeit zu verstehen am meisten Mühe hat. Man muß sich, um über diesen Punkt hinwegzukommen, an die Satyrgestalt des Sokrates, muß sich daran erinnern, wie sich auch in der Schule des Aristipp und in der des Antisthenes die Sokratische Tugend seltsam verzerrte. Noch besser vielleicht erinnert man sich an die Rede der Mantineerin Diotima von dem Eros, der, von dem ganz sinnlich Schönen beginnend, sich stufenweise zu dem unsinnlichen und an sich Schönen erhebt. Denn offenbar, in den Tiefen der Humboldtschen Individualität war dies Auseinander und Nebeneinander seiner echten und seiner unechten Natur durch das Band der ästhetischen Empfindung vermittelt. Und so verknüpft, mochten dann beide Seiten ineinanderspielen und ihn bald in die Stimmung der Ironie versetzen, bald ihn zum heitersten Humor reizen. Es ist merkwürdig, wie wenig von diesem Verhalten des Mannes in seine schriftlichen Aeußerungen übergegangen ist. Wer nur den Schriftsteller kennt, ist schwerlich im Stande, sich seine Gesichtszüge zu einem Lachen bewegt vorzustellen. Am meisten begegnet uns noch der Ton gutmüthiger Schalkheit in den Briefen an die Prinzessin Louise. Wenn er dieser den Wiener Congreß als eine Fundgrube von Heiterkeit bezeichnet, so mögen wir wohl ahnden, wie er in munterer Gesellschaft, nach dem Ausdruck der Rahel „Menschen zu Meerkatzen verglich" oder, nach Varnhagen's Erzählung, seine Reisegefährten auf dem Wege von Frankfurt nach Paris durch frevelhaft-humoristische Paradoxien in die lachlustigste Stimmung versetzte. Ueber die Quelle aber dieses Verhaltens klären uns seine eignen Geständnisse auf's Vollständigste auf. Es sei das, sagt er, der poetische Grund des Lebens, immer über den Sachen und Begegenheiten zu stehen und nicht von ihnen gedrückt und gebunden zu werden. So löse sich der

Ernst immer in Scherz auf, ohne sich doch in Scherz zu verlieren. Diese Aeußerung gegen die Wolzogen bildet gleichsam den Text, den er gegen die andere Freundin vielfach auslegt und weiterentwickelt. Mehr als billig sei es seiner Natur eigen, „das Leben wie ein Schauspiel anzusehen." Selbst in Lagen, wo er auf ernsthaftes Mithandeln angewiesen gewesen, habe ihn diese Freude am bloßen Zusehn der Entwickelungen der Menschen und Ereignisse nie verlassen. Alle Wirklichkeit wirke durch das Medium der Phantasie auf ihn; die Lust an dem rein ausgeprägten Charakter der Menschen und der Dinge überwiege bei ihm ihr unmittelbares Gefühl auf ihn und das Verhältniß, in dem sie zu ihm stünden. Seine erste Empfindung, wenn ihn etwas Unangenehmes befalle, sei ein Reiz, über sich selbst zu lächeln, — und wie diese Geständnisse weiter lauten.

Diese Methode nun der poetischen Auffassung der Wirklichkeit hat jetzt aufgehört, zweideutig und paradox zu sein. Es ist nur noch die Diplomatie der Freundschaft, wenn er einem Gentz gegenüber versichert, daß er sich nicht denken könne, in eigentlichen Ansichten von ihm zu differiren, daß er im Grunde über alle Dinge zwei Ansichten habe u. s. w. Denn übrigens überhebt ihn seine nunmehrige Lage aller scheinbaren sowohl wie aller wirklichen Sophistik oder Frivolität. Die Gefahr, der seine Natur ihn ausgesetzt hatte, mit den Dingen in jener ironischen Weise zu spielen, welche die Blasirtheit der Romantiker zu einem eignen Standpunkt der Weltbetrachtung und Weltbehandlung ausprägte, ist verschwunden, seit er nur noch mit demjenigen beschäftigt, nur noch von demjenigen umgeben ist, was an sich schon auf poetischem und ideellem Grunde steht. Der poetische Humor hat sich überwiegend in poetischen Ernst verwandelt. Die Farbe seines Idealismus ist reiner geworden, seit er der unmittelbaren Berührung mit der Wirklichkeit enthoben ist, und sie hat gedunkelt, seit der unersetzliche Verlust ihn getroffen hat. Durch den Schmerz, welchen keine Zeit heilen kann, durch das Gefühl unendlicher Wehmuth empfängt sein Wesen eine letzte Läuterung. Seine bleibende Stimmung ist ähnlich wie sie auch in Rom nach dem Tode seines Knaben gewesen. Durch alles Glück seines inneren Lebens klingt der idealisirte und wieder poetisch gewandte Kummer hindurch. Mit aller Kraft der Empfindung weilt und hängt er über diesem Kummer. Er schließt sich eng an ihn an, er weiß sich ganz

mit ihm zu durchdringen. Denn auch der Schmerz, sagt er, „hat eine hohe läuternde Kraft, ja eine unaussprechliche Süßigkeit, wenn er sich, wie Epheu, um's Herz rankt; er hat, selbst wenn er untergräbt, sein eigen sprießendes Leben." Durch eine ganze Reihe von Sonetten tönt diese Wehmuthsmelodie bald heiterer, bald dumpfer, bald feierlicher, bald weicher hindurch.

Auch der Schmerz eine Quelle der tiefsten Befriedigung, Gleichgewicht des Wesens auch mit dem, was Verlust des Wesens ist! — einen volleren Beweis, daß dieser Mann zum harmonischen Abschluß mit sich selbst gekommen ist, kann es nicht geben. Wie seine Studien, seine Ansichten und Ueberzeugungen flüssig in einander übergehn und um Einen Mittelpunkt sich sammeln, so rundet sich sein ganzes Sein zu vollendeter Harmonie ab. Wie unbestimmt und wie vag, wie idealisirend oder wie enthusiastisch es klinge: es giebt keine andere Formel der Charakteristik für Humboldt. Jene schöne Menschlichkeit, welche darzustellen die Dichter bemüht gewesen waren, jene reine und ächte Modernisirung des Hellenischen: hier ist sie persönliche und lebendige Wirklichkeit geworden. Was uns während des Verlaufes dieser Lebensentwickelung als unablässiges und bewußtes Streben begegnete, — es ist jetzt erreichtes Ziel. Erinnern wir uns, was er ehedem an Schiller geschrieben hatte: nur in freier Thätigkeit oder in freiem Genuß lohne es sich zu leben, schlechterdings widerwärtig dagegen sei ihm diejenige Lebensauffassung, welche, ohne überwiegenden Genuß, blos Arbeit gebe und wo der Zweck der Arbeit die Befriedigung des Bedürfnisses sei. Genau dieselbe Ansicht kehrt jetzt in den Aeußerungen seines Alters wieder. Er wird nicht müde, zu wiederholen, daß er von dem Verlangen zur Wirklichkeit und zum Genießen, im gemeinen, im modernen Sinn des Wortes, sein ganzes Leben hindurch sehr frei gewesen, daß das „Bedürfen" mehr als Alles seinem Gefühle zuwider sei. Daher das Ablehnen fremden Trostes, daher die Pein, welche ihm zu sichtbar hervortretende Pflege und Sorge Andrer um sein körperliches Befinden verursacht. Daher die Indifferenz gegen Glück und Unglück, gegen Schmerz und Schmerzlosigkeit. Daher seine Gleichgültigkeit gegen Dank und Ruhm. Er rechnet nicht auf Dank bei Andern: er ist selbst der Dankbarste. Keiner ist so wenig bedürftig, und doch Keiner so in sich befriedigt und glückselig, Keiner so empfänglich für

jede Lebensfreude, und doch Keiner so unbekümmert um **das**, was man Vergnügen nennt; Keiner ein solcher Verächter des **Glücks** und doch Keiner wiederum ein so dankbarer Verehrer desjenigen Glücks, das sich ungesucht einstellt, des „recht reinen Glücks," wie er sagt, „das die Götter uns schicken, ohne daß der Mensch das Mindeste dazuthut." So zu empfinden vermag nur ein harmonisch gestimmtes Gemüth, nur eine der griechischen wahl= und wesensverwandte Individualität. Nur Eines ist dabei wohl zu beachten. Jene auch den Griechen eigne Verachtung des Bedürfens und der direct auf Befriedigung des Bedürfnisses gerichteten Arbeit, jene ideale, ästhetisch-ethische Behandlung der Verhältnisse des öffentlichen wie des Privatlebens hatte ohne Zweifel ihren eigentlichsten Grund in dem Geistescharakter jener Nation; aber sie erhielt sich und sie wurde befördert durch einen äußerlichen Umstand. Kunst, Staat und Philosophie der Griechen ruhte auf der Basis der Wohlhäbigkeit *und* der Freiheit. Eine Ansicht wie die des Platon, daß es der geringste Werth der Astronomie und Geometrie sei, Steuermänner und Feldmesser zu bilden, eine künstlerische Behandlung der Wirklichkeit, wie sie bei'm Aeschylus oder in andrer Weise bei'm Aristophanes erscheint, das Alles war nur dadurch möglich, daß diese Männer von der Noth des Lebens frei und der Arbeit um die tägliche Existenz überhoben waren. So paradox es klingt: mit der oft angefochtenen Vertheidigung der Sclaverei steht und fällt die ganze Philosophie des Stagiriten, und schwerlich würden uns jene Stellen in seiner Metaphysik entzücken, in denen die Philosophie als die allein freie, würdige und göttliche Wissenschaft gepriesen wird, wenn wir nicht jene barbarischen Argumente seiner Politik mit in Kauf nehmen müßten. Fast genau so ist der Fall mit dem Manne, der, wie kein Zweiter, ein Geistesverwandter der Griechen war. Nur auf dem Boden offenbar der wohlhäbigen Existenz, nur in einer Lage, die ihn vollkommen unabhängig stellte, konnte in Humboldt eine Denkweise gedeihen, welche die äußere Unabhängigkeit durch die innere adelte und die Bedürfnißlosigkeit zur Pflicht und Gesinnung umstempelte. Zu einem solchen Verächter des gemeinen Bedürfens kann nur derjenige in der Regel sich bilden, der leicht, was er bedarf, ja im Ueberfluß sich verschaffen kann. So heiter resignirt gegen Verlust und Unglück wird in der Regel nur der, der zu darben nicht ge-

wöhnt ist und welcher von schmählichen Schicksalsschlägen verschont blieb. Sowohl die Tugend dieses Mannes wie sein Glück ging sicherlich aus der Schönheit seiner Seele hervor; aber selbst zur Formirung dieser Schönheit gehört unzertrennlich jene Reichlichkeit des Besitzens und jene Leichtigkeit der äußeren Existenz. Immer wieder wird man an jene Schilderung der Verbindung von Glück und Tugend erinnert, wie sie Aristoteles in echt griechischem Sinne und aus dem bewußtesten Verständniß des griechischen Geistes und Lebens entwirft. Auch in dieser Schilderung ist die philosophische Beschauung der höchste Gipfel von Beidem. Auch in dieser Schilderung ist der Tugendhafte vor Allem entsagsam und genügsam, aber sein Glück muß gekrönt sein durch die Umgebung mit den Gütern des Lebens, mit dem Behagen guter Tage und der Theilnahme redlicher Freunde.

Immer wieder freilich wird man von diesen Betrachtungen zu dem Anblick des inneren Seins dieses Mannes, und zwar um so mehr zurückgetrieben, weil seine eigenen Aeußerungen fast ausschließlich dieses beleuchten. Ein Commentar zur Aristotelischen Ethik, sind dieselben doch zugleich mehr als dies. Die antike Haltung bekömmt einen Zusatz moderner Bewußtheit. Jene sittliche Schönheit, welche das Ideal der attischen Philosophie war, erscheint vertieft durch die ethischen Anschauungen Kant's und Schiller's. Die Beschauung, in der sie sich gipfelt, hat jenes vergeistigte Aussehn, das uns bis zur Rührung in der Ethik des Spinoza ergreift. Ein Zug endlich tritt zu dem Allen hinzu, den man versucht wäre, christlich zu nennen, wenn er nicht sichtbarer noch in der Besonderheit deutscher Gemüthsweise begründet wäre, ein Zug der Milde und Innigkeit, der zuletzt doch, gerade in dieser Nüancirung, Humboldt allein angehört. Zahlreich sind die Stellen, in denen der „sittlich-schöne Charakter“ im bestimmtesten Anklang an die klassischen Ausführungen Schiller's gepriesen wird, in denen mit dem ganzen Nachdruck der durchempfundenen und durcherprobten Ueberzeugung die Sätze wiederholt werden, die in den Horenaufsätzen, und schon vor den Horenaufsätzen auftraten. Aber der ganze individuelle Hintergrund, aus welchem die Handlungsweise, die Ideen, die Forschungen und das Dichten dieses Mannes hervorging, thut sich auf, ein letztes Licht fällt eben damit zurück auf die Methode wie auf die Resultate seiner wissenschaft-

lichen Arbeiten, wenn er, noch tiefer aus sich selbst herausredend, die eigenste Structur seines Innern uns bloslegt. Der Mensch, wenn er irgend ein innerliches Leben gelebt habe, müsse sich ein geistiges Eigenthum von Ueberzeugungen, Gefühlen, Hoffnungen, Ahndungen gebildet haben: willig, und ohne ihn zu stören, schließe sich dann an den Kreis dieses Besitzes auch die Wehmuth an. Und er schildert weiter diese ideale Atmosphäre, in welcher die Seele in stiller Heiterkeit athmen könne, er schildert sich und die Harmonie seines Wesens, wenn er hinzufügt, wie darin der Gedanke mit der Empfindung zusammenschmelze. „Diese Verschmelzung," so schließt er, „enthält das wahre Mittel aller wahrhaft hülfreichen Beruhigung. Der Gedanke verliert in ihr seine Kälte, und die Empfindung wird auf eine Höhe gestellt, auf der sich die verletzende einseitige Beziehung auf das persönliche Selbst und den Augenblick der Gegenwart abstumpft."

Bei solchem Zusammenhang aber aller Seiten des Gemüths, — wie hätte sich nicht auch die letzte Lücke noch schließen sollen, die vielleicht früher am meisten dem harmonischen Abschluß seines Wesens gemangelt hatte? Immer war an ihm ein stark markirtes Uebergewicht des Individualismus hervorgetreten. Dem Jüngling war „die Kraft des Individuums" heiliger gewesen als die „Allgemeinheit der Anordnung," und seine jugendliche Staatstheorie trug durchaus die Spuren dieser individualistischen Einseitigkeit. Noch dem Greis, es ist wahr, besteht der „letzte Zweck alles Daseins im Individuum." Schon der Umstand indeß, daß er sich praktisch am Staat und an der Welt versuchte, hatte ihn allmälig dahin gebracht, im Weltlichen der „Allgemeinheit der Anordnung," dem Rechte und der Bedeutung des Ganzen mehr einzuräumen. Stärker noch und in noch weiterem Sinne lehrt ihn die Stille seines Alters nach einem Gegengewicht gegen jenen Individualismus greifen. Zu der Ehrfurcht, die er vor dem Ganzen des Staates gewonnen, gesellt sich jetzt, mit den Jahren und mit der Einsamkeit wachsend, die Liebe zur Natur. Briefe und Gedichte sind Zeugniß, wie er sich der Natur um so viel näher anschmiegt, als er von den Menschen sich abwendet. Die ewigen Sterne des Himmels, die bewegliche Welle des Meeres, das Farben- und Gestaltenspiel der Wolken, die an die Scholle festgebannten, vom Winde gebeugten Bäume, die regelmäßige Wiederkehr der Jahreszeiten und wie aus Morgen und Abend der

Tag, aus Tagen und Nächten das Jahr wird, — das Alles wird ihm zum Symbol seiner Stimmungen, zum Spiegel seiner Ideen. Er lebt mit der Natur im Ganzen und Großen, er sinnt sich in ihr Walten hinein, — ähnlich wie die Waldsiedler am Ganges oder die Klausner des Montserrat. In der That, in demselben Punkte begegnet sein Geist der Natur, wo sich der sinnende Geist der Inder den Eindrücken des Himmels und der Erde aufschloß. Er selbst spricht es aus, was die Natur ihm ist. So sehr auch der Mensch für den Menschen das Erste und Wichtigste sei, so müsse man doch oft wieder erst in der Natur ein höheres und über die Menschheit waltendes Wesen anerkennen, ehe man zu dem Menschen zurückkehre. An diesem Gefühl nun bricht und berichtigt sich sein Individualismus. Alles, was von falschem und empfindsamem Subjectivismus noch in ihm sein könnte, wird in dieser Hingebung an das Naturleben herausgeläutert. Man lese die Reihe von Sonetten, welche die Ueberschrift Lea tragen. Es bedarf keines Scharfsinns, um zu entdecken, daß sich unter diesem Namen Frau von Varnhagen verbirgt. Humboldt hatte die Rahel kennen gelernt, noch ehe er zur Universität nach Göttingen ging. Monate lang hatte sie mit der Humboldt'schen Familie in Paris gelebt. Auch später, in Berlin, hatte man sich oft, regelmäßig und gern gesehn. Immer war Humboldt durch den liebenswürdigen Charakter der Frau, durch ihre Originalität und ihr lebendiges, Alles aufregendes Gespräch angezogen worden. Er schätzte ihren Geist, er anerkannte jenen oft paradoxen und oft verletzenden all' ihrem Thun und Sagen aufgeprägten Zug der Wahrhaftigkeit. Nichtsdestoweniger hatte er diese seltsame Natur sich niemals vollständig assimiliren können. Von dem letzten Grunde der zwischen ihnen bestehenden Kluft, deren er sich jetzt bei der Lectüre ihrer nach ihrem Tode von Varnhagen herausgegebenen Briefe von Neuem bewußt wurde, geben die Sonette Rechenschaft, und Rechenschaft ebendamit von dem Zuge, welchen er stärker jetzt als früher nach dem allgemeinen das Einzelleben in sich befassenden Leben des Ganzen empfand. Was ihn an dem Wesen der Rahel verletzt, ist jene spröde Eigenartigkeit, die sich trotz alles Wahrheitsdranges nie mit reiner Hingebung in's Gegenständliche und Allgemeine zu erheben vermag. Es ist das schöne, in sich gesättigte Gleichmaaß seines eignen Geistes, welches gegen den einseitigen, unbefriedigt aus sich herausstrebenden

und unbefriedigt zu sich zurückkehrenden Subjectivismus Rahel's Protest erhebt:

„Zwei Punkte sind im menschlichen Gemüthe,
Von welchen aus der Weg zum Tiefsten führet:
Das Ich, in dem das Forschen sich verlieret,
Das All, der Götterkraft freiwill'ge Blüthe.

Du hast gelebet in des Ichs Gebiete,
Hast jeder seiner Falten nachgespüret,
Gefühlet alle Flammen, die es schüret;
Kein Blick sieht mehr, wie er hinstarrend brüte.

Allein des All, in dem das Ich sich findet,
Doch daß darin es ist, als Ich nicht fühlet, —
Nie wölbte sich hervor aus Deinem Wesen.

Vertraut mit Allem, was die Brust durchwühlet,
Mit jedem ird'schen Tragen und Genesen,
Bliebst fremd Du dem, was überirdisch bindet."

Ein Bekenntniß wie dieses bedarf keines Commentars. Im Zusammenschluß des Ich und des All vollendet sich die Harmonie seines inneren Lebens. Sein ästhetischer Individualismus nimmt auf einmal, in das Element der Innerlichkeit und Beschaulichkeit gestellt, die Farbe der Frömmigkeit an. Wir bemerkten dies Hinüberschwanken aus der ästhetischen in die religiöse Empfindung schon da, wo wir ihn, im Genuß der römischen Existenz, auf dem Gipfel der künstlerisch-poetischen Befriedigung erblickten. Die Muße des Alters und die mit ihr gegebene innere Sammlung ist mehr als Rom. Noch stärker und entschiedner daher verdichtet sich jetzt das Gefühl der Harmonie im Ich und der Harmonie des Ich mit dem All zu jener echten Frömmigkeit, welche Schleiermacher einem Geschlechte gepriesen hatte, das die Religion verachtete, weil es sie mißkannte. In der That, die Frömmigkeit Humboldt's steht genau an dem Punkte, sie ist genau aus der Quelle entsprungen, die auch den „Reden über die Religion" ihren Ursprung gegeben hatte. Nur daß sie in der gedrungenen Individualität Humboldt's einen noch üppigeren Boden, einen volleren und ausgebreiteteren Inhalt hat. Ununterscheidbarer noch als selbst bei dem früheren Schleiermacher, unzertrennlicher ebendeshalb und dauernder hängt bei ihm die ästhetische mit der religiösen Andacht, die Vertiefung in die Gottheit mit der

Auffassung des Universums als des lebendigen Leibes der Gottheit zusammen. Er ist wenig in Gefahr, aus Frömmigkeit wieder vielgläubig zu werden, von der Religion von Neuem in die Phantasie- und Verstandesmythologie der Dogmatik hinüberzugerathen. Nicht durch die künstlichen Fäden der Dialektik braucht er die Kluft zu überspinnen, welche bei Schleiermacher Denken und Thun von dem frommen Gefühl scheidet. Innig ist bei ihm das religiöse mit dem Reflexionsleben verschmolzen: seine Frömmigkeit ist schlechterdings nichts Andres als die letzte, freiwillig sich erschließende Blüthe seines ganzen voll und lebendig empfundenen Wesens.

Nicht von einer Umwandlung daher, von einer Bekehrung etwa des Unfrommen, ist hier die Rede. Er war noch immer nicht frömmer als es auch Spinoza war, und er war noch immer so gut heidnisch wie er es jemals gewesen war. Jeder Mysticismus stößt ihn nach wie vor ab; er bedürfe, sagt er irgendwo, Klarheit der Gedanken und des Bewußtseins und daß nichts in ihm ohne seinen bestimmten, wohlgeordneten Willen vorgehe. Mit aller Neigung, sich gelegentlich ein Hereinragen des Uebersinnlichen in das Sinnliche vorzustellen, behauptet er doch zugleich seinen köstlichen Skepticismus; sein Glaube an Geister und Geistererscheinungen gleicht einem hartnäckigen Unglauben daran auf ein Haar. Noch in einem seiner spätesten Briefe spricht er sich klar und stark gegen eine „gewisse falsche Verschmähung der Erde“ und gegen jene irrige Beschäftigung mit einem überirdischen Dasein aus, die den Menschen der Pflicht des Lebens entziehe oder doch das Herz nicht dazu kommen lasse, die irdischen Wohlthaten der Vorsehung recht zu genießen. Seine Frömmigkeit ist Dankbarkeit und Heiterkeit, sie ist weder Selbstquälerei noch Quälerei Gottes. Seine Theorie von dem Wesen und der Stellung der Religion ist kaum alterirt im Vergleich zu derjenigen, die er in seinem jugendlichen Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit ausgesprochen. Noch immer ist der Gedankenkern seines religiösen Glaubens gut Kantisch. Noch immer ist ihm das Wesen der Religion nur zur Empfindung vertiefte Sittlichkeit. Religiöse und moralische Bildung erklärt er ausdrücklich für wesentlich identisch. Ob ein sittlicher Mensch auch nothwendig ein religiöser sein müsse, erscheint ihm als eine unnütze Frage. Denn die wahre Sittlichkeit, meint er, setze in ihren höchsten Principien eine solche An-

erkennung von dem Verhältniß des Menschen zu dem, was über die Endlichkeit hinausliegt, voraus, daß sie selbst nothwendig Religion sei. Ebensowenig stehen ihm Religion und Kunst in irgend einem Verhältniß des Gegensatzes; die wahre und echte Poesie weilt ganz und gar in demselben Gebiete wie die Religion; zum Beweise dafür citirt er die großen Tragödien des Alterthums und der neueren Zeit; sie alle, sagt er, „beruhen auf der Vorstellung der Abhängigkeit des endlichen Menschen von einer unendlichen Macht, und auf der Nothwendigkeit, das Endliche dem Ueberirdischen zum Opfer zu bringen.“ 1)

So beschaffen ist die Frömmigkeit und so beschaffen ist die Religionstheorie Humboldt's. Sein Frommsein ist weder etwas Apartes noch etwas Neues. Das einzig Neue besteht darin, daß ganz von selbst die Andacht und Innigkeit, die ihm von jeher eigen gewesen, ihren Stoff mehr dem Ueberirdischen entnimmt, mehr in der Ahndung als in der Anschauung webt. Er liebt es jetzt mehr als sonst, auch die Sprache der Religion zu sprechen. Ausdrücklich vergleicht er seine inneren Zustände mit denen „der recht frommen Menschen.“ Mit Absicht bedient er sich des Ausdrucks, daß der Mittelpunkt seines Bestrebens der sei, „das Heil seiner Seele“ zu besorgen, und dann wieder des andern, daß er „nach dem Frieden trachte, den die Welt nicht geben könne.“ Fast gleich geläufig ist ihm die fromme Anschauung, welche der alten, und die, welche der christlichen Welt angehört. Bald wendet er Christliches, ohne daß dadurch ein Hiatus in seinem Gefühl entstünde, in's Antike herum, bald wieder giebt er dem Antiken eine Wendung in's Christliche. Die Ergebung in die Fügung des Schicksals bildet das Thema vieler seiner Sonette, aber ebenso gern und oft spricht er in der Sprache des christlichen Glaubens das fromme Vertrauen aus, daß über dem Menschenschicksal „die ewige Güte wacht.“ Vielmehr aber, die Macht der tiefsten, reinsten und menschlichsten der Religionen macht sich siegreich auch an diesem stärksten und eigengebildetsten Geiste geltend. Es ist eine liebenswürdige Herablassung, wenn er sich anschickt, der Freundin auf

1) Vergl. außer zahlreichen Stellen der Briefe an eine Freundin das von Alexander v. Humboldt in der Vorrede zu der Sonettsammlung mitgetheilte Fragment „Ueber das Verhältniß der Religion und der Poesie zu der sittlichen Bildung“ a. a. O. S. IX ff.

ihre Bitte irgend eine neutestamentliche Stelle zu erklären. Es ist mehr als Herablassung, wenn er wiederholt der christlichen Auffassung von dem Verhältniß des Menschen zur Gottheit das Wort redet, wenn er vor allen anderen den Bildern und Lehren des Neuen Testaments den Vorzug giebt, als denjenigen, in welchen seiner eigenen Stimmung und Meinung am meisten entsprochen werde.

Und wie hätte es auch anders sein können? Lehrt doch keine Religion wie diese, dem „Hängen an der Welt“ entsagen, weiß doch keine wie diese in der rückhaltslosen Hingebung des Selbst an die Gottheit zugleich den unendlichen Werth der Persönlichkeit zu achten und zu schätzen. Gerade dies aber war es, worin nothwendig die Frömmigkeit dieses Mannes culminiren mußte. Er konnte nur fromm sein, wenn ihm gestattet war, sich von allem Aufgeben seiner endlichen Eigenheit immer wieder in einem Gefühle und einer Idee zu sammeln, die ihm den Besitz seiner wahren Individualität zurückerstatteten. Aus dem Grunde seiner Frömmigkeit steigt die Hoffnung auf Unsterblichkeit, der Glaube an eine persönliche Fortdauer auf. Zu dieser Hoffnung und zu diesem Glauben drängt Alles in ihm hinaus. Nur hier lösen sich die Probleme seiner geschichtsphilosophischen Betrachtungen. Nur im Jenseits findet jenes „Hinausblicken über das Irdische“ ein festes Ziel. Zum Jenseits hebt ihn die Liebe zu der Verlorenen und die Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit ihr. Der Glaube an das Leben nach dem Leben ist für ihn ein Postulat der Liebe und des Gedankens. So tritt er in einer Reihe von Sonetten auf. So berührt er ihn häufig in den Briefen an Charlotte, so namentlich in einem Brief an die Wolzogen. „Ich habe,“ schreibt er, „von Jugend auf eine große Zuversicht zu der Kraft des Gedankens gehabt, und die Zuversicht wächst, wenn man sich eines Gefühls in sich bewußt ist, das nicht so stark, so dauernd sein könnte, wenn es nicht Stoff der Ewigkeit in sich trüge. Eine wahrhaft empfundene Liebe kann nicht untergehn. Die Kraft, die über das Grab hinausträgt, liegt in ihr.“ Es ist im weiteren Verlauf dieser Stelle, wo zugleich das individualistische Motiv dieses Glaubens besonders stark hervortritt. So mächtig ist das Gefühl der Individualität in diesem Manne, daß es sich zu dem paradoxen Gedanken zuspitzt, es könne die Fortdauer nach dem Tode auch wohl ein durch das Leben errungenes Vorrecht Einzelner sein. „Es giebt,“

sagt er, „eine geistige Individualität, zu der aber nicht Jeder gelangt, und diese, als eigenthümliche Geistesgestaltung, ist ewig und unvergänglich. Was sich nicht so zu gestalten vermag, das mag wohl in das allgemeine Naturleben zurückkehren.“

Man sieht an dieser Wendung, und sieht nicht an ihr allein, was es mit dem einzigen Glaubensartikel des Mannes für eine Bewandtniß hatte. Auch sein Glauben war nur zweifelndes Ahnden und Hoffen, resignirtes Wünschen und Sehnen. Von Ueberzeugtheit wird er immer wieder zu skeptischer Erwägung, von der Skepsis zu neuer Ueberzeugung zurückgeworfen. Im Schwanken gerade zwischen Glauben und Unglauben thut er sich ein Genüge. Aus Frömmigkeit glaubt er: er ist frömmer, wenn er auf die beseligendste seiner Hoffnungen verzichtet. „Ich muß offenherzig gestehen,“ so lautet das edelste und schönste seiner Bekenntnisse, „daß ich, wäre es auch unrecht, nicht an einer Hoffnung jenseits des Grabes hänge. Ich glaube an eine Fortdauer, ich halte ein Wiedersehen für möglich, wenn die gleich starke gegenseitige Empfindung zwei Wesen gleichsam zu Einem macht. Aber meine Seele ist nicht gerade darauf gerichtet. Menschliche Vorstellungen möchte ich mir nicht davon machen, und andere sind unmöglich. Ich sehe auf den Tod mit absoluter Ruhe, aber weder mit Sehnsucht, noch mit Begeisterung.“

An einen Mann, welcher dergestalt mit vollendetem Gleichmuth und in der Haltung der uneigennützigsten Frömmigkeit selbst über sein Liebstes sich zu erheben vermochte, — an einen Solchen hatte die Erde nichts mehr zu fordern. Das Leben hatte ihn fertig gemacht. Der Tod fand einen vollkommen vorbereiteten Menschen.

Mit den Beschwerden des Alters verkündete sich das Annahen des Todes. Plötzlich, und zwar seit dem Hingange seiner Lebensgefährtin, hatten dieselben sich eingefunden. Die überangestrengten Augen, schon in früherer Zeit öfter leidend, begannen stumpf zu werden, und, um sie zu schonen, wurde manche Stunde der strengen Arbeit entzogen und jenem stillen Nachdenken zugewandt, das ihm so süß war und das er so fruchtbar zu machen verstand. Aber auch die Hand versagte den Dienst, je länger, je mehr machte sich eine allgemeine Unbehülflichkeit und Ungelenkigkeit der Glieder bemerklich. Immer hatte dieser Körper den Eindruck gemacht, daß er die Behausung eines rastlos und gleichmäßig arbeitenden Geistes sei. Die

hohe, etwas zurücktretende Stirn, die großen, herausdrängenden Augen, die Ruhe der Mienen, die zarte Blässe des Gesichts, die vorgebogene Haltung der hageren Gestalt — Alles verrieth die Herrschaft einer mächtigen und unbesieglichen Intelligenz. Jetzt indeß erschien der Rumpf noch stärker gebückt, der Schritt kürzer und unsicherer; man bemerkte ein immer zunehmendes Zittern der Glieder und ein Schwanken des Hauptes; die sanftschneidende Stimme klang noch feiner und leiser als früher. Das allgemeine Befinden Humboldt's war bei alle dem wenig verändert. Er besaß eine zähe, nervenstarke Constitution. Die regelmäßige Lebensweise, der Aufenthalt im Freien, die täglichen Spaziergänge wirkten wohlthätig. Noch stärkere Mittel wurden nicht ohne Erfolg versucht. Alle Schwächen, die sich zeigten, deuteten auf ein Leiden des Rückgrats. Auf Anrathen des Arztes fügte sich daher Humboldt zum Gebrauch eines Seebades. Er besucht zum letzten Mal 1830 Gastein; von seiner Tochter begleitet, reist er statt dessen in den nächsten Sommern nach Norderney. Es sind die einzigen Reisen, die er noch unternimmt; nur ungern trennt er sich jedesmal von der Heimath: die liebere von den beiden Hälften, in die sich jetzt sein Jahr theilt, sind die zehn Monate ungestört ruhigen Aufenthalts auf seinem Landsitz. Im Sommer 1833 endlich nimmt er Abschied vom Meere; zum ersten Mal bringt er das folgende Jahr ganz in Tegel zu. Immer zwar hat sich die Heilkraft des Seebades in seinen unmittelbaren Nachwirkungen fühlbar gemacht: im Ganzen sind seine Gebrechen in langsamem aber unaufhaltsamem Fortschreiten begriffen.

Da, nachdem sie sich im Winter 1834 auf 1835 auf besorgliche Weise gesteigert haben, zieht er sich am Geburtstage seiner Gattin, bei einem Gang zu der oft besuchten Grabstätte, eine Erkältung zu. Sein ganzer Zustand verschlimmert sich in Folge dessen. Zufälle von Ohnmacht, die sich stärker wiederholen, werfen ihn endlich, Ende März, auf ein kurzes Krankenlager, das er nicht wieder verlassen soll. Es waren zehn Tage der peinlichsten Aufregung, wechselnder Sorge und Hoffnung für die Seinigen. Ihm aber war es vergönnt, zu sterben, wie er oft den Wunsch ausgesprochen hatte: mit unverminderter Klarheit des Bewußtseins und noch das scheidende Leben mit heiterer Besonnenheit beobachtend. Denn aus Phantasien und Betäubungen erwachte er nur, um mit vollkommen freiem Geiste

Worte des Dankes, der Liebe und des Trostes denen auszusprechen, die ihn umstanden. Mit ersterbenden Lippen wiederholte er die Sprüche alter und neuer Dichter, die ihn durchs Leben begleitet hatten, und noch zuletzt, ehe sie sich für immer schlossen, waren seine Augen auf das Bild der Theuren geheftet, mit welcher wiedervereint zu werden das süße Spiel seines Hoffens war. Am Abend des 8. April, als eben die Sonne ihre letzten Strahlen in sein Zimmer warf, hatte er aufgehört zu athmen. Er stand am Schlusse seines achtundsechzigsten Lebensjahres.[1])

Nur an Einer Stätte durfte sein Körper in die Erde gesenkt werden. Im Garten zu Tegel, an der Säule, welche die Hoffnung trägt, dort ruht an der Seite seiner Gattin auch Wilhelm von Humboldt. Es ist der edelste und erfreulichste Begräbnißplatz, den man sehen kann. Ueber seinem Grabe scheint der Entschlafene den Geist zurückgelassen zu haben, der ihn am Abend seines Lebens erfüllte und mit dem er scheidend die Seinigen mahnte, nie anders als in Heiterkeit seiner zu gedenken. Man erinnert sich an dieser Stätte nicht sowohl des geistvollen Schriftstellers, des ideenreichen Staatsmanns, des in die Tiefen dringenden Forschers, als des edlen, reichbegabten, vollendet entwickelten Menschen. Man ergreift ebendamit sein eigenstes Wesen und wird in den Stand gesetzt, ihn gerecht und wahr zu beurtheilen. Wir nennen ihn nicht einen großen Mann: wir nennen ihn einen glücklichen, weisen und guten Menschen. Die menschlichsten Schwächen wog er auf durch die menschlichsten Tugenden. Unendlich mehr wirkte er durch das, was er war, als durch das, was er schuf und handelte. Er drängte nicht sowohl seine Zeit in neue Richtungen, als er das Beste dieser Zeit in sich aufnahm, und es individuell gestaltete.

Wenn man einem solchen Mann kein Denkmal errichtet, so bedarf er auch keines. Denkmals genug, was er war, was er ist und was er der Zukunft sein wird. Denn der Huldigung und Verehrung derer bleibt er gewiß, welche sich an dem Adel seines Charakters und an der Liebenswürdigkeit seines Gemüths zu erbauen wissen. Aber auch die Wissenschaft und die Politik wird dasjenige nicht um-

---

1) Siehe die Krankheits- und Todesberichte des Arztes und des Bruders bei Schlesier II. 552 ff.

gehen können, was in seinem Wesen und Leben in die Erscheinung trat. Wenn der Glanz der Systeme vollends erblichen und das Schulgeschwätz der Sophisten verachtet sein wird, alsdann wird jene Forschungsweise im Werthe steigen, die mit lebendigem Geist nichts als die einfache und lebendige Wahrheit der Dinge sucht. Wenn die Staatskunst der Gedankenlosigkeit ihr Schicksal erfüllt und wenn der Wahnsinn der Reaction ausgetobt haben wird, alsdann wird heller das Bild des Mannes strahlen, der dem Staatsleben das Gesetz maaßvoller Freiheit einzupflanzen und die widerstrebende Wirklichkeit unter die Herrschaft der Ideen zu beugen gelehrt hat.

Druck von Carl Schultze in Berlin,
Neue Friedrichsstraße 47.

Digitized by Google